Die Verlobten.

Geschichtlicher Roman

von

Alessandro Manzoni.

Deutsch

von

Eduard von Bülow.

Erster Theil.

Manzoni
Die Verlobten
1

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1828.

BIBLIOTECA
NACIONAL

Die Verlobten

von

Alessandro Manzoni.

Erster Theil.

Die Verlobten.

Erstes Kapitel.

Der Theil des Comerſees, welcher ſich mittagwärts zwiſchen einer ununterbrochenen Hügelreihe hindurchwindet und eine Menge kleiner Buſen und Golfe bildet, zieht ſich plötzlich mit den Bergen zuſammen und erſcheint als Strom, dem zur Rechten ein Vorgebirge, zur Linken ein Fluß. Eine Brücke verbindet die beiden Waſſer und gerade bei ihr hört der See auf, und die Adda beginnt, um ſpäterhin wieder See zu werden, wo die Ufer ſich von neuem von einander entfernen und abermalige Buchten und Golfe entſtehen. Der Fluß entſpringt aus drei Gießbächen und lehnt ſich an die Rücken zweier benachbarter Berge. Der eine iſt der Sankt-Martinsberg, der zweite heißt im Lombardiſchen Dialekte il Resegone, wegen der vielen, kleinen Spitzen, die ihm wirklich Aehnlichkeit mit einer Säge geben. Der Fluß ſteigt

eine Meile mit einer leisen Anhöhe und verschwindet dann zwischen Hügeln und kleinen Thälern.

Felder und Weinberge, Städte, Dörfer, Landhäuser und Wälder wechseln bunt mit einander ab. Lecco ist die Hauptortschaft und giebt der ganzen Umgegend den Namen. Es liegt unfern der Brücke an den Ufern des Sees, wenn er anschwillt, oft mitten in ihm. In früheren Zeiten hatte der Flecken auch ein Kastell. Deshalb genoß er der Ehre, einen Kommandanten, und des Vortheils, eine Garnison spanischer Soldaten zu beherbergen; die den Mädchen und Frauen des Landes Artigkeit lehrten, einem Ehemanne oder Vater hie und da die Schultern ausklopften, und am Ende des Sommers niemals unterließen, in den Weinbergen herum zu kriechen, die Trauben abzunehmen, und den Landleuten so die Beschwerden der Weinlese zu erleichtern. Von einer dieser Besitzungen zur andern laufen, von Hügel zu Hügel, bis zum Flusse hinab, kleine Wege und Stege, abschüssig, rauh oder eben, hie und da unter Mauern vergraben, so daß man aufsehend, nichts erblickt als ein Stückchen Himmel oder eine Felsspitze. Nach und nach erheben sie sich zu offenen Erddämmen, der Ausblick erweitert sich mehr oder weniger, bleibt aber immer reich und neu, jenachdem die verschiedenen Punkte mehr oder weniger von der Fülle der Gegend wiedergeben und dieser oder jener Theil der Landschaft abwechselnd sich darstellt oder verschwindet. Hier eine Landstrecke,

dort eine weite Wasserfläche. Jetzt zeigt sich der See, in der Ferne abgeschlossen oder sich scheinbar in irgend eine Gruppe oder ein Labyrinth von Bergen verlierend, die sich, einer nach dem andern, erheben und im Wasser mit der Landschaft verkehrt zurückgespiegelt erscheinen. Hier zeigt sich ein Arm des Stroms, dort wieder See, und wieder Strom, der sich zwischen den Gebirgen hell durchschlängelt und sich ebenfalls am Horizonte verliert. Alle diese Scenen haben etwas sehr Angenehmes und Heimisches und ihre Wildheit wird dadurch gänzlich gemildert.

Auf einem der Wege schlenderte am Abend des 7. November 1628 Don Abbondio, Pfarrer in einem nahegelegenen kleinen Orte, von einem Spaziergange nach Hause. Er betete in aller Ruhe seinen nächsten Gottesdienst ab, schloß nach einem oder dem andern Psalme das Brevier, legte den Zeigefinger der rechten Hand zum Zeichen dazwischen und beide Hände auf den Rücken. Er setzte dabei, zur Erde niederblickend, seinen Weg fort und schleuderte mit dem Fuße die kleinen Kiesel und Steine zur Seite an die Mauer. Er erhob sein Antlitz, sah langweilig rings um sich her und heftete den Blick auf einen Bergrücken, von dem die Strahlen der Sonne schon geschieden waren und nur noch durch die Spalten des gegenüberstehenden Hügels leuchteten. Sie malten sich auf den einzelnen, hervorstehenden Massen in purpurnen Streiflichtern.

Er schlug das Brevier abermals auf, las ein Stück und gelangte zu einer Krümmung des Weges, wo er allemal auf- und sich umzusehen pflegte. Die Straße lief nun etwa sechzig Schritte weit gerad' aus und theilte sich dann in zwei schmälere Fußwege. Der zur rechten Hand führte bergaufwärts zur Wohnung des Pfarrers, der zur Linken ging ins Thal hinab bis zu einem Strome und war nur von einer sehr niedrigen Mauer umgeben. Die inneren Mauern der beiden Wege vereinten sich nicht winkelförmig, sondern in einer kleinen Capelle, die mit seltsamen, länglichen, geschlängelten Figuren bemalt war. Des Künstlers Absicht mochte wohl gewesen seyn, Flammen darzustellen und mit den Flammen noch andere verschiedene Gestalten, nämlich Seelen aus dem Fegefeuer. Flammen und Seelen waren ziegelsteinfarben, auf grauem Grunde, und der Kalk hie und da abgelöst.

Als der Pfarrer nach der Kapelle hinsah, hatte er einen ihm gar nicht erfreulichen Anblick. Er bemerkte nämlich, da wo sich die Wege schieden, zwei Menschen. Der eine saß rittlings auf der kleineren Mauer und hatte ein Bein nach außen herabhängen, das andere stand auf dem Wege. Der andere lehnte neben ihm an der Mauer, die Hände kreuzweis über die Brust geschlagen. Beider Aussehen und Haltung ließ über ihren Stand nicht in Zweifel. Einer wie der andere hatte ein grünes Netz auf dem Kopfe, das auf die linke Schulter herabfiel und in einer großen Quaste

endete. Auf der Stirne gukte unterm Netze ein gewaltiges Toupee hervor. Sie trugen große an den Spitzen gekräuselte Knebelbärte. Die Jacke hielt ein blanker Ledergürtel zusammen, woran, mit Haken befestigt, zwei Pistolen und ein Pulverhorn hingen. In der rechten Tasche der weiten Pumphosen erblickte man den Heft eines Dolches. Links klirrte ein großer Degen mit ungeheurem Gefäße, das aus einer blanken, leuchtenden, mit vielen Ziffern bezeichneten Messingplatte bestand. Kurz, der erste Anblick erwies beide Kerle für Bravi. —

Diese Menschenklasse hat sich jetzt ganz verloren, war aber damals und schon seit langen Zeiten in der Lombardei sehr ausgebreitet. Die Regierung hatte ihr entgegengestrebt, doch ohne Erfolg. Besondere Mühe gab sich Don Carlos von Arragonien, als Gouverneur von Mailand und Generalkapitain von Italien, in den Jahren 1583 und 84, ihre Banden auszurotten. Wer nur den Namen Bravo führte, selbst wenn man ihn keiner Verbrechen beschuldigen konnte, sollte gehangen werden. Aber der Bravi wurden nicht weniger, sondern nach diesen Maasregeln in Stadt und Land nur immer mehr und mehr, und alle folgenden Gouverneure hatten mit ihnen zu thun und zu kämpfen, ohne ihnen den Todesstoß beibringen zu können. Auch zur Zeit unserer Geschichte und zwar ein Jahr vor dem Vorfalle mit Don Abbondio hatte

der Gouverneur Don Gonzalo Fernandez de Cordova neuere geschärftere Verordnungen erlassen.

Die beiden bezeichneten Bravi standen augenscheinlich auf der Lauer; wie erschrak aber Don Abbondio, als er aus ihren Gesten wahrnahm, daß es ihm gelte. Als sie ihn erblickten, sahen sie sich an und erhoben die Köpfe und schienen ihn beide zu gleicher Zeit als den rechten zu erfinden. Der, welcher saß, fuhr sogleich empor, zog sein Bein auf den Weg herüber, der andere richtete sich von der Mauer auf und beide naheten ihm. Er hielt sein Brevier offen in der Hand und schien zu lesen, warf aber einen Blick nach dem andern darüber hinaus, sie zu beobachten. Als er sie näher kommen sah, bestürmten ihn mit einem Male tausende von Gedanken. — Er hielt sogleich innern Rath mit sich selbst, ob zwischen den Bravi und ihm nicht noch irgend ein rechts oder links ablaufender Weg befindlich sey; so viel er sich erinnerte gab es keinen. Nun forschte er streng nach, ob er jemals irgend einen Vornehmen oder Rachsüchtigen beleidigt habe; sein Gewissen sprach ihn frei, und dennoch rückten ihm die Bravi immer näher und näher. Er putzte am Halstuche, als ob er es ordnen wolle, fuhr sich dabei mit dem Zeige- und Mittelfinger der linken Hand rings um den Hals, wandte das Gesicht rückwärts, um irgend ein menschliches Wesen hinter sich zu erspähen; vergebens! — Er warf einen Blick über die Mauer hinweg auf die Felder; auch da Nie-

mand, noch einen vor sich; auch da Niemand als die Bravi. Was nun thun? — Zum Umkehren war's zu spät. Davon laufen, war nur eine Anregung zur Verfolgung. Da also an einen Ausweg nicht mehr zu denken war, so beschleunigte er seine Schritte, um die beängstigenden Augenblicke vor der Gefahr zu kürzen, sang mit lauter Stimme ein Liedchen, verzog sein Gesicht, so heiter und ruhig er vermochte, zwang sich selbst ein Lächeln ab und als er die beiden Furchtbaren erreicht hatte, sagte er zu sich: Nun, Gott befohlen! und blieb vor ihnen stehen. „Herr Pfarrer!“ rief ihn einer derselben an, indem er ihn scharf fixirte.

„Was wollt ihr?“ entgegnete Don Abbondio, von seinem Buche aufsehend und es mit beiden Händen vor sich hin haltend.

Der Andere fuhr mit drohendem, zornigem Blicke fort: „Ihr wollt morgen Renzo Tramaglino und Lucia Mondella trauen?“

„So ists!“ erwiederte Don Abbondio mit zitternder Stimme, „so ists! Die Herren sind Weltleute, und wissen am Besten wie es mit solchen Dingen zugeht. Der arme Pfarrer wird nicht darum gefragt. Sie machen ihre Geschichten unter sich ab, und dann kommen sie zu uns, so wie man zu einer Wechselbank geht, und wir sind ihre gehorsamsten Diener!“

„Schon gut!“ sagte der Bravo leise aber befeh-

lend, „die Trauung wird nicht vollzogen, weder morgen, noch jemals!“

„Aber meine Herren!“ entgegnete Don Abbondio mit der allersüßesten und sanftesten Ueberredungsstimme, „habet doch die Gnade, euch einmal an meine Stelle zu versetzen. Ja wenn die Sache von mir abhinge . . . . aber Ihr sehet doch, daß ich ganz und gar nichts dagegen thun kann.“

„Könnte die Sache,“ rief ihm der Bravo zu, „mit Geschwätz abgemacht werden, so würdet Ihr uns längst schon im Sacke haben. Wir wissen nichts weiter davon und wollen auch nichts weiter davon wissen. Ihr seid gewarnt . . . . und versteht uns!“

„Aber die Herren sind doch zu gerecht und vernünftig“ . . . . winselte der Pfarrer.

„Aber!“ . . . . unterbrach ihn der zweite Bravo, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte, „die Heirath unterbleibt, oder“ . . . . (hier folgte ein tüchtiger Fluch) „wer sie vollziehen will, den wird's gereuen, denn er möchte keine Zeit dazu behalten!“ (abermals ein Fluch.)

„Komm, komm!“ rief der zweite, „der Herr Pfarrer versteht schon Lebensart und wir sind ehrliche Leute, die ihm, wenn er vernünftig ist, nichts anhaben werden. Besten Gruß an Euch, Herr Pfarrer, von unserem gnädigen Herrn Don Rodrigo!“

Bei diesem Namen war Don Abbondio wie vom Donner gerührt. Er verneigte sich unwillkührlich bis

zur Erde und sagte: „Wenn Ihr mir nur beizubringen wüßtet“ . . . . .

„Ach! bringt Euch selbst etwas bei, ihr versteht Latein!“ unterbrach ihn der andere Bravo, mit einem tölpischen, wilden Gelächter. „Kurz und gut, es kommt auf Euch an. Und vor allem untersteht Euch ja nicht, von dem, was wir zu Eurem Besten sagten, ein Wort verlauten zu lassen; sonst wäre es eben so schlimm, als hättet Ihr die Heirath vollzogen! Nun, habt Ihr noch etwas an Don Rodrigo zu bestellen?“

„Versichert ihn meiner Ehrfurcht — — —“

„Weiter, weiter, Herr Pastor!“

„Und daß — ich — stets — zu seinen — Diensten — bereit sey.“ Don Abbondio wußte nach diesen Worten nicht, ob er sie als Versprechen oder Kompliment gegeben habe. Die Bravi nahmen sie aber ernstlich.

„Sehr wohl! Nun gute Nacht, Herr Pfarrer!“ sagte der Eine, und Beide machten sich auf den Weg. Vorhin hätte Don Abbondio alles darum gegeben, sie los zu seyn, jetzt verlangte ihn eben so sehr nach Fortsetzung des Gespräches und der Verhandlungen. „Meine Herren!“ — — — begann er, indem er das Buch mit beiden Händen zumachte. Aber die hörten nicht mehr auf ihn, hatten schon ein Stück des Weges, auf dem sie gekommen waren, wieder zurückgelegt und sangen dazu ein schlechtes Lied. Der

arme Don Abbondio behielt einen Augenblick den Mund offen wie verzaubert, dann schritt auch er auf seinem Wege weiter, doch höchst verdrießlich und langsam und eben in keinem angenehmen Gemüthszustande.

Wir wissen schon, daß Don Abbondio nicht sehr löwenherzig ist. Er hatte aber seit seinen ersten Lebensjahren wissen können, daß das Thier am schlimmsten daran, was klauen- und zahnlos und doch nicht geneigt sei, sich verzehren zu lassen. Das bloße Gesetz war zum Schutz eines ruhigen, harmlosen Menschen nicht mehr genügend. An Gesetzen und Strafen gegen Gewaltthätigkeit fehlte es zwar an und für sich nicht. Die Gesetze trafen auch ziemlich derb, die Strafen waren aufgefrischt, und gingen in die versteckteften Fälle ein, ja sie waren oft selbst übertrieben streng und überließen ohnedem noch der Willkühr jedes Richters ihre Vergrößerung. Wer nur einigermaßen die Rechte studiert hatte, konnte fast ohn' alle Hindernisse nach Gutdünken verdammen und lossprechen, wie auch die harten Strafgesetze gegen die Bravi darthaten. Bei dem allen bewiesen aber alle die vielen, verstärkten und neu ertheilten Befehle und Verordnungen nichts, als der Regierungen Unkraft. Brachten sie Wirkung hervor, so war es sicher nur die, die Drangsale und Leiden der Schwachen und Friedliebenden, so wie den Trotz und die Wildheit der Verbrecher zu mehren. Strafloſigkeit war förm-

lich an der Tagesordnung und hatte so tiefe Wurzeln gefaßt, daß Geschrei und Klagen ihr von gar keinem Schaden mehr waren.

Eben so war es mit den Freistätten und Privilegien einiger Stände, die theilweise gesetzliche Kraft besaßen, theilweise mit neidischem Schweigen geduldet oder mit vergeblichen Klagen angefochten wurden. Jeder einzelne Betheiligte vertheidigte sie mit Eifer und Gier, und bewachte mit der größten Aengstlichkeit Punkt für Punkt.

Ward nun diese Strafloſigkeit vom Geschrei erschüttert und bedroht, aber dennoch nie zerstört, so mußte sie natürlich immer mehr streben, sich neue Kräfte und Dauer zu verschaffen. So geschah es auch. Klagte man die Gewalthaber an, so thaten sie ihr Möglichstes, die Klagen zu unterdrücken und ein Verbot gegen sie auszuwirken. Jeder gutmüthige, schwache und schutzlose Mensch war ihnen stets ausgesetzt; denn indem sie das Ziel im Auge behielten, über Jedermann zu gebieten, unter dem Vorwande, jedem Verbrechen zuvorzukommen oder es zu bestrafen, unterwarfen sie alle Handlungen eines Privatmannes der freien Willkühr von Richtern und Rechtsgelehrten. Wer aber, vor dem Verbrechen, seine Maasregeln genommen hatte, sich bei Zeiten in ein Kloster zu retten oder in einen Pallast, wohin nie ein Häscher den Fuß zu setzen gewagt haben würde, oder ehe andere Maßregeln eine Livree anzog, die zu ver-

theidigen im Interesse der Eitelkeit irgend einer mächtigen Familie oder eines ganzen Ranges lag, der war frei in allem, was er that, und konnte alle wider ihn anhängig gemachten Beschwerden verlachen. Eben von denen, die den Verbrecher richten sollten, gehörten stets einige durch ihre Geburt zu dem bevorrechteten Stande, andere hingen von ihm ab. Die einen wie die andern aber bekannten sich zu seinen Grundsätzen, es sey nun aus Erziehung, Interesse, Gewohnheit oder Unselbstständigkeit, und hüteten sich wohl, wegen eines armseligen, an den Straßen- und Wegecken befestigten Stück Papiers, dagegen zu verstoßen. Die unmittelbaren Richter aber hätten so kühn wie Helden, so gehorsam wie Mönche, so demüthig wie Märtyrer seyn können, sie würden dennoch nichts ausgerichtet haben, denn ihrer waren, gegen die Zahl derer, mit denen sie nothwendig in Streit gerathen mußten, viel zu wenig, und ihre Gegner hätten sie sicher aufgeopfert. Da diese nun gewöhnlich zu den ruchlosesten Geschöpfen der Zeit gehörten, so wurde ihr Amt, selbst von denen, die darunter leiden konnten, für entehrend gehalten und ihr Titel gereichte zum Schimpfworte. Natürlich also, daß sie, statt sich aufs Spiel zu setzen und ihr Leben bei Unausführbarem zu vergeuden, ihre Unthätigkeit und Gunst an die Großen verkauften und sich vorbehielten, ihre abscheuliche Gewalt nur da auszuüben, wo es keine Gefahr für sie hatte und nur die Unter-

drückung und Quaal eines arglosen Menschen, ohne Waffen zur Vertheidigung, galt.

Wer beleidigen will oder beleidigt zu werden fürchtet, sucht natürlich Beistand und Genossen. Daher wurde damals auch die Partheisucht bis zum höchsten Punkt getrieben. Jedermann suchte sich durch andere immer stärker und stärker zu machen. Die Geistlichkeit strebte, ihre Abgabenfreiheit immer mehr festzustellen und zu erweitern, der Adel seine Vorrechte, der Soldat seine Freiheiten. Die Kaufleute und Handwerker verbanden sich zu Innungen und Brüderschaften, die Rechtsgelehrten, die Aerzte zu Korporationen. Jede dieser kleinen Oligarchien hatte ihre besondere, eigene Macht, in jeder fand der Einzelne den Vortheil, die vereinten Kräfte Anderer, je nach der Größe seiner Autorität und Geschicklichkeit, für sich in Bewegung zu setzen. Die Ehrlichen gebrauchten diesen Vortheil zu ihrer Vertheidigung, die Ruchlosen und Verschlagenen führten damit ihre schlechten Streiche aus, wozu ihre eigene Kraft nicht genügt und sie nicht hinreichend vor der Strafe gesichert haben würde.

Diese Verbrüderungen waren nun aber sehr ungleich, und besonders auf dem Lande übte der reiche, mächtige Adlige, mit einer Schaar Bravi und ihm besonders zugethaner Bauern eine Herrschaft aus, der kein anderer Bund Widerstand zu leisten vermochte.

Don Abbondio war weder adlig, noch reich, noch muthig, er hatte daher seinen Eltern, die ihn zum

Prieſter machen wollten, willig gehorſamet, ſich aber eben nicht ſehr um Beſtimmung und Pflichten ſeines Standes bekümmert. Er fähigte ihn, ſein Brod gemächlich zu verdienen, vereinigte ihn mit einer angeſehenen, mächtigen Parthei, und dieſe Urſachen reichten zu ſeiner Wahl hin. Aber jede Klaſſe kann den Einzelnen nur bis zu einem gewiſſen Punkte ſchützen und nie zugeben, daß er ſeinem eigenen Syſteme folge. Don Abbondio dachte nur immer auf ſeine eigene Sicherheit, und wollte ſich zu Erlangung größerer Vortheile weder bemühen noch etwas wagen. Sein Syſtem beſtand beſonders darin, daß er allem Streite auswich, und wo dies nicht möglich war, nachgab: erklärte Neutralität in allen ihn umgebenden Kriegen: in den damals häufigen Uneinigkeiten zwiſchen der Geiſtlichkeit und weltlichen Gewalten: in den auch nicht ſeltenen Streiten zwiſchen Offizers und Adligen, Adligen und Gerichtsperſonen, Bravi und Soldaten, bis zur Rauferei zwiſchen zwei Bauern, die aus einem Worte entſtand, und mit Fauſt und Dolch ausgemacht ward.

War ſeine Theilnahme für die eine oder die andere Parthei unumgänglich nöthig, ſo hielt er ſich ſtets zur ſtärkeren und behielt dabei noch wo möglich den Rücken frei, indem er der anderen zu verſtehen gab, daß er nicht freiwillig gegen ſie kämpfe und ihr vorwarf, warum ſie nicht die ſtärkere ſey? Er würde ſich dann weit lieber ihr zugeſellt haben. Indem er ſich

so nun stets zum Uebergewichte hielt, kleiner flüchtiger Beleidigungen nicht achtete, mit Unterwürfigkeit ernstlichere und überdachtere aufnahm, und durch immerwährende Komplimente und launige Ehrerbietung selbst dem Mürrischsten, Trotzigsten ein Lächeln abnöthigte, wenn er ihm begegnete; war es dem armen Manne gelungen, sich sechzig Jahre lang frei von bedeutendem Unglücke zu erhalten. Es sey damit nicht gesagt, daß nicht auch er seine Galle besessen habe. Dies stete Dulden und Rechtgeben, so viele schweigend verschluckte bittere Bissen, hatten ihn dermaßen erbittert, daß seine Gesundheit, hätte er sich nicht auf eine andere Art Luft machen können, sicher darunter gelitten haben würde. Da es nun aber damals auf der Welt und auch in seiner Nähe Menschen gab, die er als unschädlich kannte, so konnte er an diesen seine lang verhaltene Wuth auslassen, und sonach auch sich das Recht vorbehalten, Grillen zu haben und mit Unrecht zu klagen. Ferner war er der strengste Sittenrichter gegen alle, die sich nicht nach ihm bequemten. Der Geprügelte war allemal wenigstens ein Einfaltspinsel, der Ermordete ein störrischer Mensch gewesen. Wer gegen einen Vornehmen Recht behalten wollte, den erklärte Don Abbondio immer für toll und warf seine Gründe über den Haufen. Schwer konnte ihm dies nicht fallen, da Recht und Unrecht sich selten als völlig klar und entschieden darstellen. Besonders aber erhob er seine Stimme gegen diejenigen seiner Amts-

genossen, die keine Gefahr scheuten, schwache Unterdrückte gegen gewaltige Unterdrücker in Schutz zu nehmen. Er nannte es: Streit und Uneinigkeit sich mit baarem Gelde erkaufen, und eine ungebührliche, der Kirche Nachtheil bringende Einmischung in WeltHändel. Er predigte aber immer nur unter vier Augen oder in einer ganz kleinen Versammlung dagegen, und mit je größerem Eifer, je mehr er wußte, daß die Zuhörer sich nicht um seine persönlichen Verhältnisse bekümmerten. Er pflegte dann gewöhnlich alle seine Reden mit dem Lieblingsspruche zu beschließen: daß einem ehrlichen Manne, der für sich lebe und sich um keine ungelegten Eier bekümmere, nie etwas schlimmes zustoßen werde. Man denke sich nun, welchen Eindruck der besagte Vorfall auf die Seele dieses armen Mannes hervorbringen mußte: der Schrecken im Aeußeren und in den Worten der Braut, die Drohung eines Herrn, der nie spaßte, sein Ruhesystem, mit so langjähriger Geduld und Mühe aufgebaut und nun mit einem Schlage zerstört, ein so gefährlicher, bedenklicher, Schritt, dessen Folgen gar nicht zu übersehen waren! Alle diese Gedanken schwärmten wild durch einander in Don Abbondio's schüchternem Kopfe. „Ja, wenn sich Renzo mit einem bloßen Nein! begnügte; aber es ist kein Zweifel, er will Gründe haben, und was, ums Himmels willen! kann ich ihm antworten? Er hat auch seinen Kopf, er ist wohl ein Lamm, wenn man ihm nicht zu nahe tritt; widerspricht man ihm

aber — — — und dann iſt er auf die Luzia ſo toll wie ein junger Burſche, der ſich aus Langerweile verliebt, heirathen will, nicht an Andere denkt, und ſich viel um die Verlegenheit ſchiert, in die er dadurch einen ehrlichen Mann bringt. Warum mußten nun gerade mich die beiden Lumpenkerle packen und ihm gerade durch mich Luzien entreißen wollen? O wehe mir, was geht mich denn das Alles an? will ich denn etwa heirathen? — konnten ſie ſich nicht an jemand Anderes wenden? Es iſt doch Schade, wenn man einen guten Gedanken erſt dann hat, wenn er nichts mehr nützt! Ich hätte ſie ja mit ihrem Auftrage zu irgend einem Andern ſchicken können!“ Don Abbondio verſah ſich aber doch, daß dies gottlos geweſen ſeyn würde, und wandte nun ſeinen ganzen Zorn gegen den eigentlichen Urheber ſeines Unglücks. Er kannte Don Rodrigo nicht anders als dem Namen und Anſehen nach, und hatte nie ſonſt etwas mit ihm zu thun gehabt, als daß er ſein Kinn auf die Bruſt herabneigte und mit dem Hute die Erde berührte, wenn er ihm zuweilen begegnete. Er war ſchon mehr als Ein Mal in den Fall gekommen, den Ruf dieſes Herrn gegen ſolche Leute zu vertheidigen, die halblaut, ſeufzend und gen Himmel blickend, ſeine Handlungen verdammten, und er hatte ihn wohl hundert Mal für einen verehrungswerthen Kavalier erklärt. In dieſem Augenblicke aber gab er ihm im Herzen alle Titel, die er ihm nur jemals hatte aufbürden hören. Er war unterdeß

an der Thüre seines am Eingange des Dörfchens gelegenen Hauses angelangt, steckte den Schlüssel, welchen er schon in der Hand hielt, rasch ins Schlüsselloch, öffnete, trat ein, schloß sorgfältig hinter sich zu und rief, nach einer erprüften Gesellschaft verlangend: „Perpetua! Perpetua!“ indem er nach dem kleinen Saale zuging, wo sie wahrscheinlich das Abendessen zubereitete. Perpetua war Don Abbondio's Magd, eine treue, liebevolle Magd, die gehorchte und befahl, wie es die Gelegenheit gab, das Gebrumme und den Eigensinn ihres Herrn zur rechten Zeit zu ertragen wußte, ihn aber dafür auch ihre Grillen ertragen ließ, die von Tage zu Tage mehr zunahmen; denn sie stand schon in den Vierzigen und hatte nicht geheirathet, weil sie, nach ihrer Aussage, alle Anträge von der Hand wies, im Grunde aber, wie die Welt sagt, nie einen empfing.

„Ich komme!“ erwiederte Perpetua, indem sie an den gewohnten Platz auf dem Tische eine Flasche mit Don Abbondio's Lieblingsweine setzte. Sie ging langsam nach ihm hin, hatte aber noch nicht die Saalschwelle erreicht, als ihr der Herr mit so unsicherm Schritte, finsterem Blicke und verwirrten Zügen entgegentrat, daß es gar nicht Perpetuens geschärftes Auge bedurft hätte, um sogleich zu gewahren, es müsse ihm etwas ganz besonderes zugestoßen sein.

„Barmherziger Gott! was fehlt Euch, mein lieber Herr?“

„Nichts, nichts!“ erwiederte Don Abbondio, auf seinen Sessel zurücksinkend.

„Wie? nichts? das wollet Ihr mir weiß machen, so schlimm es auch ist! Es hat sich etwas Bedeutendes ereignet!“

„Aber mein Gott! wenn ich sage nichts! so ist es entweder nichts, oder etwas, das ich nicht sagen darf!“

„Auch mir nicht? Und wer wird Euch denn pflegen und warten, und rathen?“

„Ich sage Dir, schweig! und mache mich nicht noch verdrießlicher! Gieb mir ein Glas Wein!“

„Und Ihr wollet also gegen mich behaupten, daß es nichts sey?“ sagte Perpetua, indem sie das Glas voll schenkte und es ihm verhielt, wie nur als Lohn des Geständnisses.

„Gieb, Gieb!“ rief Don Abbondio, das Glas mit zitternder Hand ergreifend und es in der Eile halb vergießend.

„Ihr wollet also, daß ich in der ganzen Nachbarschaft umherlaufe und frage: was meinem Herrn begegnet sey?“ sagte Perpetua, sich dicht vor ihn stellend, die Hände in die Seiten gestemmt und die Ellenbogen ausgespreizt. Sie sah ihn dabei so scharf an, als wollte sie ihm das Geheimniß von den Augen saugen.

„Um Gottes Willen! mache mich nicht schwatzhaft, Perpetua! es gilt das Leben!“

„Das Leben?“

„Das Leben!“

„Ihr wißt ja wohl, daß ich jedes Mal, wo Ihr mir etwas wirklich im Vertrauen saget — — —“

„Großsprecherin! wie oft — — — —“

Perpetua merkte, daß sie einen falschen Ton angeschlagen hatte, deshalb änderte sie ihn augenblicklich. „Mein lieber Herr!“ sprach sie mit gerührter und rührender Stimme, „ich habe Euch immerdar treu gedient, und will ich jetzt das Geheimniß wissen, so geschieht es in der guten Absicht, Euch zu helfen und zu rathen, Eure Seele zu erleichtern.“

Don Abbondio hatte vielleicht eben so große Lust, sein Geheimniß loszuwerden, als Perpetua, es zu erfahren; er schlug also ihre erneuten immer heftigern Angriffe auch immer schwächer zurück, sie mußte ihm einmal über das andere schwören, zu schweigen, und so erzählte er ihr denn unter manchem Ach und Weh den verzweifelten Fall. Als er zu dem erschrecklichen Namen des Anstifters kam, mußte Perpetua einen neuen feierlichen Schwur ablegen, und nachdem er den Namen ausgesprochen hatte, fiel er in seinen Lehnsessel zurück, seufzte schwer auf und erhob beide Hände, gleich befehlend wie bittend, indem er sagte: „Um Gottes Willen!“

„Ach du Allbarmherziger!“ schrie Perpetua, „welcher Schuft! welcher Betrüger! welcher gottvergessene Mensch!“

„Wirſt Du gleich ſchweigen! oder wilſt Du mich ganz zu Grunde richten?“

„Ach! wir ſind ja allein, niemand hört uns. Was werdet Ihr denn aber nun anfangen, armer Herr?“

„Nun!“ ſagte Don Abbondio ärgerlich, „Du verſtehſt Dich aufs Rathgeben und fragſt mich, was ich anfangen werde, gerade als wenn Du in der Verlegenheit wäreſt und das Herauszuziehen mir obläge!“

„Ach! meinen armen Rath will ich Euch wohl geben, aber — — —“

„Aber? — ſo laß hören!“

„Mein Rath wäre der: Jedermann preiſt unſern Herrn Erzbiſchoff als einen heiligen und unerſchrockenen Mann, der ſich vor keinem Brave fürchtet, wenn es die Rettung eines Pfarrers gilt. Alſo würde ich ihm einen Brief ſchreiben, der Hände und Füße hätte, und ihn von der Sache unterrichten.“

„Schweig, ſchweig! Kann man einem armen Manne wohl ſolchen Rath ertheilen? — wenn ſie mir nun indeß die Flinten auf dem Rücken zerhauen? — Großer Gott! kann mich der Erzbiſchoff denn da retten?“

„Ach! das geht nicht ſo ſchnell; die Schurken werden uns nicht gleich zerbeißen. Auch iſt es gewiß, daß Jedermann vor dem, der Haare auf den Zähnen zeigt, Reſpekt hat. Wollet Ihr aber, nach Eurer

alten Art und Weise, niemals Eure Ursachen sagen, so sind wir wieder so weit als zuvor.“

„Schweig, sag ich Dir, schweig!“

„Nun wohl, beschlafet nur die Sache. Aber thut Euch ja keinen Schaden, wüthet nicht in Eure Gesundheit hinein, kommt und esset einen Bissen.“

„Ich werde an die Sache denken,“ rief Don Abbondio mürrisch, „ich werde an sie denken!“ Er stand auf und sagte weiter: „Ich esse nichts, gar nichts; ich habe an andere Sachen zu denken, ich weiß auch, daß ich dran denken muß. — Mußte es denn aber gerade mich befallen?“ —

„So trinkt nur wenigstens noch die paar Tropfen,“ sagte Perpetua einschenkend, „Ihr wißt ja, daß der Wein Eurem Magen immer gut ist.“

„Bring' mir ein frisches Licht!“ —

Er ergriff bei diesen Worten den Leuchter und brummte vor sich hin: „Kleinigkeit, Kleinigkeit! für einen Ehrenmann wie ich. — Ach! wie wird's mir morgen ergehen?“ Unter diesen und anderen Klagen, begab er sich in seine Kammer, sich niederzulegen. Auf der Schwelle erwartete er Perpetuen, legte den Finger auf den Mund, sprach langsam und feierlich: „Um des Himmels Willen!“ und verschwand. —

Zweites Kapitel.

Don Abbondio verbrachte einen Theil der Nacht im jämmerlichen Zustande der Rathlosigkeit. Die Warnungen und Drohungen der Bravi etwa nicht beachten und die Trauung dennoch vollziehen, war eine Sache, woran er durchaus nicht dachte. Renzo alles mittheilen und mit ihm auf Hülfe sinnen? — Gott behüte! — Er sollte ja gegen Niemand ein Wort fallen lassen, und bereuete schon, selbst gegen Perpetuen nicht reinen Mund gehalten zu haben. — Fliehen? — Wohin? Und was dann? Welche Hindernisse! welche Verantwortung! Jedes Mal, daß der Arme wieder einen Ausweg verwerfen mußte, wandte er sich nach der andern Seite. Das Beste schien ihm endlich dieses noch, Zeit zu gewinnen und Renzo etwas vorzuschwatzen. Er erinnerte sich, daß in wenig Tagen die Zeit eintrete, während der keine Hochzeiten gefeiert werden dürften. Konnte er also bis dahin sich den jungen Mann vom Leibe halten, so hatte er zwei Monate Luft, und in zwei Monaten konnte sich vieles ereignen. Er suchte nach einem Vorwande. Alle, die er fand, schienen ihm zwar ein wenig seicht, er hoffte aber, seine Würde werde ihnen Gewicht verleihen und ihm überhaupt gegen den unerfahrnen, jungen Menschen in Vortheil setzen.

Nachdem er nun so ein wenig mit sich ins Klare gekommen war, vermochte er die Augen zu schließen; aber welche Träume! Bravi, Rodrigo, Renzo, Fußwege, Felsen, Flucht, Verfolgung, Geschrei, Flintenschüsse!

Das erste Erwachen in einer Verlegenheit ist sehr bitter. Die Seele hat zuerst immer wieder den Gedanken an ein vorhergegangenes, ruhiges Leben. Der neue Zustand der Dinge fällt ihr dann um so unangenehmer auf, und das Misbehagen wird für den Augenblick unerträglich. Nachdem er ihn schmerzlich empfunden hatte, ging Don Abbondio seine Nachtbeschlüsse schnell noch ein Mal durch, bestärkte sich in ihnen, ordnete sie besser, stand auf und erwartete Renzo mit Furcht und Ungeduld.

Lorenzo, oder wie man ihn gemeiniglich nannte, Renzo, ließ nicht auf sich warten. Kaum war die Stunde da, wo es der Anstand erlaubte, in der Pfarre zu erscheinen, als er mit dem leichten Herzen eines zwanzigjährigen Jünglings, der an diesem Tage mit der Geliebten verbunden werden soll, dahin ging. Er war seit seinem Jünglingsalter der Eltern beraubt, und übte das Handwerk eines Seidenspinners aus, welches in seiner Familie seit langer Zeit forterbte. In früheren Jahren war es sehr einträglich, dann kam es zwar in Verfall, nährte jedoch noch immer seinen Mann, der etwas davon verstand. Die Arbeit nahm von Tage zu Tage ab; da aber fortwährend Ar-

beiter nach den benachbarten Staaten auswanderten, wohin man sie mit Versprechungen von Vorrechten und guter Bezahlung zog, so hatten die Bleibenden immerfort zu thun. Renzo besaß noch überdies ein Landgütchen, das er in den Stunden, wo er nicht mit Spinnen beschäftigt war, selbst bewirthschaftete, und sein Auskommen war sonach gesichert. Dieses Jahr war unfruchtbarer als frühere, es trat gewiß Theurung ein; Renzo war aber, seitdem er Luzien liebte, guter Wirth geworden und brauchte nicht um Brod besorgt zu seyn. Er erschien vor Don Abbondio im höchsten Staate: einen buntfarbigen Federschmuck auf dem Hute, einen Dolch mit prächtigem Griffe in der Hosentasche. Sein ganzes Aeußere hatte etwas Festliches und verrieth einen gewissen herzhaften Trotz, den damals selbst die ruhigsten Menschen zeigten. Der ungewisse, geheimnißvolle Empfang Don Abbondio's stach sonderbar auffallend gegen das jugendlich-entschlossene Wesen des Jünglings ab.

„Was mag ihm denn in die Krone gefahren seyn?“ dachte Renzo bei sich; dann sagte er: „Ich komme, Herr Pfarrer, mich zu erkundigen, welche Stunde Euch die gelegenste ist, mit uns in die Kirche zu gehen?“

„Von welchem Tage sprichst du denn, mein Sohn?“

„Wie? von welchem Tage? Ihr erinnert Euch doch noch, daß Heute dazu bestimmt ward?“

„Heute?“ entgegnete Don Abbondio, als sey es das erste Wort, was er davon höre; „heute? ja heute mußt Du Geduld haben, heute kann ich nicht.“

„Könnet heute nicht? Was ist denn vorgefallen?“

„Fürs Erste bin ich, wie Du siehst, nicht wohl.“

„Das thut mir leid; was Ihr aber dabei zu thun habt, verlangt ja so wenig Zeit und Mühe — — —“

„Und dann, und dann, und dann —“

„Nun und was dann, Herr Pfarrer?“

„Dann ist die Sache auch in Verwirrung.“

„In Verwirrung? woher könnte denn Verwirrung entstanden seyn?“

„Ein Fremder hat gar keinen Begriff von den mannigfachen Hindernissen und unserer schweren Verantwortung. Ich bin zu gut, ich denke immer nur daran, allen Verdruß zu entfernen, alles zu erleichtern, um es den Andern mundrecht zu machen, und überschreite meine Pflicht und ernte am Ende doch nur Vorwürfe und Schlimmeres dafür.“

„Aber lasset mich ums Himmels Willen nicht so lange in Zweifel und saget mit Einem Worte, was es giebt?“

„Weißt Du, was bei einer Heirath alles für Formalitäten nöthig und gebräuchlich sind?“

„Ich muß wohl, obgleich ich eigentlich keine Silbe davon weiß,“ sagte Renzo aufgebracht. „Ihr habt mir, die vergangenen Tage über, den Kopf doch

ganz gehörig warm gemacht. Iſt denn aber jetzt noch nicht alles beſeitigt und abgethan?“

„Scheinbar alles; habe aber nur Geduld, ich bin doch das Plackthier, das ſeine Pflicht thut, um Andrer Bürde zu tragen. Aber jetzt iſt's genug, ich weiß, was ich ſage. Wir armen Pfarrer ſchweben immer zwiſchen Amboß und Hammer. Deine Ungeduld iſt zu beklagen, armer Menſch! Die Vornehmen .... doch ſtill! — man kann nicht alles ſagen, und wir kommen dabei am Ende doch am ſchlimmſten weg.“

„So erklärt Euch denn, was eigentlich noch für ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen iſt, damit man handeln kann!“

„Kennſt Du alle Obſtakeln der Ehe?“

„Wie könnt Ihr nur an ſo etwas denken?“

„Error, conditio, votum, cognatio, crimen, cultus disparitas, vis, ordo ..... Si sis affinis ...?“

„Wollet Ihr Euren Scherz mit mir treiben? Verſtehe ich denn die lateiniſchen Brocken?“

„Nun, wenn Du ſie nicht verſtehſt, ſo habe Geduld und vertraue dich dem, der ſie verſteht!“

„So!“

„Nun geh, lieber Renzo, aber zürne nicht. Ich will gern alles thun, was von mir abhängt. Ich möchte Dich ſo gern zufrieden ſehen, ich will Dein Beſtes. Ach! wenn ich bedenke, wie gut Du's jetzt

hast. Was fehlte Dir denn? — Da muß Dir die Grille in den Kopf fahren, zu heirathen!“

„Herr! was wollet Ihr mit solchen Reden sagen?“ unterbrach ihn Renzo, halb erstaunt, halb zürnend.

„Ich will sagen, was ich sage, habe Geduld! Ich will Dein Glück . . . . . .“

„Nun, also . . ?“

„Also, lieber Sohn! meine Schuld ist's nicht. Ich habe die Gesetze nicht gemacht und es ist unsere Pflicht, ehe wir eine Heirath schließen, viele, viele Nachforschungen anzustellen, daß ihr auch gar nichts mehr im Wege stehe.“

„Nun, so sagt aber nur einmal, was ihr jetzt noch im Wege steht?“

„Geduld, Geduld! solche Sachen lassen sich nicht gleich so, mir nichts, dir nichts, besprechen. Ich hoffe, es wird nichts weiter auf sich haben; aber dem sey nun, wie ihm wolle, wir können darum kein Haar breit von der Regel abweichen. Der Text besagt klar und deutlich: antequam matrimonium denunciet . . . . .“

„Ich habe Euch schon gesagt, daß ich kein Latein verstehe.“

„Ich muß Dir aber doch erklären . . . . . .“

„Warum war denn aber noch nicht alles beseitigt?“

„Ich hatte Einiges vergessen, sage ich Dir.“

„Warum denn aber vergeſſen? Warum ſagtet Ihr mir denn, es ſey alles bereit?“

„Nun ſieh! da ſchiltſt Du mich wegen meiner allzugroßen Güte. Ich habe alles gethan. Deine Wünſche ſo ſchnell wie möglich zu befriedigen, aber jetzt, jetzt iſt noch etwas dagegen — — — —“

„Was ſoll ich denn nun thun?“

„Dich auf einige Tage gedulden. Einige Tage, lieber Sohn, ſind ja keine Ewigkeit, alſo gieb Dich zufrieden!“

„Auf wie lange?“

„Gott ſey gelobt!“ dachte Don Abbondio, „daß ich ihn ſo weit habe.“ Freundlicher noch als vorher ſagte er: „Nun geh, ich denke, in vierzehn Tagen . . . . .“

„Vierzehn Tage! Nun das iſt eine ſchöne Neuigkeit. Ihr habt gethan, was Ihr für gut fandet, Ihr habt ſelbſt den Tag beſtimmt. Der Tag iſt da, und nun ſoll ich noch vierzehn Tage warten!“

„Vierzehn Tage!“ wiederholte er lauter und aufgebrachter, indem er den Arm drohend ausſtreckte und ſeinen Dolch ſchwang, und wer weiß was er noch für Tollheiten würde begangen haben, hätte ihn Don Abbondio nicht unterbrochen und ſeine andere Hand mit ſchüchterner, aber dringender Freundlichkeit erfaßt. „Geh, geh, um des Himmels Willen, erhitze Dich nicht. Ich will zuſehen, ob vielleicht ſchon eine Woche hinreicht.“

„Und was soll ich Luzien sagen?“

„Daß es ein Irrthum meinerseits ist.“

„Und was wird die Welt dazu sagen?“

„Sage ihr nur, ich habe den Fehler begangen, aus zu großer Eile, aus zu gutem Herzen. Schieb Alles auf mich! — Nun, kann ich denn mehr thun? also geh, auf eine Woche!“ —

„Und dann wird's keine Hindernisse mehr geben?“

„Wenn ich Dir sage . . . . .“

„Gut, ich will mich noch eine Woche gedulden, ist aber die auch vorüber, so hat das Geschwätz ein Ende. Indeß lebt wohl!“

Bei diesen Worten ging er, indem er sich nicht so tief wie sonst vor Don Ascondio verbeugte, und ihm einen mehr scharfen als ehrfurchtsvollen Blick zuwarf. Als er auf der Straße war und dem Hause seiner Verlobten mürrisch zuschritt, dachte er, so zornig er auch war, noch ein Mal an das Gespräch mit dem Pfarrer und fand es immer sonderbarer. Der frostige, verlegene Empfang Don Abbondio's, seine schwerfälligen, und doch ungeduldigen Reden, die Blicke der grauen Augen, die, während er sprach, immer wo anders herum schweiften, als ob sie sich fürchteten, mit den gesprochenen Worten zusammenzutreffen. Das erzwungene Fremdthun mit der vorher so genau besprochenen Hochzeit und vor allem die einzelnen Winke und Andeutungen auf etwas besonderes, ohne

je etwas klar auszudrücken; alle diese Umstände flößten Renzo die Vermuthung ein, es müsse noch ein ganz besonderes, von Don Abbondio nicht genanntes Geheimniß statt finden. Der Jüngling blieb einen Augenblick zweifelhaft stehen, ob er nicht wieder umkehren und ihn in die Enge treiben und zu näherer Erklärung zwingen solle. Da sah er Perpetuen, die vor ihm her in einen unfern des Hauses gelegenen Küchengarten ging. Er rief ihr, als sie eben die kleine Thüre öffnete, verdoppelte seine Schritte, holte sie ein und stellte sich zu ihr, entschlossen, mehr von der Wahrheit durch sie zu erfahren.

„Guten Tag, Perpetua! ich glaubte, wir würden heute lustig mit einander seyn können!“

„Der Mensch denkt, Gott lenkt, mein armer Renzo!“

„Thut mir doch einen Gefallen, Perpetua! Der Herr Pfarrer hat mich da mit einigen schönen Redensarten abgespeist, die ich nicht recht verstehe. Erklärt Ihr mir doch, warum er uns eigentlich heute nicht trauen will oder kann?“

„Glaubt Ihr denn, daß ich um des Herrn Geheimnisse weiß?“

„Hab' ich mir's doch gleich gedacht,“ sagte Renzo für sich, „daß ein Geheimniß dahinter steckt.“ Um mehr zu erfahren, fuhr er fort: „Nun, Perpetua, wir sind ja Freunde, sagt mir, was Ihr davon wißt, helft einem armen Jungen ein wenig auf!“

„Es ist schlimm, wenn man arm geboren wird, mein lieber Renzo!“

„Das ist wohl wahr!“ entgegnete dieser, dessen Zweifel sich ihm immer mehr bestätigten und der sich der Sache immer mehr zu nähern strebte; „das ist wohl wahr! kommt es aber darum dem Prediger zu, die Armen zu mißhandeln?“

„Hört, Renzo, ich kann Euch nichts sagen, denn ich weiß nichts. So viel kann ich Euch aber versichern, daß mein Herr weder Euch noch sonst einem Menschen Unrecht thun will. Er hat keine Schuld daran.“

„Wer denn aber sonst?“ fragte Renzo gespannt und zagend, obwohl anscheinend sorglos.

„Ich sage Euch ja, ich weiß nichts weiter. Zur Vertheidigung meines Herrn durfte ich reden, weil ich nicht leiden kann, daß auch nur der Schein des Unrechts an ihm hafte. Der arme Mann! wenn er Sünde begeht, so geschieht es aus übergroßer Güte. Es giebt aber hier auf der Welt übermächtige Schurken, ohne Furcht und Scheu vor Gott!“ —

„Uebermächtige Schurken?“ dachte Renzo, „das sind doch nicht die Vornehmen?“ „Nun,“ sagte er, indem er die heftige Bewegung seines Innern mit Gewalt zurückdrängte, „nennt mir den Schuldigen!“

„Ja, Ihr wollt mich gern zum Reden bringen und ich weiß doch nichts, es ist also dasselbe, als wenn

ich geſchworen hätte, nichts zu verrathen. Lebt wohl; es iſt nur für uns Beide verlorne Zeit.“

Bei dieſen Worten eilte ſie raſch in den Garten und ſchloß die Thüre. Renzo erwiederte ihren Gruß, ging langſam und ſtill zurück, damit das Geräuſch ſeiner Schritte ihr nicht den Weg anzeige, welchen er nahm. Als er aber aus dem Gehöre und Geſichte der guten Frau war, rannte er in höchſter Eile davon, ſtand im Nu vor Don Abbondio's Thüre, ging ins Haus, nach dem Saale, wo er ihn verließ, traf ihn daſelbſt noch an, und ſchritt trotzig und mit zornglühendem Auge auf ihn zu.

„Nun, was giebts denn?“ rief Don Abbondio.

„Wer iſt jener Mächtige,“ ſagte Renzo mit einer Stimme, die ſchleunige Antwort zu verlangen ſchien, „wer iſt jener Mächtige, der ſich meiner Heirath mit Luzien widerſetzt?“

„Was? was? was?“ ſtotterte der arme Erſtaunte, mit kreideweißem, ſchlaffen Geſicht, und ſprang von ſeinem Seſſel auf, der Thüre zu. Aber Renzo hatte dies vorausgeſehen, kam ihm zuvor, verſchloß den Eingang und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

„Nun, Herr Pfarrer, werdet Ihr wohl reden? Jedermann kennt mein Schickſal, nur ich nicht, und zum Henker ich möchte es doch auch gern wiſſen! Wie heißt er?“

„Renzo, Renzo! Barmherzigkeit. Bedenke, was Du thuſt, bedenke das Wohl deiner Seele.“

„Ich denke, daß ich es augenblicklich wissen will, und ohne Verzug!“ Zugleich erfaßte er, vielleicht unbewußt, mit der einen Hand den Griff seines aus der Tasche ragenden Dolches.

„Barmherzigkeit!“ schrie Don Abbondio abermals mit heiserer Stimme.

„Ich will wissen — — —“

„Wer hat Dir denn gesagt? — — —“

„Keine Worte weiter. Redet klar und unumwunden!“

„Willst Du meinen Tod?“

„Ich verlange zu wissen, was ich zu verlangen berechtigt bin!“

„Aber wenn ich rede, ist mein Tod gewiß. Ist Dir denn gar nichts an meinem Leben gelegen?“

„Redet!“ Renzo sprach diese Worte mit solcher Energie, sein Antlitz verzog sich dabei so drohend, daß Don Abbondio gar nicht mehr an die Möglichkeit des Nichtgehorsams dachte.

„Versprich mir, schwöre mir,“ sagte er, „niemals davon zu sprechen, Niemanden zu sagen, daß — — — —“

„Ich verspreche Euch, die ärgste Tollheit zu begehen, wenn Ihr nicht auf der Stelle seinen Namen nennet!“

Don Abbondio sah aus, als habe er die Zange eines Zahnarztes im Munde, er stotterte: „Don — — — —“

„Don,—“ wiederholte Renzo, um ihm gewiß-

fermaßen zu Aussprechung des Uebrigen zu helfen. Er stand gebeugt vor ihm, das Ohr dicht an seinem Munde, die Arme auf dem Rücken, die Hände geballt.

„Don Rodrigo!“ sagte der Pfarrer, mit gezwungener Eile die beiden Worte herauspolternd und kaum im Stande, die Konsonanten auszusprechen.

„Hund!“ wüthete Renzo, „und wie hat er es angefangen? Was hat er Euch gesagt? — — — —“

„Wie er es angefangen hat?“ rief Don Abbondio, der sich dem andern nach einem so großen Opfer gleichsam zu seinem Schuldner geworden fühlte, unwillig. „Ich wünschte, er hätte es mit Dir auf die nämliche Weise angefangen, so würden Dir sicherlich nicht so viel Grillen im Kopfe geblieben seyn.“ Er malte nun sein Abentheuer mit den schwärzesten Farben aus, und entledigte sich dabei seines ganzen Zornes, der bisher unter dem Mantel der Furcht geruhet hatte, und da er zugleich bemerkte, daß Renzo in seinem Zorne unbeweglich vor ihm stand und den Kopf zur Erde gesenkt hatte, so fuhr er rasch im Zuge fort: „Du hast sehr edel gehandelt, mir einen schönen Dienst erzeigt! Darf ein ehrlicher Mensch sich wohl so etwas gegen seinen Pfarrer, in dessen eignem Hause erlauben? Du hast da eine rechte Heldenthat begangen, mir Dein und mein Unglück von der Zunge zu zwingen, was ich Dir aus Klugheit und zu Deinem Besten verschwieg. Nun weißt Du es, und ich werde ja sehen, was mir geschieht. Warum denn gleich in Wuth

gerathen, Renzo? Oeffne zum wenigsten. Gieb den Schlüssel her!“

„Ich kann mich vergangen haben,“ entgegnete Renzo mit besänftigter Stimme, aus der aber die Wuth gegen den entdeckten Feind auftauchte, „ich kann mich vergangen haben; Hand aufs Herz, würdet Ihr aber wohl in meinem Falle — — — —“

Er war zur Thüre gegangen, um zu öffnen. Don Abbondio stand hinter ihm. Als er den Schlüssel ins Schloß steckte, trat er ihm näher und sagte, indem er ihm die drei ersten Finger der rechten Hand vorhielt, ernst und angstvoll: „Schwöre mir!“

„Wenn ich mich vergangen habe, so vergebt mir!“ erwiederte Renzo und wollte fort.

„Schwöre!“ rief Don Abbondio, indem er ihn mit zitternder Hand am Arme faßte.

Aber Renzo befreite sich und lief wüthend davon.

„Perpetua! Perpetua!“ schrie Don Abbondio, als er dem Flüchtlinge umsonst nachgerufen hatte. Perpetua antwortete nicht. Don Abbondio wußte nicht mehr wo er war. Die am vergangenen Tage ausgestandene Furcht, die Angst und Sorge der Nacht, der eben erst gehabte Schrecken, die Furcht vor der Zukunft, versetzten ihn in einen fiebergleichen Zustand.

Voll Bekümmerniß taumelte er in seinen Armstuhl, fühlte sich von Frostschauer durchzittert, kaute seufzend an den Nägeln und hief, zuweilen ärgerlich

zugleich und zagend, aus: „Perpetua!“ Endlich kam sie, mit einem großen Krautkopfe unterm Arme, ruhig und langsam an. Man kann sich denken, welches Jammer- und Klagegeschrei nun losbrach, welche Beschuldigungen und Vorwürfe, da nur sie allein geschwatzt haben könne, und welche Betheuerungen vom Gegentheile. Endlich hieß Don Abbondio Perpetuen die Thüre wohl verrammeln, keinen Fuß mehr hinaus setzen, und wenn Jemand klopfe, durch das Fenster antworten: der Pfarrer sey krank und liege zu Bette. Dann stieg er die Treppe hinauf, stöhnte bei jeder Stufe: „Mit mir ist's aus!“ und legte sich nieder.

Renzo ging mit raschem Schritte nach Hause, ohne noch überlegt zu haben, was zu thun sey, aber entschlossen zu Allem. Renzo war ein friedlicher, keineswegs blutdürstiger Mensch, aufrichtig und jede Hinterlist verachtend und hassend. In diesen Augenblicken aber schlug sein Herz hoch in Mordlust auf, und er dachte nur darauf, den Verrath zu rächen. Gern wäre er sogleich zu Don Rodrigo gestürzt und hätte ihn bei der Gurgel gepackt, wäre sein Haus nur nicht eine Festung gewesen, von innen und außen von Bravi umwacht, so daß nur die genauesten Freunde und die Diener frei und ohne vom Kopfe bis zum Fuße durchsucht zu werden, ein- und ausgingen, und ein unbekannter Handwerker nicht, ohne den strengsten Examen, Zutritt gefunden haben würde, er wahr-

scheinlich gar nicht. Nun gedachte er seine Flinte zu nehmen, sich hinter eine Hecke zu verbergen und da so lange zu lauern, bis sein Opfer dereinst einmal einsam vorüber wandle. Er vertiefte sich mit wahrem Blutdurste in diesen Gedanken, hörte schon die Fußtritte, sah sich selbst schon den Kopf erheben, den Bösewicht erkennen, anlegen, zielen, schießen und ihn treffen, daß er zu Boden stürzte. Dann warf er ihm noch einen Fluch zu und lief, auf seine Sicherheit bedacht, davon. — Und Luzia? — Kaum ertönte dies Wort in seinem Innern mitten in den trüben Fantasieen, als Renzo's besserer Geist erwachte. Er erinnerte sich der letzten Ermahnungen seiner Eltern, er erinnerte sich Gottes, der Jungfrau und aller Heiligen, dachte an den so oft schon genossenen Trost eines reinen Gewissens, an die Schreckniße, die ihn jedes Mal, wo er von einem Morde hörte, umfingen, und kam mit Abscheu, Reue und einer geheimen Freude, daß bis jetzt alles nur Traum sey, von jenen Blutgedanken zurück. Aber welch andere Gedanken erregte nicht der einzige an Luzia! Welche Hoffnungen und Aussichten! Wie hatte ihm nicht die Zukunft, die er sich so sicher glaubte, zugelächelt und dieser einzige, verwünschte Tag! — — Wie sollte er nun eine solche Nachricht mittheilen? Und was konnte er dann thun? wie Luzien, jenem Schändlichen zum Trotz, dennoch zur Seinigen machen? — Ein düsterer Schatten durchflog sein Inneres. — Nur eine

abſcheuliche Leidenſchaft für Luzien konnte Don Rodrigo zu dieſer That veranlaſſen! Und hatte ihm Luzia wirklich nicht die kleinſte Ermunterung und Gunſt erwieſen? War ſie davon unterrichtet? Hatte er nicht ſchon andere Mittel verſucht, ehe er zu dieſem ſchritt? Und warum ſagte Luzia ihm, ihrem Verlobten, nie ein Wort davon?

Mit ſolchen Gedanken ging er vor ſeinem Hauſe, in der Mitte des Dorfes vorüber, und näherte ſich dem Luziens, das am andern Ende lag. Vor dem Häuschen befand ſich ein kleiner, mit einer Mauer umgebener Hof, der es vom Wege ſchied. Als Renzo eintrat, vernahm er ein von einem oberen Zimmer ausgehendes, anhaltendes, verwirrtes Geſchrei. Er meinte, es wären die Freundinnen und Gevatterinnen, die ſich zum Brautgefolge eingeſtellt hätten, und wollte dieſer Geſellſchaft ſeine Nachricht nicht von Angeſicht zu Angeſicht mittheilen. Auf dem Hofe erblickte ihn ein kleines Mädchen und lief ihm mit dem Ausrufe: „Der Bräutigam, der Bräutigam!“ entgegen.

„Still, Still, Bettina!“ ſagte Renzo. „Komm her, geh zu Luzien hinauf, zieh' ſie bei Seite und ſag ihr ins Ohr, aber daß es ja Niemand hört und bemerkt, ſag ihr, ich habe mit ihr zu reden und erwarte ſie im unteren Zimmer. Geh, lauf recht geſchwind!“

Das Kind lief raſch die Treppe hinauf, eitel und zugleich ſtolz auf ſeinen geheimen Auftrag.

Luzia kam eben in vollem Schmucke aus den Hän-

den ihrer Mutter. Die Freundinnen waren über sie entzückt und zwangen sie, sich sehen zu lassen. Sie wehrte sich mit jener etwas wilden bäurischen Verschämtheit, verbarg das Gesicht hinter dem Ellenbogen, senkte den Kopf nach der Schnürbrust herab, schlug die langen, schwarzen Augenwimpern zu Boden, und konnte sich doch eines Lächelns nicht enthalten. Ihr schwarzes, auf der Stirn gescheiteltes, Haar floß nach dem Hinterkopfe in vielen Lockenringen herab, und war von einer Menge silberner Nadeln durchstochen, die sich wie die Strahlen einer Glorie zusammenstellten und noch jetzt bei den Mailänder-Landleuten im Gebrauche sind. Ferner trug sie ein Halsband von Granaten, die, von goldener Drahtarbeit durchflochten, mit goldenen Knöpfen abwechselten; einen brokatenen Brustlatz mit Blumenwerk, mit aufgeschlitzten und mit seidenen Bändern zugebundenen Aermeln; einen kurzen, floretseidenen Rock mit vielen, kleinen Falten; röthliche Strümpfe und gestickte seidene Pantoffeln. In ihrem bescheidenen Antlitze malten sich alle hochzeitlichen Gefühle und eine leichte, etwas umschattete Freude, die ihre Schönheit noch erhöh'te. Die kleine Bettina schlich sich herein und in Luziens Nähe, gab ihr schlau einen Wink und zischelte ihr dann den empfangenen Auftrag zu. „Ich komme im Augenblicke wieder;“ sagte Luzia zu ihren Freundinnen und ging eilig hinab. Als sie Renzo's Unruhe und Bewegung sah, ahndete sie sogleich irgend ein Unheil und fragte

ängſtlich: „Was iſt's denn?“ — „Luzia!“ ſagte Renzo, „heute wird aus unſerm Glücke nichts, und Gott weiß wenn wir dereinſt getraut werden können!“

„Was?“ ſagte Luzie ganz faſſungslos. Renzo erzählte ihr mit kurzen Worten alles, was ihm begegnet war; ſie hörte angſtvoll zu, und als er den Namen Don Rodrigo ausſprach, rief ſie erröthend und zitternd: „Ach! kann er's denn ſo weit treiben? —“

„Alſo weißt Du von ihm?“ fragte Renzo.

„Nur zu viel! entgegnete Luzia, „aber daß er ſo weit gehen würde ————!“

„Was weißt Du von ihm?“

„Laß mich jetzt ſchweigen, daß ich nicht weinen muß. Ich hole die Mutter, die mag die Mädchen fortſchicken, damit wir allein bleiben.“

„Warum haſt Du mir nie ein Wort davon geſagt?“ murmelte Renzo, als ſie ſich entfernte.

„Ach Renzo!“ antwortete Lucia, und wandte ſich im Gehen nach ihm zurück. Der Ton dieſes Ausrufs ſagte: „Kannſt Du zweifeln, daß ich ohne reine und gerechte Urſachen ſchwieg?“

Die gute Agnes, Luziens Mutter, hatte das Geflüſter mit Bettinen bemerkt und, neugierig, was man ihrer Tochter hinterbringe, war ſie herabgeſtiegen. Luzia ließ ſie bei Renzo und ging zu ihren Freundinnen hinauf, denen ſie mit möglichſter Faſſung erklärte: der Pfarrer ſey krank und könne heute nicht trauen. Worauf ſie ſie grüßte und eilig wieder verließ.

Die Mädchen entfernten sich, eine nach der andern, und eilten ins Dorf, um den Vorfall weiter zu erzählen und sich zu überzeugen, ob Don Abbondio auch wirklich krank sey. Die Wahrheit der Sache zerstörte denn auch alle etwaige Zweifel und Vermuthungen, die sie schon angefangen hatten sich zu bilden. —

Drittes Kapitel.

Luzia ging wieder zu Renzo, der einstweilen ihrer Mutter erzählen mußte, und beide verlangten nun von ihr die nähere traurige Erklärung, die sie ihnen so lange zurückgehalten hatte. Sie waren bei aller Liebe für Luzien etwas, — doch sehr verschiedener Art, — erzürnt auf sie, und die Alte konnte sich nicht enthalten, ihr einen Vorwurf zu machen: „Wie konntest du aber Deiner Mutter so Etwas verschweigen?“

„Jetzt erfahrt Ihr ja Alles;“ entgegnete Luzia, indem sie sich die Augen mit der Schürze trocknete.

„Rede, rede!“ riefen Mutter und Bräutigam zugleich.

„Heilige Jungfrau!“ rief Luzia, „wer hätte sich träumen lassen, daß es so weit kommen könnte!“ Und nun erzählte sie, mit von Thränen unterbrochener Stimme, wie sie vor einigen Tagen von der Spin-

nerei zurückgekehrt und einige Schritte hinter den Anderen geblieben sey, worauf ihr Don Rodrigo und noch ein Herr begegneten. Der erste, fuhr sie fort, habe ihr viel gar nicht schöne Sachen vorgeschwatzt; ohne ihm Gehör zu geben, sey sie aber mit schnelleren Schritten ihren Gefährtinnen nachgeeilt. Der andere Herr habe sehr darüber gelacht, Don Rodrigo aber gesagt: „Wir wollen wetten!“ Am folgenden Tage waren beide wieder auf der Straße, sie aber mitten unter den Anderen, die Augen niedergeschlagen; der andere Herr lachte wieder laut auf, Don Rodrigo aber sagte: das wird sich finden, das wird sich finden! „Gott sey Dank“ fuhr Luzia fort, „dies war der letzte Spinntag. Ich erzählte alles — — — —“

„Wem hast du alles erzählt?“ fragte Agnes, indem sie die Tochter unwillig ansah, daß sie jemand Anderem vor ihr vertraut habe.

„Dem Pater Christoforus in der Beichte, liebe Mutter!“ entgegnete Luzia sanft entschuldigend. „Ich erzählte ihm alles, als wir das letzte Mal zusammen bei ihm in der Klosterkirche waren. Und wenn Ihr Achtung gegeben habt, müßt Ihr gefunden haben, daß ich an diesem Morgen sehr unruhig war und mich immer zu den Andern hielt, um nicht allein zu gehen; denn das öftere Begegnen auf der Straße hatte mich so eingeschüchtert.“

Bei dem verehrten Namen des Pater Christoforus heiterte sich Agnes wieder auf: „Du hast wohl

gethan," sagte sie, „warum erzähltest Du nicht aber auch alles Deiner Mutter?"

Luzia hatte zwei gute Gründe dagegen gehabt; der eine war, um die gute Frau nicht in Furcht zu setzen und zu betrüben, da sie doch nicht würde helfen können; der zweite, die Sache nicht zum Gerede werden zu lassen, da sie doch hoffte, sich durch die Heirath allen Verfolgungen zu entziehen. Sie führte indeß nur den ersten an. „Und Dir" wandte sie sich zu Renzo, wie um ihn zur Erkenntniß seines Unrechts zu bringen, „Dir konnte ich doch nichts davon sagen. Du hast es ja so nun zeitig genug erfahren!"

„Was meinte aber der Pater?" fragte Agnes.

„Er hieß mich die Hochzeit nach Kräften betreiben, nicht ausgehen, und beten. Er hoffe, Don Rodrigo werde, wenn er mich nicht mehr sehe, sich nicht mehr um mich kümmern. Und nun" fuhr sie weiter zu Renzo fort, erröthend und ohne die Augen aufzuschlagen, „nun zwang ich mich zur Unverschämtheit und bat Dich um Eile und Beschleunigung der Hochzeit. Wer weiß, was Du magst gedacht haben, aber ich that es ja aus guter Absicht und weil der Pater es so wollte und ich war gewiß..... und diesen Morgen so entfernt von aller Furcht...."

Luzia konnte vor Thränen nicht weiter reden; Agnes jammerte und klagte, und Renzo ging wüthend und drohend in der Stube umher; dann blieb er vor der weinenden Luzia stehen und sagte mit Zärtlichkeit

und Zorn: „Das soll die letzte Schandthat des Schurken seyn!“

„Renzo, um Gottes Willen!“ rief Luzia: „Es lebt ja auch für die Armen ein Gott. Wie soll er uns aber helfen, wenn wir Böses thun? Renzo!“ fuhr sie beruhigter und hoffend fort, „Du verstehst Dein Handwerk, ich bin auch arbeitsam, laß uns fliehen! so weit, daß unser Feind nichts mehr von uns höre!“

„Und was dann, Luzia? wir sind ja noch nicht Mann und Frau?“ Luzia fing wieder an zu weinen, und es folgte eine Pause der Betrübniß, wogegen die Festkleidung aller nicht wenig abstach.

„Hört, Kinder, ich will Euch etwas sagen,“ meinte endlich die alte Agnes. „Ich war vor Euch auf der Welt und kenne sie ein wenig. Man muß nur den Muth nicht verlieren. Der Teufel ist nicht so schlimm, wie er aussieht. Uns armen Leuten scheint jeder Wirrwarr größer als er ist, weil wir das Ende nicht finden können; aber ein Studierter weiß alles ganz anders anzugreifen. Renzo, folge mir, gehe nach Lecco zum Doktor Rothstall, erzähle ihm .... — nenne ihn aber ja nicht so, denn es ist nur ein Beiname, — alle Welt nennt ihn so, ich weiß aber seinen richtigen Namen nicht. Du brauchst ihn ja nur Herr Doktor anzureden. Gut; suche ihn also auf, er ist lang, mager, kahl, rothnasig und hat eine Himbeere, als Maal auf dem Backen.“

„Ich habe ihn schon einmal gesehen," sagte Renzo.

„Gut," fuhr Agnes fort, „das ist der Mann. Ich weiß, daß er mehr als Einem schon aus der Tinte half, der so tief darinn saß, daß er weder wo aus noch ein wußte; und er war noch keine Stunde unter vier Augen mit dem Doktor Rothstall gewesen, so lachte er darüber."

„Nimm die vier Kapphähne, — ich wollte sie zu heute Abend schlachten! — und trage sie zu ihm, denn mit leeren Händen darf man dem Herren niemals kommen. Erzähl' ihm den Unfall und Du wirst sehen, er giebt Dir stehenden Fußes einen Rath, den wir wohl in einem Jahre nicht würden ausgeklügelt haben!" —

Renzo billigte den Vorschlag, Lucia auch, und Agnes that sich etwas darauf zu gute, daß er von ihr herrühre. Dann ging sie in den Stall, fing die Kapphähne ein, band sie mit einem Bindfaden an den Füßen zusammen, als ob sie einen Blumenstrauß winde und stellte sie Renzo zu, der denn alsbald mit ihnen sich durch die Hinterthüre auf den Weg machte. Ueber die Straße durfte er sich wegen des Gespöttes der Kinder nicht wagen. Als er nun über die Felder hinstrich und sein Unglück bedachte und das beabsichtigte Gespräch mit dem Doktor, befanden sich die armen Hähne sehr schlecht, denn er pflegte die Empfindungen seines Innern mit Gesten zu begleiten, und hieb mannigmal unbarmherzig auf sie los.

Als er den Flecken erreicht hatte, fragte er nach dem Doktor; man wies ihn zurecht und er ging hin. Er fühlte beim Eintreten alle Schüchternheit, die die Gegenwart eines Vornehmen oder Gelehrten dem Armen, Ungebildeten einflößt, und seine schönen gelernten Worte waren vergessen. Ein Blick auf die Hähne gab ihm wieder einigen Muth. Er fragte das Dienstmädchen in der Küche, ob er den Herrn sprechen könne? Das Mädchen erblickte die Thiere und wollte, an solche Geschenke gewohnt, Hand anlegen, Renzo hielt sie aber fest, weil er dem Doktor doch müsse sehen lassen, daß er etwas bringe. Während dieses kam der Doktor selbst an, und sagte: „Gebt hin und kommt ins Studierzimmer.“ Renzo machte einen tiefen Bückling, der Doktor sagte noch ein Mal gnädig: „kommt, mein Sohn!“ und führte ihn ins Zimmer. An dessen Hauptwand stand ein ungeheures Gestell mit alten, bestäubten Büchern; in der Mitte eine Tafel voll aufgeschlagener Werke, Bitt- Schmäh - und Klagschriften, zwei bis drei Stühle herumgestellt, und ein alter mit Kuhhaut überzogener Lehnstuhl, dessen Arme sich wie Hörner hoch emporstreckten. Der Doktor war in Hauskleidung, nämlich einem schmutzigen Oberrocke, der ihm vor Alters einmal in Mailand bei feierlichen Gelegenheiten gedient hatte. Er schloß die Thüre und machte dem Jüngling mit den Worten Muth: „Traget mir Eure Sache vor, lieber Sohn!“ —

„Ich wollte Euch etwas vertrauen.“

„Nur zu, sprecht!“ sagte der Doktor, sich in den Lehnstuhl setzend. Renzo stand steif und fest vor der Tafel, drehte den Hut in der Hand herum und fing wieder an: „Ich möchte gern von Euch als einem Studierten wissen — — — —“

„Sagt mir die Sache rein von der Leber weg!“ unterbrach ihn der Doktor.

„Entschuldigt, Herr Doktor, wir armen Leute wissen unsere Worte nicht so recht zu setzen. Ich möchte also wissen — — — —“

„Ja, so seyd Ihr, der Himmel weiß es, Alle, anstatt die Sache zu erzählen, macht Ihr solche Sprünge um sie herum, daß Ihr im Leben nicht dazu kommt.“

„Verzeiht, Herr Doktor, ich wollte nur wissen, ob es Sünde sey, einem Pfarrer zu drohen, weil er eine Trauung nicht vollziehen will?“

„Ich verstehe,“ — (murmelte der Doktor, der in der That nichts verstanden hatte.) „Ich verstehe.“ Er nahm eine ernste Miene an, in die sich aber Mitleid und Ungeduld mischten, bis die Lippen zusammen, daß ein unarticulirter Laut ihnen entschwebte, der sein Gefühl in den nächsten Worten anzudeuten schien.

„Ein ernster Fall, mein Sohn, verlangt Ueberlegung; Ihr habt wohl gethan, zu mir zu kommen. Der Fall ist klar, ist schon mannigmal zur Sprache ge-

kommen, halt, halt! ja, und erst im vorigen Jahre unter dem jetzigen Herrn Gouverneur; ich kann Euch mit der Hand drauf führen." Er stand vom Sessel auf, und wühlte lange unter den Folianten herum: „wo steckt er denn? immer der Unrechte! Da muß er seyn, denn die Verordnung ist wichtig. Ach da ist er, da ist er! „Er zog ihn hervor, blätterte darin herum, verweilte endlich bei einer Stelle, sah nach dem Datum: 15 October 1627. — „Also vom vorigen Jahre; könnt Ihr lesen, mein Sohn?"

„Ein wenig, Herr Doktor."

„Nun so stellt Euch dicht hierher."

Der Doktor fing hierauf an, lange Verordnungen vorzulesen, die nicht den geringsten Bezug auf Renzo's Lage hatten, und als dieser mehrmals nach der Anwendung fragte, verwies er ihn zur Geduld, sie werde gleich kommen. Der Doktor glaubte, Renzo habe ein Verbrechen begangen; er verwunderte sich also, als derselbe immer neugieriger, keineswegs aber bestürzt, ihm beim Vorlesen der diesfallsigen Strafen über die Achsel sah, und als er endete und noch einen eigenen Sermon dazu hielt, worin er ihm erklärte, er wolle ihm beistehen, wenn er keinen Vornehmen beleidigt habe, und ihn veranlaßte, sein Vergehen deutlicher zu nennen, so wie auch den Namen des Beleidigten, unterbrach ihn Renzo ganz verwundert.

„Aber, Herr Doktor, Ihr habt mich ja ganz falsch verstanden; ich habe mich gegen Niemanden

vergangen. Die ganze Gemeinde kann mir's bezeugen! Ich bin beleidigt worden, und ich komme zu Euch, um mir Rath zu erholen, auf welche Art ich am schnellsten Gerechtigkeit erlange."

„Zum Teufel aber auch!" rief der Doktor, die Augen weit aufsperrend, „was macht Ihr für dummes Zeug! Könnt Ihr denn die Sache nicht klar und deutlich auseinander setzen?"

„Verzeiht mir, Herr Doktor, ich wollte es thun, Ihr ließt mich aber nicht zum Worte kommen. Nun sollt Ihr es gleich hören. Wißt also: ich wollte heute (hier ward seine Stimme bewegt) ein Mädchen heirathen, das ich seit diesem Sommer liebe. Mit dem Herrn Pfarrer war Alles verabredet und alle Hindernisse beseitigt. Da macht er plötzlich neue, grundlose Schwierigkeiten..... ich zwinge ihn, rein heraus zu reden, und er bekennt, es sey ihm bei Todesstrafe untersagt, die Trauung zu vollziehen. Don Rodrigo....."

„Still, Still!" rief der Doktor, indem er die Stirn runzelte, die rothe Nase in Falten zog und ein abscheuliches Gesicht schnitt; „still! bestürmt mir nicht den Kopf mit solchen Narrenspossen! Behaltet die Reden für Leute Eurer Art, die ihre Worte nicht abzuwägen wissen, und kommt damit keinem Manne von Bildung, der ihre Bedeutung kennt. Fort, fort! Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht, ich will nichts mit

Tollköpfen zu thun haben. Ich will solche Reden nicht hören, sie sind aus der Luft gegriffen!“

„Ich schwöre, Herr Doktor —.....“

„Geht, sage ich Euch. Was kümmere ich mich um Eure Schwüre. Ich habe nichts mit Euch zu schaffen, ich wasche meine Hände in Unschuld! (Dabei rieb und wand er sie durch einander, als ob er sie wirklich wüsche.) Seht Euch erst in der Welt um und überfallt nicht auf diese Art Jemanden, der zu leben weiß!“

„So hört doch, so hört doch!“ rief Renzo immer wieder vergeblich. Der erschrockene Doktor drängte ihn zur Thüre hinaus, und rief der Magd: „gieb diesem Menschen augenblicklich zurück, was er brachte, ich will nichts von ihm, ich will nichts von ihm!“ Die Magd hatte, so lange sie hier im Hause war, noch niemals einen solchen Fall erlebt. Der Befehl ward aber so bestimmt gegeben, daß sie nicht anstehen durfte zu gehorchen. Sie nahm die vier Thiere, und gab sie Renzo mit einem verachtenden Blicke wieder, der zu sagen schien: du mußt doch Deine Sache recht dumm angefangen haben! Renzo wollte sie zwar nicht annehmen, der Doktor aber bestand fest und bestimmt darauf, und er mußte also staunend und sinnlos und erboster als je den Rückweg mit ihnen antreten, um den Frauen den schiefen Ausgang seiner Sendung mitzutheilen.

Luzia und ihre Mutter hatten indeß die Festkleider

wieder abgelegt und saßen in ihrem alltäglichen Anzuge schluchzend und seufzend in der Stube. Agnes sprach viel von dem großen Erfolge der Rathschläge des Doktors, Luzia erwähnte den Pater Christoforus als einen Mann, der mit Rath und That jedem Armen beistehe, und es sey gewiß heilsam, ihn von Allem zu unterrichten. Agnes gab ihr Recht und sie besprachen, wie ihre Absicht am besten auszuführen sey. Heute noch nach dem zwei italienische Meilen entfernten Kloster zu gehen, würde Tollheit gewesen seyn. Indem pochte es an die Thüre und gleich darauf erscholl ein leises aber festes Deo gratias! Luzia vermuthetete, wer es sey, öffnete, und alsbald trat ein Bettelmönch herein, seinen Quersack über die linke Schulter gehangen, und die beiden Enden mit der Hand über der Brust festhaltend. „Ach, Fra Galdino!" riefen Mutter und Tochter. „Der Herr sey mit Euch," sagte der Bruder, „ich komme zur Russerndte."

„Hole die Spende fürs Kloster," sagte Agnes. Luzia stand auf und ging ins Nebenzimmer; verweilte aber einen Augenblick hinter Fra Galdino und gab der Mutter, indem sie den Finger auf den Mund hielt, einen zärtlich bittenden, aber auch fast befehlenden Wink, zu schweigen. Der Mönch hänzelte Angnesen von fern an und sagte: „sollte nicht heute Hochzeit hier seyn? Ich habe schon im Dorfe so ein

Gemunkel und Gezischel vernommen, was giebt's denn?"

„Der Herr Pfarrer ist krank und kann nicht trauen;" sagte Agnes rasch. Ohne Luzens Wink würde sie wahrscheinlich verkehrt geantwortet haben. „Wie geht's denn mit der Kollekte?" fuhr sie fort, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Schlecht, gute Frau, schlecht, da, seht selbst zu!" Er schwang den Sack und warf ihn mit einer Hand in die Höhe. „Das ist alles, und ich habe doch darum an zehn Thüren klopfen müssen."

„Das Jahr ist karg, Fra Galdino, und wenn es an Brod fehlt, da hapert's überall."

„Womit sind denn aber gute Zeiten wieder herbeizurufen, liebe Frau? Nur durch Almosen! Habt Ihr von dem Wunder mit dem Nußbaume gehört, das sich vor vielen Jahren in unserm Kloster in Romagna zutrug?"

„Nein, nein, laßt doch hören!"

„Nun so wißt denn, daß in dem Kloster ein alter Mönch lebte, ein Heiliger, er hieß Pater Macarius. An einem Wintertage wanderte er übers Feld eines unserer Wohlthäter, eines Ehrenmannes. Pater Macarius sah ihn selbst bei einem großen Nußbaume stehen, neben ihm vier Arbeiter mit Aexten, die damit die Erde aufwühlten, um den Baum zu entwurzeln. „„Was hat Euch der arme Stamm gethan?"" fragte Pater Macarius. „„Er giebt schon seit Jah-

ren keine Früchte mehr, ehrwürdiger Vater, und ich gedenke, ihn zu verbrennen.“ — „„Thut es nicht,“ sagte der Pater, „„denn dieses Jahr wird er mehr Nüsse, als Blätter tragen.““ — Der Mann kannte den, der dies sagte, ließ seine Leute sogleich die Erde wieder um die Wurzeln aufschütten und rief dem seines Weges weiter gegangenen Pater zu: „die Hälfte der Erndte gehört dem Kloster!“ Die Prophezeihung verbreitete sich und alles lief hinzu, den Nußbaum zu sehen. Im Frühlinge stand der Baum in vollster Blüthe und trug im Herbste Frucht neben Frucht.

Der Besitzer hatte nicht die Freude, zu erndten, denn er empfing vorher den Lohn seines frommen Lebens, darum ward das Wunder aber nur desto erstaunlicher. Der gute Mann hatte einen einzigen Sohn hinterlassen, der in Allem sein Gegenbild war. Zur Zeit der Erndte kam nun der Sammler des Klosters und forderte die versprochene Hälfte ein. Der Sohn dachte aber nicht daran, sie ihm zu geben und ertheilte die freche Antwort: „„Er habe nie gehört, daß die Kapuziner Nußbäume machen könnten.““ Nun merkt auf, was geschah. Eines Tages hatte der Sünder einige Freunde und Geistesgenossen zu sich eingeladen, und während sie schmausten und schwelgten, erzählte er die Geschichte mit dem Nußbaume, daß Alles die Mönche belachte. Da die ganze Gesellschaft den übermäßigen Haufen Nüsse sehen wollte, so

führte er sie zum Speicher, öffnete die Thüre, geht nach dem Winkel, wo die Nüsse lagen und, was findet er da statt ihrer? — Einen Haufen welker Nussblätter! — Das Kloster gewann dabei, denn nach diesem Ereignisse waren die Spenden der Nusserndte so groß, daß der Bruder Sammler sie gar nicht fortbringen konnte, und ein Mildthätiger dem Kloster einen Esel zu diesem Behufe schenkte. Oel wurde in so reichlicher Menge daraus gelöst, daß jeder Arme sein Bedürfniß bei uns stillen konnte, denn wir sind wie das Meer, das von allen Seiten empfängt und giebt."

Hier erschien Luzia wieder. Sie hatte die Schürze bis oben an gehäuft voll Nüsse und konnte sie kaum ertragen. Fra Galdino öffnete den Sack, hielt ihn dar und empfing die reichliche Spende. Die Mutter sah Luzien erstaunt und unwillig wegen ihrer Verschwendung an, Luzia gab ihr aber einen Wink, mit dem Bedeuten, sie werde sich rechtfertigen. Fra Galdino konnte gar nicht enden mit Lob und guten Wünschen, Versprechungen und Danksagungen, nahm seinen Sack wieder auf die Schultern und ging. Luzia rufte ihn zurück. „Wollt Ihr mir wohl einen Gefallen erzeigen," sagte sie, „und dem Pater Christoforus sagen: ich habe recht nöthig, mit ihm zu sprechen und ließe ihn um die Gnade bitten, so schnell es ihm möglich sey, zu uns zu kommen, weil ich nicht zur Kirche gehen könne."

„Herzlich gern!" erwiederte der Mönch, „spä-

testens in einer Stunde soll Pater Christoforus Euren Wunsch kennen."

„Ich verlasse mich darauf?"

„Ihr könnt es!" Und somit ging er von dannen.

Man glaube nicht, daß der Pater Christoforus, weil ein armes Landmädchen ihn zu sich kommen ließ, und ein Mönch seines Klosters ihn ohne Weiteres zu bestellen übernahm, schlecht und unwürdig gewesen sey. Er genoß im Gegentheil bei den Seinigen großes Ansehen und war in der ganzen Umgegend hochgeschätzt. Aber es lag im Karakter der Kapuziner, daß ihnen nichts zu gering und zu hoch war: dem Niedrigsten dienen und sich von dem Vornehmsten bedienen lassen; in Palästen und Hütten mit gleicher Demuth und Sicherheit gehen; oft in einem und demselben Hause zur Belustigung dienen und bei jedem ernsten Beschlusse unentbehrlich seyn; überall Almosen suchen und überall, wo sie gesucht wurden, geben, — der Kapuziner war an alles gewohnt. Wanderte er seines Weges, so ließ er sich wohl in diesem Augenblicke von einem Prinzen seinen Stock küssen und gerieth im andern unter eine Rotte Buben, die ihm den Bart mit Schlamm und Koth besprützten. Das Wort Bruder ward damals mit eben so großer Ehrerbietung als bitterer Verachtung genannt. Vielleicht wurde kein anderer Mönchsorden jemals so sehr verschieden beurtheilt, als der der Kapuziner, und kein anderer hatte jemals so sonderbare Schicksale. Viel-

leicht war's eben nur seine Armuth, auffallendere Kleidung und demüthigeres Benehmen, was ihn der Verehrung und dem Hasse verschiedenartiger Meinungen näher brachte. Als Fra Galdino fort war, rief Agnes aus: Ums Himmels Willen, welcher Haufen Nüsse, in einem so unfruchtbaren Jahre!"

„Vergieb, liebe Mutter," antwortete Luzia, „hätten wir nicht mehr wie andere gegeben, so hätte Fra Galdino noch wer weiß wie lange herumlaufen müssen, ehe sein Sack voll gewesen wäre und er hätte dann wohl über allem Deinen Geschwätz meine Bitte gänzlich vergessen!"

„Nun, nun, Du hast wohl daran gethan, und dann lohnt sich ja Barmherzigkeit immer tausendfältig!" sagte Agnes, die bei allen ihren Fehlern im Grunde seelengut war, und der einzigen, vielgeliebten Tochter eigentlich in Nichts zürnen konnte.

Renzo kam mit zorn- und schamerglühetem Gesichte zurück und warf die vier armen Thiere — heute ihre letzte Marter — heftig auf den Tisch. „Hatt mir einen schönen Rath gegeben, mich zu einem schönen Kerle geschickt! — Ja der ist wahrhaftig der Armen Trost und Hülfe!" — Er erzählte seine Abentheuer beim Doktor; doch die traurige Alte wollte dennoch behaupten, ihr Rath sey gut gewesen, und Renzo habe nur nicht verstanden, die Sache von der rechten Seite anzugreifen. Luzia unterbrach sie mit der Erklärung ihres sicher wirksameren Mittels, und, so ent-

muthlgt wie Renzo war, so ließ er sich doch, wie jeder Unglückliche, von neuer Hoffnung wieder etwas aufrichten. „Und hat der Pater," rief er, „auch keinen Ausweg, so will ich ihn doch auf eine oder die andere Art verschaffen!"

Die Frauen predigten Frieden, Geduld und Klugheit.

„Morgen," sagte Luzia, „kommt Pater Christoforus sicherlich, und Ihr werdet sehen, er bringt Hülfe, von der wir uns nicht träumen ließen.

„Ich will's hoffen," sagte Renzo," in jedem Falle werde ich mir aber Recht zu verschaffen wissen. Recht muß doch Recht bleiben!"

So verging der Tag und die Dämmerung brach an. „Nun gute Nacht," sagte Luzia traurig zu Renzo, der gar nicht fortkommen konnte.

„Gute Nacht!" sagte er noch trauriger.

„Unsere Heiligen werden helfen," erwiederte sie, „sey nur klug und vertraue." Auch die Mutter gab noch gute Rathschläge, und so ging denn endlich der arme Bräutigam mit stürmischen Herzen davon und murmelte in einem fort bei sich die Worte: „Recht muß doch Recht bleiben!" So wahr ist es, daß die Vernunft im Schmerze untergeht.

Viertes Kapitel.

Noch vor Sonnenaufgange verließ Pater Christoforus das Kloster von Pescarenico, um seine Wanderung nach Agnesens Hütte anzutreten. Pescarenico ist ein Weiler an dem linken Ufer der Adda, oder vielmehr des Sees, unfern der Brücke; er besteht aus wenigen, meistens von Fischern bewohnten Häuschen. Hie und da erblickt man zum Trocknen ausgespannte Netze. Das Kloster liegt vor dem Weiler auf dem Wege von Lecco nach Bergamo.

Die Luft war heiter. Die Sonne stieg hinter den Bergen immer mehr herauf und ihr Licht von den Gipfeln der gegenübergelegenen hernieder. Es blitzte schon durch manche Felsenspalte freundlich in die Thäler. Ein leichter Herbstwind wehete die welken Blätter der Maulbeerbäume zu Boden. Rechts und links in den Weinbergen glänzten auf den noch aufgerichteten Rebschößen die Blätter in röthlicher Farbenpracht und die braunen, neu gelegten Vogelherde stachen scharf von den weißlichen, im Thauschmucke funkelnden Stoppelfeldern ab.

Es war ein vergnügliches Bild. Aber die Menschen, die man hin und wieder erblickte, machten es düsterer. Nur zerlumpte abgezehrte Bettler, entweder im Elende ergraut oder von augenblicklicher dringender Noth ge-

zwungen, um Almosen zu flehen, gingen stumm vor dem Pater vorüber, sahen ihn andachtsvoll an, und obschon sie von ihm nichts zu erwarten hatten, da ein Kapuziner kein Geld anrühren darf, so bückten sie sich tief vor ihm, aus Dankbarkeit für die im Kloster empfangenen Wohlthaten. Das Geräusch und der Anblick der Feldarbeiter hatte etwas noch Trauererregenderes. Einige warfen dünne, spärliche Saat aus, verdrießlichen Muthes, als ob sie etwas aufs Spiel setzten, was ihnen sehr schwer falle; andere waren mit Unlust beschäftigt, den Boden mit dem Spaten umzugraben. Ein elender Knabe führte seine magere, dürre Kuh am Stricke auf der Weide herum, stierte auf den Rasen und bückte sich von Zeit zu Zeit, um dem Thiere das eine oder andere Kraut zur Nahrung der Seinigen zu rauben. Diese Eindrücke bekümmerten die Seele des Mönches von Schritt zu Schritt, und er konnte sich nicht trüber Ahnungen über die Ursache des an ihn ergangenen Rufes enthalten.

Pater Christoforus hatte fast schon sein sechszigstes Jahr erreicht. Er pflegte manchmal sein kahles Haupt, auf dem sich, nach Kapuzinerart, nur ein kleines Büschel Haare befand, mit einem stolzen, unruhigen Gefühle emporzuheben; gleich darauf sank es aber wieder, wie im Bewußtseyn der Demuth. Ein langer, grauer Bart, der Backen und Kinn bedeckte, ließ die oberen Gesichtstheile schärfer hervortreten,

denen langgewohnte Enthaltsamkeit bei weitem mehr an Würde gegeben als an Ausdruck genommen hatte.

Seine niederliegenden Augen waren meistens zur Erde gewendet, zuweilen funkelten sie aber mit plötzlicher Lebhaftigkeit auf. Pater Christoforus hieß eigentlich Ludoviko und war der Sohn eines Kaufmannes, der mit dem Handel viel verdient, sich am Ende seines Lebens davon zurückgezogen und den großen Herrn gespielt hatte. Er bereuete dann im Innersten, daß er jemals etwas in der Welt leistete, schämte sich seines frühern Gewerbes und suchte jede Erinnerung daran zu vernichten. Demungeachtet mußte er aber immerfort an seinen ehemaligen Tuchladen, seine Ballen, Handlungsbücher und Elle, mitten in den glänzendsten Gastereien, denken, und fand nie vor ihnen Ruhe. Wer bei ihm beliebt seyn wollte, durfte indeß nicht wagen, auch nur mit einer Silbe seines früheren Standes zu erwähnen. Dafür folgendes Beispiel: Eines Tages war die Tafel zu Ende, die allgemeine Lust eben aufs höchste gestiegen und der Hausherr scherzte freundlich mit einem der wackersten Zecher und Schmauser. Dieser, der gutmüthigste Narr von der Welt, gab in seiner Unschuld ein auf die Anrede passendes Bonmot, und zwar dem Handel entlehnt, heraus. Das Wort war kaum über seine Lippen, als er es auch schon bereuete. Schüchtern blickte er nach seinem Wirthe auf, dessen Antlitz sich im Nu umwölkt hatte. Die anderen Gäste suchten

ihn wieder aufzuheitern und das Wort in Vergessenheit zu bringen. Indem sie aber eben die dazu zu nehmenden Mittel bedachten, entstand eine allgemeine Stille, welche die Unschicklichkeit nur um so mehr hervorhob. Einer vermied den Blick des Andern, denn jeder wußte, daß der andere an die fatale Sache dachte. Die Freude des Tages war dahin und der arme Schuldige wurde nie wieder eingeladen.

In einem solchen ängstlichen Zustande verstrichen Ludoviko's Vater's letzte Lebensjahre. Er gab seinem Sohne eine, seiner Zeit angemessene, vornehme Erziehung, so weit es ihm Gebrauch und Gesetz gestatteten, und ließ ihn in allen Wissenschaften und ritterlichen Uebungen unterrichten. Bei seinem Tode sah der junge, hochstrebende Mann sich im Besitze eines großen Vermögens. Er war unter Schmeichlern aufgewachsen und an Ehrfurchtsbezeigungen gewöhnt. Als er sich nun aber unter die Vornehmsten der Stadt mischen wollte, fand er eine höchst unerwartete Aufnahme, und überzeugte sich, daß er zu Erlangung seines Wunsches, Umgang mit ihnen zu haben, die Schule der Geduld und Demuth ganz durchlaufen müsse; denn in jedem Augenblicke widerfuhr ihm irgend eine Beleidigung.

Solche Lebensart widerstritt Ludoviko's Karakter und Erziehung. Er zog sich freiwillig zurück, blieb aber mit Unmuth in der Ferne; denn er hielt die Vornehmen doch für die ihm eigentlich gemäße Ge-

sellschaft, und nur ihre Schroffheit konnte ihn zurückhalten. Halb Neigung-, halb Haß erfüllt, und da er sich ihr nicht vertraulich nähern und doch in einem Bezuge mit ihr stehen wollte, entschloß er sich, mit den Ersten der Stadt an Pracht und Aufwand zu wetteifern. Dadurch zog er sich von allen Seiten Feindschaft und Neid zu, und machte sich mehr als ein Mal lächerlich. Seine rechtschaffene und heftige Gemüthsart verwickelte ihn aber mit der Zeit in ernstere Kämpfe. Er hegte einen unbezwinglichen, grenzenlosen Abscheu gegen alle Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten, einen Abscheu, der um so stärker in ihm ward, als er diejenigen, welche sich das Meiste zu Schulden kommen ließen, persönlich hasste. Diesem Abscheue zu genügen, ergriff er bei jeder Gelegenheit die Parthei gemißhandelter Schwacher, gerieth aus einem Streite in den andern, und trat so am Ende als erklärter Vertheidiger und Rächer der Unschuld auf. Diese Stellung war sehr schwierig. Er hatte eine Menge Feinde, Abentheuer und Sorgen, und fühlte sich nicht blos mit der Welt uneins, sondern sogar mit seinem Innern, da ihn seine Absichten oft selbst zu Schleichwegen und Gewaltmitteln, die sein Gewissen nie billigte, zwangen. Er war genöthigt, immerfort eine tüchtige Schaar Bravi um sich zu haben und zwar, damit er sich auf sie verlassen konnte, die verwegensten und also auch ruchlosesten; er war gezwungen, mit diesen Schurken, um der Gerechtigkeit willen, zu leben.

Mehr als ein Mal, entmuthigt durch den traurigen Ausgang irgend einer Unternehmung, oder durch irgend eine drohende Gefahr, müde des steten Zwanges, auf seiner Hut zu seyn, oder der ekelhaften Gesellschaft, — mehr als ein Mal, wenn er einen Blick in die Zukunft that und auf seine Vermögensumstände, die gute Werke und Tollheiten von Tag zu Tag schlimmerten, war ihm der Gedanke beigekommen, ins Kloster zu gehen; damals der sicherste Weg, sich aus aller Verlegenheit zu ziehen. Vielleicht wäre dieser Gedanke stets nur Gedanke geblieben, hätte ihn nicht ein Ereigniß, wie Ludoviko nie ernster und fruchtbarer erlebte, zur Ausführung gebracht. Eines Tages ging er mit einem sonstigen Handelsdiener seines Vaters, den derselbe zum Haushofmeister umgestempelt hatte, hinter sich zwei Bravi, über die Straße. Der Haushofmeister, ein Mann von etwa funfzig Jahren, hieß Christoph. Seit seiner Jugend in Diensten des Hauses, hatte er seinen jetzigen Herrn aufwachsen sehen, war verheirathet und Vater von acht Kindern. Ludoviko erblickte in der Ferne einen seiner stolzesten, ärgsten Feinde, der sich Schandthaten zum Gewerbe machte und mit dem er noch nie ein Wort sprach. Der Gegner, dem vier Bravi folgten, kam mit anmaßendem, höhnendem Wesen gerade auf ihn zu. Beide gingen dicht längs der Mauer, die Ludoviko zur rechten Hand war. Dies berechtigte ihn, Niemanden, wer es auch sey, auszuweichen, was damals

besondere Wichtigkeit hatte. Der Andere glaubte, als Nobile, nicht nöthig zu haben, auszuweichen. Der Fall war ungewiß. Sie schritten, dicht an der Mauer, auf einander zu. Als sie sich erreicht hatten, maß der Nobile Ludoviko'n von oben bis unten und sagte verächtlich: „Ausgewichen!“

„Weicht Ihr aus,“ rief Ludoviko „ich habe es nicht nöthig!“

„Wenn Ihr meines Gleichen begegnet, ist es immer Eure Pflicht!“

„Ja, wenn der Hochmuth Eures Gleichen mir etwas gälte!“ — Sie blieben mit wilden Blicken gegen einander stehen, und griffen zu den Dolchen. Die Vorübergehenden hielten sich, auf den Ausgang begierig, in einiger Entfernung. Ihre Anwesenheit reizte beide Feinde nur noch mehr auf.

„Weich aus, du schlechter Kaufmannsbengel! oder ich will Dich lehren, wie man sich gegen Edelleute zu benehmen hat!“

„Du lügst, wenn Du mich schlecht nennst!“

„Du lügst, wenn Du mich Lügen strafst! und wär'st Du Kavallier wie ich, so wollte ich Dir mit dem Degen beweisen, daß ich Recht habe!“

„Ein guter Vorwand, die Dummheit Deiner Reden nicht mit der That zu vertreten!“

„Werft den Schurken in den Koth!“ rief der Nobile seinen Leuten zu.

„Das wird sich finden,“ sagte Ludoviko, indem

er einen Schritt zurücktrat und Hand an den Degen legte.

„Verwegener!“ schrie der Andere, den seinigen ziehend, „ich zerbreche ihn, wenn er Dein Schandblut trank!“

Einer fiel über den andern her. Beider Gefolge eilte, ihrem Herren beizustehen. Das Gefecht war ungleich und Ludoviko suchte nur sich zu vertheidigen und seinen Gegner zu entwaffnen, nicht aber ihn zu tödten. Er hatte schon im linken Arme von einem Bravo eine Stichwunde und in der Backe einen leichten Ritz empfangen, und der Nobile rannte hinterrücks auf ihn zu, um ihn zu tödten. Christoph, die große Gefahr seines Herrn bemerkend, fiel den Nobile ebenfalls im Rücken mit dem Dolche an, zog dadurch dessen volle Wuth auf sich und ward von ihm mit dem Degen durchstochen. Bei diesem Anblicke gerieth Ludoviko außer sich, und jagte dem Nobile augenblicklich seine Waffe durch den Leib, daß er sterbend über Christoforus zusammensank.

Als die Bravi des Nobile ihren Herrn getödtet sahen, ergriffen sie, übel zugerichtet, die Flucht. Die Ludovito's waren auch nicht ohne Wunden, und da es keinen Feind mehr zu bekämpfen gab und sie nicht von dem immer mehr anwachsenden Volkshaufen bedrängt werden wollten, so machten sie sich nach der andern Seite hin aus dem Staube. Ludoviko blieb

allein neben den beiden Todten, mitten unter der Menge.

„Wie iſt's denn abgelaufen? — Ein Todter? — Nein! Zwei. — Sie haben ihm ein Knopfloch in den Bauch geſchnitten. — Wer iſt's denn? — Ein vornehmer Hund. — Heilige Jungfrau! welch Ereigniß. — Wer ſucht, findet. — Ein Augenblick bezahlt alles. — Auch er hat den Tod gefunden. — Was wird daraus werden? — Es iſt eine ernſte Sache. — Und der andere Unglückliche? — Himmel! welcher Anblick. — Rettet ihn, rettet ihn. — Er iſt auch verwundet. — Seht, wie man ihm mitgeſpielt hat. — Er blutet über und über. — Reißt aus, armer Mann, reißt aus — laßt Euch nicht fangen —"

Dieſe durch den Lerm des Haufens dringenden Worte ſprachen die öffentliche Meinung aus, und man gab nicht blos Rath, ſondern auch Hülfe. Nicht fern von dem Orte ſtand ein Kapuziner-Kloſter, wohin damals kein Häſcher und die Hand der Gerechtigkeit überhaupt nicht dringen durfte.

Das Volk übergab den verwundeten Schuldigen, der kaum ſeiner Sinne Herr war, den Mönchen dieſes Kloſters und empfahl ihnen denſelben als einen Ehrenmann, der gezwungen und zu ſeiner eigenen Vertheidigung einen ſtolzen Taugenichts getödtet habe.

Ludoviko hatte vorher noch kein Blut vergeſſen, und obſchon ein Mord zu damaliger Zeit etwas ſehr gewöhnliches war, was man ſehr oft ſehen und hören

konnte, so verursachte doch das neue, unaussprechliche Gefühl, zwei Todte vor sich zu erblicken, wovon der eine für, der andere durch ihn starb, eine gänzliche Umwandlung seines Innern. Der Fall seines Feindes, der schnelle Uebergang von Drohungen und Wuth zur feierlichen Ruhe des Todes machten auf Ludoviko den tiefsten Eindruck. Er war nach dem Kloster geschaffe worden, ohne zu wissen, was um ihn vorging, und als er wieder zu sich kam, befand er sich zu Bette im Krankenhause, unter den Händen des Bruder-Wundarztes (fast in jedem Kapuzinerkloster war einer), der die beiden Wunden mit Scharpie und Binden schloß. Ein Bruder, dessen ausschließliches Amt darin bestand, Sterbenden beizustehen, war sogleich nach dem Orte des Gefechtes abgesendet worden und kam nach einigen Minuten in das Krankenhaus des Klosters, an Ludoviko's Bette. „Tröstet Euch," sagte er zu ihm, „er ist zum wenigsten wenig gestorben und hat mir aufgetragen, Euch seine Verzeihung zu hinterbringen und Euch um die Eurige für ihn zu bitten." Bei diesen Worten ward der arme Ludoviko wieder ein wenig Herr seiner selbst und erwachte aus seinem düstern Seelenleiden um den Freund, dem sich Reue seiner That und Mitleid mit dem Getödteten zugesellten.

„Und der andere?" —— fragte er ängstlich den Mönch. —— „War, als ich ankam, schon todt." —

An den Eingängen und in den Umgebungen des

Klosters wimmelte es von Neugierigen. Die Sbirrenwache kam bald an, zerstreute die Menge und stellte sich nicht weit vom Thore im Hinterhalte auf, so daß Niemand unbemerkt herauskommen konnte.

Ein Bruder, zwei Vettern und ein alter Oheim des Getödteten kamen auch, vom Kopfe bis zum Fuße bewaffnet, mit einer Unzahl Bravi an, und machten mit drohenden Blicken und Geberden die Runde ums Kloster. Kaum hatte Ludoviko seine Gedanken sammeln können, als er einen Bruder Beichtiger verlangte und ihn bat, zu Christoph's Witwe zu gehen, sie in seinem Namen wegen des unschuldig herbeigeführten Todes ihres Mannes um Verzeihung zu bitten und ihr zu versichern, daß er die Sorge für die Familie auf sich nähme. — Was ihn selbst anbetraf, so erfaßte er nun ernstlicher als je den Gedanken, Mönch zu werden; es schien ihm, als habe Gott selbst ihm diese Veranlassung und Lage als Wink bereitet, und sein Entschluß stand fest. Er ließ den Guardian kommen und theilte ihn diesem mit. Die Antwort lautete, daß man sich damit nicht übereilen dürfe, beharre er aber auf seinem Willen, so solle ihm gern Folge geleistet werden. Ludoviko sandte nun nach einem Notar und machte aus seinem ganzen noch übrigen Vermögen eine Schenkung an Christoph's Kinder und Witwe. Ludoviko's Entschluß kam dem Kloster sehr zu statten, denn es war seinetwegen in der Klemme. Ihn fortzuschicken und der Gerechtigkeit zu

überliefern, d. h. der Rache seiner Feinde, daran war allerdings nicht zu denken, denn es würde geradezu Verzichtleistung auf die Vorrechte des Ordens gewesen seyn, das Kloster bei dem Volke in Miskredit gebracht und nicht allein alle Kapuziner der Welt höchlich erzürnt, sondern auch alle geistlichen Behörden, die sich gegenseitig einander vertraten und schützten, in Harnisch gejagt haben. Anderseits war aber wieder die mächtige Familie des Getödteten und ihr ganzer Anhang entschlossen, Rache zu nehmen, und erklärte jeden, der sich ihr darinn widersetzte, für ihren Feind. Man weiß zwar nicht, ob der Schmerz um den Gefallenen so sehr groß war, noch ob in der ganzen Familie eine einzige Thräne für ihn geweint wurde; sie glühten aber alle vor Begierde, den Mörder todt oder lebendig in ihrer Gewalt zu haben. Ludovito's Vorsatz, sich als Kapuziner einkleiden zu lassen, gab der ganzen Sache eine andere Gestalt. Er legte sich gewissermaßen selbst eine Buße auf, bekannte sich selbst für schuldig und strafbar und verließ, die Waffen niederstreckend, den Kampfplatz. Die Verwandten des Gebliebenen konnten nun nach Gutdünken ausschreien, er sey aus Verzweiflung und Furcht vor ihrer Rache Mönch geworden. Auf jeden Fall mußte es Genugthuung für die tödtlichste Beleidigung seyn, auf Hab' und Gut zu verzichten, sich das Haupt scheeren zu lassen, barfuß einherzuwandeln, auf Stroh zu schlafen und von Almosen zu

leben. Der Pater Guardian ging mit ungezwungener Demuth zu des Nobile Bruder, versicherte das ganze, hochberühmte Geschlecht seiner Dienstbeflissenheit und Achtung und gedachte der Reue Ludoviko's und seines Vorhabens. Er bemerkte mit Artigkeit, daß dem Geschlechte dies genügen könne, und ließ mit noch größerer Feinheit einfließen, es möge nun der Fall sein oder nicht, die Sache sey abgemacht. Der Bruder geriet in Wuth, der Kapuziner ließ sie verrauchen und sagte von Zeit zu Zeit; „Euer Schmerz ist gerecht!" Dann erklärte der Bruder, er würde der Familie in jedem Falle Genugthuung verschafft haben, und was auch der Mönch dabei dachte, er sagte nicht nein! Endlich verlangte er noch ausdrücklich, daß der Mörder sich ohne Verzug aus der Stadt entferne. Die Kapuziner hatten es ohnedem schon beschlossen, also versprach es der Mönch, ließ ihm den Glauben, es geschehe aus Gehorsam gegen ihn, und so war man einig.

Die Familie war zufrieden, daß man sie einer Verbindlichkeit entledigte; die Mönche hatten ihren Zweck erreicht, einen Menschen und ihre Privilegien gerettet zu haben, ohne sich Feinde zu machen; die Ritterschaft war zufrieden, daß die Sache auf eine ehrenvolle Weise endete; das Volk, daß sein Schützling gerettet wurde und zugleich eine Einkleidung Statt fand; und mehr als alle andere war Ludoviko selbst in seinem Schmerze zufrieden. Er begann nun ein

Leben der Demuth und Buße und konnte das angestiftete Uebel zwar nicht ungeschehen, aber doch so viel wie möglich wieder gut machen und den unerträglichen Stachel der Reue abstumpfen. Der Gedanke, daß man seinen Entschluß könne der Furcht entsprossen glauben, betrübte ihn einen Augenblick, es tröstete ihn aber, daß er ein solches falsches Urtheil als Strafe und als Mittel zur Buße annehmen durfte. Also bekleidete er sich in seinem dreißigsten Jahre mit der Kutte, und da er zugleich mit ihr einen anderen Namen annehmen mußte, so wählte er einen, der ihn in jedem Augenblicke an seine Schuld erinnere, und nannte sich Christoforus. —

Nach beendeter Einkleidungszeremonie machte ihm der Guardian sogleich bekannt, daß er sein Noviziat in ***, sechszig italienische Meilen von diesem Orte entfernt, bestehen und morgen dahin abgehen solle.

Der Novize neigte sich tief und bat noch um eine Gnade: „Erlaubt mir, Pater," sagte er, „daß ich, ehe ich diese Stadt verlasse, wo ich das Blut eines Menschen vergoß, wo ich eine Familie tödtlich beleidigte, ihr mein Unrecht zum wenigsten abbitte und ihr mein Leid kund gebe, es nicht wieder ausgleichen zu können; daß ich vom Bruder des Getödteten Vergebung erhalte und ihm mit Gottes Hülfe den Haß aus der Seele nehme."

Der Guardian hielt eine solche Handlung nicht allein schon an und für sich für gut, sondern meinte,

sie werde auch das gute Vernehmen zwischen dem Kloster und der Familie gänzlich wiederherstellen. Also ging er zu dem Kavalier und legte ihm des Bruders Christoforus Bitte vor. Sie kam unerwartet, und dem Staunen des Nobile vermischte sich Unwillen sowohl als Mitleid. Er überlegte einen Augenblick und bestellte ihn dann zu einer gewissen Stunde des folgenden Tages. Der Guardian hinterbrachte dem Novizen die Antwort.

Der Nobile wußte wohl, daß, je feierlicher und Aufsehen erregender diese Unterwerfung werde, desto mehr sein Ansehen bei Verwandten und Volke steige, und daß sie der ganzen Familie zu Ruhm und Ehre gereichen müsse. Er bestellte sogleich sämmtliche Verwandte, um eine allgemeine Genugthuung zu empfangen, zum nächsten Mittag in sein Haus. Der Pallast strotzte zur bestimmten Zeit von Rittern jedes Alters und Geschlechtes, und überall drängten sich weite, prachtvolle Mäntel, hohe, herabwallende Federn, und ungeheure Halskrausen durcheinander.

Vorzimmer, Hof und Straße wimmelten von Bedienten, Pagen, Bravi und Neugierigen aller Art. Bruder Christoforus sah diese Vorbereitungen, errieth die Ursache, und empfand eine leichte Unruhe. Augenblicklich erholte er sich aber wieder und sagte zu sich: „Es ist gut so, ich habe ihn öffentlich, vor den Augen der Welt getödtet, so sehe denn auch die Welt meine Reue!“ Mit niedergeschlagenen Augen, einen

begleitenden Bruder zur Seite, schritt er ins Haus, über den Hof hinweg durch eine ihn mit lästiger Neugier angaffende Menge, die Treppen empor und durch die ganze Ritterschaar dem Hausherrn zu, der, von den nächsten Verwandten umgeben, mitten im Saale stand. Er hatte das Haupt stolz aufgeworfen und sah zur Erde, die linke Hand an den Degenknopf gelegt, mit der rechten den Kragen des Mantels auf der Brust zusammenziehend. Antlitz und Haltung des Bruders Christoforus sagten der ganzen Versammlung klar und deutlich, daß er nicht aus menschlicher Furcht der Welt entsagte, und aller Herzen versöhnten sich ihm. Als er den Beleidigten erblickte, beschleunigte er seine Schritte, warf sich kniend vor ihm nieder, die Hände kreuzweis über die Brust gelegt, neigte sein kahles Haupt und sagte:

„Ich bin der Mörder Eures Bruders. Der Himmel weiß, daß ich ihn Euch gern mit meinem Blute wieder erkaufen möchte, da dies aber nicht geschehen kann, so begnügt Euch um Gottes Willen mit meiner zwar unwirksamen und späten, aber aufrichtigen Abbitte!“

Alles blickte unverwandtem Auges auf den Knieenden und den Nobile, Alles lauschte auf dessen Antwort. Als Christoforus schwieg, lief ein leises Gemurmel des Mitleids und der Achtung durch die Versammlung. Der Nobile, welcher mit erzwungener Herablassung und sichtbarem Zorne dastand, verlor bei diesen Worten seine Fassung und sagte, sich zu

dem Knieenden herabbeugend, mit bewegter Stimme: „Steht auf! die Beleidigung ist in der That ... aber das Kleid, das Ihr tragt .... Eure Reue .... steht auf, Pater! .... Es ist wahr .... mein Bruder war eine Kavalier .... ein Mensch .... zuweilen sehr hitzig .... und übereilt .... aber alles geschah nach Gottes Willen .... Laßt es vergessen seyn. Aber, Pater! Euch geziemt diese Stellung nicht.“ Er ergriff ihn beim Arme und richtete ihn auf. Bruder Christoforus entgegnete stehend und mit gesenktem Haupte: „Also darf ich hoffen, Eure Vergebung zu erhalten? Und besitze ich die Eure, wer würde mir die seinige noch vorenthalten? Laßt mich das Wort Verzeihung aus Eurem Munde hören!“

„Verzeihung — —“ sagte der Nobile, „habt Ihr jetzt nicht mehr nöthig; da Ihr sie aber wünscht, so gewähre ich sie Euch sicherlich von ganzem Herzen und Alle....“

„Alle! Alle!“ rief die Versammlung einstimmig. Das Antlitz des Mönchs verrieth eine dankbare Freude, hinter der aber dennoch demuthvolle, tiefe Herzenszerknirschung, unabhängig von der Menschen Vergebung, hervortrat. Der Nobile ward von diesem Anblicke besiegt und von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, umarmte Christoforus und gab und empfing von ihm den Friedenskuß.

Von allen Seiten des Saales erschollen Beifallsbezeugungen. Alles drängte sich dicht um den Bru-

der herzu. Es kamen Diener mit Erfrischungen. Der Edelmann nahete Christoforus, der sich entfernen zu wollen schien, und sagte: „Erzeigt mir die Freundschaft, Pater, noch Einiges bei mir zu genießen.“ Er wollte ihn dann vor allen andern bedienen. Christoforus verhinderte es aber mit Herzlichkeit, indem er erklärte: „Diese Dinge sind nicht mehr für mich, glaubt aber ums Himmels Willen nicht, daß ich Eure Gaben verwerfe. Ich bin im Begriffe, meine Reise anzutreten, habt die Güte, mir ein Brod reichen zu lassen, dann kann ich sagen, mich Eurer Wohlthaten erfreut, von Eurem Brode gegessen zu haben, und ein Zeichen Eurer Vergebung zu besitzen!“

Der Edelmann war gerührt, befahl, daß man ein Brod herbeischaffe, und es kam sogleich ein Haushofmeister in größtem Staate, der dem Pater auf silbernem Teller ein Brod darbot. Er nahm es, dankte und steckte es in seinen Reisekorb, beurlaubte sich dann, und nachdem ihn nochmals der Hausherr und die der Zunächststehenden, welche sich seiner bemächtigen konnten, umarmt hatten, entriß er sich ihnen ganz ermattet, kämpfte sich in den Vorsälen mit Noth und Mühe durch die Bedienten und Brawl, die den Saum seines Kleides, seinen Strick und seine Kapuze küßten, und ward auf der Straße von einem Volkshaufen empfangen, der ihn wie im Triumphe bis an das Stadtthor begleitete. Dann begann er

seine einsame Fußwanderung nach dem Orte seines Noviziats.

Bruder und Verwandte des Getödteten, welche an diesem Tage gemeint hatten, ihrem Stolze die Zügel schießen zu lassen, waren im Gegentheil von der reinen Freude der Bergebung und des Wohlwollens erfüllt. Die Versammlung unterhielt sich noch eine Weile mit ungewöhnlicher Güte und Herzlichkeit von Dingen, an die Niemand bei der Ankunft gedacht hatte, und statt von grimmiger Rache und Genugthuung, von durchgeführten Absichten, sprach man von nichts, als dem Lobe des Novizen, von Versöhnung und Sanftmuth. Als man auseinander gegangen war, bedachte der noch ganz aufgeregte Hausherr eine Weile das mit ihm und den Andern vorgegangene Wunder und murmelte zwischen den Zähnen: „Teufel von einem Mönch! lige er noch hier so auf den Knieen vor mir, ich glaube, ich müßte ihn am Ende um Verzeihung bitten, daß er meinen Bruder ermordete!“ — Indeß wurde er seit diesem Tage doch weniger jähzornig und hülfefertiger.

Bruder Christeforus ging seines Weges so getrost weiter, wie er seit jenem gräßlichen Tage nie hatte sein können und war entschlossen, für denselben sein ganzes Leben hindurch zu büßen. Die erste Pflicht eines Novizen war Schweigen. Er erfüllte sie leicht, da er in Gedanken immer mit sich und seinem Zustande beschäftigt war, ob denn mit Vergnü-

gen von dem Brode der Vergebung, legte sich aber ein Stück zurück, um es zum steten Andenken zu bewahren. —

Bruder Christoforus kam seinen Pflichten und Obliegenheiten immerdar mit Sorgfalt und willig nach. Er predigte, stand Sterbenden bei und erfüllte eben so treulich noch zwei sich selbst auferlegte Verrichtungen, nämlich Streit beizulegen und Unterdrückten beizustehen. Auf solche Art kam er einigermaßen wieder auf seine alten Sprünge und zu einem gewissen ritterlichen Geiste zurück, den Demuth und Kasteiungen nicht durchaus in ihm hatten vertilgen können.

Der Ton seiner Rede war gewöhnlich leise und bescheiden. Handelte es sich aber um beleidigte Gerechtigkeit oder Wahrheit, so belebte er sich mit dem sonstigen Feuer, das wiederum durch den ihn eigenthümlichen Nachdruck beim Predigen gemildert ward, oder sich mit ihm vermischte, und seine ganze Sprachweise erhielt dadurch einen sehr sonderbaren Karakter. Sein ganzes Aeußere bezeugte den Kampf seines Innern zwischen einer heftigen, empfindlichen Gemüthsstimmung und entgegengesetztem, fast immer siegreichen Willen, den höherer Einfluß und Beweggründe über alles emporstellten.

Christoforus würde jedem armen Mädchen augenblicklich geholfen haben, das wie Luzia seine Hülfe in Anspruch nahm. Er beeilte sich zu dieser um so mehr,

da er ihre Unschuld kannte und schätzte, schon manches für sie gefürchtet hatte und erst kürzlich über die Verfolgungen, welche sie unterging, erbittert worden war. Zudem kam noch, daß er ihr gerathen hatte, alles zu verschweigen und ruhig zu bleiben. Dies konnte schlimm abgelaufen seyn, und er empfand nicht blos den ihm angeborenen Eifer für Barmherzigkeit, sondern auch die gewissenhafte Aengstlichkeit guter Menschen. Doch er ist schon angekommen, hat an die Thüre geklopft, und die Frauen haben ihm, mit dem Ausrufe: „Ach! Pater Christoforus! Gott segn' Euch!" geöffnet.

Fünftes Kapitel.

Pater Christoforus blieb auf der Schwelle stehen und hatte kaum einige Blicke auf die Frauen gethan, als er wohl bemerken konnte, daß seine Ahnung nicht trüge. Er erhob also mit leichter Kopfbewegung den Bart und fragte, wie schon der schlimmen Kunde gewiß: „Nun?" — Luzia antwortete mit einem Thränenstrome. Die Mutter fing Entschuldigungen ihrer Kühnheit an, er schritt aber vorwärts, setzte sich auf einen dreifüßigen Schemmel und unterbrach ihr Geschwätz, indem er sich zu Luzien wendete: „Sey

ruhig, armes Mädchen! und Ihr —," sagte er zu Agnes, „erzählt die Sache." — Während sie es that, verfluchte sich der Pater ein Mal über das andere, hob die Augen zum Himmel empor und stampfte mit den Füßen. Die Alte hatte geendet, er bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und rief aus: „Gerechter Gott! — Ihr armen Leute!" sagte er zu den beiden, „Gott hat Euch heimgesucht. Arme Luzia!" „Verlaßt uns nur nicht, Pater!" schluchzte Luzia. „Ich Euch verlassen?" sagte er, „Großer Gott! könnte ich denn jemals wieder zu dir aufblicken, wenn ich Euch verlassen hätte in einem solchen Zustande? Er hat Euch mir anvertraut, verliert den Muth nicht. Er wird uns auch beistehen. Er sieht alles. Er vernichtet wohl auch mit einem schwachen Werkzeuge wie ich bin, einen .... doch sehen wir zu und bedenken, was es zu thun giebt!"

Indem er dies sagte, hatte er seinen linken Ellbogen aufs Knie, die Stirn in die flache Hand gestützt. Mit der Rechten strich er Kinn und Bart, wie um sich zu sammeln. Aber die angestrengteste Betrachtung diente nur, ihn bestimmter fühlen zu lassen, wie verwickelt der Fall sey, wie schnelle Hülfe nöthig, und wie wenige unzuverlässige und gefahrvolle Mittel ihm dazu zu Gebote stünden. —

„Don Abbondio beschämen und ihm zeigen, wie sehr er seine Pflicht verletzte? Scham und Pflicht gelten ihm nichts, wenn er Furcht hat. Ihm Furcht

jagen? — womit? er fürchtet sich ja vor nichts mehr als einer Flinte. — Den Cardinal Erzbischoff von Allem unterrichten und seine Autorität aufbieten? — Das verlangt Zeit, und inzwischen? und dann? Und ist nun auch das arme Mädchen Frau, würde der Mensch deshalb seine Verfolgungen einstellen? — Wer weiß, wie weit er fähig ist, sie zu treiben. Sich ihm widersetzen? Wie? — Ja, könnte ich meine Klosterbrüder von hier und Mailand zusammenberufen! Aber es ist keine Gemeinsache. Sie würden mich im Stiche lassen. — Er giebt sich für einen Freund des Klosters und der Kapuziner aus. Seine Bravi haben sich mehr als ein Mal zu uns geflüchtet. Ich würde also allein dastehen, die Sache nur noch mehr verwickeln und dem Zänker und Unruhestifter allein die Spitze bieten müssen, und wie leicht könnte ich da nicht durch irgend eine unzeitige That das arme Kind in noch tieferes Elend bringen?" — Nachdem Christoforus Alles für und wider so abgewogen hatte, schien es ihm das Gerathenste, selbst zu Don Rodrigo zu gehen, um ihn von seinem schändlichen Vorsatze durch Bitten und Furcht vor jenem Leben, wenn es möglich sey, auch vor diesem, abzubringen. Im schlimmsten Falle erfuhr man auf diesem Wege zum wenigsten, wie weit seine Leidenschaft ihn führen könne, lernte seine Absichten näher kennen und vermochte, ihnen eher entgegen zu arbeiten. Während der Pater so in Nachdenken versunken saß, war Renzo, den es

aus begreiflichen Ursachen nicht lange vom Hause entfernt sitz, zur Thüre eingetreten. Als er den Pater erblickte und die Frauen ihm winkten, nicht zu stören, blieb er schweigsam auf der Schwelle stehen. Der Pater sah auf, um seinen Entschluß mitzutheilen, gewahrte Renzo und grüßte ihn mit Wohlwollen und Theilnahme.

„Haben sie Euch erzählt, Pater?“ fragte Renzo zagend.

„Ach! nur zu viel! deshalb bin ich hier.“

„Nun, was sagt Ihr zu dem Schurken?“

„Was soll ich von ihm sagen? er ist nicht hier, also würden meine Worte unnütz seyn. Die sage ich, lieber Renzo, vertraue auf Gott, er wird Dich nicht verlassen!“

„Gesegnet seyen Eure Worte!“ rief der Jüngling; „Ihr scheint nicht von der Art zu seyn, die den Armen immer Unrecht geben. Aber der Herr Pfarrer und der Herr Doctor!“ —

„Laßt das Geschehene ruhen, es bringt Dich nur, ohne etwas zu helfen, in Zorn. Ich bin ein armer Mönch, aber ich wiederhole Dir, was ich schon den Frauen hier sagte, so viel meine Kräfte vermögen, werde ich Euch immer beistehen.“

„Ach! Ihr seyd nicht so trügerisch wie Weltfreunde. Was haben sie mir nicht in guten Zeiten Alles versprochen: sie hätten willig ihr Blut für mich aufgeopfert, hätten mich gegen den Teufel selbst vertheidigt, wenn ich irgend einen Feind gehabt hätte,

ich hätte nur reden, nur wünschen dürfen — — — Und nun? Ihr solltet sehen, wie sie sich davon schleichen. ....“ In diesem Augenblicke sah der Redende empor und bemerkte, daß das Antlitz seines Zuhörers sich ganz umwölkt hatte. Er mußte etwas Dummes gesagt haben. Um es wieder gut zu machen, verwirrte er sich ganz und gar: „Ich wollte nur sagen .... ich verstehe nicht .... ich wollte nämlich sagen .....“

„Was wolltest Du sagen? Was? Du hattest also mein Werk zu untergraben angefangen, ehe noch etwas dafür gethan werden konnte? — Es ist gut für Dich, daß Du zeitig genug enttäuscht wurdest. Wie? — Du suchtest Freunde? — und was für Freunde! — sie hätten Dir selbst mit dem besten Willen nicht helfen können. Und Du wolltest den Einzigen, der Dir helfen kann und will, von Dir stoßen? Weißt Du nicht, daß Gott der Freund aller Nothleidenden ist, die ihm vertrauen? Weißt Du nicht, daß es dem Schwachen nichts hilft, wenn er die Zähne weist?“ — Er ergriff Renzo beim Arme. Sein Blick sank zur Erde, seine Stimme ward feierlich, leise, und wie überirdisch: „Und hülfe es ihm auch, die Hülfe wäre entsetzlich! Renzo! willst Du mir vertrauen? — Was sage ich! mir? mir armen, unwürdigen Menschen und Klosterbruder? — Willst Du Gott vertrauen?“

„Ja, gewiß!“ erwiederte Renzo. „Er ist ja der wahrhaftige Herr!“ —

„Gut, so versprich mir, Dich mit Niemand einzulassen, Niemand aufzuregen, ganz meiner Leitung zu folgen!“

„Ich verspreche es Euch!“

Luzia seufzte tief auf, als wäre ihr ein schwerer Stein vom Herzen gefallen; Agnes sagte: „braver Junge!“

„Hört Kinder!“ nahm Bruder Christoph wieder das Wort, „ich spreche heute noch mit jenem Menschen. Rührt Gott sein Herz und giebt er meinen Worten Kraft, wohl! wo nicht, so wird sich schon ein anderes Hülfsmittel auffinden lassen. Was Euch indes anlangt, so verhaltet Euch ruhig und still, vermeidet alles Geschwätz und alle Gesellschaft. Ihr seht mich diesen Abend, spätstens morgen wieder.“ Hierauf brach der Pater alle Danksagungen und Segenswünsche rasch ab, und ging wieder nach seinem Kloster, wo er eben recht zum Psalmengesange kam. Er aß dann sein Mittagsbrod und machte sich bald nach der Höhle des Raubthieres, das er zu zähmen gedachte, auf den Weg.

Don Rodrigo's Schloß lag wie ein Wachtthurm, einsam auf dem Gipfel eines der Vorgebirge, die sich längs der Seeküste hinziehen; etwa drei italienische Meilen von dem Dorfe der Verlobten, vier vom Kloster entfernt.

Am Fuße des Berges, auf der Seeseite, lag eine Anzahl, von Rodrigo's Unterthanen bewohnter Hüt-

ten. Ging man vorüber und warf einen zufälligen Blick durch irgend eine Oeffnung, so kam man über den Zustand des Dörfchens bald ins Klare. An den Wänden hingen in bunter Verwirrung Feuergewehre, Hacken, Rechen, Strohhüte, Netze, Pulverhörner u. a.

Die Bewohner waren entweder starke, unfreundliche, junge Kerle, in deren Benehmen und Tracht der Bravo unverkennlich; oder zahnlose Greise, die demungeachtet bereit schienen, jedem feindselig Nahenden das Zahnfleisch zuzufletschen; oder Weiber mit männlichen Gesichtszügen und nervigen Armen, die die Zunge nicht im Stiche zu lassen das Ansehn hatten; und selbst aus dem Wesen der Kinder sprach gewisse Verwegenheit und Trotz.

Bruder Christoforus ging vorüber und einen schneckenförmigen Fußweg empor, der zu einem freien Platze vor dem Schlosse führte. Der Eingang war verschlossen, zum Zeichen, daß der Herr zu Mittag speise und ungestört seyn wolle. Die wenigen kleinen Fenster, welche auf diese Seite herausgingen, und deren Flügel halb zerbrochen und verfallen waren, versperrten starke Eisenstangen, und die des Erdgeschosses waren so hoch, daß man kaum hätte hineinsehen können, wenn ein Mensch auf des andern Schultern gestiegen wäre. Ueberall herrschte das tiefste Stillschweigen, und ein Fremder hätte das Haus wohl leer und verödet glauben können, wäre er nicht durch vier Wesen, zwei

todte und zwei lebendige, die sich ihm symmetrisch darstellten, vom Gegentheile überzeugt worden. Zwei große Geier mit ausgespreizten Flügeln und frei schwebenden Köpfen, der eine gerupft und halb von der Zeit zerstört, der andere noch ganz und befiedert, waren an die beiden Thorflügel festgenagelt. Zwei Bravi lagen, wachehaltend, auf Bänken rechts und links vom Thore und erwarteten die Ablösung, um auch an den Freuden der Tafel ihres Herrn Theil zu nehmen. Der Pater blieb vor ihnen stehen, wie bereit zu warten, der eine Bravo erhob sich aber und rief: „Pater! Pater! kommt näher, Kapuziner dürfen hier nicht warten, wir sind Freunde des Klosters, und ich bin manch Mal darin gewesen, wenn es draußen nicht gut seyn war, und hätten sie mir die Thüre verschlossen gehalten, so wäre es mir schlimm ergangen.“ Er that bei diesen Worten zwei Hammerschläge, die von Innen durch Hundegebell und Geheul beantwortet wurden, und nach wenigen Augenblicken kam brummend ein alter Bedienter an. Als er den Pater sah, verneigte er sich tief vor ihm, brachte die Thiere mit Hand und Stimme zur Ruhe, führte den Gast in ein schmales Gehöft und verschloß das Thor. Dann ging er mit ihm in einen Saal, blickte ihn mit Staunen und Ehrfurcht an und fragte: „Seyd Ihr denn nicht Pater Christoforus von Pescarenico?“

„Derselbe.“

„Und hier?“

„Wie Ihr seht, guter Alter.“

„Ihr wollt Gutes stiften! — Gutes!“ murmelte er zwischen den Zähnen und abgehend, „es stiftet sich nicht allerwärts.“ Sie wanderten durch zwei, drei finstere Vorsäle nach dem Speisezimmer, aus dem ein gewaltiges Getös von Messern, Gabeln, Gläsern, zinnernen Tellern und Schüsseln, vor allem aber von sich selbst übertäubenden und überschreienden Stimmen ertönte.

Der Bruder wollte sich wieder entfernen und verhandelte noch mit dem Diener, bis zum Ende des Mahles in irgend einem entlegenen Winkel des Hauses zu warten, als die Thür aufging.

Ein gewisser Graf Attilio, Vetter des Hausherrn, dessen schon, ohne ihn zu nennen, Erwähnung geschah, saß gerade der Thüre gegenüber, bemerkte den geschorenen Kopf und die Kutte und daß der Mönch aus Bescheidenheit sich zurückziehen wollte

„He, he,“ rief er, „reißt nicht wieder aus, ehrwürdiger Pater! kommt näher, kommt näher!“ Don Rodrigo errieth zwar keineswegs die Ursache dieses Besuches, eine geheime Vorahnung bedrückte ihn aber, und er hätte sich gern davon losgemacht. Da der unbedachtsame Attilio indeß so laut aufgeschrien hatte, so mußte er es sich gefallen lassen und sagte: „Kommt, Pater, kommt!“ Der Pater trat näher, verneigte sich gegen den Hausherrn und dankte mit

beiden Händen den Begrüßungen der Gäste. Der rechtschaffene Mann vermag gewöhnlich, dem Lasterhaften gegenüber, die Stirn zu erheben, ihn mit sicherem Blicke anzusehen und mit festem Tone anzureden. In dem gegenwärtigen Falle trafen aber eine Menge ganz besonderer Umstände zusammen, nach denen man sich nicht verwundern darf, den Bruder Christoph mit seinem reinen Gewissen, vollen Gefühl seiner gerechten Sache, und mit gemischter Empfindung von Abscheu und Mitleid, mit einer gewissen Blödigkeit und Unterwerfung vor Don Rodrigo stehen zu sehen, der in seinem eigenen Hause und Gebiete, auf hohem Lehnstuhle gemächlich da saß, umgeben von Freunden, Unterthanen und allen Zeichen seiner Macht, und mit einer Miene, die jedem, der eine Bitte oder einen Rath, Vorwurf oder Tadel bei ihm anbringen wollte, das Wort auf der Zunge ertödten mußte.

Zu seiner Rechten saß Graf Attilio, der Genosse seiner Ausschweifungen und Uebelthaten, von Mailand gekommen, um einige Zeit bei ihm zuzubringen; zu seiner Linken, und zwar an der anderen Tafelseite, ehrerbietig, doch mit einer gewissen Sicherheit und Naseweisheit, der Herr Amtmann, derselbe, welcher, schon nach dem Gerüchte, Renzo Tramaglinen hätte sollen Gerechtigkeit widerfahren lassen und Don Rodrigo Strafe auferlegen; dem Amtmanne gegenüber, mit der äußersten Unterthänigkeit, Doktor Nethstall,

schwarz gekleidet und mit noch mehr als gewöhnlich rothgefärbter Nase; den beiden Kavalieren aber gegenüber zwei andere unbekannte Gäste, die weiter nichts thaten als essen und trinken, sich verneigen und alles belachen, was irgend ein anderer sagte und niemand widersprach.

„Einen Sessel für den Pater!“ befahl Don Rodrigo. Ein Diener brachte einen Lehnstuhl, Bruder Christoforus nahm Platz und entschuldigte sich, zu ungelegener Stunde gekommen zu seyn.

„Ich wünschte, in wichtiger Angelegenheit mit Euch allein zu sprechen,“ flüsterte er Don Rodrigo leise ins Ohr.

„Gut, gut, wir sprechen uns;“ antwortete dieser, „vorher aber, Pater! müßt Ihr mit uns trinken. Der Pater wollte es ablehnen, Don Rodrigo rief aber durch den neu erschollenen Lerm:

„Nein, bei Leibe! das werdet Ihr mir nicht anthun. Man soll nie sagen, daß ein Kapuziner aus diesem Hause gegangen sey, ohne meinen Wein, noch ein unverschämter Gläubiger, ohne die Knüppel meiner Waldungen geschmeckt zu haben!“

Allgemeines Gelächter begleitete diese Worte und unterbrach eine Zeitlang die hitzig zwischen den Gästen zur Sprache gekommene Sache.

Ein Diener brachte auf silbernem Becken eine Flasche Wein und einen langen Becher in Kelchform, überreichte es dem Pater, und da derselbe einem

Manne, dessen Gunst er jetzt so nöthig hatte, diese Einladung nicht abschlagen wollte, so schenkte er sich ein und schlürfte den Wein langsam hinunter.

„Die Autorität des Tasso entscheidet für Eure Sache durchaus nichts, mein verehrter Herr Amtmann, sondern gegen dieselbe!“ brüllte Graf Attilio; „denn jener gelehrte und große Mann, der alle Regeln des Ritterthums an den Fingern herzählen konnte, läßt Argante's Abgesandten, vor Herausforderung der christlichen Ritter, den frommen Bouillon erst um Erlaubniß dazu bitten.“

„Das ist aber,“ brüllte der Amtmann nicht minder, „nur so hingesagt, ist nur eine dichterische Zierde, denn der Gesandte ist an und für sich, nach dem Völkerrechte, eine geheiligte, unangreifbare Person. Wir brauchen deshalb auch gar nicht weit nachzuforschen, denn schon ein altes Sprichwort besagt dasselbe, und die Sprichwörter, mein Herr Graf, enthalten, wie Ihr wißt, alle menschliche Weisheit. — Da nun überdies der Abgesandte nichts in seinem eigenen Namen sagte, sondern die Herausforderung schriftlich übergab.....“

„Wie könnt Ihr aber glauben, daß der Abgesandte ein solcher tollköpfiger Esel gewesen sey, der ganz und gar nichts von den ersten.....“

„Mit Erlaubniß, Ihr Herren,“ fiel Don Rodrigo, der nicht wünschte, den Streit zu weit geführt zu sehen,

ins Wort, „tragt die Sach doch dem Pater Chriſtoforus vor und begebt Euch ſeiner Entſcheidung.“

„Gut, vortrefflich!“ ſagte Graf Attilio, den es zu ergötzen ſchien, eine, das Ritterweſen betreffende, Frage von einem Kapuziner beantwortet zu hören. Der Amtmann war eifriger auf die Sache, willigte wider Willen darein, und mit einer leichten Geſichtsverziehung, die zu ſagen ſchien: „Nun ſo ſchwatzt zu!“

„Aber nach dem, was ich gehört zu haben glaube,“ meinte der Pater, „ſind es Dinge, von denen ich als Mönch keine Kenntniſſe beſitzen kann.“

„Bloße Beſcheidenheit, bloße Ausrede,“ ſagte Don Rodrigo, „Ihr entkommt mir nicht, Pater! Wir wiſſen recht gut, daß Ihr nicht mit der Kapuze über dem Kopfe geboren ſeyd und die Welt gekannt habt. Darum ſchweigt und hört die Sache!“.

„Sie iſt die,“ begann Graf Attilio ihm zuzuſchreien.

„Laßt mich erzählen, Vetter, ich bin neutral,“ fiel ihm Don Rodrigo ein. „Wißt alſo: Ein ſpaniſcher Kavalier läßt einen mailänder herausfordern. Sein Abgeſandter trifft denſelben nicht zu Hauſe an und übergiebt die Herausforderung einem Bruder des Kavaliers. Er lieſt ſie und prügelt ſtatt Antwort den Boten durch.

„Schon recht, ſchon recht,“ rief Graf Attilio; „er war wahrhaftig inſpirirt.“

„Vom Teufel!“ fügte der Amtmann hinzu.

„Einen Abgesandten durchzuprügeln! eine geheiligte Person! Sagt, Pater! ob das als Kavalier gehandelt ist?“

„Ja, Herr! als Kavalier,“ rief der Graf, „ich sage es Euch, ich, der hoffentlich weiß, was ein Kavalier zu thun und zu lassen hat. Hätte er ihn mit der Faust geprügelt, so wär es etwas anderes, aber der Stock besudelt die Hände nicht. Unbegreiflich ist es mir aber, wie Ihr die Schultern eines solchen Wichtes in Schuz nehmen könnt?“

„Wer hat denn von Schultern gesprochen, mein Herr Graf? Ihr dichtet mir Dinge an, die mir niemals in die Sinne kamen. Ich spreche vom Karakter und nicht von Schultern. Ich spreche hauptsächlich von den Gesezen des Ritterwesens. Habt doch die Gnade mir zu sagen, ob die Plebejer, durch welche die alten Römer anderen Völkerschaften den Krieg erklären ließen, erst um Erlaubniß baten, sich ihres Auftrages zu entledigen; nennt mir nur einen einzigen alten Schriftsteller, der des Falles erwähnte, daß ein solcher Abgesandter durchgeprügelt worden wäre.“

„Was gehen uns die alten Römer an? Sie mögen es gehalten haben, wie sie wollen, in diesem Punkte waren sie gar weit hinter uns zurück. Nach den Gesetzen des neueren, wahren Ritterwesens aber sage und behaupte ich, daß ein Abgesandter, der einem Kavalier, ohne vorher um seine Erlaubniß anzusuchen, eine Herausforderung einzuhändigen wagt, wegen

dieſer unverſchämten Verletzung altem Gebrauchs, Stockſchläge verdient!“

„Vertheidiget doch ein wenig dieſen Vernunftſchluß!“

„Nichts, nichts, nichts!“

„Aber ſo hört doch, hört doch, hört! Einen Unbewaffneten ſchlagen iſt Verrath. Jener Bote war unbewaffnet, alſo — . . . . . .“

„Still, ſtill, Herr Amtmann!“

„Wie? ſtill?“

„Still ſage ich: was wollt Ihr mir da erzählen? Verrath iſt's, Jemand von hinten mit dem Degen anfallen oder ihn in den Rücken ſchießen, und ſelbſt hier giebt es noch Ausnahmen . . ., die aber nicht hieher gehören; im Allgemeinen iſt's Verrath, ich geb' es zu, aber wenn man einen Landſtreicher mit Stockſchlägen bedient?! — Es wäre ſchön, wenn man ihm erſt ſagen ſollte: „Sieh Dich vor, ich prügele Dich,“ wie man zu einem Kavalier ſagt: „ſieht!“ — Und Ihr, mein werther Herr Doktor, warum ſchmunzelt Ihr mir denn nur Beifall zu und helft mir nicht, mit Eurem guten Mundwerke und mit Gründen dieſem Herrn Vernunft einpredigen?“

„Ich?“ ſagte der Doktor verlegen, „ich ergötze mich an dem gelehrten Streite und ſegne den Zufall, der ſo vielen Witz und Verſtand gegen einander entzündete. Es kommt mir aber auch gar nicht zu un-

theilen zu, Eure Gnaden haben bereits einen Richter ernannt .... der Pater hier ...."

„Es ist wahr," sagte Don Rodrigo, „wie soll aber der Richter reden können, wenn die beiden feindlichen Partheien nicht schweigen?"

„Ich bin stumm!" sagte Graf Attilio und auch der Amtmann bedeutete sein Schweigen.

„Nun endlich ist's denn an Euch, Pater!" sagte Don Rodrigo mit etwas spöttischem Ernste.

„Ich habe schon zu meiner Entschuldigung gesagt, daß ich nichts davon verstehe," entgegnete Bruder Christoforus, indem er seinen Becher einem Bedienten zurückgab.

„Ausreden, Ausreden!" riefen die beiden Vettern, „wir wollen den Beschluß!"

„Wenn das ist," sagte der Mönch: „so würde ich unmaßgeblich wünschen, daß es weder Herausforderungen, noch Abgesandte, noch Stockschläge gäbe."

Die Tischgesellschafter sahen sich, einer den andern verwundert an.

„Nun das ist stark!" sagte Graf Attilio, „Verzeiht mir Pater! aber das ist sehr stark; man sieht, daß Ihr nichts von der Welt wißt und versteht."

„Der Pater?" sagte Don Rodrigo: ha, ha, ha, der kennt sie so gut als Ihr, Vetter! Nicht wahr, Pater? Sagt, habt Ihr nicht das Eurige gethan?" Statt hierauf zu antworten, sagte der Pater ein Wörtchen heimlich zu sich selbst: „Sie wollen die

zusetzen, aber erinnere dich, daß du nicht deinetwegen hier bist, alles was dich betrifft, kommt hier außer Betracht."

„Es mag seyn," sagte der Vetter, „aber der Pater....., wie heißt denn der Pater?"

„Pater Christoforus!" entgegneten mehre.

„Aber, Pater Christoforus! mein hochzuverehrender Gönner! mit solchen Grundsätzen würdet Ihr in der Welt das unterste zu oberst kehren. Keine Herausforderung? Keine Stockschläge? Ade, Ehre und Ehrensachen! alle Landstreicher sind frei und straflos. — Zum guten Glück ist's nur Wahn."

„Auf, Doctor!" rief Don Rodrigo, in dessen Interesse es lag, die beiden Streitenden auf Anderes zu bringen, „auf, zeigt nun, daß Ihr ein Mann seyd, der Allen Recht zu geben versteht. Wir wollen einmal sehen, wie Ihr es anfangt, dem Pater Christoforus hierin Recht zu geben?"

„In der That!" erwiederte der Doktor, seine Gabel hoch in die Luft haltend und sich zum Pater wendend, „in der That! ich begreife nicht, wie Pater Christoforus, der gleich vollkommne Geistliche und Weltmann, übersehen kann, daß seine Meinung, so gut und schön sie auch von der Kanzel erklingen mag, doch — ich sage es mit aller Achtung — in einem rittterlichen Streite ganz und gar nichts taugt. Der Pater weiß besser als ich, daß Alles am rechten Orte gut ist, und ich glaube, er hat sich diesmal mit ei-

nem Scherze aus der Verlegenheit ziehen wollen, sein Urtheil zu sprechen."

Bruder Christoforus antwortete hierauf nichts, aber Don Rodrigo wollte von der Sache durchaus abbrechen und lenkte also auf etwas anderes.

„A propos," sagte er, „wie ich höre, soll man ja in Mailand von einem Vergleiche munkeln?"

Der Leser erinnert sich, daß in diesem Jahre um die Erbfolge im Herzogthume Mantua gestritten wurde. Vinzens Gonzaga war ohne männliche Erben gestorben und der Herzog von Nevers hatte als nächster Verwandter seine Staaten in Besitz genommen. Ludwig XIII., oder Kardinal Richelieu standen ihm wegen seines französischen Sinns und Wesens bei; Philipp IV. aber, oder der Graf von Olivares, gemeiniglich der Graf-Herzog genannt, waren ihm eben deshalb entgegen und hatten ihm den Krieg erklärt. Da nun das Herzogthum Reichslehen war, so bemüheten sich beide Partheien auf alle Weise mit Bitten und Drohungen um den Kaiser. Die Erstere, das Lehen des Herzogthumes zu erhalten, die zweite, diese Absicht zu vereiteln und ihn zur Verjagung der Franzosen aus den Staaten zu vermögen.

„Die Möglichkeit ist wenigstens dazu vorhanden," sagte Graf Attilio, „ich weiß aus sicherer Hand ...."

„Glaub's nicht, Herr Graf, glaub's nicht!" unterbrach ihn der Amtmann, „was diesen Distrikt

anlangt, so kann ich alles ganz genau wissen. Der spanische Kastellan ist so gnädig, mir ein wenig wohl zu wollen. Sein Vater, als Kreatur des Grafen-Herzogs, weiß alles ...."

„Ich sage Euch aber, daß ich in Mailand täglich in den Fall komme, mit ganz anderen Leuten zu reden und aus sicherer Quelle weiß, daß der Pabst den Frieden um jeden Preis erhalten will und Vorschläge gethan hat ...."

„Das ist außer Zweifel und ganz in der Ordnung, Seine Heiligkeit thut nur seine Schuldigkeit. Ein Pabst muß zwischen christlichen Fürsten immer zum Frieden sprechen; aber der Graf-Herzog hat seine eigene Politik und ...."

„Und, und, und .... wißt Ihr wohl auch, Herr, wie der Kaiser über diesen Punkt denkt? Glaubt Ihr, daß es außer Mantua nichts weiter auf der Welt giebt? Es giebt mehr Dinge, wofür zu sorgen ist, Herr Amtmann! Wißt Ihr z. B. wohl, wie weit sich der Kaiser in diesem Augenblicke auf seinen Fürsten Wallistan, oder Wallistein, oder wie er sich nennt, verlassen kann? und ob ...."

„Der wirkliche, deutsche Name ist Wallenstein," unterbrach der Amtmann abermals, „ich habe ihn mehr als ein Mal von unserem spanischen Herrn Kastellan so nennen hören. Seyd aber seinethalben in Ruhe, er ...."

„Wollt Ihr mich belehren? ...." schrie der

Graf.... Don Rodrigo stieß ihn aber mit dem Knie und gab ihm einen Wink, aus Liebe für ihn nicht länger zu widersprechen. Der Graf schwieg, und die Beredsamkeit des Amtmanns nahm nun mit vollen Segeln, wie ein von Klippen befreites Schiff, seinen Lauf ins Weite. „Wallenstein macht mir wenig Sorge, denn der Graf-Herzog hat ein Auge auf alles und jedes, und machte Wallenstein nur die geringste Miene, zu mucksen, so würde er ihm bald die Wege weisen. Er sieht alles, sage ich, und hat lange Arme. Und hat er einmal wie jetzt, und mit Recht, als ein so großer Politiker beschlossen: der Herzog von Nevers solle nicht in Mantua Bestand haben, so wird der Herzog von Nevers mit sammt dem Herrn Kardinal Richelieu mit langer Nase wieder abziehen. Es ist lächerlich, wie sich der liebe Herr Kardinal nur kann einfallen lassen, es mit einem Grafen-Herzog, einem Olivares, aufzunehmen. Ich möchte hören, wie unsere Nachkommen einmal nach zweihundert Jahren darüber lachen werden. Der Neid zieht hier nicht, es verlangt auch Kopf, und Köpfe, wie der Kopf eines Grafen-Herzogs, sind auf der Welt nicht weiter zu finden!“ „Der Graf-Herzog, meine Herren,“ fuhr der Amtmann immer mit vollem Winde fort und selbst erstaunt, keinem Widerspruche zu begegnen, „der Graf-Herzog ist ein alter Fuchs, mit Respekt zu sagen, der einen wie den andern betörkeln würde; holt er links aus, so haut er gewiß rechts zu, und es kann

ſich Niemand rühmen, jemals ſeine Abſichten durchſchaut zu haben. Selbſt die ſie auszuführen, die Depeſchen zu ſchreiben haben, verſtehen nichts davon. Ich kann mit einiger Sachkenntniß davon reden, denn der wackere Herr Kaſtellan läßt ſich herab, mir ſeinen vertrauteren Umgang zu ſchenken. Der Graf-Herzog weiß auf das genaueſte alles, was an andern Höfen vorgeht, und kaum haben die großen Politiker derſelben eine Sache ausgeſonnen, ſo iſt der Graf-Herzog mit ſeinem Kopfe, auf ſeinen geheimen Wegen und mittelſt ſeiner überall angeſponnenen Fäden ſchon dahinter gekommen. Der arme Teufel, der Kardinal Richelieu, verſucht dies und das, zerbricht ſich den Kopf und ſchwitzt, und was hilft's? Kaum hat er eine Mine entdeckt, ſo iſt des Grafen-Herzogs Gegenmine ſchon fix und fertig."

Der Himmel weiß, wie lange der Amtmann noch fortgeſchwatzt hätte! Aber des Vetters Grimaſſen beſtimmten Don Rodrigo, endlich ſeiner Rede ein Ziel zu ſetzen, und er winkte einem Bedienten, eine beſondere Sorte Wein herbeizubringen.

„Herr Amtmann!" ſagte Don Rodrigo, „und meine Herren! auf das Wohl des Grafen-Herzogs! und ſagt mir dann, ob der Wein ſeiner werth ſey."

Der Amtmann antwortete mit einer Verneigung, aus der beſondere Dankbarkeit ſichtbar ward, denn er nahm alles, was man zur Ehre des Grafen-Herzogs that und ſagte, als ihm widerfahren auf.

„Tausend Jahre lebe Don Gaspard Guzman, Graf von Olivares, Herzog von San Lucar, der Vertraute des Königs, Philipps des Großen, unseres Herrn!“ rief er aus und schwang den Becher hoch empor.

„Er lebe tausend Jahr!“ riefen die andern.

„Schenkt dem Pater ein!“ sagte Don Rodrigo.

„Verzeiht,“ entgegnete dieser, „ich habe mir eine Ausschweifung erlaubt und würde nicht ....“

„Wie?“ sagte Don Rodrigo, „es ist ja aufs Wohl des Grafen-Herzogs. Sollen wir vermuthen, daß Ihr's mit den Navarresern haltet?“

So nannte man damals Frankreichs Anhänger. Das Wort schrieb sich wahrscheinlich aus der Zeit her, wo Heinrich IV., König von Navarra, um Frankreichs Krone stritt, und seine Gegner auch ihn den Navarreser nannten.

Einem solchen Aufrufe mußte Genüge geleistet werden. Die ganze Tischgesellschaft brach in das Lob des Weines aus, nur der Doktor nicht. Er hatte den Kopf emporgehoben, blinzelte mit den Augen, drückte die Lippen zusammen und sagte schweigend mehr als alle andere.

„Was haltet Ihr denn davon, Doktor?,“ fragte Don Rodrigo.

Der Doktor zog seine Nase, die röther leuchtete als der Becher selbst, aus demselben hervor: „Ich sage, ich behaupte und urtheile,“ rief er, jede Silbe

betonend, aus, „daß dies der Olivares aller Weine ist, in allen zwei und zwanzig Staaten des Königs unseres Herrn, den Gott behüten wolle, kein gleicher wächst, daß die Gelage des allergnädigsten Herrn, Don Rodrigo, die des Heliogabal übertreffen, und Hungersnoth auf immer und ewig aus diesem Pallaste verbannt und verwiesen ist, wo Fülle und Ueberfluß walten."

„Wohlgesprochen, wohlgesprochen!" riefen die Gäste mit einem Munde. Aber das Wort Hungersnoth, welches er zufällig hatte fallen lassen, brachte alle sogleich auf ein trauriges Kapitel, und man sprach nur von der Hungersnoth. In der Hauptsache waren die Meinungen ungetheilt, der Lerm war aber dennoch vielleicht größer, als wenn keine der andern geglichen hätte. Sie sprachen alle zugleich. „Es ist keine Hungersnoth;" sagte einer, „die Wucherer sind's, die ...."

„Und die Bäcker," meinte ein anderer, „die das Getraide verheimlichen. Man sollte sie aufhängen!"

„Ja, ja, aufhängen ohne Gnade!"

„Lange Prozesse!" rief der Amtmann.

„Was da, Prozesse!" überschrie ihn Graf Attilio, „den Prozeß gemacht! drei, vier, fünf, sechs herausgenommen, die die öffentliche Meinung als die schlimmsten und reichsten nennt, und aufgehangen!"

„Doch erst den Verbrecher beschuldigt und über-

fährt! Sonst kann nichts, ganz und gar nichts mit ihnen geschehen!“

„Aufgehangen! aufgehangen! und von allen Seiten wird Getraide herzuströmen!“

Wer einmal auf einem Jahrmarkte Ohrenzeuge der Harmonieen einer Bande Bierfiedler war, wenn sie nach einem aufgespielten Stückchen ihre Instrumente stimmen, und einer den andern zu übertäuben strebt, damit er die Töne des seinigen deutlich vernehme, kann sich einen Begriff von dem Lärme dieser sogenannten Gespräche machen. Das Trinken und Wiedereinschenken des hochbelobten Weines hörte indeß nicht auf, und die Ausbrüche der Entzückung vermischten sich mit denen der wüthendsten Gerechtigkeitspflege.

Don Rodrigo beobachtete von Zeit zu Zeit den Mönch. Er saß immer entschlossen da, ohne Zeichen von Ungeduld oder Eile, ohne nur im fernsten einmal anzudeuten, daß er warte, aber zugleich auch mit dem Ansehen, nicht eher zu weichen, bis man ihn gehört habe. Er hätte ihn gern ungehört fortgeschickt, aber dies einem Kapuziner anzuthun, litt seine Politik durchaus nicht.

Da das Uebel nun also nicht zu vermeiden war, so beschloß er, ihm baldigst zu begegnen und sich davon zu befreien. Er stand vom Tische auf und mit ihm die ganze wilde Rotte, ohne ihr Geschrei zu enden.

Don Rodrigo beurlaubte sich bei seinen Gästen, schritt stolz auf den sogleich mit aufgestandenen Klosterbruder zu, sagte: „zu Eurem Befehl, Pater!“ und führte ihn in einen anderen Saal.

Sechstes Kapitel.

„Womit kann ich dienen?“ sagte Don Rodrigo, mitten im Saale stehen bleibend. Er betonte die Worte aber auf solche Weise, daß sie deutlich sagten: „bedenke, vor wem du stehst, wieg' deine Reden ab und mach' schnell.“

Es gab kein besseres Mittel, dem Bruder Christoforus Muth einzuflößen, als eine harte, stolze Anrede. Vorher stand er mit niedergeschlagenem Haupte da, konnte keine Worte finden und drehte sich die Kügelchen seines im Gürtel hängenden Rosenkranzes durch die Finger, als ob er mit ihrer Hülfe der Rede Eingang zu finden gedächte. Don Rodrigo's anmaßendes Betragen gab ihm im Nu eine Fülle von Gedanken und Worten. Er bedachte jedoch, wieviel daran gelegen sey, seine Sache, oder was weit mehr war, die Sache Anderer nicht zu verderben; durchmusterte seine Reden, milderte sie und sagte vorsichtig und demuthvoll: „Ich komme, Euch

um Gerechtigkeit anzuflehen, um ein Werk der Barmherzigkeit. Einige böse Menschen haben Euer Gnaden Namen gemißbraucht, einem armen Pfarrer Furcht einzujagen, ihn von Erfüllung seiner Pflicht abzuhalten und zwei Unschuldige zu mißhandeln. Ein Wort von Euch, und jene Menschen sind beschämt, Alles in Ordnung, und die, denen so großes Unrecht geschah, wieder aufgerichtet. Ihr vermögt es, und da Ihr es vermögt, so verlangt Euer Gewissen, Eure Ehre ...."

„Ihr würdet wohl thun, erst dann von meinem Gewissen zu sprechen, wenn ich Euch dazu auffordere; was meine Ehre betrifft, so bin ich ihr Wächter und zwar ich allein. Wer sich unterfängt, die Sorge um sie mit mir theilen zu wollen, den betrachte ich als einen tolldreisten Beleidiger!"

Bruder Christoforus merkte Don Rodrigo's Absicht, was er sagte, auf das schlimmste zu deuten und Streit anzubinden. Um ihm allen Anlaß dazu zu nehmen, hüllte er sich in noch tiefere Duldung und beschloß, alles, was der andere sagen möchte, zu ertragen. Voll Unterwürfigkeit entgegnete er: „Habe ich etwas gesagt, was Euch mißfiel, so geschah es gewiß ohne mein Wissen und Willen. Tadelt mich, verweist es mir nur immerhin nach Gutdünken, wenn ich nicht rede, wie es sich schickt, seyd aber so gnädig mich anzuhören, aus Liebe zu Gott, vor dessen Richterstuhl wir dereinst alle stehen werden!" Er hatte

bei diesen Worten einen kleinen hölzernen Todtenkopf, der an den Rosenkranz befestigt war, hervorgezogen und hielt denselben seinem mürrischen Zuhörer vor Augen — „verweigert mir nicht eine so leichte Gerechtigkeit, die Ihr den armen Leuten schuldig seyd; bedenkt, daß Gott Euch immerdar sieht und ihre Verwünschungen dort oben gehört werden. Die Unschuld ist gewaltig ....“

„Pater!“ unterbrach ihn Don Rodrigo ärgerlich, „die Achtung, die ich für Eure Kutte habe, ist nicht gering, sähe ich aber einmal Jemand damit bekleidet, der sich als Spion in mein Haus schliche, so könnte ich wohl in den Fall kommen, sie aus den Augen zu setzen.“

Dem Mönche stieg das Blut ins Gesicht. Er bezwang sich aber und erwiederte: „Es kann nicht Euer Ernst seyn, mir einen solchen Titel zu geben. Ihr fühlt im Innern sicherlich, daß, was ich jetzt thue, weder niedrig noch verachtungswerth ist. Hört mich an, Don Rodrigo, und Gott verhüte Euch den Tag, wo Ihr bereuet, es nicht gethan zu haben. Wahrt Eure Ehre, Don Rodrigo, Eure Ehre und Ruhm vor Gott und den Menschen. Ihr vermögt viel hier auf Erden, aber....“

„Wißt Ihr wohl“ sagte Don Rodrigo mit Grimm, aber nicht ohne Schauder, „wißt Ihr wohl, daß, wenn mir die Grille beikommt, eine Predigt zu hören, ich den Weg zur Kirche, den die andern wandeln, sehr gut kenne? Aber in meinem eigenen Hause....!“

— fuhr er mit erzwungenem, höhnischem Lächeln fort — „Ihr behandelt mich über Verdienst und Würden. Nur Fürsten haben ihre Prediger im eigenen Hause.“

„Der Gott, welcher Fürsten ihrer Thaten wegen zur Rechenschaft zieht, der Gott, welcher Euch heute seine Gnade zeigt, indem er seinen zwar unwürdigen, elenden Diener, der aber doch sein Diener ist, zu Euch sendet, für ein unschuldiges. . . . . .“

„Mit einem Worte, Pater,“ sagte Don Rodrigo, indem er Miene machte, fortzugehen, „ich weiß nicht, was Ihr eigentlich sagen wollt, es wird mir nur so viel klar, daß Euch irgend ein Mädchen am Herzen liegen mag. Geht mit Euren Vertraulichkeiten, zu wem Ihr Lust habt, und nehmt Euch nicht länger heraus, einem Edelmanne damit beschwerlich zu fallen!“

Bei Don Rodrigo's erster Bewegung hatte sich der Mönch ihm mit Ehrerbietung in den Weg gestellt und die Hände bittend erhoben. Um nicht von der Sache abzukommen, erwiederte er: „Sie liegt mir am Herzen, es ist wahr. Aber sie selbst ist noch mehr in Sorge. Es sind zwei Seelen, die mir zusammen so vielen Kummer machen. Don Rodrigo! ich kann nichts weiter thun, als Gott für sie anrufen, aber das geschieht aus tiefstem Herzen. Sagt nicht: nein! Ihr wollt gewiß nicht ein armes, schuldloses Kind in Furcht

und Schrecken lassen. Ein Wort von Euch kann alles wieder gut machen."

„Nun wohl!" sagte Don Rodrigo „da Ihr glaubt, daß ich so viel für diese Person thun kann, da sie Euch so sehr am Herzen liegt. . . ."

„Nun?" fragte eifrig Bruder Christoforus, dem Geberde und Mienen Don Rodrigo's die Hoffnung wieder benahmen, welche diese Worte zu geben schienen.

„Nun so rathe ich ihr, sich in meinen Schutz zu begeben. Es soll ihr nichts abgehen, Niemand ihr zu nahe treten, so wahr ich ein Kavalier bin!" Bei diesem Vorschlage konnte der Mönch seinen bis jetzt gezähmten Unwillen nicht länger zurückhalten. Alle Klugheit und Geduld, die er sich vorgesetzt hatte, verließen ihn, er verjüngte sich und stand mit verdoppelter Kraft da.

„Euren Schutz!" rief er aus, indem er zwei Schritte zurück wich, sich stolz auf den rechten Fuß stützte, die rechte Hand in die Hüfte stemmte und die Linke mit ausgestrecktem Zeigefinger nach Don Rodrigo, den er mit flammenden Augen ansah, erhob; „Euren Schutz! Wohlgesprochen, wohlgethan mit solchem Vorschlage! Das Maaß ist gefüllt, ich fürchte Euch nicht mehr!"

„Was sagt Ihr, Pater?"

„Ich sage, was man zu einem ganz von Gott verlassenen Menschen, der keine Furcht mehr einflößen

kann, sagen darf. Euren Schutz! Ich wußte wohl, daß die Schuldlose unter Gottes Schutz stehe, aber Ihr habt mich so sehr davon überzeugt, daß es unnöthig ist, länger mit Euch ihretwegen zu reden. Luzia! sage ich; sehet — mit welcher freien Stirn und festem Auge!"

„Was, in meinem Hause? . . . . . "

„Ich bedaure Euer Haus: es ruht Fluch auf ihm. Ihr glaubtet, Gott habe nur darum ein Wesen nach seinem Ebenbilde geschaffen, daß Ihr es quälen solltet; Ihr glaubtet, er könne es nicht vertheidigen, verwarft seine Mahnung: Ihr seyd gerichtet. Pharao's Herz war so hart als das Eure, und Gott hat es dennoch gebrochen. Luzia ist sicher vor Euch; das sage ich schwacher Mönch. Und was Euch betrifft, so merket wohl, was ich Euch weissage: Es wird ein Tag kommen. . . . . "

Bis jetzt hatte Don Rodrigo wortlos zwischen Wuth und Staunen geschwebt; als er aber eine Weissagung ankündigen hörte, vereinte sich seinem Zorn ein unbestimmter, geheimnißvoller Schauder. Er streckte die Hand drohend in die Luft und unterbrach den Unheil bringenden Propheten mit lauter Stimme: „Aus meinen Augen, verwegener Schurke, unkuttet Tagedieb!"

Diese deutlichen Worte machten den Bruder Christoforus alsbald verstummen. Dem Gedanken der Mishandlung und des Schimpfes stand in ihm seit langer

Zeit der des Leidens und Schweigens so eng zur Seite, daß ihn bei dieser Schmähung aller Zorn und Aufwallung verließ und ihm nur der Entschluß blieb, Don Rodrigo ruhig auszuhören. Er entzog sich also gelassen den Klauen des Edelmannes, senkte das Haupt und blieb unbeweglich stehen. „Durchtriebener Schurke!“ fuhr Don Rodrigo fort, „Du handelst wie deines Gleichen. Danke es dem Gewande, das Deine Landstreicherschultern umkleidet, daß Dir nicht die gebührende Behandlung widerfährt und man Dich nicht lehrt, wie Du Dich zu verhalten hast. Für diesmal pack' Dich mit heiler Haut fort. Wir sehen uns wieder!“ Hiermit öffnete er, voll verachtendem Uebermuth eine Thüre, die der, wodurch sie hereingekommen waren, entgegenstand und Pater Christoferus verneigte sich und ging. Don Rodrigo wanderte mit großen Schritten auf und nieder. —

Als der Mönch die Thüre hinter sich und das andere Zimmer erreicht hatte, bemerkte er in ihm einen Menschen, der sich, wie um nicht aus dem ersteren gesehen zu werden, leise an den Wänden hinschlich. Er erkannte den alten Bedienten, der ihn am Thore empfangen hatte. Derselbe war seit vierzig Jahren, und zwar vor Don Rodrigo's Geburt, im Hause, wo ihn dessen dem Sohne in Allem ungleicher Vater aufnahm.

Nach des Vaters Tode jagte der neue Herr das ganze Gesinde fort, warb neues an und behielt nur

diesen einzigen Diener, theils weil er schon alt war, theils weil er, obschon von ganz anderem Geiste und Wandel als Don Rodrigo, diesen Fehler doch mit zwei Eigenschaften vergütete: einem hohen Begriff von der Würde des Hauses, und genauer Kenntniß des Zeremoniels, das er wie kein Anderer, bis auf die allerältesten Gebräuche und Kleinigkeiten, inne hatte. Der arme Greis hätte sich nimmermehr unterstanden, dem Herren seine Unzufriedenheit mit dem, was er täglich geschehen sah, ins Gesicht zu sagen oder nur merken zu lassen. Nur hie und da brummte er zwischen den Zähnen ein tadelndes Wort seinen Kameraden vor, die sich darüber lustig machten und ihn ermahnten, als Prediger der früheren Lebensweise in diesem Hause aufzutreten. Seine Mißbilligungen kamen dem Hausherrn allemal nur mit den Scherzen zu Ohren, die man darüber anstellte, so daß sie auch ihm ein Gegenstand des Spottes, nicht des Unwillens, wurden. Bei Festlichkeiten wurde der Alte eine gar viel bedeutende Person.

Pater Christeforus sah ihn an, grüßte ihn und ging vorüber; der Alte näherte sich ihm aber geheimnißvoll, legte den Finger auf den Mund und gab ihm sodann damit ein Zeichen, ihm in ein dunkles Zimmer zu folgen.

Dort sagte er ihm: „Pater! ich habe alles vernommen und muß reden."

„Nun so thu' es schnell, guter Freund."

„Hier nicht; ach! wenn es der Herr erführe. Ich

weiß Euch aber vieles zu sagen. Ich will sehen, daß ich Morgen ins Kloster kommen kann."

„Ist es denn irgend ein Vorhaben?"

„Gewiß ist etwas im Werke. Ich habe so Manches davon aufgeschnappt; ich will heute ausborchen und erfahre schon Alles. Laßt mich nur machen. Es durchschneidet mir das Herz, Dinge hören und sehen zu müssen, Dinge, die nur die Hölle kennt. Ach! das ist ein Haus.....! Aber, meine Seele will ich retten!"

„Gott segne Euch!" sagte der Pater leise, und legte die Hand auf des Dieners Haupt, der, obschon viel ältre als er, doch gebückt wie ein Sohn vor ihm stand. „Gott lohn' Euch! vergeßt nicht Morgen zu kommen."

„Ich komme," sagte der Greis. „Ihr geht? — Um Gottes Willen verrathet mich nur nicht! —" Er sah sich schüchtern um, ging in einen anderen Saal, der nach dem Hofe führte, und da er den Weg rein fand, winkte er den Pater herbei, der durch dieses letztere Gespräch erheitert war, öffnete ihm das Thor und ließ ihn von dannen. Bruder Christoforus schöpfte, als er die Raubhöhle verlassen hatte, frischen Athem und stieg den Berg eilig hinab, ganz erhitzt und aufgeregt von dem, was er hörte und sagte.

Das unverhoffte Anerbieten des Dieners gereichte ihm sehr zum Troste, und er nahm es für ein sichtliches Zeichen himmlischem Schutzes. „Die Vorsehung"

dachte er „giebt mir selbst den Faden in die Hand, in eben dem Hause, ohne daß ich ihn aufsuchte.“ Er sah nach Westen, die Sonne war schon tief gegen die Berggipfel gesunken und der Tag ging zu Ende. Er fühlte sich von den Anstrengungen dieses Tages zwar sehr ermüdet, verdoppelte aber dennoch seine Schritte, um seinen Schützlingen noch heute Nachricht zu bringen und vor Einbruch der Nacht wieder im Kloster zu seyn: eine der allerstrengsten und unverletzbarsten Regeln des Kapuzinerordens.

In Luziens Hütte hatte sich unterdeß Verschiedenes zugetragen. Als der Mönch fort war, saßen alle drei stumm einander gegenüber. Luzia bereitete traurig das Mittagessen. Renzo, zwischen Ihr und der Mutter, versuchte immerfort umsonst, sich von dem betrübenden Anblick der Braut abzuwenden. Agnes schien emsig mit ihrer Haspel beschäftigt, überdachte aber eigentlich etwas und brach, als sie damit im Reinen war, folgendergestalt das Stillschweigen: „Hört, Kinder! wenn Ihr Euch, wo es gilt, muthig und schlau bezeigen wollt, so folgt Eurer Mutter! — (Wegen dieses Eurer hätte Luzia aufjauchzen mögen). Ich verspreche, Euch aus dieser Verlegenheit zu ziehen, vielleicht schneller und besser als Pater Christoforus, wenn er auch gleich der Mann seyn mag, der er ist.

Luzia hielt mit ihrer Arbeit inne und sah die Mutter mehr staunend, als dem hochtrabenden Versprechen

vertrauend an. Renzo ſagte raſch: „Muthig? ſchlau? Sprecht, ſprecht, was zu thun iſt!“

„Nicht wahr, wenn Ihr getraut wäret,“ fuhr Agnes fort „ſo hättet Ihr ſchon einen hübſchen Vortheil, der Euch alles andere erleichtern würde?“

„Ohne Zweifel!“ ſagte Renzo: „wenn wir Mann und Frau wären, ſo ſtünde die ganze Welt uns offen. Es ſind nur ein paar Schritte von hier bis Bergamo und Seidenarbeiter empfängt man da mit offenen Armen. Ihr wißt, wie oft mein Vetter Bartolo mich ſchon einlud zu ihm zu kommen, ich müſſe mein Glück machen, wie er das ſeine. Nun, und hörte ich niemals auf ihn, ſo, ſo geſchah's, weil ich mein Herz hier gelaſſen hätte. Sind wir einmal getraut, ſo ziehen wir zuſammen hin, bauen uns ein Haus und leben in Ruhe und Frieden, wo uns der Schuft nichts anhaben kann und wo wir nicht in Gefahr kommen, dumme Streiche zu machen. Nicht wahr, Luzia?“

„Ja, ja,“ ſagte Luzia, „wie aber. . . . .?“

„Wie ich ſchon ſagte,“ entgegnete Agnes „muthig und ſchlau, und die Sache iſt leicht.“

„Leicht!“ riefen die jungen Leute, denen ſie ſo ſehr drückend ſchwer wurde, einſtimmig.

„Leicht, in Art und Weiſe der Ausführung“ erwiederte Agnes. „Merkt wohl auf, ich will es Euch erklären. Leute, die es verſtehen, haben mir verſichert, und ich habe ſelbſt einmal den Fall erlebt, daß, ſo nö-

thig auch ein Pfarrer zu einer Heirath, seine Zustimmung doch entbehrlich sey. Sein Daseyn genügt.

„Nun wie denn so?“ fragte Renzo.

„Hört nur zu. Man muß zwei Zeugen haben, die beide pfiffig und unter einander einig seyen, und geht mit ihnen zum Pfarrer, wo es die Hauptsache ist, ihm über den Hals zu kommen, damit er nicht Zeit habe, auszureißen. Der Mann sagt: „Herr Pfarrer, das ist meine Frau;“ die Frau: „Herr Pfarrer, das ist mein Mann,“ daß Pfarrer und Zeugen es vernehmen, und die Heirath ist so gut geschlossen und gültig, als wenn sie der Pabst selbst geheiliget hätte. Sind die Worte einmal gesagt, so mag der Pfarrer lärmen und schreien und thun, wie und was er will, hilft nichts, Ihr seyd Mann und Frau.“

„Ist es möglich!“ rief Luzia.

„Wie?“ meinte Agnes, „glaubt Ihr denn, daß ich in den dreißig Jahren, die ich vor Euch auf die Welt kam, ganz und gar nichts gelernt habe? Die Sache ist, wie ich Euch sage. Der Beweis: daß eine meiner Freundinnen wider den Willen ihrer Eltern heirathen wollte, dasselbe that und ihre Absicht erreichte. — Der Pfarrer hatte es zwar gemerkt und war auf seiner Huth, das Paar hatte aber dennoch listigerweise den rechten Zeitpunkt erwischt, sagte seine Worte und war Mann und Frau: wenn gleich sie es schon nach drei Tagen bereuete.“

Die Sache war wirklich so, wie Agnes sie vortrug.

Heirathen, auf dieſe Weiſe vollzogen, wurden damals und bis auf unſere Zeiten herab als gültig betrachtet. Man nahm aber dennoch nur dann ſeine Zuflucht zu ihnen, wenn man auf dem gewöhnlichen Wege unüberſteigliche Hinderniſſe vorfand, und die Pfarrer vermieden auch mit äußerſter Sorgfalt eine ſolche erzwungene Mitwirkung ihrerſeits. Ward dennoch hie und da einer von einem Paare und ſeinen Zeugen überrumpelt, ſo ſuchte er ihnen noch unter den Händen, wie Proteus, zu entwiſchen.“

„Wenn es wahr wäre, Luzia!“ ſagte Renzo und blickte ſie bittend und erwartungsvoll an.

„Wie? wenn es wahr wäre?“ ſagte ihm Agnes nach. „Auch Ihr glaubt, daß ich meine Reden aus der Luft griff? — Ich mache mir um Euch Sorgen, und Ihr glaubt mir nicht. Gut, gut, ſeht nur ſelbſt zu, wie Ihr Euch helft; ich habe nichts mehr damit zu ſchaffen.“

„Ach! verlaßt uns nicht,“ ſagte Renzo. „Ich zweifelte ja nur, weil es mir zu glücklich ſchien. Ihr ſeyd unſere einzige Hülfe, ich betrachte Euch wie meine eigene Mutter.“

Dieſe Worte benahmen der Alten wieder ihren Zorn und ſie gab den Vorſatz, mit dem es ihr doch kein Ernſt war, auf.

„Aber wie mag es nur kommen, Mutter,“ ſagte Luzia auf ihre gelaſſene Art, „daß es dem Pater Chriſtoforus nicht eingefallen iſt?“

„Nicht eingefallen?“ erwiederte Agnes. „Es wird ihm wohl eingefallen seyn, er hat's nur nicht sagen wollen.“

„Warum?“ fragten die jungen Leute einstimmig.

„Weil, weil, wenn Ihr es wissen wollt, die Geistlichen sagen, daß die Sache eigentlich Sünde sey.“

„Aber wie kann es denn Sünde seyn,“ sagte Renzo, „und dennoch, wenn es geschehen ist, gelten?“

„Was kann ich darauf antworten!“ erwiederte Agnes. „Die andern haben die Gesetze gemacht, wie sie es für gut hielten; wir armen Leute können nicht alles verstehen, und wie viele Dinge .....! Seht! es ist damit wie wenn man einen Christen schlägt. Es ist Sünde! Einmal geschehen, kann es aber selbst der Pabst nicht ungeschehen machen.“

„Wenn es Sünde ist,“ meinte Luzia, „so darf man es nicht thun.“

„Was!“ rief Agnes, „würde ich Dir wohl gegen Gott zu handeln rathen? Wenn es gegen den Willen Deiner Eltern geschähe und um einen schlechten Kerl zu heirathen ..... aber ich bin es zufrieden, es geschieht um Renzo's willen. Der die ganze Verwirrung anstiftete, ist ein Schurke und der Herr Pfarrer. .....“

„Es ist klar wie der Tag;“ sagte Renzo.

„Pater Christoforus darf vorher nichts davon erfahren,“ fuhr Agnes fort, „ist's aber geschehen und gelungen, was wird er dazu sagen? — „Tochter!

Ihr habt eine schwere Uebereilung begangen "" Sie müssen so reden, die Geistlichen, glaube mir aber, in seinem Herzen freut auch er sich darüber."

Luzia konnte zwar nichts dagegen einwenden, es schien ihr aber nicht sehr erbaulich zu sein. Renzo war ganz ermuthigt und sagte: „Wenn es sich so verhält, so ist's abgemacht!"

„Sachte, sachte!" sagte Agnes, „wo sind die Zeugen? Wie dem Pfarrer zu Leibe kommen, da er sich seit zwei Tagen schon eingeschlossen hat? Und wie ihn festhalten? Er ist zwar schwerfälliger Natur, erblickt er Euch aber in solchem Aufzuge, so verlaßt Euch drauf, er wird flink wie eine Katze und entschlüpft wie der Teufel aus dem Weihwasser."

„Hab's gefunden, hab's gefunden!" rief Renzo und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das Geschirr, welches Luzia schon zum Mittagsessen hingestellt hatte, durcheinanderklirrte. Dann theilte er seine Gedanken, wie der Pfarrer zu fangen sey, mit, und Agnes stimmte ihnen bei.

„Das sind Schleichwege," sagte Luzia „und taugen nichts. Bis jetzt haben wir schlicht und recht gehandelt; bleiben wir bei Treu und Glauben, so wird Gott uns helfen; Pater Christoforus sagte es auch. Den wollen wir fragen."

„Folge dem, der Dich leiten kann," sagte Agnes ernst. „Was ist's nöthig, sich erst Raths zu erholen? Gott sagt: „„Hilf Dir selbst, so wird Dir geholf-

sen!“ „Den Pater wollen wir's schon erzählen, wenn's geschehen ist.“

„Luzia!“ sagte Renzo, „willst Du mir heute untreu werden? Haben wir nicht wie gute Christen gelebt und gehandelt? Sollten wir nicht schon Mann und Frau seyn? Hatte der Pfarrer uns nicht selbst den Tag bestimmt? Und wem fällt's denn zur Last, wenn wir uns jetzt mit ein wenig List helfen müssen? Nein, nein, ich kann auf Dich rechnen. Ich gehe und bringe Antwort!“

Er wandte sich bittend nach Luzien, gab Agnesen einen Wink des Einverständnisses und eilte rasch davon. Man pflegt zu sagen: Noth bringt Verstand! Renzo hatte auf seiner bisherigen geraden und ebenen Lebensbahn keine Gelegenheit gehabt, den seinigen zu schärfen; jetzt bewies er eine Erfindungsgabe, die jedem Advokaten zur Ehre gereicht haben würde.

Er schritt, seinem Plane gemäß, gerades Weges auf die nächste, einem gewissen Tonio gehörige Hütte los und traf denselben in der Küche, ein Knie gegen den Herdschemmel gestützt, mit der rechten Hand den Henkel eines über glühender Asche stehenden Topfes haltend, und mit verkehrtem Schaumlöffel eine graue Polenta von türkischem Mehle umrührend. Tonio's Mutter, Bruder und Frau saßen um den Tisch herum und drei oder vier kleine Kinder gaben aufmerksam auf den Topf und den Augenblick Acht, wo er werde umgestürzt werden. Doch herrschte nicht die

Fröhlichkeit, welche der Anblick des Mahles dem giebt, der es mit Schweiß und Mühe verdiente. Der Polenta war für die Mitesser zu wenig, und ein jeder schielte mit dem Gedanken hin, wie viel von seinem Appetite unbefriedigt bleiben werde. Während Renzo die Familie begrüßte, schüttete Tonio die Polenta auf das dazu bestimmte buchene Hackebret, daß ein Dampfwirbel um sie aufstieg. Die Frauen baten Renzo, der Spärlichkeit des Mahles ungeachtet, zu Gaste, was die Bewohner der Lombardei nie unterlassen, geschähe es auch dem reichsten Schlemmer und wäre es ihr letzter Bissen.

„Ich danke," sagte Renzo, „ich komme blos, um mit Tonio ein Wort zu reden. Ist's Dir recht, Tonio, so gehen wir und essen in dem Wirthshause, damit es die Deinigen nicht störe." Dies unverhoffte Anerbieten kam Tonio'n sehr gelegen; die Frauen hatten auch nichts dawider, einen Mitesser, und zwar den stärksten, weniger zu haben, und der Eingeladene begab sich mit Renzo von dannen. Sie langten im Wirthshause des Dorfes an und ließen sich daselbst gemächlich und einsam nieder, denn das allgemeine Elend hatte alle Gäste verscheucht. Sie ließen sich das Wenige, was zu haben war, auftischen, tranken ein Glas Wein, und Renzo sagte geheimnißvoll zu Tonio: „willst Du mir einen kleinen Dienst erzeigen, so vergelte ich Dir ihn mit einem großen."

„Sprich, sprich," entgegnete Tonio einschenkend,

„Du hast zu gebieten. Heute ginge ich für Dich ins Feuer!“

„Du bist dem Herrn Pfarrer fünf und zwanzig Lire Pacht schuldig, für sein Feld, das er Dir vergangenes Jahr überließ.“

Ach! Renzo, Renzo! Du vergällst mir alles Gute. An was erinnerst Du mich da! Du hast mir alle Freudigkeit benommen!“

„Wenn ich dieser Schuld gedenke,“ sagte Renzo, „so geschieht es, weil ich Dir ein Mittel angeben kann, sie abzutragen.“

„Ist das wahr?“

„Es ist wahr. Würde es Dir lieb seyn?“

„Ob es mir lieb wäre? Ob es mir lieb wäre! Und wäre es nur, um die schiefen Gesichter und das Kopfschütteln des Pfarrers nicht mehr zu sehen, was er beides kein Mal unterläßt, wo er mir begegnet. Und dann das ewige: „„Vergiß nicht, Tonio! — Tonio! wann machen wir die Sache ab?““ so daß ich selbst bei der Predigt, wenn er mich anstarrt, immer in Furcht schwebe, daß er mir nicht vor allen Leuten zurufe: „„Meine fünf und zwanzig Lire!““ — Verdammte fünf und zwanzig Lire! Ich habe ihm schon meiner Frau ihre goldne Halskette zum Pfande geben müssen, und hätte sie gern wieder, um Polenta dafür anzuschaffen. Aber. ...“

„Aber, aber, wenn Du mir einen Gefallen thun willst, so sind fünf und zwanzig Lire Dein.“

„Es gilt!“

„Aber!“ sagte Renzo, den Zeigefinger quer über die Lippen legend.

„Was das anlangt, so kennst Du mich.“

„Also, der Herr Pfarrer sucht meine Heirath, mit gewissen, aus der Luft gegriffenen Gründen, aufzuhalten, und ich möchte sie gern fördern. Nun versichert man mir, daß, wenn wir beiden Verlobten mit zwei Zeugen zu ihm gingen und ich sagte: das ist meine Frau, Luzia aber: das ist mein Mann, so sey die Heirath vollbracht. Hast Du mich verstanden?“

„Du willst, ich soll als Zeuge mitgehen?“

„Ja.“

„Und bezahlst für mich die fünf und zwanzig Lire?“

„Versteht sich!“

„Ein Mann, ein Wort!“

„Nun muß ich aber noch einen Zeugen aufsuchen.“

„Ich hab' ihn gefunden. Mein Bruder Gervasius thut Alles, was ich ihm heiße. Du giebst ihm ein Trinkgeld.“

„Und zu essen;“ entgegnete Renzo, „wir nehmen ihn mit hierher und machen uns mit ihm lustig. Wird er sich denn aber gut anstellen?“

„Ich will ihn schon abrichten. Du weißt ja wohl, daß ich für ihn denken und sorgen muß.“

„Morgen ....“

„Gut.“

„Etwas spät.“

„Ganz recht.“

„Aber!“ sagte Renzo, den Finger nochmals auf den Mund legend.

„Pah!“ erwiederte Tonio, den Kopf auf die rechte Schulter neigend und die linke Hand mit einer Miene erhebend, die zu sagen schien: „Du thust mir Unrecht.“

„Wenn dich nun aber deine Frau fragt, was sicher geschieht?“

„Lügen, Lügen! Ich bin ihr welche schuldig, so viel, daß ich nicht weiß, ob ich meine Rechnung jemals werde ausgleichen können. Es wird sich schon ein Mährchen finden, womit ich sie zufrieden stelle.“

„Morgen früh,“ sagte Renzo, „nehmen wir nähere Abrede, damit die Sache nicht schief ablaufe.“

Sie verließen die Schenke, Tonio ging nach Hause und sann unterwegs nach, was er den Frauen weiß mache, Renzo beeilte sich, von seinem Erfolge Rechenschaft abzulegen. Agnes hatte unterdeß vergebens ihre Tochter zu überreden gesucht. Allen ihren Gründen setzte diese immer nur zwei Antworten entgegen: „ist es Sünde, so darf es nicht geschehen; ist es keine Sünde, warum dem Pater Christoforus es verschweigen?“

Renzo kam triumphirend zurück, erzählte, was er gethan hatte und schloß mit einer Miene, die etwa ausdrückte: „Nun? bin ich nicht ein tüchtiger Mann?

Konnte man die Sache schlauer ausführen? Würde Euch so was eingefallen seyn?" u. s. w.

Luzia schüttelte leise mit dem Kopfe, die beiden Ereiferten beachteten es aber wenig; so wie man wohl mit einem Kinde umzugehen pflegt, bei dem man zwar die Hoffnung aufgab, es zur Vernunft zu bringen, hingegen aber überzeugt ist, am Ende, wenn es zur Sache kommt, es dennoch mit Bitten und ernstem Willen leiten zu können, wie man beabsichtigt.

„Gut!" sagte Agnes, „alles gut; aber — Ihr habt doch nicht an Alles gedacht."

„Nun, was fehlt denn noch?" erwiederte Renzo.

„Und Perpetua? habt Ihr denn nicht an Perpetua gedacht? Tonio'n und seinen Bruder läßt sie wohl herein, aber Euch, Euch beide, bedenkt! Euch hält sie gewiß so fern wie nur möglich."

„Was ist da zu thun?" sagte Renzo nachdenkend.

„Still, still, ich weiß Rath. Ich gehe mit Euch, ich kenne ihre schwache Seite und will sie so bezaubern, daß sie Euch gar nicht gewahrt, und Ihr hineingehen könnt. Ich rufe sie zu mir und will sie schon auf ein Gespräch bringen, daß .... Nun Ihr werdet sehen."

„Gott segn' Euch!" rief Renzo aus, „ich habe immer gesagt, daß Ihr in allem unsere Stütze seyd."

„Es hilft uns aber alles nichts," sagte Agnes,

wenn Ihr sie da nicht überreden könnt, daß es keine Sünde sey."

Auch Renzo bot nun seine ganze Beredsamkeit auf, ohne jedoch Luzien bewegen zu können.

„Ich weiß nichts auf deine Gründe zu erwiedern," sagte sie, „aber ich sehe so viel, daß die Sache nur auf Schleichwegen, mit Lug und Trug ausgeführt werden kann. Ach, Renzo! wir haben nicht damit angefangen. Ich will dein Weib werden, — ihr ganzes Gesicht erglühte — aber auf einem rechtmäßigen Wege, gottesfürchtig, vor dem Altare! Vertrauen wir dem dort oben! Glaubst du nicht, daß er uns besser helfen kann, als wir uns selbst mit solchen Scheimereien? Und warum vor dem Pater Christoforus ein Geheimniß haben?"

Der Streit dauerte lange und schien seinem Ende noch fern zu seyn, als eilige Sandalen-Fußtritte und das Rauschen einer Mönchskutte den Pater Christoforus verkündeten. Man schwieg, und Agnes hatte nur noch so viel Zeit, Luzien ins Ohr zu zischeln: „daß du ihm nichts davon sagst!"

Siebentes Kapitel.

Der Pater Christoforus kam wie ein guter General an, der ohne seine Schuld eine wichtige Schlacht

verlor; betrübt, aber nicht entmuthigt, sorgenvoll, aber nicht betäubt, eilig, aber nicht flüchtig, und immer auf dem am meisten bedrohten Punkte, wo seine Gegenwart von Nöthen ist, ermuthigend und neue Befehle ertheilend.

„Friede sey mit Euch!“ sagte er im Eintreten. „Von dem Menschen ist nichts zu hoffen; wir müssen um so mehr auf Gott vertrauen, und ich besitze auch schon ein Pfand seines Schutzes.“

Obschon keins von den dreien von des Paters Versuch etwas gehofft hatte, da man den Fall, daß ein Vornehmer von einem Betruge freiwillig, und blos in Folge nachdrucksloser Bitten abgestanden wäre, nicht selten, sondern unerhört nennen konnte: so erfüllte die Gewißheit des Fehlschlagens doch alle mit Trauer. Die Frauen senkten den Kopf: in Renzo's Seele aber siegte der Zorn über die Muthlosigkeit. Er war schon vor dieser Nachricht voller Galle und Grimm über alle seine vereitelten Hoffnungen, Schmerzen und Sorgen, besonders aber über Luziens hartnäckigen Widerstand. „Ich möchte wissen,“ rief er, mit den Zähnen knirschend und die Stimme erhebend, wie er nie zuvor in des Paters Anwesenheit gewagt hatte, „ich möchte doch wissen, aus welchen Ursachen der Hund sich dawider auflehnt, daß meine Braut nicht meine Frau werde?“

„Armer Renzo!“ erwiederte der Mönch mitleidig und mit einem Blicke der Sanftmuth und Ruhe, „wäre

der Vornehme immer, wenn er eine Ungerechtigkeit begehen will, gezwungen, seine Beweggründe zu nennen, so würde es in der Welt anders aussehen."

„Also hat der Hund blos gesagt, er wolle nicht, weil er nicht wolle?"

„Auch das hat er nicht einmal gesagt, armer Renzo. Es wäre noch gut, wenn jeder, der eine Ruchlosigkeit im Sinne hätte, sie frei gestehen müßte."

„Aber etwas hat er doch sagen müssen? Was sagte denn also der Teufel?"

„Was er sagte, weiß ich wohl, kann dir's aber nicht wiederholen. Die Worte eines solchen Böse-wichts treffen und entfliehen. Er kann sich erzürnen, daß Du Verdacht auf ihn wirfst, und läßt dir zur nämlichen Zeit fühlen, daß dein Verdacht gegründet sey; er kann beleidigen und über Beleidigung schreien, verhöhnen und Recht verlangen, erschrecken und jammern, frech seyn und untadelhaft scheinen. Laß dir damit genügen. Er hat weder die Schuldlose, noch deinen Namen genannt, hat sogar nicht geschienen, Euch zu kennen, hat seiner Ansprüche gar nicht gedacht und dennoch .... dennoch konnte ich wohl einsehen, daß er unbeweglich ist. Wie dem auch sey, vertraut Gott, Ihr Armen, verliert den Kopf nicht, und du, Renzo..... glaube mir nur, daß ich mich wohl an deine Stelle denken, wohl mitfühlen kann, was in dir vorgeht. Aber Geduld! es ist ein armseliges, bitteres Wort für den, der nicht glaubt;

doch würdest du Gott nicht einen, zwei Tage, so viel Zeit lassen, als ihm gutdünkt, um dem Rechte Recht zu geben? Die Zeit ist sein und er verspricht uns so viel von ihr, laß ihn walten, Renzo, und wisse, wist alle, daß ich schon Hülfe habe. Jetzt kann ich nicht mehr darüber sagen. Morgen kann ich nicht kommen. Ich muß für Euch den ganzen Tag im Kloster bleiben. Komm du hin, Renzo, oder sollte dich etwas davon abhalten, solltest du nicht selbst kommen können, so sende mir einen verständigen, sicheren Burschen, durch den ich Euch vom Geschehenen unterrichten kann. Es wird Nacht. Ich muß ins Kloster. Glauben und Muth! — Und so schlaft wohl!"

Er eilte hierauf davon und schlug den schmalen, steinigen Fußweg ein, um ja nicht zu spät im Kloster anzukommen und sich nicht einen Verweis, oder was noch schlimmer gewesen wäre, eine Buße zuzuziehen, die ihn abhalten könnte, morgen zum Dienste des Paares in Allem bereit zu seyn.

„Habt Ihr gehört, was er sagte, von Hülfe, die er schon für uns habe?" sagte Luzia. „Man kann ihm wohl vertrauen, wenn er etwas verspricht ...."

„Wenn es weiter nichts ist!" unterbrach sie Agnes. „Er hätte deutlicher reden, oder zum wenigsten mich bei Seite nehmen und mir sagen können, was es sey."

„Geschwätz! Ich will's schon enden, ich will's schon enden;" rief Renzo, im Zimmer wüthend hin

und hergebend, mit einer Stimme und einer Miene, die über den Sinn seiner Worte nicht in Zweifel ließen.

„Ach, Renzo!“ seufzte Luzia.

„Was wollt Ihr denn thun?“ sagte Agnes.

„Was braucht's erst noch gesagt zu werden? Ich will's schon enden. Und wenn er hundert, wenn er tausend Teufel im Leibe hätte, er ist doch am Ende von Fleisch und Bein wie andere!“

„Nein, nein, um Gottes Willen!“ begann Luzia, Thränen erstickten ihre Worte.

„Solche Reden sollte man auch nicht zum Scherz führen;“ sagte Agnes.

„Zum Scherz?“ schrie Renzo und stellte sich dicht vor die sitzende Alte, die er mit funkelnden Augen ansah. „Zum Scherz! Nun es wird sich zeigen, ob's Scherz ist.“

„Ach, Renzo!“ sagte Luzia mit von Schluchzen unterbrochener Stimme, „hab' ich doch noch niemals Dich so gesehen.“

„Sprecht nicht von so etwas, um des Himmels Willen,“ nahm Agnes wieder halblaut das Wort. „Wißt Ihr nicht, wie viel Arme ihm unterthan sind, und daß, großer Gott! die Gerechtigkeit immer gegen die Armen ist?“

„So will ich Gerechtigkeit ausüben! Es ist an der Zeit. Die Sache ist schwierig, das weiß ich sehr wohl. Aber er hüte sich nur, der feige Mörder!

Er weiß, wie es mit ihm ſteht, aber das thut nichts! Geduld und Entſchloſſenheit, und der Augenblick wird ſich ſchon finden! — Ja! ja! ich will Gerechtigkeit ausüben, ich will das Land befreien. Wie viel Menſchen werden mich nicht ſegnen! Und dann mit vier Sprüngen ....“

Das Entſetzen, welches Luzia bei dieſen deutlicheren Worten empfand, trocknete ihre Thränen und gab ihr Kraft zu reden. Sie erhob ihr Geſicht aus der Handfläche und ſagte zu Renzo mit klagender aber feſter Stimme: „Alſo gilt es dir jetzt gleich, ob ich deine Frau werde oder nicht? Ich hatte mich mit einem Menſchen verſprochen, der Gott im Herzen trug, aber einer der .... und könnte ihn keine Gerechtigkeit und Rache erreichen, wäre er ein Königsſohn ....“

„Nun wohl!“ rief Renzo, mehr als je außer ſich, „ich werde dich nicht beſitzen, er aber auch nicht. Ich hier ohne dich, er in der ....“

„Ach nein, nein! Barmherzigkeit! ſprich nicht ſo, blicke nicht ſo umher, ich kann dich nicht ſo ſehen!“ rief Luzia weinend, bittend die Hände ringend ihm zu. Agnes rief den jungen Menſchen zu wiederholten Malen beim Namen, und griff ihm an Schultern, Arme, Hände, wie um ihn zu beſänftigen. Er blieb regungslos, gedankenvoll ſtehen und ſchaute einen Augenblick in Luziens flehendes Geſicht: dann ſtierte er plötzlich mit gräßlichem Blicke auf ſie

hin, trat zurück, streckte den Arm aus, wies auf sie mit dem Finger und sagte:

„Sie, ja sie will er haben; er sterbe!“

„Und ich? was hab' ich Dir denn gethan, daß Du auch mich tödten willst?“ sagte Luzia und warf sich vor ihm auf die Knie.

„Du!“ sagte er mit einer Stimme, die einen sehr verschiedenen Zorn, aber doch Zorn, ausdrückte. „Du! was willst Du denn von mir? welchen Beweis Deiner Liebe hast Du mir denn heute wohl gegeben? Habe ich Dich nicht gebeten und gebeten? und was erlangte ich damit?“

„Ja, ja!“ entgegnete Luzia übereilt, „ich gehe morgen mit Dir zum Pfarrer, jetzt, wenn Du es verlangst, gleich jetzt, laß nur von Deinem Vorsatze ab, ich komme!“

„Versprichst Du mir's?“ sagte Renzo, gleich viel menschlicher in Stimme und Antlitz.

„Ich verspreche es.“

„Du hast es versprochen.“

„Ach, Gott sey Dank!“ rief die doppelt beruhigte Agnes.

Renzo hatte mitten in seinem Aufbrausen daran gedacht, welchen Vortheil ihm Luzien's Schrecken gewähren könne. Ob er sich ein wenig zorniger stellte, als er war, können wir nicht sagen, und sicherlich wußte er es wohl selbst nicht. So viel ist indeß gewiß, daß seine Wuth gegen Don Rodrigo in der That den höch-

sten Gipfel erreicht hatte und daß er sehnlich wünschte, Luzens Zustimmung zu erhalten. Toben nun zwei starke Leidenschaften vereint in der Seele eines Menschen, so kann wohl niemand, ja er selbst nicht, recht eigentlich einer jeden Stimme unterscheiden und mit Sicherheit die vorherrschende angeben.

„Ich habe es versprochen!“ erwiederte Luzia, mit schüchternem, zärtlichen Vorwurf; „aber auch Du hast versprochen, Dich ruhig und still zu verhalten und dem Pater zu vertrauen.“

„Ach! schweig doch, für wen bin ich denn in Wuth gerathen? Willst Du wieder zurücktreten und mich eine Tollheit begehen lassen?“

„Nein, nein!“ sagte Luzia, schnell von neuem erschreckt. „Was ich verspreche, halte ich. Aber sieh, auf welche Art Du Dir mein Versprechen verschafft hast. Gott verhüte.....“

„Warum Schlimmes vorausahnen! Gott weiß, daß wir keinem Menschen Unrecht thun.“

„So versprich mir wenigstens, daß dies der letzte Betrug sey.

„Ich verspreche es, als redlicher Bursche.“

„Benehmt Euch aber nur schlau dabei,“ rieth Agnes.

Renzo hätte das Gespräch gern noch weiter fortgesetzt und bestimmt gesehen, was jedes am andern Tage zu thun habe, aber die Nacht war zu weit vorgerückt, als daß die Frauen sein längeres Da-

bleiben, hätten schicklich finden können. Er mußte also fort.

Alle drei verbrachten diese Nacht, so gut es nach einem, an Kummer und Noth so reichen Tage wie der vorhergehende, und vor einem so wichtigen Unternehmen von unabsehbarem Ausgange, gehen wollte.

Renzo stellte sich bei guter Zeit ein und verabredete mit den Frauen oder vielmehr mit Agnes das große Vorhaben des Abends. Beide erhoben und beseitigten Schwierigkeiten, stellten alle möglichen Zufälle auf und fingen eins ums andere immer wieder von neuem an, die Sache wie schon abgemacht durchzugehen.

Luzia hörte zu. Mit Worten konnte sie dem nicht beistimmen, was sie im Herzen verwarf, aber sie versprach das Ihrige nach Kräften zu thun. —

„Werdet Ihr denn hinunter ins Kloster zum Pater Christoforus gehen," fragte Agnes Renzo'n, „wie er Euch gestern auftrug?"

„Ja!" antwortete Renzo zweifelhaft: „Ihr wißt ja, was er für verteufelte Augen hat. Ich glaube, er läse es mir vom Gesichte ab, daß es etwas giebt, und wenn er anfinge, mich ins Gebet zu nehmen, so käme ich nicht bald davon. Und dann muß ich auch hier bei der Hand seyn. Es ist besser, wenn wir Jemand schicken."

„Ich schicke Menico."

„Ja, ja," entgegnete Renzo und ging — nach

seinem Ausdrucke — die Sachen in Ordnung zu bringen.

Agnes ging ins benachbarte Haus und fragte nach Menico, einem lebhaften, zwölfjährigen Knaben, der ihr, vermöge Schwäger- und Vetterschaften, ein wenig verwandt war. Sie erbat sich ihn von den Eltern für diesen Tag, führte ihn mit sich in ihre Speisekammer, gab ihm zu essen und hieß ihn nach Pescarenico zum Pater Christoforis gehen, der ihn wenn es Zeit sey mit einer Antwort zurückschicken werde. „Du weißt, der Pater Christoforus, der schöne Alte mit dem weißen Barte, sie nennen ihn den Heiligen."

„Weiß schon," sagte Menico, „er ist den Kindern so gut und giebt ihnen immer Bilder."

„Derselbe, Menico. Er wird Dich eine Weile am Kloster warten lassen, lauf nicht davon. Geh nicht mit den andern Kindern zum See, um Steine übers Wasser zu werfen, oder zu fischen, oder mit den Netzen zu spielen, die an der Mauer hängen und trocknen . . . ."

„Ach nein, nein! ich bin ja kein Kind mehr."

„Nein! sey vernünftig. Und wenn Du die Antwort bringst, so gebe ich Dir die beiden blanken Parpagliolen." *)

„Gebe sie mir jetzt."

*) Parpagliola, Mailänder Münze, an Werth anderthalb Sous. A. d. Ueb.

„Nein, nein, Du würdest sie verspielen. Geh, führ' Dich gut auf und Du sollst zufrieden seyn."

Im Verlaufe dieses langen Morgens ereignete sich manches, was die schon beunruhigten Frauen mit Sorgen erfüllte. Ein Bettler, weder hinfällig noch zerlumpt wie seines Gleichen, und mürrisch und finster aussehend, kam herein und verlangte ein Almosen. Er sah dabei forschend rings umher, empfing die Gabe, ein Stück Brod, mit schlecht verborgener Gleichgültigkeit und blieb mit einer gewissen Unverschämtheit, aber auch Unschlüssigkeit stehen, indem er Verschiedenes fragte, was Agnes allemal mit dem Gegentheile der Wahrheit beantwortete. Im Fortgehen that er, als verfehle er die Thüre, ging durch die, welche nach der Treppe führte und betrachtete sich da Alles, so gut die Eile es zuließ. Agnes rief ihm zu „He, he, guter Mann, hier hinaus!" worauf er zurückkam und durch die ihm bezeichnete Thür, mit erzwungener Demuth und Unterwürfigkeit, die seinen rauhen, abgehärteten Gesichtszügen ganz und gar entgegen waren, sich entfernte.

Nächst ihm ließen sich von Zeit zu Zeit auch noch andere seltsame Figuren erblicken. Was es für Leute waren, würde schwer zu enträthseln gewesen seyn; für ehrliche Wanderer, als welche sie gelten zu wollen schienen, konnte man sie unmöglich halten. Einer kam unter dem Vorwande herein, sich nach dem Wege zu erkundigen, andre gingen langsam vorüber

und ſchauten dabei über den Hof hinweg ins Zimmer, wie um ſich, ohne Argwohn zu erregen, mit dem Innern bekannt zu machen. Gegen Mittag endlich verſchwanden dieſe läſtigen Spione. Agnes ging von Zeit zu Zeit vor den Hof hinaus, ſah ſich rechts und links auf der Straße um und ſagte freudig: „Niemand!“ was auch Luzia gern hörte, ohne daß beide eigentlich wußten, weshalb. Aber der Vorfall benahm ihnen doch viel von dem zum Abende geſammelten Muthe.

Um über dieſe Herumſtreicher Aufſchluß zu geben, müſſen wir einen Schritt zurückthun und uns wieder zu Don Rodrigo wenden, den wir geſtern Nachmittag beim Abgange des Pater Chriſtoforus allein ließen.

Wie wir erwähnten, ging derſelbe mit großen Schritten hin und her. An den Wänden hingen die Bilder ſeiner Ahnen. Er blieb an der einen Wand ſtehen, ſah auf und fand ſich vor einem ſeiner kriegeriſchen Vorfahren, dem Schrecken der Feinde und Soldaten. Er hatte ein furchtbares Aeußere, kurzes, borſtiges Stirnhaar, zugeſpitzten und gedrehten Schnurrbart. Der Held ſtand aufrecht, in völliger, eiſerner Rüſtung, die rechte Hand in die Hüfte geſtützt, die Linke an den Degenknopf haltend. Don Rodrigo betrachtete ihn von oben bis unten, wandte ſich dann um und hatte einen andern Vorfahren als obrigkeitliche Perſon, den Schrecken aller Prozeßführenden, vor Augen.

Er saß auf hohem Stuhle von rothem Sammet, trug eine weite, schwarze Toga mit weißem Kragen und breiten Vorblättern, und umgeschlagenem Zobelfutter, als Auszeichnung der Wintertracht der Senatoren. Bleich und mit zusammengezogenen Brauen, hielt er eine Bittschrift in der Hand und schien sagen zu wollen: „Wir wollen zusehen.“ Seitwärts von ihm blickte eine Matrone, der Schrecken aller jungen Mädchen, herab, neben ihr der Mönche Schrecken, ein Abt; kurz es waren alles Leute, die zu ihrer Zeit Furcht und Entsetzen um sich verbreiteten und auch im Bilde noch keinen andern Eindruck machten. Don Rodrigo ward bei diesen Erinnerungen entrüstet und beschämt, daß ein Mönch gewagt hatte, ihm mit Ermahnungen und Vorwürfen zu nahen. Er nahm sich vor, sich zu rächen, gab es wieder auf, und überdachte dann, wie er zugleich seine Leidenschaft und das, was er Ehre nannte, befriedigen könne. Aber auch der Gedanke an die unterdrückte Weissagung durchschauderte ihn oftmals und verscheuchte alle andere aus seinem Innern. Um doch etwas zu thun, rufte er endlich einen Bedienten und trug ihm auf, ihn bei den Gästen mit einem Geschäfte höchster Eile zu entschuldigen. Der Bediente kam mit der Meldung zurück, die Herren seyen schon fort und ließen ihn ihrer Ehrerbietung versichern. „Und Graf Attilio?“ fragte Don Rodrigo, immer auf- und abgehend.

„Er hat die Herren begleitet, Euer Gnaden.“

„Gut. Sechs Mann Begleitung. Ich will ausgehen. Rasch! Degen, Mantel, Hut, rasch!“

„Der Diener ging mit einer Verbeugung ab, kam nach einigen Augenblicken mit den reichen Waffen zurück, die sich der Herr umgürtete, mit dem Mantel, den er über die Schultern warf, und dem Hute mit hohen Federn, den er sich mit der Handfläche fest aufs Haupt drückte. Er ging und fand auf der Schwelle die sechs bewaffneten Knie, die Front machten, sich verneigten und ihm folgten.

Mürrischer, misvergnügter und stolzer als gewöhnlich verließ er sein Schloß und begab sich auf den Weg nach Lecco. — Alle Landleute und Handwerker zogen sich bei seinem Anblicke an die Mauer zurück, verneigten sich und begrüßten ihn mit der größten Unterwürfigkeit, ohne daß er darauf gachtet hätte. Selbst diejenigen, welche von dem gemeinen Manne Herren genannt wurden, begegneten ihm als Untergebene; denn in der ganzen Umgegend war keiner, der sich an Namen, Reichthümern, Anhang und der Begierde, über alle Andere hervorzuragen, mit ihm hätte messen können. Diesen dankte er mit stolzer Herablassung. Wenn er manchmal, was heute nicht geschah, mit dem spanischen Kastellan zusammentraf, so war die Verbeugung von beiden Seiten gleich tief und die Begegnung gleich der zweier Monarchen, die, unabhängig von einander, sich doch aus Konvenienz gegenseitige Ehre erwiesen. Um sich seiner übeln

Laune und dem Bilde des Mönchs zu entreißen, das seine Fantasie in allerlei Gestalten belästigte, begab er sich in ein Haus, wo Gesellschaft war und wo man ihn mit der emsigen, ehrfurchtsvollen Herzlichkeit empfing, die immer Menschen zu Theil wird, welche entweder große Liebe oder große Furcht einzuflößen wissen. Bei anbrechender Nacht nahm er endlich wieder den Weg nach seinem Pallaste. Graf Attilio kam mit ihm zugleich zurück, und das Abendessen wurde aufgetragen, bei dem Don Rodrigo gedankenvoll war und wenig sprach.

„Wenn bezahlt Ihr die Wette, Vetter?“ sagte der Graf boshaft und spöttisch, als die Tafel aufgehoben und die Diener fort waren.

„St. Martinstag ist noch nicht vorüber.“

„So zahlt einstweilen im Voraus, denn es gehen wahrhaftig alle Heiligennamen im Kalender vorüber, ehe Ihr....“

„Das wird sich finden.“

„Vetter, Ihr wollt politisch thun; aber mich betrügt Ihr nicht, und ich bin so gewiß, die Wette gewonnen zu haben, daß ich auf der Stelle eine andere eingehen wollte.“

„Und die wäre?“

„Daß der Pater, Pater ....weiß nicht mehr wie er heißt....kurz, daß dieser Mönch Euch bekehrt hat.“

„Nun, das ist wahrhaftig ein seltsamer Gedanke.“

„Bekehrt!“ Vetter! bekehrt, sage ich. Ich

freue mich schon darauf. Welcher herrliche Anblick! wenn Ihr ganz zerknirscht, mit niedergeschlagenen Augen daherkommt. Welcher Ruhm für den Pater! Wie selbstzufrieden wird er nicht nach Hause gegangen seyn. Solche Fische fängt man auch nicht alle Tage und nicht mit jedem Netze. Seyd versichert, daß er Euch überall als Beispiel anführt und bei jeder entfernten Mission von Euren Thaten spricht. Es ist mir als hörte ich ihn:" — Er redete durch die Nase und begleitete die Worte im Predigerton mit karrikirten Geberden. — „Es lebte oder lebt vielmehr noch, meine andächtigen Zuhörer, in einer Gegend dieser Welt, welche ich aus Rücksichten nicht nennen kann, ein liederlicher Kavalier, der die Frauen mehr liebt als rechtliche Leute; gewohnt, alles, was er sah, als sein Eigenthum zu betrachten, warf er ein Auge auf...."

„Still, still," unterbrach ihn Don Rodrigo, halb lächelnd, halb ärgerlich. „Wollt Ihr die Wette noch verdoppeln, ich bin's zufrieden."

„Alle Teufel! also hättet Ihr den Pater bekehrt?"

„Sprechen wir nicht von ihm und hinsichtlich der Wette wird St. Martinstag entscheiden."

Die Neugierde des Grafen war rege geworden, er ließ es an Fragen nicht fehlen, Don Rodrigo wich ihnen aber allen aus, indem er auf den Tag der Entscheidung vertröstete und nicht gern seine Absichten

mittheilen wollte, bevor sie noch nicht fest oder eingeleitet wären. —

Am folgenden Morgen erwachte Don Rodrigo ganz wieder als er selbst. Der matte Eindruck jener Worte: „Es wird ein Tag kommen . . .!“ war von der Nacht gänzlich verwischt und nur Grimm geblieben und Reue über die gezeigte Schwäche. Der abendliche Spaziergang, die Verbeugungen und Ehrfurchtsbezeigungen, das Geschwätz des Bettels endlich, alles hatte dazu beigetragen, ihn wieder ganz zu sich selbst zurückzuführen. Kaum aufgestanden, ließ er Grifo kommen. „Wichtige Dinge!“ — sagte der Bediente, welcher den Befehl überbrachte, bei sich; denn der Mensch, mit dem Beinamen Grifo, war kein geringerer als das Haupt der Bravi, der stets die gefährlichsten und kühnsten Anschläge auszuführen hatte. Er war des Herrn Vertrauter und ihm über jede Probe treu, theils aus Dankbarkeit, theils aus Interesse. Er hatte öffentlich einen Mord begangen und sich, um sich den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen, in Don Rodrigo's Schutz begeben. Er trat in dessen Dienste und war vor jeder Nachstellung sicher, indem er jedes Verbrechen beging, was ihm anbefohlen wurde.

Für Don Rodrigo besaß der Gewonnene nicht geringe Bedeutung, denn er war nicht allein bei jedem der allertapferste der Bande, sondern sein Fall bewies auch die Macht, welche Don Rodrigo gegen die

die Gesetze ausübte; wonach er also durch ihn in der Wirklichkeit und auch in der Meinung Anderer an Ansehen gewann.

„Erisso!“ sagte Don Rodrigo, „jetzt kannst Du zeigen, was Du giltst. Vor Morgen muß jene Luzia in meiner Gewalt seyn.“

„Niemand soll je sagen, daß Erisso einen Befehl seines gnädigsten Herrn unvollzogen gelassen habe!“

„Nimm so viel Mannschaft, als Dir nöthig scheint, befiehl und ordne an, was und wie es Dir gut dünkt, nur führe die Sache gut und glücklich zu Ende. Aber daß ihr ja kein Weh geschehe!“

„Herr, einen kleinen Schrecken, damit sie nicht gar zu sehr lärme, kann man ihr wohl nicht ersparen.“

„Schrecken?.... nun wohl, er ist unvermeidlich. Aber, daß ihr kein Haar gekrümmt und überhaupt ihr mit Ehrfurcht begegnet werde! hast Du verstanden?“

„Herr! wie ist es möglich, Jemand eine Blume zu überbringen, ohne sie zu betasten? Aber nur das Allernothwendigste soll geschehen.“

„Und unter deiner Aufsicht. Und.... wie wirst Du 's denn anfangen?“

„Ich dachte eben daran, Herr! Zum Glück liegt das Haus am Ende des Dorfes. Wir müßen einen festen Ruhepunkt haben; und da liegt gerade das halb verfallene Haus nicht weit davon mitten im

Felde, das Haus .... Euer Gnaden werden nichts davon wissen, es brannte vor einigen Jahren aus, die Leute hatten kein Geld, es wieder herzustellen und verließen es also und nun hausen Hexen drinn. Aber es ist kein Sonnabend und ich lache drüber. Die abergläubischen Bauern würden sich um keinen Preis in der Welt in irgend einer Nacht dahin wagen, also können wir ohne alle Gefahr uns da niederlassen."

„Gut, und weiter?"

Nun schlug Grisо vor, Don Rodrigo erwog und so kamen sie denn endlich mit ihrem Plane aufs Reine, die Sache dergestalt auszuführen, daß von den Urhebern keine Spur blieb, der Verdacht anderswohin falle, Agnes schweige, Renzo so eingeschüchtert werde, daß ihm der Gedanke an Schmerz und an Hülfe von der Obrigkeit vergehe und er sie selbst nicht wünsche. Eben so besprachen sie alle anderen kleinen Betrügereien, die zum Hauptziele gehörten. Zuletzt ging Grisо, um an die Ausführung Hand zu legen: Don Rodrigo rufte ihn aber wieder zurück und sagte: „Höre! käme Dir der grobe, verwegene Schlingel etwa diesen Abend in den Wurf! so kannst Du ihm immer ein Andenken auf den Rücken geben. Die Weisung die ihm dann morgen zu Theil wird, sich ruhig zu verhalten, thut um so bessere Wirkung. Suche ihn aber nicht auf, damit die Hauptsache nicht verfehlt werde. Verstehst Du wohl?"

„Laßt mich nur machen," antwortete Grisо, in-

dem er ſich ehrerbietig und mit einer prahlenden Bewegung verneigte und ging. Der Morgen verſtrich mit Durchſpähen des Dorfes. Der ſcheinbare Bettler, welcher ſich in die Hütte Agneſens geſchlichen hatte, war Niemand anders als Griſo, der ſich in ihr orientiren wollte. Die Wanderer waren ſeine ſauberen Genoſſen, denen eine oberflächlichere Kenntniß des Orts genügte. Als ſie ihren Zweck erreicht hatten, ließen ſie ſich nicht mehr ſehen und kehrten heim, um nicht zu viel Verdacht zu erwecken. Griſo legte auf dem Schloſſe vom Geſchehenen Rechenſchaft ab, traf die letzten Anordnungen und ertheilte einem Jeden ſeine Rolle. Dies Alles konnte nicht geſchehen, ohne daß der auf alles merkende alte Diener gewahrte, es müſſe etwas Entſcheidendes im Werke ſeyn. Nach vielem Horchen und Fragen ſchnappte er hier und da etwas auf, erläuterte ſich ſelbſt das Fehlende und kam ſo ziemlich mit ſich über das ins Klare, was in der Nacht vor ſich gehen ſolle. Aber die Nacht ſelbſt war auch ſchon nicht mehr allzufern, die erſte Abtheilung der Bande ſchon ausgezogen, um ſich in jenem entlegenen und verrufenen Hauſe auf die Lauer zu legen.

Obgleich der arme Greis wohl fühlte, auf welch gewagtes Spiel er ſich einlaſſe, ſo wollte er dennoch ſein Wort halten, verließ, unter dem Vorgeben, ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen, das Schloß und begab ſich in allergrößter Eile nach dem Kloſter, um den

Pater Christoforo von Allem zu unterrichten. Bald darauf wanderten auch die anderen Bravi einzeln ab und zuletzt Grisostomo in der Dämmerung trug man ihnen eine Sänfte in das Gebäude nach. Als sie alle daselbst versammelt waren, entsandte Griso drei Mann nach der Schenke des Orts. Einer mußte sich an die Thüre stellen und auf den Weg Acht haben, bis daß alle Dorfbewohner sich nach Hause begeben hätten. Die beiden anderen spielten und tranken drinnen und hatten überdies den Auftrag, was es etwa zu wissen gäbe, auszukundschaften. Griso selbst verhielt sich mit dem Haupttrupp ruhig in dem Hause. Der alte Diener nannte noch seines Weges, die drei Bravi kamen auf ihrem Posten an, und eben sank die Sonne, als Renzo zu den Frauen trat und sagte: Tonio und Gerasius warten draußen, ich gehe mit ihnen nach der Schenke, um zu Abend zu essen, und sobald sie das Ave Maria läuten, kommen wir und holen Euch ab. Nur Muth, Luzia! Ein Augenblick und Alles ist vorüber!"

Luzia seufzte und erwiederte: „Ach ja, Muth!" mit einer Stimme, die ihre Worte Lügen strafte. Als Renzo und seine Begleiter in dem Gasthause ankamen, fanden sie den einen der Kerle schon als Schildwache an der Thüre. Er hatte den Eingang halb versperrt und lehnte an der Thürpfoste mit kreuzweis über der Brust verschränkten Armen, indem er bald rechts bald links schielte und bald das Weiße bald das Schwarze

seiner Gaunerangen blicken ließ. Eine kleine scharlachrothe Sammetmütze lag schief über der schwärzlichen Stirn und sein lockiges Haar hing bis in den Nacken herab, wo es ein Kamm fest hielt. In der einen Hand trug er einen derben Knüttel, sonst keine sichtbaren Waffen; man brauchte ihm aber nur ein Mal ins Auge zu schauen, und war überzeugt, daß er sie verborgen bei sich führe. Renzo war der Vorderste von den Dreien; als er Miene machte, ins Haus zu treten, sah ihn der Fremde, ohne auszuweichen, scharf an. Der junge Bursche wollte jedes Gespräch vermeiden, um sich von seinem wichtigen Vorhaben nicht abhalten zu lassen, also verlangte er nicht, daß der andere Platz mache, sondern drängte sich von der Seite dicht an der zweiten Thüre durch die freigelassene Oeffnung. Wollten seine Begleiter ihm folgen, so mußten sie sich auch dazu bequemen. Als sie in die Stube traten, gewahrten sie die anderen, deren Stimmen sie schon von außen vernommen hatten. Sie saßen an einem kleinen Tische und spielten alla mora, *) indem sie dazu mit einem Munde laut aufschrien und

*) Alla mora ist ein bei den gemeinen Leuten Italiens sehr beliebtes Spiel. Es geschieht unter Zweien. Sie sitzen einander gegenüber, heben jeder zugleich eine Hand empor, strecken so viel Finger davon aus als sie wollen, und rufen Jeder eine gewisse Zahl; derjenige hat gewonnen, welcher damit die Zahl der ausgestreckten Finger beider Hände traf. Es ist bei der Lebhaftigkeit der Italiener und der reißenden Schnelligkeit dieses Spieles sehr ergötzlich, demselben zuzusehen. A. d. Ueb.

sich wechselseitig aus einer zwischen ihnen stehenden Weinflasche einschenkten.

Sie fixirten die Ankommenden sehr genau, besonders der eine, welcher eben seine Rechte mit drei ausgestreckten Fingern emporhielt und ein lautes „sechs“ dazu ausbrüllte. Er betrachtete Renzo'n von oben bis unten und winkte dann seinem Kameraden, sowie dem Draußenstehenden, der ihm mit dem Kopfe zunickte. Renzo faßte Argwohn, sah zweifelhaft von einem seiner Gefährten zum andern und schien von ihnen Aufklärung über diese Grimassen zu erwarten; aber ihre Mienen besagten nichts als einen sehr starken Appetit. Der Wirth trat zu ihm, wie seiner Befehle gewärtig, und Renzo führte ihn ins Nebenzimmer, wo er ein Abendessen bestellte.

„Wer sind denn die Fremden?“ fragte er dann leise, als der Wirth mit einem groben Tischtuche unterm Arme, in der Hand eine Flasche Wein, zurückkam.

„Ich kenne sie nicht;“ war die Antwort, als er das Tischtuch ausbreitete.

„Wie? keinen einzigen?“

„Ihr wißt,“ sagte jener, indem er das Tuch mit beiden Händen hin- und herzerrte, „das erste, was ein Gastwirth zu beobachten hat, ist, sich um andrer Thun und Treiben nicht zu bekümmern; wenn sich nämlich die Neugierde der Weiber in Schranken halten läßt. Man würde sich immer wohl dabei mit allen Fremden, die kommen und gehen, befinden, wol-

ten nur die Zeiten ſich ein wenig beſſern. Mir genügt, daß die Reiſenden wackere Leute ſeyen, was ſie ſonſt ſind und vornehmen, geht uns nichts an. Aber nun ſollet Ihr auch gleich eine Schüſſel Fleiſchklöße haben, wie Euch noch niemals delikatere vorgeſetzt wurden."

„Woher wollt Ihr denn wiſſen....?" fragte Renzo weiter, aber der Wirth war ſchon in der Küche. — Während er da die Klöße im Tiegel zubereitete, trat der Kerl, welcher in der Thüre gelehnt hatte, unbemerkt zu ihm hin und ſagte ihm leiſe: „Wer ſind denn die Leute?"

„Burſchen aus dem Dorfe," erwiederte der Wirth, die Speiſe in die Schüſſel ſchüttend. „Gut, wie heißen ſie aber? was ſind ſie?" fuhr der Andere zu fragen fort.

„Der eine heißt Renzo," entgegnete der Wirth heimlich, „ein guter, ordentlicher Junge, Seidenſpinner, der ſein Handwerk wohl verſteht. Der Andere iſt ein Bauer und heißt Tonio, luſtig und immer guter Dinge; Schade! daß er nichts hat, er würde alles hier verzehren. Der dritte iſt, ſo zu ſagen, ein wenig tölpelhaft; wenn man ihm was giebt, ißt er gar gern. Mit Erlaubniß!" Mit einem Sprunge war er vor dem Heerde und Frager vorüber und trug die Schüſſel an Ort und Stelle.

„Woher wollt Ihr denn wiſſen," fragte Renzo,

als er den Wirth kommen sah, wieder, „daß es wackere Leute sind, wenn Ihr sie nicht kennt?“

„Ihr Benehmen, mein Lieber! Man muß das Benehmen der Leute zu beurtheilen wissen. Wer den Wein trinkt, ohne ihn schlecht zu machen, nicht viel unnützes Zeug schwatzt, die anderen Reisenden nicht unverschämter Weise ausfragt und, hat er mit Jemand seinen Dolch zu probiren, es draußen abmacht, daß der arme Wirth nicht auch mit in die Tinte kommt, der ist ein Ehrenmann. Hat man mit artigen, höflichen Leuten zu thun, ist's freilich noch besser; was zum Henker, wollt Ihr aber alles wissen! Als Bräutigam solltet Ihr ganz andre Dinge im Kopfe haben. Vor diesen Fleischklößen werdet Ihr auch wahrlich an weiter nichts denken können!“ Er ging nach der Küche zurück. Aus der sonderbaren Weise aber, mit der er den Fragen Renzo's begegnete, vermuthen wir, daß der gute Herr Wirth wohl nur in seinen Reden den wackeren Leuten so zugethan sein mochte. Im Grunde hielt er es immer lieber mit solchen, die das Aussehen oder den Ruf von Tanzenichts'en hatten. Das Abendessen wurde nicht recht freudigen Muthes verzehrt. Die beiden Gäste hätten gern mit langen Zügen ihr Vergnügen genossen, aber ihr Wirth war immer mit dem, was da kommen sollte, im Voraus beschäftigt, verdrüßlich und ungeduldig wegen des auffallenden Benehmens der Fremden, und dachte an nichts als an die Zeit zum Aufbruche. Alle

Drei sprachen wegen den Fremden nur heimlich und mit abgebrochenen Worten untereinander.

„Es ist doch eine närrische Sache," platzte Gervasius mit einem Male los, „daß Renzo sich eine Frau nehmen will und dazu erst . . . ."

Renzo schnitt ihm ein wüthendes Gesicht. „Willst Du still seyn, Schaafskopf!" sagte Tonio und gab ihm einen tüchtigen Rippenstoß. Die Unterhaltung schleppte sich nach und nach zu Ende. Renzo trank selbst fast gar nichts und schenkte den beiden Andern mit Vorsicht ein, um sie nur zu ermuthigen und nicht zu umnebeln.

Nachdem die Speisen abgetragen waren und Renzo die Zeche bezahlt hatte, mußten sie wieder beim Fortgehen vor den Fremden vorüber. Wie vorhin, wandten die sich nach Renzo um, und als er einige Schritte vom Wirthshause entfernt war und sich umsah, bemerkte er, daß die Beiden aus der Stube folgen. Er blieb sogleich mit seinen Begleitern stehen, als ob er sagen wollte: „wir wollen doch sehen, was sie mit mir vorhaben!" Als sich jene aber bemerkt sahen, blieben auch sie stehen, besprachen sich heimlich und kehrten um. Wäre Renzo näher gewesen, um ihre Worte verstehen zu können, er würde nicht wenig darüber erstaunt seyn. „Es brächte uns aber doch gewaltige Ehre, das Trinkgeld gar nicht gerechnet," sagte der eine, „wenn wir oben auf dem Schlosse uns rühmen konnten, ihm den Rücken

eiligſt und ſchleunigſt recht derb geblaut zu haben, und zwar ganz auf unſere eigene Fauſt, ohne daß Herr Griſo es uns geheißen hätte."

„Und dabei die Hauptſache zu Schande machen!" entgegnete der Andre; „ſieh hin, er hat etwas gemerkt, er iſt ſtehen geblieben und gafft her. Ha! wenn's nur ſpäter wär'! Komm, wir wollen umkehren, ſonſt erregen wir Verdacht. Es ſind ohnedem noch überall Leute auf der Straße. Laſſen wir ſie nur alle erſt ins Neſt." In der That kribbelte und wimmelte noch alles in dem Dorfe, wie allemal, wenn's Abend wird, wo in wenig Momenten alles zur Ruhe iſt. Die Weiber wanderten vom Felde, die kleinſten Kinder am Halſe tragend, und die erwachſeneren, die ihr Abendgebet herſagen mußten, an der Hand führend. Die Männer kamen mit Spaten und Hacken auf der Schulter heim. Oeffnete ſich hie und da eine Hausthüre, ſo ſah man wohl ein Heerdfeuer, an dem das ſpärliche Abendbrod bereitet wurde, herzuleuchten. Auf dem Wege ertönten Grüße und Gegengrüße, mitunter auch ein kurzes, trauriges Geſpräch über die ſchlecht ausfallende Erndte und das Elend dieſes Jahres, und lauter als die Worte verkündeten einzelne, nachhallende Glockentöne das Ende des Tages. Als Renzo die beiden Bravi entfernt ſah, ſetzte er in der zunehmenden Dunkelheit ſeinen Weg fort und flüſterte bald dem einen bald dem anderen Bruder eine Ermah-

nung zu. Bei Luziens Hütte angekommen, war es völlig Nacht.

Die Zeit zwischen dem Entschlusse zu einem gewichtigen Unternehmen und der Ausführung, gleicht einem schweren, angstvollen Traume. Luzien umfing er schon seit vielen Stunden, und Agnes, die Urheberin der ganzen Sache, selbst Agnes war in tiefen Gedanken und konnte nur mit Mühe einige Worte des Trostes für ihre Tochter auffinden. In dem Moment der Ausführung selbst aber ändert sich alles. Andre Schrecken und andre Furcht als vorher bekämpfen den Muth der Seele, das lang überdachte Unternehmen stellt sich wie ein ganz neues, fremdes dar. Was im Anfange die meiste Sorge verursachte, ist plötzlich beseitigt, aber neue, gar nicht geahnete Hindernisse! Die Einbildungskraft stockt, alle Glieder versagen ihren Dienst, und das Herz bricht alle gegebenen Versprechungen. Bei Renzo's leisem Anklopfen ergriff Luzien solches Entsetzen, daß sie in diesem Augenblicke entschlossen war, alles zu erdulden, auf ewig von ihm getrennt zu bleiben, nur nicht, was sie versprochen hatte, zu thun. Als er nun aber vor ihr stand und gesagt hatte: „da bin ich, kommt!“ als alle bereit waren, ohne Verzug aufzubrechen, wie bei einer festen, ausgemachten, unwiderruflichen Sache, da hatte sie weder Zeit noch Muth, Schwierigkeiten zu machen, nahm, wie bezaubert, zitternd einen Arm der

Mutter, einen ihres Bräutigams und ging mit ihnen davon.

Still und geräuschlos schlichen sie sich im Dunkeln mit vorsichtigen Schritten aus dem Hause und schlugen den Weg außerhalb des Dorfes ein. Der kürzeste würde gewesen seyn, gerade hindurch, dem Hause Don Abbondio's zuzugehen, sie wählten aber den anderen, um nicht gesehen zu werden. Auf Fußstegen durch Felder und Gärten langten sie bei dem Hause an und theilten sich.

Die Verlobten versteckten sich hinter ihm, Agnes auch, etwas mehr in der Nähe, um gleich bei der Hand zu seyn, Perpetuen aufzufangen und sich ihrer zu bemächtigen.

Tonio und der dumme Gervasius, der zu allem Selbsthandeln unfähig war, und dessen man doch so höchst nöthig hatte, schritten auf die Thüre zu und klopften an.

„Wer will noch so spät herein?" rief eine Stimme an dem geöffneten Fenster, und zwar Perpetuens Stimme. „So viel ich mich entsinne, giebt's doch keinen Kranken; ist vielleicht ein Unglück geschehen?"

„Ich bin's," entgegnete Tonio, „und mein Bruder, wir müssen mit dem Herrn Pfarrer sprechen."

„Ist das eine christliche Stunde?" rief Perpetua barsch; „welche Unverschämtheit! Kommt Morgen wieder."

„Hört! vielleicht komme ich wieder, vielleicht

auch nicht. Ich habe viel Geld eingetrieben und komme, die Schuld, von der Ihr wißt, abzumachen. Ich habe fünf und zwanzig blanke Lire in der Tasche. Geht's jetzt nicht, nun so gedulde ich mich, ich will sie schon auf andere Weise durchbringen. Habe ich einmal fünf und zwanzig andere beisammen, so komme ich wieder!"

„Wartet nur, wartet nur, ich komme gleich wieder? warum aber zu dieser Stunde?"

„Könnt Ihr sie ändern, mir ist's recht. Kurz, ich bin da, wollt Ihr mich nicht, so gehe ich wieder!"

„Nein, nein, wartet nur einen Augenblick, bring' Euch gleich Antwort."

Sie schloß das Fenster. In diesem Augenblicke verließ Agnes das Paar, sagte noch leise zu Lucien: „Muth, es ist im Augenblicke vorbei, wie wenn man sich einen Zahn ausnehmen läßt;" trat zu den beiden Brüdern vor die Thüre und ließ sich mit Tonio'n in ein Gespräch ein, so daß Perpetua, wenn sie zurückkam, glauben mußte, sie sey unterdeß vorübergegangen und habe sich einen Augenblick bei den jungen Burschen verweilt.

Achtes Kapitel.

— „Carneades? Wer war das?“ — murmelte Don Abbondio für sich hin. Er saß in seinem Lehnstuhle im obern Zimmer und hatte ein Büchelchen vor sich aufgeschlagen. Perpetua trat herein mit ihrer Botschaft. — „Carneades!“ Ich muß den Namen schon irgendwo gelesen oder gehört haben, wahrscheinlich war er ein Gelehrter bei den Alten, der Name klingt so; wer, zum Henker, war er aber nur?“ Der gute Mann war weit entfernt zu ahnden, welcher Sturm sich über seinem Haupte zusammenziehe. Don Abbondio las gern täglich etwas, und ein benachbarter Pfarrer, der Bücher besaß, lieh ihm eines nach dem andern, wie es ihm in die Hände kam. Dasjenige, worüber der noch Furchtfieberkranke, der es weit mehr war, als er sich merken ließ, jetzt studirte, war eine Lobrede auf den heiligen Karl,*) die man vor zwei Jahren mit vielem Prunke im Mailänder-Dome sprach und mit vieler Bewunderung vernahm. Man verglich den Heiligen darinn, wegen seiner Liebe zu den Studien, mit Archimedes. Bis hierher verstand Don Abbondio alles, denn von Archimedes mußte er wohl ein Mal gehört haben. Nach ihm zu

*) Borromäus.

tirte der Redner aber auch andere Schriftsteller, und hier haperte's. In diesem Augenblicke verkündete Perpetua Tonio's Besuch.

„Zu dieser Stunde?“ sagte natürlich auch Don Abbondio.

„Ihr 'wißt ja, daß die Leute einmal keinen Unterschied zu treffen verstehen. Haltet Ihr ihn aber jetzt nicht fest....“

„Wer weiß, wann ich ihn wieder erwische? Laß ihn kommen! — — He, he, Du bist doch gewiß, daß es Tonio ist?“

„Das wollt' ich meinen!“ antwortete Perpetua und ging hinab. Sie öffnete die Thüre und sagte: „Wo seyd Ihr?“

Tonio trat heran, Agnes mit ihm, Perpetuen beim Namen grüßend.

„Guten Abend, Agnes. Wo kommt Ihr denn so spät her?“ sagte Perpetua.

„Ich komme aus ....“ sie nannte ein nahgelegenes Dörfchen — „und habe“ — fuhr sie fort — „dort gar viel für Euch gethan.“

„J, wie denn so?“ fragte Perpetua, dann wandte sie sich zu den beiden Brüdern: „Geht nur hinein! Ich komme nach.“

„Ei!“ nahm Agnes das Wort, „eine Frau von der Art, die nichts wissen und doch mitreden wollen .... könnt Ihr's glauben? unterstand sich zu sagen: Ihr hättet nur darum den Philipp Suola-

vechia und auch den Anselm Lunghiani nicht gehei-
rathet, weil sie Euch nicht gewollt hätten. Ich be-
hauptete aber, Ihr hättet einen wie den andern abge-
wiesen."

„Das will ich meinen! die Lügnerin! die Ver-
läumderin! Wer ist sie denn?"

Fragt mich nicht, ich liebe nicht, Unheil anzu-
stiften."

„Ihr müßt, Ihr sollt es mir sagen! Ueber die
Lügnerin!" —

„Seyd ruhig! Ihr könnt aber nicht glauben,
wie leid es mir that, daß ich die ganze Geschichte nicht
genau kannte, um sie gleich zum Schweigen zu
bringen."

„Sie ist das schändlichste Lästermaul!" sagte
Perpetua; „was den Philipp anlangt, so weiß Jeder-
mann .... und Jedermann konnte wohl sehen ....
Heda, Tonio! lehnt die Thüre an und geht nur hin-
auf, ich komme nach." Tonio bejahte es von innen
und Perpetua fuhr angelegentlich in ihrer Erzählung
fort. Gerade vor Don Addondio's Hause eröffnete sich
zwischen zwei kleineren Häuschen ein schmaler Weg,
der gleich hinter denselben sich wendete und in die
Felder führte. Agnes näherte sich ihm, wie um
da unbemerkter schwatzen zu können. Perpetua folgte.
Als sie um die Ecke gekommen waren und nicht mehr
sehen konnten, was mit dem Hause Don Addondio's
vorgehe, hustete Agnes laut. Dies war das Zeichen.

Renzo verstand es, ermuthigte Luzien mit einem Händedrucke, und beide verließen ihr Versteck, drückten sich gebückt längs der Mauer hin, gelangten zur Thüre, öffneten sie behutsam und schlichen in die Hausflur, wo die Brüder sie erwarteten. Alle vier stiegen nun, so geräuschlos als möglich, die Treppe hinauf, und eben schritt Tonio und sein Bruder auf die Stubenthür zu, die Verlobten drückten sich an die Wand.

„Deo gratias;" sagte Tonio laut.

„Ah, Tonio, komm herein!" rief es von innen. Tonio öffnete die Thüre nur so weit, daß er und sein Bruder nach einander hindurch konnten. Ein Lichtstreifen fiel durch die Oeffnung über den kleinen Vorraum und Luzia erschrak darüber so heftig, als wenn sie entdeckt wäre. Als beide Brüder sich in der Stube befanden, machte Tonio die Thüre wieder hinter sich zu und das Paar blieb in der Finsterniß, mit angehaltenem Athem, zurück. Das stärkste Geräusch war der armen Luzia Herzpochen.

Don Abbondio saß, wie schon gesagt, in einem alten Lehnstuhle, hatte einen alten Schlafrock an und auf dem Kopfe eine schmutzige Mütze, die einer Tiara glich und ihm das Gesicht bei dem matten Schein einer Lampe umschirmte. Zwei Büschel Stirnhaare hingen unter der Mütze hervor, die dichten Augenbrauen und Backenbärte, der lange Stutzbart auf dem Kinne, alles vor Alter grau, glichen, in dem schwärzlichen, gerunzelten Gesichte, beschneitem Strauch-

werke, das beim Dämmerlichte des Mondes zwischen Klippen hervorragt.

„Ach, Ach!“ war sein Gruß, während er die Brille abnahm und ins Buch legte.

„Ich komme ein wenig spät, Herr Pfarrer!“ sagte Tonio, indem er und Gervasius sich verneigten.

„Allerdings spät, in jeder Hinsicht spät, Ihr wißt doch, daß ich krank bin?“

„Ach? das thut mir sehr leid!“

„Ihr müßt es wohl vernommen haben. Ich bin sehr krank und weiß nicht, wenn ich mich wieder sehen lassen kann. Was soll denn aber der Andere da bei Dir, Tonio?“

„Er hat mich bloß begleitet, Herr Pfarrer.“

„Gut, nun? — — — —“

„Ich bringe Euch fünf und zwanzig neue Lire, worauf der heilige Ambrosius zu Pferde;“ sagte Tonio und zog eine Rolle aus der Tasche.

„Gieb her,“ erwiederte Don Abbondio, nahm die Rolle, setzte die Brille wieder auf, schüttete die Lire aus, drehte sie hin und her, prüfte sie mit scharfen Blicken, zählte sie und fand sie endlich richtig und untadelhaft.

„Nun, Herr Pfarrer, gebt mir auch die Halskette meiner Thekla wieder.“

„Nicht mehr als billig,“ antwortete Don Abbondio, ging zu einem Schranke, suchte den Schlüssel vor, sah sich mehrmals um, wie um Niemand

hineinblicken zu lassen, machte den einen Flügel auf, stellte sich vor die Oeffnung, steckte den Kopf hinein, um zu sehen, und den Arm, um das Pfand herauszuholen, schloß dann den Schrank wieder, öffnete das Kästchen, sagte: „Da ist sie!“ machte es wieder zu und händigte es Tonio'n ein.

„Nun,“ sagte dieser, „sind so gefällig mir auch etwas schwarz auf weiß darüber zu geben.“

„Auch das,“ sagte Don Abbondio: „Du denkst ja an alles. Wie doch die Welt ängstlich geworden ist! Traust Du mir nicht?“

„Wie? Herr Pfarrer, ich sollte Euch nicht trauen? Ihr thut mir Unrecht! Aber, mein Name steht ja doch in Eurem Schuldbuche, und da Ihr Euch einmal die Mühe gabt, ihn zu schreiben, ————es ist nur um des Lebens und Sterbens willen————“

„Gut, gut,“ unterbrach ihn Don Abbondio und brummend setzte er sich vor das kleine Tischchen, nahm Papier, Feder und Tintenfaß und fing an zu schreiben, indem er jedes Wort der Schrift laut wiederholte. Indeß winkte Tonio seinem Bruder, und beide stellten sich vor ihn, so daß er nicht nach der Thüre sehen konnte, scharrten dann, wie zufällig, mit den Füßen auf den Dielen hin und wieder, als Zeichen, daß die anderen hereinkommen sollten und um zugleich das Geräusch beim Hereintreten zu übertönen. Don Abbondio war in seine Schreiberei vertieft und beachtete sonst nichts. Renzo vernahm das

Gefahre, ergriff Luziens Arm, flüsterte ihr abermals Muth zu und zog die Zitternde hinter sich drein. Leise, leise traten sie auf den Zehen ins Zimmer, wagten nicht zu athmen und verbargen sich hinter den Brüdern. Don Abbondio hatte aufgehört zu schreiben, überlas es noch einmal aufmerksam, ohne die Augen zu erheben, faltete dann das Blatt und sagte: „Nun wirst Du zufrieden seyn!“ Er nahm mit der einen Hand die Brille von der Nase, reichte Tonio'n mit der andern die Schrift und sah empor. Tonio streckte die Hand aus, sie zu nehmen, trat zugleich von der einen Seite, Gervasius, auf einen empfangenen Wink, von der anderen zurück und zwischen ihnen standen Renzo und Luzia. Don Abbondio sah hin, erkannte sie, staunte, erschrak, ergrimmte, dachte nach und war entschlossen, und das alles, während Renzo die Worte sprach: „Herr Pfarrer! in Gegenwart dieser Zeugen, das ist meine Frau!“ — Kaum hatte er ausgeredet, als Don Abbondio die Quittung fallen ließ, die Lampe mit der linken Hand ergriff, mit der rechten den Teppich des Tisches, den er wüthend hinwegzog, daß Buch, Papier, Tintenfaß und Streusandbüchse zur Erde flogen, und zwischen Stuhl und Tisch auf Luzien losprang.

Mit sanfter Stimme, an allen Gliedern zitternd, begann das arme Mädchen: „Das ist .....“ aber Don Abbondio warf ihr, rücksichtslos, den Teppich über Kopf und Gesicht, um sie am Weitersprechen zu ver-

hindern, ließ die Laterne, welche er in der andern Hand hielt, fallen, half dann auch mit dieser Luzens Gesicht ganz einhüllen, so daß er sie fast erstickte, und schrie immerfort aus vollem Halse, wie ein verwundeter Ochse: „Perpetua! Perpetua! Verrath! Hülfe!“ —

Der auf dem Fußboden verlöschende Lampendocht warf ein schwaches, ungewisses Licht auf Luzien, die, gänzlich befangen, keinen Versuch machte, sich zu befreien, und einer halbfertigen, thönernen Statue glich, worüber der Künstler ein nasses Tuch warf. Als das Licht ganz erloschen war, ließ sie Don Abbondio stehen und tappte nach der Thür eines innern Zimmers umher. Er fand sie, schlich sich hinein, schloß hinter sich ab und fing wieder an zu schreien: „Perpetua! Verrath! Hülfe! Heraus aus dem Hause! heraus!“ Im andern Zimmer war alles in Verwirrung; Renzo suchte den Pfarrer zu erhaschen, als ob er Blindekuh mit ihm spiele, gelangte endlich zur Thüre, und schlug daran, unter dem Geschreie: „Aufgemacht! aufgemacht! nicht so gelärmt!“ Luzia rufte Renzo'n mit heiserer Stimme und bat: „Laß uns gehn, laß uns ums Himmels Willen gehen!“ Tonio kroch auf allen Vieren umher und suchte auf den Dielen, seiner Quittung habhaft zu werden. Gervasius aber schrie und sprang wie besessen, weil er die nach der Treppe führende Thüre nicht finden und sich flüchten konnte.

Als der Belagerte wahrnahm, daß sein Feind noch nicht ans Fortgehn zu denken schien, öffnete er ein nach dem Gottesacker zugehendes Fenster und schrie nach Hülfe. Es war heller Mondenschein. Der Schatten der Kirche und des langen Thurmes lag braun und unbeweglich auf dem lichten Rasen des Kirchhofs. Alle Gegenstände erschienen so deutlich, wie am Tage, aber, so weit der Blick nur reichte, kein lebendes Wesen. Dicht an der einen Seite der Kirche, und zwar der Pfarrwohnung gegenüber, befand sich ein kleiner, verschlossener Raum, wo der Sakristan schlief. Derselbe wachte über dem tollen Geschrei auf, sprang aus dem Bette, öffnete das Fenster und steckte den Kopf hinaus und rufte noch mit geschlossenen Augen: „Was g'ebt's?"

„Lauft, Ambrosius! helft! Es sind Leute in meinem Hause," schrie ihm Don Abbondio zu. „Ich komme gleich!" entgegnete jener, zog den Kopf wieder zurück, verschloß das Fenster und gedachte, in der Besinnungslosigkeit und Bestürzung mehr Hülfe zu geben, als verlangt wurde, ohne sich selbst der Gefahr blos zu stellen. Er nahm die Hosen, die auf seinem Bette lagen, wie einen Hut unterm Arm, lief eine schmale Holztreppe hinauf nach dem Glockenstuhle, ergriff das Seil der größten der beiden Glocken und schlug an. Die Bauern richten sich bei dem Glockengetöne in den Betten empor, die auf dem Heuboden hingestreckten Knechte sind gleich auf den Beinen:

„Was ist's? was ist's? die Glocke wird angeschlagen! Feuer! Räuber! Banditten!“ Viele Weiber bitten und beschwören ihre Männer, sich still zu verhalten, die andern laufen zu lassen. Einige stehen auf und treten ans Fenster; aber die Feiglinge thun, als ließen sie sich von den Weibern bewegen und kriechen wieder unter die Bettdecken. Die Neugierigsten und Beherztesten ergreifen Spieße und Flinten und rennen dem Lärme zu, andre stehen gaffend vor den Häusern.

Ehe aber die zu Hülfe eilenden wach und munter wurden und sich ankleideten, hatten schon andere, wachende und angekleidete Leute den Spektakel vernommen, und zwar einerseits die Bravi, anderseits Agnese und Perpetua.

Wir wollen erst berichten, was mit jenen geschah, seit wir sie in dem verfallenen Hause und der Schenke verließen. Als die Drei in der Schenke bemerkten, daß alle Thüren verschlossen waren und Niemand mehr sich auf der Straße sehen ließ, gingen sie fort, als ob sie einen weiten Weg begönnen, schlichen sich leise und still noch einmal durch das Dorf, um sich zu überzeugen, daß Alles zur Ruhe sey, und — es regte sich auch in der That nicht das Allergeringste. Agnesens Hütte schien ihnen die stillste. Nun beeilten sie sich zu dem verfallenen Gebäude und erstatteten Griso Bericht.

Dieser setzte sogleich seinen gewaltigen Hut auf,

warf einen Mantel von Wachstuch um, nahm einen Pilgerstab in die Hand und sagte: „Kommt, Bravi! Verhaltet Euch ruhig und gehorcht rasch!“ Bald hatten sie von der entgegengesetzten Seite, auf der die Bewohner sie verließen, die Hütte erreicht. Grisso ließ die Bande einige Schritte davon Halt machen, ging allein, um zu spähen, vor, und da äußerlich die tiefste Ruhe herrschte, so winkte er zwei Kerle herbei und befahl ihnen, still eine Leiter anzulegen, über die Hof-Mauer zu steigen und sich drinnen hinter einen dicken Feigenbaum zu verstecken, den er am Morgen wahrgenommen hatte. Er selbst klopfte hierauf leise an, in der Absicht, sich für einen ermüdeten Wanderer auszugeben, der bis zum Anbruche des Tages um Herberge bitte. Keine Antwort. Er klopfte stärker; Alles blieb still. Nun ließ er einen dritten Bravo herbeikommen, mit dem Geheiß, sich ebenfalls neben die beiden andern zu verbergen und zugleich das Thorschloß von innen abzuschrauben, damit freier Aus- und Eingang werde. Alles wurde mit Vorsicht und Erfolg vollbracht; auch die andern herzugeholt und im Hofe verborgen, das Thor geräuschlos wieder zugemacht und mit Wachen umstellt. Grisso schritt auf die Hausthüre los, klopfte auch hier an, wartet und wartet vergebens. Er macht auch von dieser Thüre das Schloß los, — Niemand von innen vernimmt es und ruft ein: „Wer da!“ Nichts, gar nichts läßt sich hören, es kann nicht besser gehen. Er winkt ei-

nige Bravi herbei, tritt mit ihnen in das untere Zimmer, wo er am Morgen gebettelt hatte, nimmt Stahl, Stein, Schwamm und Schwefel, zündet eine kleine Blendlaterne an, geht dann ins Nebenzimmer, um gewiß zu seyn, daß Niemand darinn. Alles leer. Er geht zurück an die Treppe, leuchtet überall umher, lauscht, — Alles still! Er stellt zwei Wachen ins Erdgeschoß, läßt Grignapoco kommen, einen Brave aus der Gegend von Bergamo, der allein dabei, beruhigen und befehlen und, mit einem Worte, den Sprecher abgeben soll, damit Agnes durch seine Sprache irre geleitet werde und glaube, der Anschlag komme aus jener Gegend. Ihm zur Seite, die andern hinter Beiden, steigt er die Treppe langsam hinauf, innerlich jede knarrende Stufe, jeden zu lauten Fußtritt der andern verfluchend. Endlich sind sie oben. Geräuschlos öffnet Grisо die erste Thüre, sieht sich um, — Alles finster; er leiht das Ohr, um zu vernehmen, ob etwa jemand schnarche, athme oder sich rege, — Todtenstille! Also hinein. Er hält sich die Laterne dicht vors Gesicht, um zu sehen, ohne gesehen zu werden, schreitet vor, erblickt ein Bett, — es ist leer, noch unberührt und in völliger Ordnung. Er wendet sich hierauf zu den Andern, bedeutet ihnen, er wolle ins andere Zimmer sehen, und sie sollen leise folgen, tritt ein und erblickt dasselbe. „Teufel! was ist das?“ sagt er heimlich, „hat uns irgend ein Hund von Spion verrathen?“ Nun wird mit we-

niger Vorsicht alles durchsucht und durchspäht, im ganzen Hause das Unterste zu Oberst gekehrt. Unterdeß vernehmen die beiden Wachen am Thore eilig aus dem Innern des Dorfes nahende, schwache Fußtritte und glauben, es werde vorüber gehen. Sie verhalten sich deshalb ruhig auf ihrem Posten. Aber es bleibt gerade vor dem Thore stehen. Es war Menico, vom Pater Christoforus mit dem Geheiß an die Frauen gesandt, so schnell wie möglich die Hütte zu verlassen und ins Kloster zu kommen. Aus welcher Ursache, wissen wir. Er will an dem Thore Lärm machen, um darinn gehört zu werden; als er aber daran klopft, öffnet sich der Flügel; schüchtern setzt er einen Fuß in den Hof, in dem Augenblicke packen ihn zwei Arme, und von beiden Seiten flüstern ihm drohende Stimmen zu: „Sey ruhig oder Du bist des Todes!“ Dennoch schreit er auf. Einer der Männer schlägt ihm derb ins Gesicht, der andere zieht, um ihm Furcht zu machen, ein großes Messer hervor. Der Knabe zittert über und über und wagt keinen zweiten Versuch zu schreien; mit einem Male ertönt aber der erste Glockenschlag und einer folgt darauf dem andern. Das war ein tödtlicher Schreck für die beiden Schurken, sie lassen Menico's Arm los, ziehen die Ihrigen zurück, sperren Maul und Nase auf, sehen sich wechselsweise an und laufen ins Haus, wo der Haupttrupp sich befindet. Kaum sieht sich Menico frei, als er in vollem Laufe nach der Gegend der Kirche zurennt.

wo doch nothwendig Jemand seyn mußte.“ Den anderen, im Hause verstreuten Bravi jagte das furchtbare Glockengeläute gleichen Schreck, wie ihren beiden Gefährten, ein. Verwirrt und besinnungslos rennen sie wider einander, jeder sucht den kürzesten Weg zur Thüre. Es waren zwar alles erprobte, unerschrockene Leute, aber die unbestimmte, unbekannte Gefahr kam ihnen diesmal gar zu plötzlich über den Hals. Grisо mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, um sie zusammen und von der schleunigsten, ungereimtesten Flucht abzuhalten. Der Pilgrim war allerwärts, hielt hier einen auf, der schon die Thüre erreicht hatte, um davonzulaufen, jagte dort mit seinem Stabe ein paar andere ins Haus zurück, rufte die sinnlos Umhertaumelnden zu sich und brachte es endlich so weit, alle in der Mitte des Hofes zu versammeln. „Auf! Pistolen zur Hand! Dolche bereit! Alles herbei und dann aufgebrochen! So geht's! Wer kann uns etwas anhaben, wenn wir zusammenhalten, Kameraden? Lassen wir uns einzeln angreifen, so haben die Bauern gewonnen Spiel, und welche Schande dann für uns alle! Haltet Euch dicht hinter mir und kommt!“

Nach dieser kurzen Anrede stellte er sich an die Spitze der Schaar und schritt zum Hofe hinaus. Das Haus lag, wie gesagt, am Ende des Dorfes. Grisо nahm den Weg ins Freie, und seine Leute folgten in guter Ordnung.

Wir wenden uns nun zu Agnes und Perpetuen, welche wir in jenem Winkel hinter dem Hause verließen. Agnes erreichte ihren Zweck, Perpetuen ziemlich weit von dem Hause ihres Herrn zu entfernen. Plötzlich aber entsann sie sich, daß die Thüre offen stehe, und wollte durchaus umkehren. Es war nichts dagegen einzuwenden. Agnes wollte keinen Verdacht erregen und trat mit ihr den Rückweg an, suchte sie jedoch immer, wenn sie recht angelegentlich über die zu Wasser gewordenen Heirathen redete, aufzuhalten, gab sich den Anschein, ihr mit vieler Aufmerksamkeit zuzuhören, und warf von Zeit zu Zeit, um sie davon zu überzeugen, einige nichtssagende Worte hin, wie: „gewiß: nun verstehe ich: schon gut: das liegt am Tage: und dann? und er? und Ihr?“ — Mittlerweile sprach sie aber mit sich selbst von andern Dingen: — „Ob sie wohl jetzt wieder fort sind, oder noch im Hause? Wir haben ein großen Fehler begangen, kein Zeichen für den Fall zu verabreden, daß die Sache glückte. Aber es ist einmal geschehen, und das Beste ist nun, Perpetuen so lange wie immer möglich hinzuhalten, man kann damit höchstens ein wenig Zeit verlieren.“ So waren sie denn endlich langsam und zögernd wieder in die Nähe von Don Abondio's Haus gekommen, das sie aber, wie man weiß, noch nicht sehen konnten. Perpetua erzählte eben sehr eifrig einen wichtigen Punkt ihrer Geschichte und war ohne es selbst zu wissen, dabei mit Agnesen stehen geblie

ben. Da ertönte plötzlich durch die weite Stille der Nacht jener erste Hülferuf Don Abbondio's.

„Um Gottes Willen! was iſt vorgefallen!“ rief Perpetua und wollte davonlaufen.

„Was denn? was denn?“ ſagte Agnes und hielt ſie beim Rocke.

„Gerechter Gott! habt Ihr denn nichts gehört?“ erwiederte jene, indem ſie ſich losmachte.

„Was denn? was denn?“ fragte Agnes wieder und ergriff ihren Arm.

„Teufel von einem Weibe!“ ſchrie Perpetua, ſetzte ſich in Freiheit und lief fort.

In dieſem Augenblicke ertönte auch der ferne, matte Schrei Menico's.

„Gerechter Gott! rief nun auch Agnes und rannte der Anderen, ſo ſchnell ſie konnte, nach. Kaum hatten ſie ſich aber in Trapp geſetzt, als die Glocke anſchlug, ein, zwei, drei Mal, ohne Aufhören; wäre es möglich geweſen, ſie hätten ſich nun noch mehr beeilt. Perpetua kam einige Schritte früher an; ſie wollte eben die Thüre aufreißen, als Tonio, Gervaſius, Renzo und Luzia, die endlich die Stubenthüre gefunden hatten und in größter Eile die Treppe herabgekommen waren, bei dem furchtbaren Geläute ihr Heil in der ſchnellſten Flucht ſuchten und zum Hauſe herausſtürzten.

„Was giebt's denn? was giebt's denn?“ fragte die keuchende Perpetua die beiden Brüder, die ſie ſtatt der

Antwort aus dem Wege stießen und sich davon machten. „Und Ihr? wie? was wollt Ihr denn?“ fragte sie das andere Paar, als sie es erkannte. Auch von ihm erfolgte keine Antwort. Perpetua rannte also dahin, wo es am meisten Noth that, die Treppe empor zu ihrem Herrn.

Die beiden Verlobten standen gerade vor der angstvollen, bekümmerten Agnes.

„Ach! seyd Ihr da?“ sagte sie, kaum im Stande, zu sprechen. „Wie ist's abgelaufen? was bedeutet denn das Geläute? Und schrie nicht ....?“

„Nach Hause, nach Hause,“ sagte Renzo, „ehe Leute kommen!“ Sie entfernten sich rasch; in vollem Laufe kam ihnen aber Menico entgegen, erkannte sie, stellte sich in den Weg und fragte, noch zitternd und mit halber Stimme: „Wo wollt Ihr hin? zurück, zurück! nach dem Kloster!“

„Warst Du ....?“ begann Agnes.

„Was ist denn?“ fragte Renzo. Luzia schwieg erschrocken und zitternd.

„In Eurem Hause ist der Teufel los!“ keuchte Menico. „Ich habe sie gesehen; sie wollten mich ermorden. Pater Christoforus hat's gesagt. Ihr, Renzo, Ihr Alle sollt gleich hinkommen. Ich habe sie gesehen. Gott sey gelobt, daß ich Euch hier noch finde. Sind wir erst draußen, will ich schon Alles erzählen!“

Renzo hatte noch die meiste Besinnung, bedachte, daß man entweder hier oder dorthin sich schnell aus

dem Staube machen müsse, ehe ein Auflauf entstände, und daß es das Sicherste sey, Menico'n und seinem Geheiß zu folgen. Vor dem Dorfe, außer Gefahr und Verwirrung, konnte man den Knaben weiter ausfragen. „Nur vorwärts!“ sagte er ihm, „wir folgen Dir!“ Sie wendeten um, schritten hastig nach der Kirche zu, über den Gottesacker, wo zum Glück noch Niemand war, in ein Gäßchen, was zwischen der Kirche und Pfarrwohnung anfing, und endlich, durch den ersten offenen Durchgang, in die Felder.

Sie waren noch nicht funfzig Schritte weit, als sich eine Menge Menschen auf dem Kirchhofe versammelte, und immer mehr und mehr hinzukamen. Eins sah das andere an. Jeder wollte fragen und keiner wußte zu antworten. Die zuerst Angekommenen liefen nach der Kirche, — sie war verschlossen; sie liefen zu dem Glockenstuhle, und einer schrie durch ein unteres, kleines Fenster hinauf: „Was zum Henker! ist denn los?“ Als Ambrosius eine bekannte Stimme hörte, ließ er das Seil los, überzeugte sich, daß wirklich viele Menschen da wären und antwortete: „Ich öffne gleich!“ Schnell zog er nun seine Hosen an, die er noch unterm Arme hielt, lief hinunter und machte die Kirchthüre auf.

„Was soll denn der abscheuliche Lärm? — Was giebt's? wo? was?“

„Wie? Was?“ sagte Ambrosius, der mit der

einen Hand die Thüre, mit der andern die Hosen hielt. „Wie? Ihr wißt's nicht? Es sind Leute bei dem Herrn Pastor. Rasch, Kinder, zu Hülfe!“ Alles lief nach der Pfarrwohnung. Man sah rings umher und empor, horchte — Alles still. Einige laufen auf die vordere Seite: — die Hausthüre ist fest verschlossen; sie sehen hinauf, — ein Fenster offen, aber alles still.

„Wer ist denn drinnen? — He! he! — Herr Pfarrer! — Herr Pfarrer!“ —

Als Don Abbondio die Flucht seiner Feinde bemerkte, war er vom Fenster zurückgetreten, hatte es zugemacht und zankte leise auf Perpetuen, daß sie ihn allein gelassen habe. Er hörte das Geschrei des Volkes, trat wieder ans Fenster und beteuete beim Anblicke der versammelten, zahlreichen Menge sein Hülferufen.

„Was ist geschehen? — Was haben sie Euch gethan? — Wer war's? — Wo sind sie hin?“ — riefen wohl funfzig Stimmen auf einmal.

„Es ist Niemand mehr da, ich danke Euch, geht nur wieder nach Hause!“

„Aber wer war's denn? Wo sind sie hin? Was ist geschehen?“

„Schlechtes Volk, das die Nacht herumstreicht; aber sie sind fort, geht nach Hause, es ist vorüber, ein andermal, Kinder, ich danke für Euren guten Willen.“ Er machte hierauf das Fenster zu. Einige singen an

zu murmeln, andere zu spotten, andere zu fluchen, und mehrere gingen achselzuckend wieder nach Hause. Plötzlich kam aber ein Bauer ganz athemlos an und versuchte vergebens zu reden. Er wohnte Agnesens Hütte gegenüber, hörte das Geläute, trat ans Fenster und erblickte im Hofe die versammelten Bravi, als Griso ihnen Muth zusprach. Als er sich nun ein wenig erholt hatte, rief er: „Was wollt ihr, Freunde? Hier ist nichts los, 's ist unten im Hause der Agnes Mondella; voller Bewaffnete, sie wollen einen Pilgrim tödten, der Teufel weiß, was sie sonst noch vorhaben!“

„Was? Was? Was?“ schrie alles verwirrt durch einander, „da muß man hin, — sehen, was es giebt. Wie viel sind's denn? — Wie viel sind wir? — Wer ist's? Wo steckt der Richter? der Richter!“ — „Hier bin ich!“ rief der Richter aus der Menge. „Hier bin ich! Aber Ihr müßt mir beistehen und gehorchen! Rasch! wo ist der Sakristan? Die Glocke gezogen! geläutet! Rasch! Einer laufe gleich nach Lecco und bringe Hülfe. Ihr andern kommt hieher!“

Nun lief Alles durcheinander, die Verwirrung stieg aufs Höchste. Indem kam wieder Einer an, der die Bande hatte eilig abziehen sehen, und schrie seinerseits: „Lauft, Kinder, lauft! Schurken, Banditten entführen einen Pilgrim. Sie sind schon zum Dorfe hinaus. Nach! nach!“ Kaum hatte er aus-

geredet, als alles, ohne die Befehle des Hauptmanns abzuwarten, in Masse nach der bezeichneten Gegend fortrannte. Je näher sie dem Orte kamen, desto langsamer wurden Vieler Schritte, und einer ließ sich immer vom andern überholen, die letzten drängten vor. — Endlich erreichte der ungeordnete Haufe das Haus. Die Spur der Ruhestörer war noch frisch und deutlich, die Thüre stand auf, die Schlösser waren abgeschraubt, aber die Räuber verschwunden. Man ging in den Hof, nach der Hausthüre, — auch sie war aufgebrochen: man ruft: „Agnes! Luzia! Pilger! Wo ist der Pilger? Stephan wird von dem Pilger geträumt haben!“ — „Nein! nein! Carl Andres hat ihn auch gesehen.“ „He da, Pilger! — Agnes! Luzia!“ — Niemand antwortete.

„Sie haben sie fortgeschleppt, haben sie entführt!“ Einige erhuben nun laut die Stimme und schlugen vor, die Bande zu verfolgen, denn es sey doch eine Ruchlosigkeit und müsse dem Dorfe zur steten Schande gereichen, wenn jeder Hallunke kommen und die Weiber sicher und ungestraft wegschleppen könnte, wie ein Hühnergeier das Geflügel. Darauf neue, noch tumultvollere Berathung. Aber eine, man weiß nicht, wessen Stimme, rief aus dem dichsten Haufen: „Agnes und Luzia haben sich in ein Haus geflüchtet.“ Die Nachricht verbreitete sich rasch, man schenkte ihr Glauben, von Verfolgung war keine Rede mehr, man ging auseinander und ein jeder nach

Hause. Das war ein Schwatzen, Toben, Klopfen an die Thüren, Auf- und Zumachen derselben, Anzünden und Auslöschen von Lichtern und Laternen, Fragen der Weiber aus den Fenstern und Antworten von der Straße! Und als es außen wieder ruhig und still war, da ging das Erzählen in den Häusern los, bis es mit Gähnen endete und auf den nächsten Tag verschoben ward. Außerdem fiel nichts vor, als daß am andern Morgen der Richter auf seinem Felde stand, das Kinn in die Hand gestützt, die Hand auf den Spatengriff, und über die Geheimnisse der vergangenen Nacht, ihre möglichen Ursachen und seine Pflicht nachdachte, und daß zwei ziemlich starke Männer mit langen Haaren auf ihn zukamen, im Aeußeren, wenn es nicht gar dieselben waren, denen sehr ähnlich, welche vor fünf Tagen Don Abbondio anhielten. Mit noch weniger Umständen als diesen, bedeuteten sie den Richter, daß er sich nicht etwa unterstehe, dem Amtmanne Meldung vom Vorgefallenen zu erstatten, wenn er gefragt werde, die Wahrheit zu antworten oder zu schwatzen und das Geschwätz der Landleute zu unterhalten; er müsse denn keines natürlichen Todes zu sterben wünschen.

Unsere Flüchtinge wanderten ein gutes Stück Weges ganz schweigend, und Eines nach dem Andern wendete sich um, daß auch Niemand folge. Sie waren alle traurigen Muthes, theils durch die Beschwerden des Abends, theils durch den abermaligen Aufschub der Heirath und den unglücklichen

Ausgang des Unternehmens, theils auch durch die neue, noch ungekannte Gefahr. Mehr als Alles beängsteten sie aber die fortwährenden Glockenschläge, die, je weiter sie kamen, desto dumpfer und trauriger erklangen.

Endlich hörten sie auf. Da die Wanderer nun ein entlegenes Feld erreicht hatten, wo alles ringsum still war, so hielten sie ihre Schritte an und Agnes war die Erste, welche das Wort nahm, Renzo'n nach dem Ausgange der List fragte und Menico'n nach dem, was im Hause vorgefallen sey. Renzo erzählte den Hergang mit kurzen Worten, das Kind wiederholte die Botschaft des Paters und fügte hinzu, was es selbst sah, hörte und ausstand, und mit ihr übereintraf. Die Zauberer begriffen mehr, als Menico sagen konnte, und ein neuer Schauder ergriff sie bei dieser Entdeckung; sie blieben alle einen Augenblick stehen und sahen sich wechselsweise mit Furcht und Zagen an. Dann hatten alle zugleich ein Gefühl. Eines legte die Hand auf Menico's Kopf, das Andere auf dessen Schulter, das Dritte ergriff seine Hand, wie um ihn zu liebkosen, ihm stumm zu danken, daß er ihr Schutzengel gewesen sey und ihm Mitleid zu bezeigen und Abbitte zu thun, wegen der für sie ausgestandenen Angst und Gefahr. „Geh nun heim, damit die Deinigen nicht länger Sorge um Dich tragen," sagte ihm Agnes, gedachte dann der versprochenen Papagallen, und gab ihm vier mit den Worten: „Hier!

Und bitte Gott, daß wir uns bald wiedersehen und . . . .“ Renzo gab ihm einen neuen Kuß und bat ihn, von dem gehabten Auftrage des Vaters nichts zu erwähnen. Luzia liebkoste ihn von Neuem, grüßte ihn mit sanfter Stimme, und der Knabe nahm gerührt Abschied und ging zurück. Die andern setzten gedankenvoll ihren Weg fort, die Frauen voraus, Renzo wie zur Bedeckung hinter ihnen. Luzia hielt sich dicht an ihrer Mutter Arm und vermied sanft und geschickt die Hülfe, welche der Jüngling ihr auf dem mühevollen, ungebahnten Wege bot. Sie konnte nicht umhin, selbst in dieser Noth, vor sich selbst zu erröthen, daß sie schon so oft allein und so vertraut mit ihm gewesen sey, in der Erwartung, nach wenigen Augenblicken seine Frau zu heißen. Jetzt war dieser Traum schmerzlich entschwunden; sie bereuete, was sie für Renzo schon that, und so viel andere Ursache sie auch zu zittern hatte, so zitterte sie doch vor der sich selbst unbewußten, jungfräulichen Schamhaftigkeit, die der Furcht des Kindes gleicht, das im Dunkeln zittert und nicht weiß weshalb? —

„Ach, mein Haus!“ rief Agnes mit einemmale. So wichtig diese Sorge aber auch war, Niemand erwiederte etwas, weil es nichts Tröstliches zu erwiedern gab. Sie gingen immer schweigend vorwärts und gelangten endlich auf einen freien Platz vor der Klosterkirche.

Renzo schritt auf die Kirchthüre zu und klopfte leise daran. Sie öffnete sich alsbald, und der durch die Spalte hineintreffende Mond beschien das bleiche Gesicht und den schneeweißen Bart des Bruder Christoforus, der der Ankommenden harrte. Da er sah, daß keines fehlte, rief er aus: „Gott sey gelobt!“ und winkte ihnen einzutreten. Zu seiner Seite stand ein andrer Kapuziner, der Bruder Kirchner, den er mit Bitten und Gründen vermochte, mit ihm zu wachen, die Thüre offen zu lassen und die erwarteten Unglücklichen zu empfangen. Es bedurfte auch wohl der ganzen Autorität und des Rufes von Heiligkeit, den der Pater besaß, um den Laien zu einer solchen unbequemen, gefährlichen und unerlaubten Gefälligkeit zu bewegen. Als die Flüchtigen in der Kirche waren, verschloß Pater Christoferus selbst leise die Thüre. Der Kirchner konnte aber nicht länger an sich halten, nahm den Pater bei Seite und murmelte ihm ins Ohr: „Aber, Pater, Pater! bei Nacht .... in der Kirche .... Weiber .... zuschließen .... die Regel, bedenkt Pater!“ — Als er diese Worte kopfschüttelnd und langsam vorbrachte, sagte Pater Christoferus zu sich; „Seht doch einmal! wäre ein Bravo mitgekommen, Bruder Bonifaz würde nicht die geringste Schwierigkeit von der Welt machen, und ein armes, schuldloses Kind, das den Klauen eines Wolfs entflieht .... ?“ —

„Omnia munda mundis!“ sagte er laut und

wendete sich rasch zu Bruder Benisaz, nicht daran denkend, daß derselbe kein Latein verstehe. Aber gerade dies Vergessen half ihm aus der Noth. Hätte er fortgefahren, den Kirchner mit Gründen zu bestürmen, es würde demselben nicht an Gegengründen gefehlt haben, und der Himmel weiß, wie es am Ende geworden wäre. Aber so ernste, geheimnißvolle Worte, mit Entschlossenheit ausgesprochen, brachten den Laien auf die Vermuthung, sie lösten alle Zweifel. Er beruhigte sich und sagte: Nun gut, Ihr versteht es besser als ich."

„Verlaßt Euch nur auf mich;" erwiederte Pater Christoforus. Und beim Dämmerlichte der am Altare brennenden Lampe wandte er sich zu den Geretteten, die in ungewisser Erwartung dastanden, und sagte: „Kinder! Dankt dem Herrn, der Euch einer großen Gefahr entzog. In diesem Augenblicke vielleicht...."

Er erklärte ihnen nun, was er durch den kleinen Boten nur angedeutet hatte und ahnete nicht, daß sie mehr als er von dem Ausgange wußten, denn er vermuthete, Menico habe sie vor Ankunft der Bravi ruhig in ihren Behausungen angetroffen. Keines benahm ihm den Irrthum, auch Luzia nicht, wenn es ihr gleich im Innern sehr wehe that, einen solchen Mann hintergehen zu müssen. Die ganze Nacht war aber einmal aus Trug und Lug gesponnen.

„Ihr seht ein, Kinder," fuhr er fort, „daß Ihr in diesem Dorfe nicht mehr sicher seyd. Es ist zwar

das Eure, Ihr seyd darin geboren, habt Niemand etwas zu Leide gethan, aber Gott will es so. Es ist eine Prüfung, lieben Kinder! ertragt sie mit Geduld und Vertrauen und ohne Unmuth, und Ihr könnt gewiß seyn, daß dereinst die Zeit kommt, wo Ihr, was Euch jetzt widerfährt, segnen werdet. Ich habe nachgesonnen, Euch einen Zufluchtsort für die nächste Zeit auszumitteln. Ich denke, Ihr sollt bald wieder in Eurem Hause sicher leben können. Gott sorgt in jedem Falle für Euer Bestes, und ich will gewiß das Meinige thun, mich der Gnade, welche mir von ihm zu Theil wird, würdig zu zeigen und Euch, seinen armen Geplagten, als sein Werkzeug dienlich zu seyn. Ihr" — wendete er sich zu den Frauen — „könnt in Monza bleiben; da erreicht Euch keine Gefahr und Ihr seyd Eurer Wohnung nahe. Geht nur in unser Kloster, laßt den Pater Guardian rufen und gebt ihm diesen Brief. Er wird Euch seyn, was ich Euch bin. Und Du, lieber Renzo, Du mußt Dich jetzt vor dem Grimme Deines Feindes und Deinem eignen behüten. Trage diesen Brief zum Pater Bonaventura von Lodi, in unser Kloster, an der Porta orientale von Mailand. Er wird Vaterstelle an Dir vertreten, wird Dir rathen und Arbeit verschaffen, bis Du hier wieder ruhig und ohne Gefahr bleiben kannst. Geht zum Ufer des Sees, an die Mündung des Bione (ein Gießbach unfern dem Kloster). Es liegt dort ein Boot an, ruft ihm zu, man wird fragen: „für

wen?“ erwiedert: „Sankt Franziskus!“ die Barke wird Euch aufnehmen, und zum andern Ufer bringen; dort findet Ihr ein Fuhrwerk, das Euch gerades Weges nach Monza führt.“

Wer sich wundert, daß dem Bruder Christoforus solche Mittel, zu Wasser und zu Lande fortzukommen, gleich zu Gebote standen, der kennt nicht die Macht, welche ein im Geruche der Heiligkeit stehender Kapuziner auszuüben im Stande war.

Noch blieb die Aufsicht über die Häuser; der Pater empfing die Schlüssel und versprach, für alles, was Renzo und Agnes ihm auftrugen, zu sorgen. Letztere mußte dabei laut seufzen, denn sie bedachte, daß es jetzt offen stehe, daß wahrscheinlich alles darin verwüstet sey und vielleicht wenig zu bewachen und zu besorgen bleibe.

„Ehe Ihr geht,“ sagte der Pater, „laßt uns alle den Herrn anrufen, daß er auf diesem Wege und immerhin mit Euch sey, Euch stärke und seinen Willen zu dem Euren mache!“

Nach diesen Worten kniete er in der Mitte der Kirche nieder, und die anderen thaten desgleichen.

Nach einigen Augenblicken stillem Gebetes sprach er diese Worte: „Wir beten zu Dir auch für den Elenden, der uns zu diesem Schritte brachte. Wir würden unwürdig Deiner Gnade seyn, wenn wir sie nicht auch von Herzen für ihn herabflehten, denn er bedarf ihrer so sehr. Uns tröstet in unserer Trubsal,

daß sie von Dir kommt, wir können zu Dir aufblikken mit unseren Schmerzen und fühlen sie nicht mehr. Aber er! er ist Dein Feind, der Arme! er widerstrebt Dir. O erbarme dich seiner, Herr! wende sein Herz zum Guten, befreunde ihn Dir und gewähre ihm alles, was wir für uns bitten könnten!" Er erhob sich hierauf eilig und sagte: „Nun fort, Kinder, es ist keine Zeit zu verlieren. Gott behüte Euch und sein Engel sey Euer Geleiter, geht!" Und als sie in der Bewegung sich entfernten, die keine Worte findet und keiner bedarf, fügte der Pater leise hinzu: „Mein Herz sagt mir, wir sehen uns bald wieder."

Ohne Antwort zu erwarten, ging der Bruder Christoforus mit schnellen Schritten von dannen; die Wanderer begaben sich auf den Weg und Bruder Bonifaz verschloß die Thüre, nachdem er mit gerührter Stimme von ihnen Abschied genommen hatte. Als sie an der bezeichneten Stelle des Sees ankamen, fanden sie das Boot, wechselten die besagten Worte und stiegen ein. Der Schiffer stemmte ein Ruder an den Bootschnabel, stieß ab, ergriff ein zweites Ruder und arbeitete mit beiden Armen dem entgegengesetzten Ufer durch die Fläche zu. Es herrschte die allergrößte Windstille. Der See war glatt und ruhig und würde unbeweglich geschienen haben, ohne das Zittern und Schwanken des mitten am Himmel stehenden Mondes in den leichten Wellen. Man

vernahm nichts als das dumpfe Branden der Fluth an dem Kiesufer, das fernere Geräusch der an dem Brückenpfeiler sich brechenden Wellen und den regelmäßigen Doppelschlag der Ruder, welche den azurnen Spiegel zertheilten, plötzlich auf- und eben so schnell wieder untertauchten. Die von der Barke durchschnittene Fluth vereinte sich hinter ihr und bildete einen gekräuselten Streifen, der sich immer weiter vom Ufer entfernte. Schweigend saßen die Reisenden und blickten zurück auf die Berge und die ganze vom Mondlicht erhellte, hie und da von langen Schatten durchbrochene Landschaft. Dörfer, Häuser, Hütten wurden sichtbar, — auch Don Rodrigo's Schloß mit seinem platten Thurme, hoch über die am Fuße des Vorgebirges zusammengedrängten Hütten ragend, und gleichwie auf Unheil sinnend für die ganze Ebene. Luzia erblickte es, schauderte, spähte durch die Abhänge nach ihrem Dorfe, gewahrte an dessen Ende ihre Hütte, den vollen, hohen Feigenbaum im Hofe, das Fenster ihrer Stube, und da sie die hinterste in der Barke war, so stützte sie den Ellbogen auf den Rand des Kahnes, neigte die Stirn, wie um zu schlafen auf ihn herab und weinte still und heimlich. „Lebt wohl, ihr himmelhoch aus den Fluthen aufstrebenden Berge, ihr zackigen Gipfel, allen, die neben euch aufwuchsen, so lieb und werth und unvergeßlich, ihr Bäche, deren Gemurmel ihnen wie bekannte Stimmen ertönt, ihr weißschimmernden,

auf den Anhöhen verstreuten Villen, lebt wohl! Wie traurig ist es, von euch allen zu scheiden. Und wer euch selbst freiwillig verließe und hinweggezogen würde, von der Hoffnung auf Glück in der Ferne, wie entschönen sich ihm nicht in dem letzten Augenblicke alle Reize der ersehnten Reichthümer. Wie gern kehrte er nicht wieder um, wie sehr erstaunt er über den gefaßten Entschluß, aber er beharrt bei ihm in der Hoffnung, im Schooße des Glücks dereinst heimzukommen. Er schreitet in der Ebene vor, sein Auge ermüdet bis zum Ekel an der steten Einförmigkeit, die Luft scheint ihm schwer und ertödtend, traurig und unachtsam begiebt er sich in das Gewühl der Städte, wo Haus an Haus, Straße an Straße grenzt und ihm den Athem benehmen will; und vor bewunderten Prachtgebäuden und Palästen denkt er mit Sehnsucht an den kleinen Acker im heimischen Dorfe, an die Hütte, die er sich oft schon erträumte und die er zu kaufen gedenkt, wenn er reich in seine Berge zurückkehrt. Aber oft hält man einen flüchtigen, enteilenden Wunsch fest, baut auf ihn alle Pläne der Zukunft und eine feindliche Macht entreißt ihn weit, weit aus Augen und Herz. Man hängt an den liebsten Gewohnheiten, wird ihnen und den süßesten Hoffnungen entrissen; man läßt seine Berge und eilt in die Ferne, wohin nie ehedem der leiseste Wunsch die Einbildungskraft trug, und gedenkt in keinem Augenblicke mehr ruhig und fest der Heimkehr.

Leb' wohl, du Haus, wo ich geboren ward, wo ich oft in heimlichem Sinnen saß und die Schritte eines geliebten, mit geheimnißreichem Zagen erwarteten Wesens, von allen anderen unterscheiden lernte. Leb' wohl, du Haus, das mir noch fremd ist, das ich oft verstohlen anblickte, vor dem ich nie ohne Erröthen vorbeiging und in dem ich mich in Gedanken so gern für immer in ungestörter Ruhe, als Gattin sah. Leb' wohl, du Kirche, in der sich meine Seele so oft im Preisgesange zum Herrn erhob und sich erheiterte, wo ich mich verlobte und wo meine Trauung bereitet war, wo die geheimen Seufzer meines Herzens feierliche Weihe empfangen sollten, die Liebe Heiligung erwartete! Leb' wohl! Der, welcher dir den heiteren Glanz gab, ist überall und trübt nie die Freude seiner Kinder, als um ihnen eine reinere, größere, gewissere zu bereiten."

So mochten etwa Luziens Gedanken sein, und wenig verschieden wohl die ihrer Mutter und ihres Geliebten, während die Barke dem rechten Ufer der Adda nahete.

Neuntes Kapitel.

Die Barke stieß ans Ufer. Luzia trocknete unbemerkt ihre Thränen und stand, als ob sie geschlum-

mert habe, auf. Renzo sprang ans Land, half Agnesen, dann der Tochter hinüber, und alle Drei dankten traurigen Sinnes dem Fährmanne. „Nicht doch, nicht doch," entgegnete er, „wir sind ja auf der Welt, um einander beizustehen!" Er zog fast unwillig und als ob man ihm etwas Schlechtes zumuthe, die Hand zurück, als Renzo ihm eine Anzahl Heller von denen zustecken wollte, welche er diesen Abend mit sich genommen hatte, um den Pfarrer, wäre der Anschlag gut abgelaufen, für seine unfreiwilligen Dienste großmüthig zu belohnen. Ein Baroccio *) wartete ihrer. Der Führer grüßte sie, ließ sie einsteigen, trieb sein Pferd mit Wort und Peitschenhieb an und fuhr davon.

Bald nach Sonnenaufgang erreichten sie Monza, das Ziel der Reise. Der Führer hielt vor einem Gasthause, dessen Wirth er kannte, verlangte ein Zimmer für die Reisenden und begleitete sie dahinauf; aber auch er wollte gleich dem Schiffer, im Hinblicke auf einen ferneren, überschwenglichen Lohn, von keinem irdischen etwas wissen und floh beinahe fort, um sein Pferd zu besorgen.

Nach einem Abend, wie der vorhergehende, und einer in Trauer und steter Angst vor irgend ei-

*) Ein Baroccio ist ein zweirädriger, kleiner Wagen, dessen man sich jetzt besonders in den Gebirgsgegenden Italiens zur Fortschaffung bedient.

A. d. Ueb.

nem möglichen Unfalle verbrachten Nacht, ausgesetzt der mehr als herbstlichen Frische der Luft und den anhaltenden Stößen des unbequemen Fuhrwerks, die allen Schlaf aus den Augen verscheuchten, war es allen erwünscht, in dem Zimmer ruhig sitzen zu können. Sie klagten sich ihre Noth und Sorgen, wie sie in der theuern Zeit würden ihr Leben fristen und mit ihren spärlichen Hülfsmitteln die dringendsten Bedürfnisse befriedigen können. Keines hatte Appetit; alle dachten an das fröhliche Mahl, das sie noch vor wenigen Tagen zu halten gedachten und seufzten dabei laut auf. Renzo wäre gern zum wenigsten diesen Tag hier geblieben, um die Frauen eingewohnter zu verlassen und ihnen die ersten kleinen Dienste dabei zu leisten, der Pater hatte ihnen aber anempfohlen, ihn alsbald seines Weges zu schicken. Sie führten ihm diesen Grund und hundert andere an: was die Leute dazu sagen würden: daß spätere Trennung nur schmerzlicher sey, und er ja bald einmal sie besuchen und Nachrichten bringen und holen könne! — so daß er sich endlich entschloß, sich zu entfernen. Sie nahmen vorher noch nähere Abreden; Luzia verbarg nicht ihre Thränen, Renzo bezwang die seinen, schüttelte herzlich Agnesens Hand, sagte mit erstickter Stimme: „Auf Wiedersehn!“ und ging. Ohne den wackern Fuhrmann, dem geheißen war, die Frauen ins Kloster zu führen und ihnen sonst alle Hülfe und nöthige Dienste zu erzeigen, würden sie

in gewaltige Verlegenheit gerathen seyn. Sie gingen denn also mit ihm in das, wenige Schritte vor Monza gelegene, Kloster; er zog, als sie beim Thore angelangt waren, die Glocke, verlangte nach dem Pater Guardian, und als dieser erschien, übergaben sie ihm den Brief. „Ach, von Bruder Christoforus!“ sagte er, die Schriftzüge erkennend. Der Ton seiner Stimme und sein ganzes Wesen zeigten deutlich, daß er den Namen eines vertrauten Freundes aussprach.

Bruder Christoforus hatte ihm in dem Briefe die Frauen angelegentlich empfohlen und zugleich mit vieler Wärme ihre Geschichte erzählt. Der Guardian verrieth abwechselnd Staunen und Entrüstung und erhob die Augen oft vom Blatte auf die Frauen, mit dem Ausdruck des Mitleidens und Interesses. Als er gelesen hatte, dachte er einen Augenblick nach und sagte dann für sich hin: „da kann nur die Signora Rath schaffen; wenn die Signora es über sich nehmen wollte. . . . —“

Er ging mit Agnesen ein wenig abseits auf den Platz vor dem Kloster, richtete einige Fragen an sie, welche sie beantwortete, und als sie zu Luzien zurückgekehrt waren, sagte er zu beiden: „Ich will einen Versuch machen, ihr lieben Leute, und hoffe Euch, mit Gottes Hülfe, einen ehrenvollen, sichern Zufluchtsort auszumitteln. Wollt Ihr mit mir kommen?“

Die Frauen willigten mit ehrfurchtsvollen Zeichen ein, und der Mönch fuhr fort: „Kommt mit mir ins

Kloſter der Signora, bleibt aber in kleiner Entfernung, denn die Leute reden gern Böſes und würden, Gott weiß, was für Geſchichten ausbecken, wenn ſie den Pater Guardian mit einem ſchönen Mädchen..., ich wollte ſagen mit Frauen, gehen ſähen."

Nach dieſen Worten ging er. Luzia erröthete, der Fuhrmann ſah Agneſen lächelnd an, die auch für einen Augenblick ihren Ernſt aufgeben mußte, und alle drei folgten dem Mönche, etwa auf zehn Schritte Weite. Die Frauen fragten unterwegs ihren Begleiter, gegen den Pater Guardian hatten ſie es ſich nicht unterſtanden, wer die Signora ſey?

„Die Signora," antwortetete er, „iſt eine Nonne, aber nicht wie andere. Aebtiſſin oder Prierin iſt ſie nicht, denn, wie man ſagt, iſt ſie eine der jüngſten; aber eine Weltdame, deren Vorfahren große Leute waren und aus Spanien gekommen ſind, wo ſie über alles zu gebieten haben. Deshalb wird ſie auch die Signora genannt, zum Zeichen, daß ſie eine vornehme Dame, und in der ganzen Umgegend heißt ſie ſo, denn es ſoll noch niemals in dem Kloſter eine ihr ähnliche Nonne geweſen ſeyn. Ihre Verwandten leben jetzt in Mailand, wo ſie viel gelten. Sie gehören zu denen, die niemals Unrecht haben. In Monza gilt ſie Alles, denn ihr Vater iſt da der Erſte. ſie kann im Kloſter thun, was ſie will und genießt auch außer ihm die größte Ehre. Was ſie unternimmt, das führt ſie gewiß durch, und gelingt es

dem guten Mönche, Euch unter ihren Schutz zu bringen, so kann ich Euch sagen, daß Ihr so sicher wie am Altare seyd.“

Dicht vor dem Kloster stand ein alter, baufälliger Thurm und geschleiftes Kastell; der Guardian blieb vor dem Thore stehen, sah sich um, ob die Andern auch folgten, und ging dann gerade auf das Kloster zu, wo er ihrer harrte. Den Fuhrmann bat er, in sein Kloster zu kommen und Antwort abzuholen. Er versprach es und nahm dann von den Frauen Abschied, die ihm eine Menge Danksagungen und Aufträge an den Pater Christoforus ertheilten. Der Guardian führte Mutter und Tochter durch den ersten Klosterhof in das Zimmer der Schaffnerin, empfahl sie dieser und ging nun, sein Gesuch allein anzubringen. Schon nach wenigen Augenblicken kam er heiter zurück und hieß ihnen, ihm zu folgen. Die beiden Frauen waren hoch erfreut darüber, denn sie konnten sich gar nicht mehr vor den neugierigen Fragen der Schaffnerin retten. Als sie über den zweiten Hof schritten, unterrichte sie der Pater ein wenig, wie sie sich gegen die Signora benehmen sollten. „Sie will euch wohl,“ sagte er, „und vermag, Euch gar viel zu nützen. Seyd demüthig und ehrerbietig, beantwortet alle Fragen, die sie etwa an Euch thut, mit Aufrichtigkeit, und fragt sie nicht, so laßt mich nur machen.“ Durch ein Zimmer im Erdgeschoß gelangten sie ins Sprachzimmer; draußen winkte ihnen noch der Guardian

und sagte leise: „Sie ist drinn;“ wie um ihnen alles, was er gesagt hatte, ins Gedächtniß zurückzurufen. Luzia hatte noch nie das Innere eines Klosters gesehen; als sie ins Sprachzimmer getreten war, forschte sie ringsumher nach der Signora, um ihre Begrüßung anzubringen, und da sie dieselbe nicht sah, blieb sie ein wenig verdutzt stehen. Nun ging aber der Pater nach einer Ecke, Agnes folgte ihm und sie gewahrte daselbst ein kleines, fensterähnliches, viereckiges Loch, mit zwei starken, dichten Eisenstangen versehen, die kaum handbreit von einander abstanden; hinter dem Loche eine Nonne. Sie schien etwa fünf und zwanzig Jahr alt, und ihr erster Anblick gab den Eindruck der Schönheit, wenn gleich einer ermatteten, verblühten, ja fast zerstörten Schönheit. Ein schwarzer Schleier fiel zu beiden Seiten ihres Gesichts vom Haupte hernieder, und unter ihm bedeckte eine Kopfbinde vom weißesten Linnen halb die nicht minder blendende Stirn. Eine zweite, in Falten gelegte, Binde umzog ihr Gesicht und endete unterm Kinne als Halsschleier, der ziemlich bis auf den Busen herabhing und den Saum eines schwarzen Ueberkleides bedeckte. Ihre Stirn runzelte sich zuweilen wie im Schmerz, und dann zogen sich ein Paar rabenschwarze Augenbrauen rasch unter ihr zusammen. Die gleich dunkeln Augen hefteten mit stolzem Blick auf der Anderen Antlitz oder sanken, wie um sich zu verbergen, zu Boden. Aufmerksame Beobachter würden jetzt

gemeint haben, Verlangen nach Liebe, Theilnahme und Mitleid, jetzt unauslöschlichen, tiefgewurzelten Haß und einen gewissen, unnennbaren Ausdruck der Wildheit und Grausamkeit in ihnen zu entdecken; oder wenn sie so todt und unbeweglich schienen, hätten wohl auch Andere Hochmuth und Ueberdruß in ihnen gelesen, oder das Treiben und Weben irgend eines verborgenen Gedankens, eines der Seele tief eingeprägten, sie mehr als äußere Gegenstände beherrschenden Kummers. Ihre bleichen, zartgeformten Wangen schienen sich langsam abgezehrt zu haben, und auch die Lippen, auf denen kaum noch eine Spur ehemaliger Röthe zu erblicken war, kamen ihnen an Bleiche fast gleich. Die Bewegungen ihres Körpers waren, wie die der Augen, lebhaft, übereilt, ausdrucks- und geheimnißvoll. Ihr hoher, ebenmäßiger Wuchs ging in einer angewöhnten, hinfälligen Körperhaltung unter und ward oft selbst durch zu jählinge, ungeregelte und für ein Weib, noch vielmehr aber für eine Nonne, viel zu heftige Bewegung entstellt. Auch der Anzug verrieth durch einige zu sorgfältige, einige zu nachlässige Stellen einen bizarren Karakter. Ihr Leib war auf zu profane Weise gegürtet, und aus der Kopfbinde schwoll, über dem einen Schlafe, ein voller Haarzopf hervor, der von Vernachlässigung oder Geringschätzung der Ordensregel zeugte, welche vorschrieb, das bei der feierlichen Einkleidung abgeschnittene Haar nie wachsen zu lassen.

Unseren beiden Frauen fielen diese Dinge nicht auf, denn sie hatten nie Gelegenheit gehabt, den Anzug der Nonnen zu mustern, und der Pater Guardian, welcher die Signora nicht zum erstenmal sah, war schon an die Seltsamkeiten und das Unregelmäßige ihrer Kleidung gewöhnt. Sie stand, wie wir schon berichteten, eben dicht hinterm Gitter und stützte sich, ermattet daran mit der einen Hand, indem ihre schneeweißen Finger mit den Stäben spielten, hatte den Kopf ein wenig gesenkt und betrachtete die Näherkommenden. „Ehrwürdige Mutter! allergnädigste Signora!“ redete sie der Guardian mit gesenkter Stirn und auf die Brust gelegter Rechte an, „dies ist das arme Mädchen, für die Ihr mir Hoffnung zu Eurem vielvermögenden Schutze machtet, dies ihre Mutter.“ Beide verneigten sich wiederholt auf das tiefste; die Signora winkte ihnen mit der Hand, es zu unterlassen und sagte dann zum Guardian: „ich fühle mich glücklich, unseren guten Freunden, den Väter-Kapuzinern, etwas Angenehmes erzeigen zu können. Aber,“ fuhr sie fort, „sagt mir doch etwas Näheres über des Mädchens Angelegenheiten, damit man besser wisse, was für sie gethan werden kann.“

Luzia erröthete und senkte das Gesicht auf den Busen.

„So wißt denn, ehrwürdige Mutter....“ begann Agnes; aber der Guardian gab ihr einen Wink,

daß ihr das Wort im Munde erstarb. Er entgegnete: „Das Mädchen, gnädigste Signora, ist mir, wie ich Euch schon sagte, von einem Ordensbruder anempfohlen. Sie hat aus ihrem Dorfe wegen schwerer Gefahren heimlich fliehen müssen und bedarf für einige Zeit eines Asyles, wo sie unbekannt leben kann und Niemand wagen darf, sie zu beunruhigen, wenn er auch...."

„Wegen was für Gefahren?" unterbrach ihn die Signora. „Bitte, Pater Guardian, sprecht mir nicht in Räthseln. Ihr wißt, wir anderen Nonnen sind neugierig und möchten gern alles recht umständlich erfahren."

„Die Gefahren sind der Art," erwiederte der Guardian, „daß sie vor dem reinen Ohre der ehrwürdigen Mutter kaum angedeutet werden dürfen."

„Doch, doch!" sagte die Signora schnell und erröthete ein wenig. Aus Scham? — Wer einen rasch vorübereilenden Ausdruck von Verdruß bemerkt hätte, der dieses Erröthen begleitete, würde daran haben zweifeln können, besonders im Vergleich mit der Röthe, die Luziens ganzes Gesicht überzog.

Es ist hinreichend," nahm der Guardian wieder das Wort, „wenn ich sage, daß ein übermüthiger Kavalier .... nicht alle Große der Erde verfahren mit dem, was ihnen die Gnade des Herrn gab, zu seiner Ehren und zu Frommen ihrer Nächsten, wie Ihr, Gnädigste; ein übermüthiger Kavalier also, verfolgte

dies arme Wesen lange Zeit mit unwürdigen Schmeichelworten, und da sie ihm nutzlos waren, hatte er die Unverschämtheit, ihr förmlich mit Gewalt zu begegnen, so daß sie genöthigt ward, aus ihrem Hause zu fliehen."

„Komm näher, Mädchen," sagte die Signora zu Luzien und winkte ihr. „Ich weiß wohl, daß der Mund des Pater Guardian nur Wahrheit kennt, aber Niemand kann doch über Deine Angelegenheiten besser unterrichtet seyn als Du selbst, also sage mir, ob jener Kavalier Dir lästig war?" Was das Nähertreten anlangte, so gehorchte Luzia augenblicklich, das Reden war aber eine andere Sache. Jede Frage über diesen Gegenstand, und wäre sie selbst nur von Jemand ihres Gleichen gekommen, würde sie verwirrt haben. Diese Worte aus dem Munde der Signora aber, und in einem gewissen boshaften, spöttischen Zweifeltone gesprochen, benahmen allen Muth zu antworten: „Signora .... ehrwürdige Mutter ...." stammelte sie und schien nichts weiter sagen zu können. Hier glaubte sich Agnes, als die nach ihr am besten von allem unterrichtete, berechtigt, ihr beizustehen.

„Allergnädigste Signora!" hob sie an, „ich kann wohl bezeugen, daß diese meine Tochter den Kavalier haßte, wie der Teufel das Weihwasser, d. h. er war der Teufel; — Ihr müßt verzeihen, wenn ich meine Worte nicht zu setzen verstehe; wir Leute sind ja

aber, wie uns Gott geschaffen hat. So viel ist gewiß, daß das arme Kind mit einem jungen Burschen ihres Standes in aller Gottesfurcht und Ehrbarkeit versprochen war, und wäre der Herr Pfarrer ein Mann, ein wenig mehr .... ach, was sag ich da, er ist ja ein Geistlicher; aber Pater Christoforus, der Freund des Pater Guardians hier, ist auch ein Geistlicher, und der ist voller Menschlichkeit; wäre er hier, er könnte bezeugen ...."

„Ihr seyd sehr verschnell mit Euren Reden, ohne gefragt zu werden," unterbrach sie die Signora mit stolzen und unwilligen Blicken, die sie gänzlich entstellten. „Schweigt! ich weiß schon, daß die Eltern immer Antworten für ihre Kinder bereit haben."

Die gekränkte Agnes warf Luzien einen Blick zu, der zu sagen schien: „Da siehst Du, was ich erdulden muß, weil Du nicht reden kannst." Auch der Guardian bedeutete ihr mit Blick und Kopfbewegung, daß es jetzt Zeit sey, sich zu ermannen und die arme Frau nicht sitzen zu lassen.

„Ehrwürdige Signora!" sagte Luzia, „was meine Mutter sagte, ist die lautere Wahrheit. Den jungen Burschen, dessen sie gedachte — hier überzog Purpur ihr Gesicht — habe ich freiwillig erwählt. Verzeiht, wenn es unanständig ist so zu reden, aber es geschieht, damit Ihr keine falsche Meinung von meiner Mutter fassen mögt. Und was jenen Herrn betrifft, dem Gott vergeben wolle, so würde ich lie-

ber sterben, als mich in seiner Gewalt befinden. Erbarmt Euch unser und verleiht uns Euren Schutz, da wir einmal zu diesem Elende gebracht sind und guten Menschen zur Last fallen müssen. Aber Gottes Wille geschehe! Gewiß, Signora! Niemand kann herzlicher für Euch beten, als wir armen Leute."

„Dir glaube ich," sagte die Signora mit sanfterer Stimme, „aber ich möchte gern unter vier Augen mit Dir sprechen. Nicht weil ich etwa noch andere Erläuterungen und mehr Beweggründe zu haben wünschte, um dem Verlangen des Paters Guardian zu willfahren;" fügte sie, sich gegen ihn wendend, mit erkünstelter Artigkeit hinzu. „Ich habe schon," sprach sie weiter, „die Sache überdacht und das Beste scheint mir dies: Die Schaffnerin des Klosters hat vor wenigen Tagen ihre letzte Tochter versorgt. Ihr Frauen könnt deren Stube bewohnen und der Mutter in ihrer Beschäftigung fürs Kloster beistehen. Eigentlich ...." Hier winkte sie dem Guardian, dem Gitter näher zu treten und sagte heimlich zu ihm: „eigentlich sollte in den jetzigen schlimmen Zeiten die Stelle der Tochter bei uns nicht ersetzt werden, aber ich spreche schon mit der Mutter Aebtissin und meine Bitte, ... der Wunsch des Paters Guardian, ... kurz, die Sache ist richtig."

Der Guardian begann ihr zu danken, sie unterbrach ihn aber: „Keine Umstände! Auch ich, wenn ich einmal in den Nothfall komme, werde schon die

Dienste der Väter-Kapuziner in Anspruch nehmen, und" — hier lächelte sie mit durchscheinender Bitterkeit und Spott — „sind wir denn nicht Brüder und Schwestern?"

Sie rufte eine Laienschwester herbei, von denen ihr, aus ganz besonderer Auszeichnung, zweie zur Bedienung beigegeben waren, hieß ihr, der Aebtissin das Geschehene hinterbringen und ließ sodann die Schaffnerin kommen, mit der das Nöthige verabredet wurde. Sie entließ sie, nahm vom Pater Abschied, und Luzia mußte bei ihr bleiben. Der Pater ging mit Agnesen bis zum Thore, gab ihr unterwegs noch neue Verhaltungsregeln und ging, um alles seinem Freunde Christoforus zu schreiben

„Was die Signora doch wunderlich und neugierig ist!" dachte er bei sich, „aber wer wird es wagen, ihre Art und Weise anzugreifen? Sie thut doch, was sie will. Mein guter Christoforus läßt sich gewiß nicht träumen, daß ich ihm so gut und schnell diente. Der wackere Mann! Er hat doch nimmer Ruhe; immer muß er etwas zu sorgen haben; aber er fordert das Gute. Es ist gut für ihn, daß er diesmal einen Freund fand, der ohne Geräusch und Aufenthalt und viele Umstände alles im Nu nach seinem Wunsche vollzog. Er wird zufrieden seyn, Bruder Christoforus, und einsehen, daß auch wir hier zu etwas nütze sind." —

Die Signora hatte in Gegenwart des bejahrten

Kapuziners ihre Worte und Haltung abgemessen, allein mit dem unerfahrnen Landmädchen dachte sie nicht weiter daran, sich so zu bewachen, und ihre Reden wurden nach und nach so seltsam, daß wir, statt sie zu hinterbringen, nöthig erachten, von dem früheren Leben der Unglücklichen so viel mitzutheilen, als zum Verständnisse des Sonderbaren, Geheimnißvollen, was wir an ihr wahrnahmen, und ihres in unsere Geschichte eingreifenden Benehmens, gehört.

Sie war die einzige Tochter des Fürsten ***, eines der allerreichsten Mailänder Edlen. Der unklare Begriff, welchen er von seinem Range hatte, nährte in ihm den Wahn, sein Vermögen reiche kaum zu, dessen Würde zu behaupten, und es war seine Hauptsorge, so viel in seinen Kräften stände, es zum wenigsten ungeschmälert zu erhalten. Wie viel er Kinder hatte, wissen wir nicht und können nur soviel sagen, daß er alle jüngeren, sowohl Söhne als Töchter, für das Kloster bestimmte, damit der Erstgeborene, dessen Bestimmung war, die Familie fortzupflanzen und Kinder zu zeugen, um sich und sie dann auf gleiche Weise zu quälen, im vollen Besitz der Güter bleibe. Das Schicksal unserer Unglücklichen war sonach schon im Mutterleibe bestimmt und ihre Geburt konnte nur entscheiden, ob Mönch oder Nonne werde. Der Fürst, ihr Vater, wollte ihre Klosterbestimmung schon im Namen angedeutet wissen und hieß sie daher, nach einer hochgebornen Heiligen, Ger-

trud. Puppen, als Nonnen gekleidet, waren das erste Spielwerk, welches man ihr in die Hände gab; dann erhielt sie Nonnenbilder, mit der Ermahnung, diese werthvollen Gegenstände ja recht in Ehren zu halten, und der jedesmaligen Frage: „Nicht wahr, das ist schön?“ — Wollte der Fürst oder die Fürstin oder der Erbprinz, der allein von seinen Brüdern zu Hause erzogen wurde, das schöne, wohlgebildete Kind loben, so schien es nie mit anderen Worten geschehen zu können, als: Welche ehrwürdige Mutter Aebtissin!“ Doch sagte ihr Niemand je geradezu, daß sie Nonne werden müsse. Die Sache wurde in Gesprächen über ihre Zukunft nur beiläufig, als einverstanden gedacht. Ließ sich die kleine Gertrud zuweilen zu einer herrischen, gebietenden Handlung verleiten, wozu ihre Gemüthsart sehr geneigt war, so hieß es: „Du bist ein Mädchen, der so etwas nicht zukommt. Wenn Du erst Mutter Aebtissin seyn wirst, da kannst Du befehlen, was und wie Du willst. Ein andermal nahm sie wohl auch der Fürst wegen zu freien und vertraulichen Betragens gegen Andere vor, worein sie sehr leicht verfiel: „Ei! das schickt sich nicht für Deines Gleichen. Soll man Dir dereinst die schuldige Ehrerbietung gewähren, so mußt Du schon jetzt anfangen, Dich an Zurückhaltung zu gewöhnen und Dich erinnern, daß Du in Allem die Erste im Kloster seyn wirst, wie es Deine hohe Geburt erheischt.“

Fortwährende Reden der Art brachten denn schon

dem Kinde die feste Idee bei, dereinst Nonne zu werden. Was aber der Vater sagte, hatte immer die meiste Gewalt über sie. Es war ihm ein strenger Ernst von jeher Gewohnheit; handelte es sich aber um die künftige Bestimmung seiner Kinder, so verrieth sein ganzes Wesen so unbewegliche Entschlossenheit und düstere Willensstrenge, daß es den Eindruck der unabänderlichsten Nothwendigkeit zurückließ. Gertrud ward bereits in ihrem sechsten Jahre in das Kloster gethan, worin wir sie gefunden haben, um da erzogen und auf ihre künftige Bestimmung vorbereitet zu werden. Die Wahl des Orts geschah sehr absichtlich. Der Fuhrmann unserer beiden Frauen hat schon gesagt, der Signora Vater sey in Monza der Erste; wir ergänzen es durch die Bemerkung, daß er der Grundherr des Ortes war. Natürlich also genoß er daselbst der größten Autorität, und seine Tochter mußte also auch natürlich, jetzt und wenn sie dies Kloster zu ihrem bleibenden Aufenthalte erwählte, hier noch weit mehr Auszeichnung und Ansehen finden als anderwärts. Er betrog sich darin nicht. Die damalige Aebtissin und einige der vornehmsten Nonnen, die das Regiment führten, lagen im Streite mit einem anderen Kloster und mit einigen Familien des Landes. Daher kam ihnen der unverhoffte Schutz höchst erwünscht, sie nahmen die ihnen zugedachte Ehre mit außerordentlicher Dankbarkeit an und bewiesen sich den Absichten, welche der Fürst hinsichtlich eines festen

Bleibens seiner Tochter errathen ließ, höchst willfährig, da dieselben mit ihrem Interesse durchaus zusammentrafen. Gertrud war also kaum im Kloster angekommen, als man sie schon vorzugsweise die Signora nannte, bei Tische und im Schlafsale ihr einen Ehrenplatz gab und ihre Aufführung den Anderen als Muster bezeichnete. Man liebkoste sie, schmeichelte ihr ohne Ende und legte ihr die ehrerbietige Vertraulichkeit an den Tag, auf welche Kinder so stolz zu seyn pflegen, wenn sie ihnen von denen zu Theil wird, welche Andere ihres Alters mit Zurückhaltung und ernster Würde behandeln.

Zwar waren nicht alle Nonnen des Klosters auf diese Weise verschworen, denn es gab gewiß manche, die wahre Herzenseinfalt besaßen, keine Kabalensucht kannten und den Gedanken, ein Mädchen bloßen, niedrigen Interesses halber, aufzuopfern, mit Abscheu verworfen haben würden; diese aber gingen ihren Beschäftigungen nach, bemerkten entweder alle die Winkelzüge gar nicht, oder verkannten nur halb und halb ihr Tadelnswerthes, oder enthielten sich einer nähern Beleuchtung desselben, oder schwiegen wohl auch, um keinen, nichts helfenden, Anstoß zu geben. Manche erinnerte sich vielleicht auch, dereinst selbst auf solche Art zu dem verleitet worden zu seyn, was sie dann bereuete und fühlte inniges Mitleid für die arme, schuldlose Kleine, die weit entfernt war, hinter ihrem zärtlichen, schwermuthvollen Gekose, ein

Geheimniß zu ahnden. So ging denn die Intrigue ihren Gang und würde vielleicht nie gestört worden sein, wäre Gertrud das einzige Kind im Kloster gewesen. Aber einige der andern Zöglinge wußten, daß sie dereinst verheirathet werden sollten.

Gertruden waren lauter Gedanken an Herrschaft eingeflößt, sie sprach immerfort in hochtrabenden Ausdrücken von ihrer Zukunft als Aebtissin und Klosterfürstin, und wollte durchaus allen Andern ein Gegenstand des Neides sein. Zu ihrem Staunen und Aerger bemerkte sie, daß einige nichts weniger als solche Empfindungen für sie hegten. Sie stellten den majestätischen, aber beschränkten und kalten Bildern einer Klosterregierung, die mannichfaltigen und glänzenden der Ehe und des geselligen, weltlichen Lebens mit seinen Vergnügungen und Festen überhaupt entgegen und erregten dadurch in Gertrudens Seele eine solche Wallung, wie etwa ein mit frisch aufgeblühten, gepflückten Blumen gefüllter Korb, vor einen Bienenstock gesetzt, darin erregen würde. Eltern und Erzieher hatten ihre natürliche Eitelkeit sorgfältig genährt, um ihr das Kloster annehmlich zu machen; als aber auf diese Untugend solche, ihr weit näher liegende Ideen einstürmten, wandte sie sich mit weit stärkerem Feuer, eifriger und lebhafter zu ihnen. Um gegen die Gefährtinnen ihr Uebergewicht ohne Unterlaß zu behaupten und doch den neuen Geist, welcher sie ergriffen hatte, nicht zu verläugnen, erwiederte

sie auf alles, was jene sagten: es stehe immer in ihrem freien Willen, den Schleier zu nehmen oder nicht, auch sie könne, wenn sie wolle, sich verheirathen, einen Pallast bewohnen, die Welt genießen und zwar besser als die andern, sie würde dies alles thun, wenn sie Lust dazu empfände, und die empfand sie wirklich. Der Gedanke an die Nothwendigkeit ihrer Zustimmung, der bis jetzt unbewußt und versteckt in ihrem Gemüthe schlummerte, erwachte und gab sich mit all seiner Kraft kund. Sie rufte ihn in jedem Augenblick zu Hülfe, um sich ruhiger der Bilder einer heiteren Zukunft erfreuen zu können. Hinter diesem Gedanken zeigte sich jedoch immer unsichtbar der Zweite, daß jene Einwilligung ihrem fürstlichen Vater verweigert werden müsse, welcher sie schon zu besitzen, schon als gegeben annahm und bei diesem anderen Gedanken erfüllte sie keineswegs die Ruhe, welche ihre Worte zur Schau stellten. Sie verglich sich alsdann mit ihren Gespielinnen, die auf ganz andere Art gesichert waren, und da empfand sie gerade gegen sie den Neid, welchen sie ihnen anfänglich gegen sich beizubringen trachtete. Zu dem Neide gesellte sich Haß, der sich jetzt durch Aerger, Launen und Unart aussprach, jetzt durch Gleichheit der Neigungen und Hoffnungen erstickt wurde und scheinbare, verführerische Vertrautheit entstehen ließ. Manchmal, von der Sucht nach wirklichem Genusse getrieben, machte sie wohl die Vorrechte, welche man ihr

gestattete, geltend, anderemale aber, nicht im Stande, ihre Befürchtungen und Wünsche einsam für sich zu ertragen, suchte sie demuthsvoll die Anderen auf, gewissermaßen um sie um Wohlwollen, Rath und Ermuthigung anzusprechen. Unter diesen steten Uneinigkeiten mit sich und Anderen, verstrich ihre Kindheit und sie trat in das so bedeutungsvolle Alter, in dem die Seele von einer geheimen Macht umfaßt scheint, welche ihre Neigungen und Gedanken aufruft, stärkt und ausschmückt und sie zuweilen wohl auch umstürzt und mit plötzlichem Schlage verkehrt.

Was bisher Gertrudens Träume von der Zukunft am meisten beherrschte, war äußere Herrlichkeit und Pracht, jetzt aber knospete eine gewisse Wollust und Zärtlichkeit, die, wie leicht von Nebel umhüllt, in ihr gekeimt hatten, auf und drängten sich nach und nach in ihre Einbildungskraft und Phantasieen. Sie hatten mit verborgenem Glanze in ihrem geheimsten Innern geruhet und flüchteten sich auch aus der Gegenwart dahin zurück. Da erstanden denn auch manche sonderbare, nach Kindheit-Erinnerungen mangelhaft geformte Gestalten, aus dem Wenigen, was sie von der wirklichen Welt oder aus den Gesprächen der Gespielinnen kannte. Sie ging mit ihnen um, unterredete sich mit ihnen und gab an ihrer Statt Antwort; von da aus entsandte sie Befehle und empfing Huldigungen jeder Art. Religiöse Gedanken störten nur selten diese glänzenden und emsigen Feste;

denn die Religion, welche man Gertruden gelehrt hatte, verdammte keinen Hochmuth, sondern billigte ihn und erkannte ihn für ein erprobtes Mittel zu Erlangung irdischer Glückseligkeit. Ihres wahren Geistes so sehr beraubt, war sie nicht mehr Religion, sondern Larve, wie die Anderen. In den Zwischenräumen, wo nun diese Larve in Gertruden die Oberhand behielt und in ihrer Phantasie anwuchs, war die Unglückliche von Schrecken überwältigt und von unklaren Begriffen ihrer Pflichten bedrückt. Sie machte sich weiß, ihre Abneigung gegen das Kloster und den Widerstand, mit welchem sie den Ermahnungen der Oberen, hinsichtlich der Wahl ihres Standes, begegne, seyen Sünde und versprach sich selbst, sie zu tilgen und freiwillig dem Kloster anzugehören.

Es bestand die Regel, daß jedes junge Mädchen vor ihrer Einkleidung als Klosterschwester die Prüfung eines Geistlichen, welcher der Nonnenvikar hieß, oder irgend eines anderen, dazu abgeordneten, bestehen mußte, damit man sich überzeuge, ihre Annahme des Schleiers sey freiwillig. Diese Prüfung konnte nur ein Jahr, nachdem sie ihren Wunsch dem Vikare schriftlich ausgesprochen hatte, Statt finden. Die Nonnen, welche das betrübende Amt übernommen hatten, Gertruden so wenig wie möglich, was man von ihr verlange, erkennen zu lassen, benutzten einen jener erwähnten Augenblicke, sie zu Ab- und Unterschrift eines solchen Gesuchs zu vermögen. Um

ihre Bedenklichkeiten um so mehr zu heben, verfehlten sie nicht, ihr wiederholt zu sagen, die Sache sey — wie es auch wirklich der Fall war — bloße Förmlichkeit, die ohne nachgehende, von ihrer freien Willkühr abhängende Handlungen, wirkungslos bleibe. Bei alle dem war das Gesuch kaum abgesandt, als Gertrud es schon bereuete. Später bereuete sie wieder diese Reue und so vergingen ihr Tage und Monate in endlosem Wollen und Nichtwollen. Ihren Gefährtinnen hielt sie diesen Zustand lange Zeit verborgen, einmal aus Furcht, einem frommen Entschlusse Widerspruch zu erregen, anderemale aus Scham, sich dadurch blos zu stellen. Endlich siegte dennnoch das Verlangen nach Herzenserleichterung, Rath und Ermuthigung. Nach einer andern Regel konnte jene Prüfung nur vor sich gehen, wenn das junge Mädchen wenigstens einen Monat außer dem Kloster, wo sie erzogen ward, verlebt hatte. Seit Absendung des Gesuchs war das vorgeschriebene Jahr faßt schon zu Ende und man benachrichtigte Gertruden, daß sie binnen Kurzem werde aus dem Kloster nach dem väterlichen Hause abgeholt werden, in ihm diesen Monat zuzubringen und die weiteren zu dem bereits begonnenen Werke nöthigen Schritte zu thun. Der Fürst und die ganze übrige Familie betrachteten dies Alles als schon geschehen; die Tochter war aber anderer Meinung und bedachte, wie statt weiterer Schritte, der erste zurück zu thun sey. In dieser Verlegenheit beschloß

sie, sich einer ihrer Gespielinnen anzuvertrauen und zwar der freimüthigsten, welche stets mit kräftigen Rathschlägen am bereitesten war. Diese rieth denn Gertruden, den Fürsten mit ihrer Sinnesänderung schriftlich bekannt zu machen, besonders weil sie nicht den Muth haben dürfte, ihm zu seiner Zeit ein festes: „Ich will nicht!“ ins Gesicht zu sagen. Wie überhaupt auf dieser Welt guter Rath, in mehr als einem Sinne, theuer ist, so machte sich die Ertheilerin des gegenwärtigen auch dafür, durch vielen Spott über Gertrudens Feigheit, von derselben bezahlt. Drei oder vier Vertraute heckten den Brief aus, und er wurde verstohlner Weise geschrieben und mit vieler Schlauheit heimlich abgesandt. Gertrud wartete angstvoll und zagend vergebens auf Antwort; nach einigen Tagen nahm die Aebtissin sie aber mit dem Ausdruck verhaltenen Unwillens und Tadels und des Mitleidens, abseits vor, ließ einige geheimnißvolle Worte vom Zorn des Fürsten und der von ihr begangenen Uebereilung fallen, deutete jedoch an, daß, wofern sie sich gut aufführe, gänzliches Vergessen auch für sie zu hoffen stehe. Gertrud vernahm es und wagte nichts mehr deshalb zu bitten.

Endlich kam der so sehr gefürchtete und ersehnte Tag. Obschon Gertrud wußte, daß sie einem Kampfe entgegengehe, so erweckte ihr doch das Verlassen des Klosters und der Mauern, in denen sie acht Jahre eingeschlossen war, die Fahrt durch das freie Land,

der Wiederanblick von Stadt und Vaterhaus, die lebhafteſte Freude. Was ihren Kampf anlangte, ſo hatte ſie ſchon nach der Vertrauten Rathſchlägen ihre Maaßregeln genommen und verfuhr damit, wie wir gleich erzählen werden. — „Wenden ſie Gewalt an,“ dachte ſie, „ſo bleibe ich duldſam, demüthig, ehrerbietig und — ſtandhaft, es kommt doch nur darauf an, kein zweites Ja zu ſagen, und davor will ich mich ſchon hüten. Wollen ſie es mit Bitten verſuchen, ſo bitte ich noch mehr als ſie, weine, flehe, ſuche ihr Mitleid zu erwecken; ich verlange ja weiter nichts, als daß man mich nicht aufopfere.“ — Aber wie es gemeiniglich mit ſolchen Vorbeſtimmungen geſchieht, weder das eine noch andre fand Statt. Die Tage entſtehen, ohne daß der Vater noch die Andern jener Supplik gedachten, noch der zweiten Einwilligung, ohne daß ihr irgend Jemand, weder mit Bitten noch Drohungen zuſetzte. Die Eltern waren mit ihr ernſt, traurig, mürriſch, ohne jemals des Warum? zu gedenken. Nur ſo viel trat an den Tag, daß man ſie als gottlos und unwürdig betrachtete. Es ſchien ein geheimes Anathema auf ihr zu laſten, das ſie von der Familie ſchied und nur dann ihr vereinte, wenn man für nöthig hielt, ſie an ihre Unterwürfigkeit zu erinnern. Selten und nur zu gewiſſen Stunden durfte ſie ſich in Gegenwart der Eltern und des Erſtgebornen zeigen, aus deren Geſprächen große Vertraulichkeit, die Gertrudens Verdammniß ihr nur noch fühlbarer und

schmerzlicher machte, hervorging. Niemand redete mit ihr; was sie hie und da furchtsam zu äußern wagte, ward entweder als unwichtig nicht beantwortet, oder ganz überhört; höchstens erfolgte darauf ein zerstreuter oder strenger oder gar verachtender Blick. Versuchte sie, außer Stande, eine so entsetzliche, demüthigende Lage länger zu ertragen, sich wieder heimischer zu machen, bat sie um Liebe, so warf man einige, nicht geradezu an sie gerichtete Worte hin, die sich aber deutlich auf die Annahme des Schleiers bezogen und ihr zu verstehen gaben, dies sey das einzige Mittel, die Liebe der Familie wieder zu gewinnen. — Um diesen Preis konnte sie dieselbe nicht erkaufen, sie zog sich also zurück, war gezwungen, fast selbst die ersten Zeichen des so ersehnten Wohlwollens abzuweisen und mußte noch überdies einen gewissen Schein des Unrechts auf sich nehmen.

Diese Wirklichkeit harmonirte sehr wenig mit den lachenden Aussichten, die Gertrud sich früher erträumte, und von denen sie auch jetzt noch nicht lassen konnte. Sie hatte gehofft, in dem glanz- und geräuschvollen elterlichen Hause wenigstens einen Vorschmack davon zu bekommen, und fand sich nun so sehr getäuscht.

Sie war zu Hause so streng eingeschlossen wie im Kloster. Von Ausgehen war gar keine Rede, und ein bedeckter Gang, der aus dem Hause in die Familienkapelle der anstoßenden Kirche führte, entnahm selbst die einzige Nothwendigkeit, einen Fuß zur Erde

zu ſetzen. Die Geſellſchaft war trauriger, geringer, einförmiger, wie im Kloſter. Sobald irgend ein Beſuch angemeldet ward, mußte Gertrud in ihr Zimmer mit einigen alten Kammerfrauen, und bei jedem Gaſtmahle nöthigte man ſie, daſelbſt allein zu eſſen. Die Dienerſchaft richtete ihr Betragen gegen ſie nach dem der Herrſchaft ein, und wenn Gertrud, wäre es auf ſie angekommen, dieſelbe mit vornehmer, nachläſſiger Vertrautheit behandelt haben würde und in ihrem gegenwärtigen Zuſtande gern, wenigſtens den kleinen Troſt gehabt hätte, ſich von ihnen mit wohlwollender Ehrerbietung, wäre ſie auch nur erlogen geweſen, behandelt zu ſehen, ſo mußte ſie die Demüthigung und den Kummer offenbarer, nur von leichtem Schleier umhüllter Nichtbeachtung, von ihnen ertragen. Indeß bemerkte ſie, daß ein Page, ungleich den Anderen, ihr mit hoher Achtung und ganz beſonderer Theilnahme begegne. Das Weſen dieſes jungen Menſchen kam, vor dem aller anderen, den idealen Geſtalten ihrer geträumten Phantaſieenwelt am meiſten gleich. Nach und nach ward etwas Neues, Ungewohntes in dem Betragen der jungen Dame erkenndar: ihre Ruhe und Unruhe war anders als ſonſt; ſie ſchien etwas gefunden zu haben, was ihr Schmerz verurſache, was ſie ohne Aufhören anſehen möchte, deſſen Anblick ſie Niemand ſonſt gönne. Man bewachte ſie ſchärfer als zuvor und, — es mochte nun daran ſeyn, ſoviel da wollte, eines Morgens

überraschte sie eine Kammerfrau, als sie eben im Begriff stand, ein Blatt eilig zusammen zu falten, auf das sie besser gethan haben würde, nichts zu schreiben. Nach einigem Hin- und Herziehen erbeutete die Kammerfrau das Blatt und trug es zum Fürsten. Gertrudens Schrecken, als sie seine Schritte nahen hörte, läßt sich nicht beschreiben noch denken; ihr Vater war erzürnt, und sie fühlte sich strafbar. Er trat herein, seine Augenbrauen waren zusammengezogen: sie hätte hundert Ellen tief in der Erde seyn mögen, — im Kloster aber doch nicht. Er sagte wenig, aber mit Grimm. Ihre nächste Strafe war nur, unter der Aufsicht der Kammerfrau, welche die Entdeckung machte, in ihr Zimmer eingesperrt zu werden; es war die Vorbereitung zu einer Anderen, die man sie ahnen ließ, einer weit düsterern, unbestimmten und deshalb entsetzlicheren.

Der Page ward, nach Verdienst, alsbald fortgejagt und mit furchtbarer Rüge bedroht, wenn er jemals von der Sache ein Wort verlauten lasse. Der Fürst gab ihm zum Abschiede und um ihm die Lust zu benehmen, sich seines Glückes bei diesem Vorfalle zu rühmen, ein paar derbe Ohrfeigen. Ein, die Entfernung des Pagen rechtfertigender Vorwand war bald gefunden, und Gertruden gab man für krank aus. So war sie denn allein mit ihrer Unruhe, Schaam, Reue, Angst vor der Zukunft und mit dem Weibe, das sie als Zeugin ihrer Schuld, als Ursache ihres Unglücks

haßte und das ihr gegenseitig grollte, weil sie ihretwegen auf unbestimmte Zeit zu dem lästigen Amte einer Kerkermeisterin verdammt war und noch überdieß Mitbewahrerin eines sehr gefährlichen Geheimnisses. Der erste Aufruhr in Gertrudens Gefühlen stillte sich nach und nach; wie sie aber in ihrer Seele zurücktraten, wurden sie nur immer stärker und quälten sie mehr als zuvor. In was konnte wohl jene gefürchtete Strafe bestehen? Gertrudens warmer, jugendlicher Phantasie stellten sich die verschiedenartigsten, seltsamsten dar. Die wahrscheinlichste schien ihr, nach Monza ins Kloster wieder zurückgeführt und daselbst nicht mehr als Signorina, sondern als Verbrecherin behandelt, eingesperrt und wer weiß was sonst noch, zu werden. Welche Aufnahme stand ihr dort bevor! Was ihr diese schmerzenreiche Trübsal am allerempfindlichsten machte, war gewiß das Gefühl der Schaam. Die Worte und Ausdrücke jenes unglückseligen Blattes wichen nimmer aus ihrem Gedächtnisse; sie bedachte, wie die unerwartete Leserin sie sicher betrachtet und abgewogen hatte, so ganz anders als der würde gethan haben, zu dem sie als Antwort gelangen sollten; sie bedachte, wie das Blatt ihrer Mutter, ihrem Bruder konnte zu Gesicht gekommen seyn, und dabei vergaß sie aller Furcht und Strafe. Auch das Bild desjenigen, der an dem ganzen unglücklichen Vorfalle Schuld w[illegible], trat zuweilen vor der armen Gefangenen Augen, und es läßt

sich nicht sagen, welche sonderbare Verwirrung diese Erscheinung unter allen übrigen, ernsten, kalten, drohenden, ihm ungleichen, anstiftete. Obschon sie sich nun aber nicht von ihnen trennen, noch sich ihren angenehmen Träumen einen Augenblick überlassen konnte, ohne daß sich ihr gegenwärtiger Schmerz, als deren Folge, nicht alsbald hervorzudrängt hätte, so begann sie dennoch nach und nach seitner daran zu denken, sie zu vergessen und sich ihrer ganz zu entwöhnen. Auch ihrer ehemaligen, heiteren, glänzenden Lebensbilder wagte sie sich kaum mehr auf Augenblicke zu erinnern; sie waren gar zu sehr der Wirklichkeit, der wahrscheinlichen Zukunft entfremdet. Der einzige Ort, wo Gertrud hoffen durfte, eine ruhige, ehrenvolle Zuflucht zu finden, auf welche sie rechnen konnte, war das Kloster, und das mußte sie denn wohl für immer erwählen. Sie wußte wohl, dieser Entschluß würde Alles wieder gut machen, jede Schuld tilgen und sühnen und ihre Lage im Nu ändern. Es ist wahr, jeder Gedanke an ihr Leben lehnte sich dagegen auf, aber die Zeiten hatten sich geändert: der Abgrund, in den Gertrud versunken war, in den sie noch tiefer zu versinken fürchten mußte! — dagegen der Stand als gefeierte, achtsamte, mit Schmeicheleien und Ehrerbietung überhäufte Nonne! — Der Vergleich war lockend. Zwei unter sich sehr verschiedene Empfindungen trugen von Zeit zu Zeit manches bei, ihre alte Abneigung zu verlöschen: eines-

theils Reue über ihren Fehler und schwärmerischer Religionseifer; anderntheils ihr, von dem Benehmen der Kammerfrau, die — freilich oft von ihr gereizt — sich damit rächte, sie entweder mit der angedrohten Strafe zu fürchten zu machen, oder mit der Erwähnung ihres Vergehens zu beschämen, hochaufgeregter und beleidigter Stolz. Denn wollte sich jene einmal gütig erzeigen, so nahm sie einen so anmaßenden, herablassenden Ton an, der noch weit schlimmer als der der Beleidigung war.

Durch alles dieß ward Gertrudens Verlangen, sich den Klauen dieser Frau zu entziehen und zu einer Höhe zu steigen, auf welcher sie über ihrem Zorne und Mitleid stehe, so heiß und dauernd und dringend, daß ihr alle darum auszustehende Leiden außer Betracht schienen.

Gertrud mochte auf diese Weise etwa vier oder fünf lange Tage eingekerkert verlebt haben, als sie eines Morgens, außergewöhnlich erbittert und außer sich über eine Handlung ihrer Wächterin, sich in einen Winkel ihres Zimmers setzte und, das Gesicht in die Hand gestützt, eine Zeit lang mit ihrer Wuth kämpfte. Sie fühlte das stärkste Verlangen, andere Menschen zu sehen und zu hören, mit ihnen freundlichen Umgang zu pflegen, dachte sie aber an Vater, Familie, wandte sie sich erschrocken davon ab. Aber sie dachte wieder, daß es doch nur von ihr abhänge, sich alle zu besinnen, und empfand plötzliches Entzücken. Ihre Gedan-

ken verwirrten sich, stärker als sonst fühlte sie den Stachel der Reue über ihr Vergehen, das Verlangen, es wieder gut zu machen. Noch war sie zwar nicht entschlossen, sich aufzuopfern, nie aber vorher dem Entschluß so nahe. Sie erhob sich, ging zu einem kleinen Schreibtische, nahm jene verhängnißvolle Feder und schrieb im höchsten Grade der Aufgeregtheit und Abspannung, der Betrübniß und Hoffnung, an ihren Vater, bat inständig um seine Verzeihung und zeigte sich, wiewohl auf unentschlossene Weise, bereit, alles, wodurch sie dieselbe erlangen könne, zu thun.

Zehntes Kapitel.

Man kann, besonders von jugendlichen Gemüthern, in gewissen Augenblicken durch ein wenig dringendes Bitten Alles erlangen, was nur den leisesten Anstrich von Recht und Aufopferung hat. So läßt die schwankende, halb geöffnete Blume, vom leisesten Windhauche willig die ganze Fülle ihrer Blätter entfalten. Man sollte die Natur des Menschen in solchen Augenblicken nur ehrfurchtsvoll bewundern, aber die rücksichtslose Selbstsucht späht gerade sie auf das sorgfältigste aus und pflückt ihre Frucht, zu Erreichung schlimmer Absichten im eiligen Fluge.

Als der Fürſt den Brief geleſen hatte, gewahrte er ſogleich die, ſeinem unabänderlichen, hartnäckigen Willen günſtige Gelegenheit. Er ließ Gertruden ſagen, ſie ſolle zu ihm kommen, und bereitete ſich, das Eiſen zu ſchmieden, weil es warm war. Gertrud kam, und ohne die Augen zu ihrem Vater zu erheben, warf ſie ſich vor ihm nieder und vermochte kaum, ihm: „Verzeihung!“ zuzuſtammeln. Der Vater winkte ihr, aufzuſtehen, entgegnete aber mit einer, wenig zu Ermuthigung geeigneten Stimme, es genüge nicht bloß, Verzeihung zu wünſchen und zu verlangen, denn das ſey der natürliche Wunſch eines Jeden, der gefehlt habe und Strafe fürchte, man müſſe ſie auch verdienen. Gertrud fragte leiſe und zitternd, was ſie deshalb zu thun habe? Hierauf antwortete der Fürſt — wir können ihn in dieſem Augenblicke unmöglich Vater nennen — nicht gerade zu, ſondern fing an, ein Langes und Breites über Gertrudens Vergehen zu ſprechen, und traf damit ihr gequältes Herz ſo ſchmerzlich, wie wenn eine unſanfte Hand über eine offene Wunde hinſtreift. Er erklärte ferner: wenn auch ein Fall .... der niemals .... er habe zwar anfänglich darauf gedacht, ſie für den weltlichen Stand zu beſtimmen, ſie ſelbſt ihm aber ein unüberſteigliches Hinderniß entgegengeſtellt, denn, als Mann von Ehre, ſey es ihm nicht möglich, ſie nach dem, was ſie gethan, einem Kavalier zuzuſagen. Die arme Zuhörerin war vernichtet. Der Fürſt

sänftigte nunmehr stufenweise Blick und Rede, fügte hinzu: demungeachtet werde jeder Schuld Hülfe und Erbarmen, und für die ihrige sey die Art und Weise, Beides zu erlangen, deutlich und klar bestimmt: sie könne den Vorfall als Fingerzeig betrachten, daß die Welt für sie zu drohende Gefahren habe und .... „Ach ja!“ rief Gertrud, Furcht und Schaam erfüllt, hingerissen von augenblicklicher Zärtlichkeit. „Nun? siehst Du es selbst ein?“ nahm der Fürst rasch das Wort auf; „dann sey das Geschehene vergessen und vergeben. Du hast das einzig ehrenvolle, schickliche Mittel, was Dir blieb, erwählt. Da es aber aus freiem Willen, aus eigener Wahl geschehen ist, so liegt mir ob, es Dir in allem und jedem Punkte so angenehm wie möglich zu machen, alle Vortheile und alles Verdienst des Entschlusses Dich genießen zu lassen. Verlaß Dich auf mich.“ Er rief mit der auf dem Tische stehenden Klingel einen Kammerdiener herbei; „Die Fürstin und der Erbprinz!“ — Und zu Gertruden: „Sie sollen an meinem Troste unverzüglich Theil nehmen, ich will Dich von Allen, von dieser Minute an, so behandelt sehen, wie Du es verdienst und es Dir gebührt. Du hast mich bis jetzt als strengen Vater kennen lernen, aber von nun an sollst Du nur den gütigsten in mir erblicken.“

Gertrud hörte betäubt zu. Jetzt fühlte sie wieder stärker als je, welche Wichtigkeit diesem ihr entschlüpftem Ja innewohne, und forchte nach irgend ei-

nem Mittel, es zurückzunehmen, seine Bedeutung einzuschränken. Aber die Ueberzeugung des Fürsten schien so vollkommen, seine Freude ihr so gefährlich und seine Güte so bedingt, daß Gertrud kein einziges, störendes Wort zu äußern wagte.

Die beiden Herzugerufenen kamen alsbald an, und Gertrudens Anblick schien sie in ungewisses Staunen zu versetzen. Der Fürst aber theilte ihnen sogleich sein heiteres, vergnügtes Aussehen durch die Worte mit: „die Sünderin bereut! — Sey dies das letzte, an vergangenes Leid erinnernde Wort. Seht den Stolz unserer Familie! Gertrud bedarf keines Rathes mehr. Was wir zu ihrem Besten wünschten, hat sie freiwillig erwählt. Sie ist entschlossen .... hat mir zu verstehen gegeben, daß sie entschlossen sey ....“ Gertrud erhob bei diesem Worte ihren flehenden, schreckvollen Blick zu ihm empor, wie um Aufschub von ihm zu verlangen; aber er sprach mit lauter Stimme aus: ..... „und bereit, den Schleier zu nehmen.“

„Schön, schön, herrlich!“ riefen Mutter und Sohn einstimmig, und eins um das andere umarmte Gertruden, die alle Liebkosungen nur mit Thränen — man legte sie ihr als Freudenthränen aus — erwiederte.

Nun beeilte sich der Fürst auseinanderzusetzen, was er alles thun wolle, der Tochter Schicksal auf das anmuthigste und glänzendste zu gestalten. Er

sprach von den Auszeichnungen, die er ihr im Kloster und der ganzen Landschaft, wo man sie wie Fürstin, wie der Familie Stellvertreterin behandeln werde, bereite; daß ihrer, unmittelbar nach erreichtem Alter, der höchste Rang warte und sie auch jetzt schon nur der Form nach unterworfen seyn solle. Die Fürstin und der Prinz wiederholten ohn' Unterlaß ihre Glückwünsche und Beifalls-Bezeugungen, und Gertrud schwebte wie im Traume.

„Nun müssen wir auch den Tag feststellen, um uns nach Monza zu begeben und der Aebtissin die Sache vorzutragen;" sagte der Fürst: „wie wird sie sich nicht freuen! das ganze Kloster wird die Ehre erkennen, die Gertrud ihm erzeigt. Aber, ... warum wollen wir nicht gleich heute hinfahren? Gertrud wird gern ein wenig frische Luft-schöpfen."

„Nun so laßt uns aufbrechen!" meinte die Fürstin.

„Aber . . . ." sagte Gertrud leise.

„Halt, halt!" nahm der Fürst das Wort. „Sie mag entscheiden. Vielleicht ist sie heute nicht dazu gestimmt und wartet lieber bis morgen. Sag', willst Du, daß wir heute oder morgen hinfahren?"

„Morgen," erwiederte Gertrud mit schwacher Stimme, der es doch etwas schien, einen Tag gewonnen zu haben.

„Morgen!" sagte der Fürst feierlich: „sie hat bestimmt, daß wir morgen fahren. Ich gehe indeß

zum Nonnenvikar, daß er einen Tag zur Prüfung bestimme.“ Er verließ das Zimmer und ging wirklich selbst — die Herablassung war nicht gering — zu besagtem Vikar, der übermorgen zu kommen versprach.

Gertruden blieb während des ganzen übrigen Tages keine ruhige Minute. Es wäre ihr lieb gewesen, sich von allen diesen Stürmen ausruhen zu können, so zu sagen, ihre Gedanken über Alles aufzuklären, sich von dem, was sie gethan hatte, Rechenschaft abzulegen, zu überdenken, was ferner zu thun sey und zu ihrem wahren Wohle führe, die so schnell in reißenden Lauf gebrachte Maschine aufzuhalten, — vergebens! es war unmöglich. Eines folgte dem Andern, eines ging aus dem Andern hervor. Nach der bedeutenden Unterredung führte man sie in das Kabinet der Fürstin, wo sie unter deren Augen, von der eignen Kammerfrau angekleidet und aufgeschmückt ward. Noch war nicht die letzte Hand an den Putz gelegt, als man schon hinterbrachte, daß die Tafel servirt sey. Gertrud schritt vor den sich tief neigenden Bedienten vorbei, welche sich glückwünschende Winke über die Heilung gaben, und fand einige der nächsten Anverwandten anwesend, die man in aller Eile zu Ehren und aus Freude über die erwünschte Nachricht und erfolgte Heilung und Zustimmung, zusammen gebeten hatte. Die Braut — so heißen die angehenden Nonnen, und so wurde Gertrud gleich

von allen begrüßt — hatte vollauf zu thun, alle an sie gerichtete Artigkeiten und Glückwünsche zu erwiedern. Sie wußte wohl, daß ihre Antworten sie ablehnten und zurückwiesen, wie konnte sie aber anders? Nach aufgehobener Tafel war bald die Stunde der Spazierfahrt da. Gertrud ward von ihrer Mutter und zwei Tanten, welche mit eingeladen gewesen waren, begleitet, und nachdem man die frische Luft eine Weile genossen hatte, fuhr man nach der Straße Marina, die damals quer den Platz durchschnitt, wo sich jetzt die öffentlichen Gärten befinden, und der Sammelplatz der feinen Welt war. Die Herren traten an die Wagenschläge und erholten sich da nach des Tages Last und Hitze. Gertrudens Oheime sprachen, wie an diesem Tage schicklich, viel mit ihr, und der eine, welcher besser, als alle Andere, alle Leute, Kutschen und Livreen zu kennen schien und immer etwas von diesem oder jenem Herrn, dieser oder jener Dame zu erzählen hatte, unterbrach sich selbst ganz plötzlich und rief der Nichte zu: „Ei, wie Du kleiner Schalk nicht auf alles dies Gerede lauschst! Du bist mir die Rechte! Mengst Dich in uns armer Weltkinder Narrheiten, willst ein heiliges Leben führen und begiebst Dich in das Paradies einer Kutsche!“

Mit anbrechender Dämmerung fuhr man wieder nach Hause, die Bedienten sprangen mit Fackeln herzu und meldeten, es sey viel Besuch da. Das Gerücht hatte sich verbreitet, und Verwandte und Freun-

de kamen, ihre Pflicht zu erfüllen. Man begab sich in den Conversationssaal. Die Braut war die Königin des Abends, der Abgott und das Opfer der Gesellschaft; Jedermann machte Ansprüche auf sie; einer bat um ihr Gebet, der andere versprach, sie zu besuchen; der schwatzte von der und der Nonne, seiner Verwandten; der von einer andern, seiner Bekannten; der lobte den reinen Himmel von Monza; der ließ seiner Zunge freien Lauf über die Ehre, die ihr als Grundherrin dort gebühre. Andere, die ihr noch nicht hatten nahen können, standen von fern und warteten mit einer gewissen Aengstlichkeit auf eine Lücke unter den Belagerern, um auch ihre Schuldigkeit abzutragen. Endlich verlor sich eins nach dem andern, zufrieden und ruhig, und Gertrud blieb mit ihrer Familie allein.

„Nun," sagte der Fürst, „habe ich doch den Trost gehabt, meine Tochter im Umgange mit ihres Gleichen zu sehen. Ich gestehe, sie hat sich trefflich benommen und bewiesen, daß es ihr keine Mühe kosten wird, die erste Rolle zu spielen und die Würde der Familie zu behaupten."

Man aß schnell zu Abend, um sich bei Zeiten niederzulegen und in der Frühe des anderen Tages auf zu sein.

Gertrud, betrübt, verdrießlich und zugleich auch ein wenig stolz auf alle, den Tag über empfangene Huldigungen, erinnerte sich in diesem Augenblicke alles dessen, was sie von ihrer Kammerfrau erlitten hatte, und da

sie den Vater so gestimmt sah, ihr in Allem, ausgenommen in einem Stücke, zu willfahren, so nahm sie sich vor, davon Nutzen zu ziehen und wenigstens eine der sie peinigenden Leidenschaften zu befriedigen. Sie erklärte also die äußerste Abneigung gegen jene Frau und beklagte sich heftig über ihre Behandlung.

„Wie!“ sagte der Fürst, „hat sie die Ehrerbietung gegen Dich aus der Acht gelassen? Dafür will ich ihr morgen den Kopf waschen nach Verdienst und Würden, überlaß es mir nur, Du sollst Genugthuung haben. Eine Tochter, mit der ich zufrieden bin, soll Niemand umgeben, der ihr mißfällt.“ Er ließ eine andre Frau rufen und trug ihr auf, Gertruden zu bedienen, die sich, nach empfangener Genugthuung, wunderte, auf ihr heißes Verlangen darnach nur so schwache Freude zu empfinden. Es hatte sich, wider ihren Willen, das Gefühl der bedeutenden Schritte, welche sie an diesem Tage dem Kloster zu that, aller ihrer Gedanken bemächtigt. Wollte sie noch zurücktreten, so bedurfte es bei weitem größerer Kraft und Entschlossenheit, als noch vor wenigen Tagen genügt haben würde und die ihr selbst in geringem Grade mangelte.

Die Frau, welche sie auf ihr Zimmer begleitete, diente schon lange im Hause, war schon Wärterin des Prinzen gewesen, den sie aus den Händen der Amme empfing und bis in sein Jünglingsalter auferzogen hatte. Er war der Gegenstand ihrer Liebe

und Hoffnungen, ihres Stolzes. Der an diesem Tage erfolgte Beschluß ging ihr so nahe, als wenn ihr eigenes Glück dadurch gemacht wäre, und Gertrud mußte nun schließlich auch ihre Glückwünsche, Lobpreisungen und Rathschläge anhören. Sie schwatzte viel von Tanten und Großtanten, denen es so wohl im Kloster ergangen wäre, weil man ihnen, wegen des Glanzes ihrer fürstlichen Familie, die größte Ehre habe widerfahren lassen, die immerdar verstanden hätten, sich eine Hand frei zu erhalten und von ihrem Sprachgitter aus Sachen durchsetzten, welchen die allermächtigsten Damen unterlegen wären. Sie erwähnte der Besuche, die sie heute empfangen habe, und wie sie dereinst den Erbprinzen mit einer vornehmen Gemahlin bei sich sehen werde, worüber Kloster und Umgegend in Aufruhr und Bewegung kommen müsse. Die Alte sprach, indem sie Gertruden entkleidete, sie sprach noch, als diese sich niederlegte, und sprach, bis sie entschlafen war. Jugend und Müdigkeit überwältigten Sorgen und Kummer. Ihr Schlummer war unruhig und unerquickend, schwere Träume beängsteten ihn; dennoch erwachte sie erst auf den Ruf der Alten, die sie zu wecken kam, weil man schon zu der Fahrt nach Monza bereit sey.

„Auf, auf, Fräulein Braut! es ist lichter Tag, ich muß Euch ankleiden und schmücken, und das dauert wenigstens eine Stunde. Die gnädige Fürstin ist auch schon wach, sie hat sich vier Stunden früher,

als gewöhnlich wecken lassen. Der Herr Erbprinz ist schon in den Marstall hinabgegangen und zur Abreise in jeder Stunde bereit. Munter, wie ein junger Haase! aber so war er schon von Kindesbeinen an, und ich kann mich wohl rühmen, ihn in meinen Armen gehegt zu haben. Soll gereist werden, so mag er nicht gern warten; er ist zwar der gütigste Herr von der Welt, dann verliert er aber die Geduld und lärmt, was er kann. Der arme Herr! Man muß ihn darum bedauern, es liegt im Temperamente. Diesmal hat er wohl auch ein wenig Recht, weil er sich Euretwegen bemüht. Wer ihm in solchen Augenblicken aber zu nahe kommt, der mag sich nur versehen, er beherrscht sich vor Niemand als dem gnädigen Herrn. Er wird es ja auch einmal werden, gebe nur Gott, so spät als möglich! Rasch, rasch, Fräulein! was schaut Ihr mich denn so starr an? Ihr solltet schon längst aus dem Bette seyn!"

Der Gedanke an den ungeduldigen Erbprinzen verscheuchte alle andere, die in Gertrudens Innerem aufgestiegen waren. Sie gehorchte, kleidete sich eilig an, ließ ihren Putz ordnen und erschien im Saale, wo Eltern und Bruder ihrer schon harrten. Sie mußte sich in einen Lehnstuhl setzen, eine Tasse Schokolade zu sich nehmen; welcher Gebrauch damals den Eintritt ins erwachsene Alter bedeutete.

Man meldete, der Wagen stehe bereit. Der Fürst ging mit seiner Tochter abseits und sagte:

„Nun, Gertrud, gestern hast Du Dir Ehre gemacht, heute mußt Du Dich selbst übertreffen. Es handelt sich um das erste Auftreten in dem Kloster und der Gegend, wo Du bestimmt bist, die erste Rolle zu spielen. Man erwartet Dich!“ — Es braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden, daß der Fürst am vorigen Tage an die Aebtissin geschrieben hatte — „und aller Augen werden auf Dir ruhen. Würde und Anstand! die Aebtissin wird Dich fragen, was Du willst, es ist Vorschrift. Antworte ihr: Du wünschtest das Ordenskleid des Klosters anzulegen, wo man Dich so liebreich erzogen und Dir so vieles Gute erwiesen habe; es ist ja auch die Wahrheit! Du mußt die Worte mit Freimuth sprechen, daß man nicht glaube, sie seyen Dir eingegeben und Du verständest nicht selbst so viel. Die guten Schwestern wissen nichts vom Vorgefallenen, es ist Familiengeheimniß; also zeige Dich nicht etwa schüchtern und betrübt, sonst möchten sie Verdacht schöpfen. Zeige ihnen, welches Blut in Deinen Adern, sey sittsam, bescheiden, bedenke aber auch stets, daß außer der Familie an jenem Orte Niemand Dir gleich ist!“

Ohne Antwort zu erwarten, ließ sie der Fürst stehen und ging. Gertrud, die Fürstin und der Erbprinz folgten die Treppe hinab, in den Wagen. Die Unterhaltung unterwegs drehte sich um nichts als das Nichtige, Eitele der Weltfreuden und die Seligkeit des Klosterlebens, besonders für junge Mädchen aus

den ersten Geschlechtern. Als man dem Kloster nahe kam, erneuete der Fürst seine Lehren und wiederholte mehrmals die zu ertheilende Antwort. Gertrud fühlte ihr Herz beklemmt, als sie die Thore der Stadt hinter sich sah; indeß nahm eine Anzahl Abgeordneter, welche den Wagen anhielten und ihn bekomplimentirten, ihre augenblickliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Man setzte den Weg nach dem Kloster langsam durch einen von allen Seiten herzulaufenden Schwarm Neugieriger fort. Endlich hielt er vor den bekannten Mauern, dem bekannten Thore, und Gertrud empfand die drückendste Herzensangst. Man stieg aus und schritt durch die von den Bedienten zertheilte, unzählige Menschenmenge. Alles staunte das arme Kind an, das sich nur mit der äußersten Anstrengung aufrecht erhielt. Den meisten Zwang legten ihr die Augen des Vaters auf, den sie, so viele Furcht ihr auch sein Blick einflößte, nicht immerfort anzusehen unterlassen konnte; sein bloßes Auge beherrschte ihr ganzes Wesen wie mit unsichtbaren Banden. Sie schritten über den ersten Hof und gelangten zum zweiten, wo an der weit offnen Thüre des Klosters Nonne bei Nonne stand. Die Aebtissin, umgeben von den Aeltesten, befand sich dicht am Eingange; hinter ihr, auf den Zehen, eine Nonne über die andere weg sehend, im Hintergrunde die Laienschwestern auf Schemmeln. Hie und da leuchtete wohl auch ein weltliches, zwischen den Klosterkleidern

hindurch, und der Kopf irgend einer schlauen, muthigen Kostgängerin, der es gelungen war, sich heimlich und unbemerkt herbeizuschleichen, um auch ihrerseits etwas zu sehen, ward zwischen den verhüllten der Nonnen erkenntlich. Ausrufungen ertönten dieser Menge, und viele Arme sah man, zum Zeichen freundlicher Aufnahme und Bewillkommung, erhoben. Sie gelangten zur Thüre. Gertrud stand Angesichts der Aebtissin. Nach den ersten Begrüßungen fragte diese mit feierlichem, heiterem Ausdrucke: was ihr Begehren an diesem Orte sey, wo Niemand ihr etwas verweigern könne? „Ich bin hier ....“ begann Gertrud; aber indem sie die Worte aussprechen wollte, die ihr Schicksal fast unwiderruflich bestimmten, zauderte sie einen Augenblick und ihre Augen ruhten auf der umstehenden Menge. Da erblickte sie eine ihrer früheren Vertrauten, welche ihr sowohl Mitleiden, als Schadenfreude auszudrücken und zu sagen schien: „Die Tapfere! nun ist sie ja überwunden.“ — Sonstige Gefühle traten mit erneuerter Kraft vor ihre Seele, sie fühlte wieder einen Theil ihres Muthes und suchte schon nach einer, ganz von der anbefohlnen verschiedenen, Antwort. Ihre Kraft zu prüfen, sah sie zum Vater auf; seine Züge verriethen so wilde Unruhe, drohende Ungeduld, daß Furcht den Ausschlag gab, und sie sprach die Worte: „Ich bin hier, mit dem Wunsche, das Ordenskleid dieses Klosters, wo ich so liebreich erzogen ward, anzulegen,“ so rasch

und eilig aus, wie man einer furchtbaren Gefahr sich zu entziehen sucht.

Sogleich entgegnete die Aebtissin: es schmerze sie sehr, daß die Regel eine unmittelbare Antwort auf dies Gesuch nicht zulasse, sie verlange Zustimmung der Schwestern und vorgängige Erlaubniß der Oberen; Gertrud werde indeß die Gesinnungen, welche man hier für sie hege, hinlänglich kennen, um voraus zu wissen, welche Art Antwort erfolgen müsse; auch verbiete ihr und den Schwestern keine Regel, im Voraus die Genugthuung an den Tag zu legen, welche ein solches Verlangen ihnen allen einflöße. Es erhob sich hierauf ein verwirrtes Geräusch glückwünschender, bewillkommender Stimmen; man brachte große, mit Konfituren angefüllte Becken herbei, welche zuerst der Braut, dann den Eltern dargeboten wurden; eine Nonne bemächtigte sich nach der andern der Braut; einige begrüßten die Mutter, andere den Erbprinzen, und die Aebtissin ersuchte den Vater, an das Gitter des Sprachzimmers zu kommen, wohin auch sie sich begab. Zwei der Aeltesten begleiteten sie. Als der Fürst eintrat, sagte sie: Herr Fürst! eine Regel.... unerläßliche Pflicht .... selbst in diesem Falle .... ich muß Euch sagen .... jedesmal, wenn ein junges Mädchen den Schleier verlangt, ... muß die Oberin, ... die ich Unwürdige, ... den Eltern kund thun, ... daß, wenn sie etwa .... der Tochter Willen ge-

zwungen hätten, ... Excommunication ihre Strafe sey. Ihr werdet entschuldigen...."

„Wohl, wohl, ehrwürdige Mutter. Ich lobe Euren Pflichteifer; es ist recht und billig .... aber, Ihr könnt überzeugt seyn...."

„Ach! sicherlich, Herr Fürst .... ich habe blos meiner Pflicht gemäß geredet .... übrigens ...."

„Gewiß, gewiß, Mutter Aebtissin!"

Nach diesem kurzen Gespräche verneigten sich beide Theile gegen einander und gingen ab, als ob es einem wie dem andern lästig falle, es fortzuführen. Jedes ging zu den Seinigen, das eine außerhalb, das andere innerhalb der Klosterschwelle. „Nun kommt," sagte der Fürst, „Gertrud wird ja bald häufige Gelegenheit haben, der Gesellschaft dieser Mütter sich zu erfreuen. Jetzt sind wir ihnen schon zu lange zur Last gewesen." Er verneigte sich, gab das Zeichen zum Abschiede, die Familie setzte sich in Bewegung, Grüße und Gegengrüße, und man verließ sich.

Gertrud war auf dem Rückwege nicht gestimmt zu reden. Entsetzt über den gethanen Schritt, beschämt über ihre Muthlosigkeit, aufgebracht gegen die Anderen und sich selbst, überlief sie, betrübten Herzens, im Stillen noch alle die Gelegenheiten, wo sie Nein sagen konnte und versprach sich, schwach und unsicher, bei dieser oder jener oder einer dritten sich gewandter und stärker zu zeigen. Bei allen diesen Gedanken konnte sie aber immer noch nicht jenen

gröſslichen Blick des Vaters vergessen. Manchmal wagte sie, furchtsam die Augen einen Moment zu ihm zu erheben, niemals aber traf sie nur eine Spur von Zorn in seinem Antlitz, er schien sogar im höchsten Grade mit ihr zufrieden. Darüber freute sie sich und konnte sich wohl auf kurze Weile beruhigen. — Kaum zu Hause angekommen, lange Toilette, Mittagsmahl, Besuche, Spazierfahrt, Conversation, Abendessen. Am Ende des Tages brachte der Fürst eine neue Angelegenheit zur Sprache, nämlich die Wahl der von den Eltern einer jungen Nonne einzuladenden Dame, welche während der Zeit, vom ausgesprochenen Wunsche der Aufnahme bis zur Aufnahme selbst, als Hüterin oder Begleiterin um dieselbe seyn muß. Diese Zeit wird gemeiniglich damit zugebracht, Kirchen, öffentliche Paläste, Conversationen, Landhäuser und Heiligthümer aller Art, kurz das Bemerkenswertheste von Stadt und Umgegend kennen zu lernen, damit die jungen Mädchen, bevor sie das unwiderrufliche Gelübde aussprechen, wohl wissen, auf was sie verzichten.

„Man muß auf eine Begleiterin denken," sagte der Fürst, „denn morgen kommt der Nonnenvikar zur Prüfung und bald darauf wird Gertrud im Kapitel zur Aufnahme vorgeschlagen." Er hatte sich, indem er dies sagte, zur Fürstin gewendet; sie glaubte, er fordere damit zu Vorschlägen auf, und sagte: „Nun, da ist ...."

Aber der Fürst unterbrach sie: „Nein, nein, Frau Fürstin, die Braut hat zu wählen, und wenn auch selbst der allgemeine Gebrauch es den Eltern überließe, so hat Gertrud doch ein so verständiges, richtiges Urtheil, daß sie wohl eine Ausnahme verdienen würde!“ Mit dem Ausdrucke außerordentlicher Gnade blickte er Gertruden an und sprach weiter: „Jede der Damen, welche heut Abend bei der Conversation waren, besitzt alle erforderlichen Eigenschaften, die Begleiterin einer Tochter unsers Hauses zu seyn. Sage mir nun, welcher du die Ehre des Vorzugs giebst und wähle selbst.“

Gertrud fühlte sehr gut, daß diese Wahl eine abermalige Zustimmung sey, aber sie ward dazu so umständlich aufgerufen, daß, sie von der Hand weisen, ihr für Verachtung, Entschuldigungen für Unlust oder Undankbarkeit hätten ausgelegt werden können. Also that sie auch diesen Schritt und nannte die Dame, welche ihr diesen Abend am meisten gefallen hatte; es war die, welche sie am meisten liebkoste und lobte und ihr mit der zuvorkommenden, herzlichen Vertraulichkeit begegnete, die in den ersten Momenten einer Bekanntschaft den Schein langjähriger Freundschaft annimmt. „Sehr gut gewählt!“ rief der Fürst, der gerade diese Wahl wünschte und erwartete. War es nun List oder Zufall, die genannte Dame hatte sich den ganzen Abend über so sehr um Gertruden bemüht und sie so sehr mit sich beschäftigt,

daß Gertrud beinahe auf keine andere fallen konnte. In jedem Falle waren diese Artigkeiten nicht ohne Ursache. Seit langer Zeit schon hatte sich die Dame den Erbprinzen zum Schwiegersohn gewünscht, betrachtete also die Angelegenheiten wie ihre eigenen, und nichts war natürlicher, als daß sie sich für Gertruden, wie für eine ihrer nächsten Verwandten, interessirte.

Gertrud erwachte am Morgen mit dem Gedanken an die bevorstehende Prüfung, und während sie noch bedachte, ob und wie sie diese entscheidende Gelegenheit benutzen könne, zurückzutreten, ließ sie der Fürst zu sich kommen. „Höre, Tochter," sagte er, „bis jetzt hast du deine Sachen musterhaft gemacht, nun aber kommt's drauf an, das Werk zu krönen. Alles, was bis jetzt geschah, geschah mit deinem freien Willen. Wären unterdessen Zweifel oder Reue, Jugendgrillen in dir entstanden, so hättest du dich erklären können. So weit die Sachen jetzt gediehen sind, ist es nicht mehr Zeit zu Kinderpossen. Der ehrwürdige Mann, welcher diesen Morgen kommt, wird wegen deines Berufs auf hunderterlei Art fragen: ob du den Schleier gern nimmst, weshalb, warum, und was weiß ich alles? Zauderst du zu antworten, so forscht er dich durch und durch aus. Es würde dir unangenehm und lästig seyn, könnte aber auch noch schlimmere Folgen haben. Die Sache ist förmlich erklärt, das geringste Zaudern würde demnach meine Ehre bloßstellen, die Vermuthung erregen,

ich habe einen leichtsinnigen Gedanken deinerseits für festen Entschluß gehalten, die Sache zu eilig betrieben, oder wer weiß was sonst verbrochen. In diesem Falle würde ich in die Nothwendigkeit versetzt werden, einen von zwei gleich betrübenden Wegen einzuschlagen: entweder den auf mir haftenden Flecken zu dulden, was sich aber durchaus nicht mit meiner Pflicht gegen mich selbst verträgt, oder den wahren Beweggrund zu deinem Entschlusse rund heraus zu sagen und ....“ Da er aber hier bemerkte, daß Gertruden's Gesicht ganz Feuer und Flamme war, ihre Augen schwollen und ihr Gesicht sich zusammenzog, wie die Blätter einer Blume vor der erdrückenden Schwüle eines Gewitters, so hielt er inne und sagte mit heiterer Stirn: „Doch! — es hängt ja alles nur von dir und deinem Einsehen ab. Ich weiß, es ist nicht gering und du wirst nicht noch am Ende, was du so gut anfingst, durch Thorheit zerstören; ich mußte aber aller möglichen Fälle gedenken. Sprechen wir nicht mehr davon! Wir sind einverstanden, daß du so freimüthig und fest antwortest, um keinen einzigen Zweifel in dem Kopfe des Vikars aufkommen zu lassen. Auf diese Art wirst du es auch bald überstanden haben.“ Er brachte ihr noch einige Antworten auf die wahrscheinlichsten Fragen bei und nahm dann sein gewöhnliches Gespräch über das Wohlleben und alle die Annehmlichkeiten auf, welche sie im Kloster finden werde. Er setzte es fort, bis ein

Bedienter den Vikar meldete, und ließ sie, nach nochmaligen Ermahnungen rücksichtlich der Hauptpunkte, mit ihm, wie es Regel war, allein. Der ehrliche Mann kam schon mit der Ueberzeugung von Gertruds wirklichem innern Berufe zum Kloster an; denn der Fürst hatte es ihm, als er ihn einlud, so gesagt. Er wußte allerdings, daß Mißtrauen das Erste, Hauptsächlichste sey, was sein Amt verlange, befolgte deshalb den Grundsatz, solchen Versicherungen schwer Glauben beizumessen und sich vor jedem Vorurtheile zu hüten; aber es ist und bleibt doch ein sehr seltner Fall, daß die ernst und bestimmt für etwas sprechenden Worte glaubwürdiger Leute, jeden Standes, nicht das Gemüth dessen, der sie vernimmt, für sich einnähmen. Nach dem, was die Sitte vorschrieb, sprach er also: „Ich komme, Fräulein, die Rolle des Teufels zu spielen, nämlich das, was Ihr in Eurer eingesandten Schrift für gewiß ausgabt, in Zweifel zu ziehen, ich komme, Euch alle Schwierigkeiten eines solchen Schrittes vor Augen zu stellen und mich zu überzeugen, ob Ihr sie auch wohl erwogen habt. Erlaubt mir einige Fragen."

„Sprecht," erwiederte Gertrud.

Nun fing der gute Priester an, sie nach alter Form und Sitte zu befragen: „Fühlt Ihr im Herzen den freien, freudigen Entschluß, Nonne zu werden? Hat man keine Drohungen oder Schmeichelworte gegen Euch angewendet? Hat Euch nicht ir-

gend eine Gewalt dazu vermocht? Sprecht aufrichtig und ohne Rückhalt zu einem Manne, dessen Pflicht es ist, Euern wahren Zustand zu erforschen, damit Euch auf keine Weise Gewalt geschehe!" Die wahre Antwort auf solche Fragen stand mit furchtbarer Klarheit im Nu vor Gertrudens Seele. Um sie zu ertheilen, mußte eine Erklärung, die Mittheilung einer Geschichte vorausgehen.... — Die Unglückliche schauderte vor diesem Gedanken zurück und suchte eine andere Antwort auf, die ihr besser und schneller aus der Verwirrung half. „Ich werde Nonne," sagte sie, ihre Verlegenheit bergend, „aus freiem Antriebe und Willen." „Seit wann hegt Ihr diesen Gedanken?" fragte der Priester weiter.

„Ich habe ihn immer gehegt," war Gertrudens Antwort, die nach diesem ersten Schritte mit größerer Geläufigkeit gegen sich selbst zu lügen vermochte.

„Was ist aber Euer Hauptbeweggrund, Nonne zu werden?" Der gute Priester wußte nicht, welche schreckliche Seite er da berührte, und Gertrud mußte viel kämpfen, in ihrem Antlitze den Eindruck dieser Worte nicht zu verrathen. „Mein Beweggrund," sagte sie, „ist: Gott zu dienen, die Gefahren der Welt zu meiden."

„Sollte nicht etwa Ueberdruß, verzeiht mir, Grillen, daran Theil haben? Manchmal verursacht uns eine flüchtige Sache scheinbar bleibende Wirkung;

ist aber die Ursache vorbei, die Seele ruhig, dann ....“

„Nein, nein,“ erwiederte Gertrud heftig, die Ursache ist die genannte!“

Der Vikar setzte seine Fragen fort, mehr um seiner eigenen Beruhigung willen, als weil er es nöthig glaubte; Gertrud war aber entschieden, ihn zu hintergehen. Außer dem Abscheu, den ihr der Gedanke erregte, diesem rechtschaffenen, würdigen, so weit vom Errathen ihres Zustandes entfernten Manne ihre Schwäche zu gestehen, bedachte sie wohl, daß er sie vor dem Schleier retten könne; das war aber auch die Grenze seiner Autorität und seines Schutzes. — War er fort, so befand sie sich wieder in der Gewalt des Fürsten, und was sie auch dann in diesem Hause leiden mußte, der Geistliche erfuhr es entweder nicht, oder konnte, wenn es auch der Fall war, mit dem besten Willen ihr nicht helfen, sondern sie nur beklagen.

Der Prüfer ermüdete eher im Fragen, als Gertrud im Lügen. Er konnte an allen ihren Antworten nichts aussetzen, er hatte keinen Grund, deren Richtigkeit zu bezweifeln, hörte endlich auf und sagte ihr nun alles, was er geschickt glaubte, sie in ihrem guten Vorsatze zu bestärken, wünschte ihr Glück und empfahl sich. Als er über den Saal weg, dem Eingange zuschritt, begegnete er dem wie zufällig vorübergehenden Fürsten und drückte ihm seine Zufrie-

denheit mit dem frommen Gemüthe der Tochter aus. Der Fürst hatte in der peinlichsten Erwartung geschwebt, lebte bei dieser Nachricht wie von Neuem auf und, seiner gewohnten Würde uneingedenk, lief er beinah auf Gertruden zu, und überhäufte sie, voll der herzlichsten Freude und wirklich aufrichtiger Zärtlichkeit, mit Lobsprüchen, Liebkosungen und Versprechungen. Wir lassen Gertruden allein mit ihrer Begleiterin von einem Orte zum andern, einer Vergnügung zur andern schwärmen und folgen eben so wenig dem monotonen Gange ihrer Gefühle und Schmerzen während dieser ganzen Zeit. Die Schönheit der Gegend, die stets wechselnden Gegenstände, das stete, heitere Leben in freier Luft, machten ihr den Gedanken an den endlichen Ort ihrer Bestimmung, in den sie sich auf immer begraben sollte, immer unausstehlicher. Schmerzlicher noch berührten sie die Festlichkeiten und Vergnügungen der Stadt.

Der Anblick einer Braut, im gebräuchlicheren Sinne des Worts, erregte ihr fast unerträglichen Neid und Kummer, und sah sie hie und da gewisse Andere, so empfand sie wohl, daß es das höchste Erdenglück seyn müsse, so genannt zu werden. Die Pracht der Paläste, der Schimmer von Edelgestein, das festliche Gewimmel und Geräusch der Conversationen flößten ihr manchmal solche Trunkenheit der Sehnsucht nach einem zwanglosen Leben ein, daß sie sich fest versprach, zurückzutreten und lieber alles zu erdulden, als sich

in die kalte, todte Klosternacht zu begeben. Alle solche Entschlüsse verrauchten aber an der mächtigerern Betrachtung der Hindernisse, beim bloßen Anblicke ihres Vaters. Manchmal vergällte ihr auch der Gedanke, bald für immer auf alle diese Annehmlichkeiten verzichten zu müßen, die kurze Zeit ihrer Dauer; so wie der verschmachtende Kranke wohl den Löffel voll Wasser, welchen ihm der Arzt kaum zugesteht, mismuthig annimmt, oder gar verachtend abweist. Während dem hatte der Nonnenvikar das nöthige Zeugniß ausgefertigt und die Erlaubniß, das Kapitel zu halten, langte im Kloster an. Es geschah; wie im Voraus gewiß war, sprachen die erforderlichen zwei Drittel Stimmen für Gertrud, und sie ward angenommen.

Sie selbst, müde des Orts, wo man sie so lange gemißhandelt hatte, verlangte so bald als möglich nach dem Kloster; natürlich widersprach kein Mensch diesem Wunsche, man erfüllte ihn, brachte sie mit großer Feierlichkeit hin und sie nahm das Kleid. Nach zwölfmonatlichem Noviziate, das ihr unter Reue und Leid verfloß, nahte der entscheidende Augenblick, wo sie entweder ein unerwarteteres, seltsameres, anstößigeres Nein, als je, aussprechen, oder ein schon oft gesagtes Ja wiederholen mußte; sie wiederholte es und war — Nonne. —

Es liegt tief in dem ewigen Wesen der Christusreligion begründet, Trost und Ruhe jedem zu gewäh-

ren, der sich in Noth und Drangsal vertrauungsvoll zu ihr wendet. Ist Geschehenes zu ändern, so leiht sie Licht und Kraft, daß es geändert werde, wo nicht, ist sie das einzige Mittel, um, wie das Sprichwort besagt, aus der Noth eine Tugend zu machen. Sie lehrt, was Leichtsinn begann, mit Weisheit enden, vermag die Seele, der Vorsehung Willen zu folgen, und giebt unbedachten, doch unwiderruflichen Entschlüssen alle Heiligkeit, alle Freudigkeit und allen Werth wahren Berufes. Sie ist der sicher, durch jedes Labyrinth, vor jedem Abgrunde vorüber leitende Weg; wer ihr folgt, sich ihr ganz überläßt, wird froh zum frohen Ziele gelangen. Wäre Gertrud ihm gefolgt, so würde sie sicherlich eine heilige, in Gott zufriedene Nonne geworden seyn. Aber die Unglückliche kämpfte mit ihrem Joche und so fühlte sie dessen Last nur immer schwerer und drückender. Immer und immer gedachte sie der verlornen Freiheit, verabscheute ihren Zustand und verlor sich in eitlem Haschen nach Wünschen, die in Ewigkeit nicht erfüllt werden konnten. Sie erweg ohn' Unterlaß die trübe Vergangenheit, führte sich alle Umstände, die sie nach und nach dahin führten, wo sie jetzt war, ins Gedächtniß zurück, vernichtete in Gedanken alles, was sie in der Wirklichkeit gethan hatte, klagte sich selbst der Feigheit, Andere der Tirannei und Untreue an und that alles, sich selbst zu zerstören. Ihre Schönheit bewinte und bewunderte sie, bejammerte ihre Jugend und deren Schicksal, in

langem Märtyrerthume zu vergehen, und beneidete in manchen Augenblicken die Höchste, gleichwie die Niedrigste und Schlechteste, welche den Freuden dieser Welt sich hingeben durfte.

Der Anblick der Nonnen, welche mit beigetragen hatten, sie dem Kloster zuzuführen, war ihr im Innersten zuwider; sie erinnerte sich aller Kunstgriffe und Listen und ließ sie ihnen nunmehr, durch alle nur erdenkliche Launen, Eigensinn, ja selbst durch unverhehlte Vorwürfe, entgelten. Sie konnten nichts dagegen thun, als erdulden und schweigen, denn der Fürst hatte zwar seine Tochter so lange tiranniſirt, bis sie unabänderlich des Klosters war; jetzt aber, da dies bewirkt, hätte er nicht leicht gelitten, daß irgend jemand so kühn gewesen wäre, gegen sein Blut Recht zu behaupten. Das Kloster setzte sich bei dem geringsten, geleisteten Widerstande der unvermeidlichen Gefahr aus, seinen mächtigen Schutz zu verlieren, oder ihn gar, statt zum Freunde, zum Feinde zu haben. Man sollte glauben, daß Gertrud doch die andern Schwestern besser behandelt hätte, die antheillos waren an den, gegen sie ins Werk gesetzten Intriguen, die sie sich nicht zur Gefährtin wünschten, sie wohl aber als solche liebten und, fromm, fleißig und heiter wie sie waren, ihr ein Beispiel gaben, wie man auch im Kloster sich zufrieden fühlen könne. Aber auch diese haßte sie, nur aus anderem Grunde. Ihr frommes, demuthvolles Betragen umkleidete sich für sie fast mit

dem Anſcheine des Vorwurfes, wegen ihres Unfriedens und eigenſinnigen Betragens, und ſie verabſäumte keine Gelegenheit, dieſelben hinter ihrem Rücken als Verſchwesterm lächerlich zu machen, oder als Heuchlerinnen zu tadeln. Vielleicht wäre ſie ihnen weniger gehäßig geweſen, hätte ſie gewußt oder geahnet, daß die wenigen, ſchwarzen Kugeln, die ſich nach dem, ihretwegen gehaltenen Kapitel, im Stimmkaſten vorfanden, gerade von ihnen herrührten. Zuweilen war es ihr ein Troſt, im Kloſter die Herrſchaft zu führen und ſich gehuldigt zu ſehen; von allen Seiten die unterwürfigſten Beſuche zu empfangen; in jeder Verlegenheit um ihren Schutz angerufen und überall die Signora genannt zu werden. Aber was für ein Troſt! Oft hätte ſich ihre verödete Seele den Schweſtern gern im Gebete zugeſellt und in die Arme der Religion geflüchtet; aber konnte ſie es, wenn ſie nicht jene Tröſtungen aufgab? Will der Schiffbrüchige das Bret ergreifen, was ihn ſicher zum Ufer bringen ſoll, ſo muß er wohl die Hand öffnen und das Meergras und Schilf fahren laſſen, was er inſtinktmäßig in der Verzweiflung ergriff. Bald nach gethanem Gelübde ward Gertrud Oberin der Koſtgängerinnen. Man denke ſich, wie ſich die armen Mädchen unter ſolcher Zucht befinden mußten. Gertrudens alte Geſpielinnen waren ſämmtlich fort; aber ſie war noch eben ſo leidenſchaftlich wie damals, und die Zöglinge mußten es ſchwer fühlen. Bei dem Gedanken, die meiſten

derſelben ſähen einer Zukunft entgegen, wie ſie ihr auf immer verloren ſey, empfand ſie gegen die armen Schuldloſen wahren Grimm und Sehnſucht nach Rache, unterdrückte ſie und behandelte ſie ſo hart, wie nur irgend möglich und ließ ſie im Voraus für ihre künftigen Freuden büßen. Wer ſie zuweilen erblickt hätte, wenn ſie über das allerunbedeutendſte Vergehen in den höchſten Zorn gerieth, würde ſie für eine beſeſſene Wilde haben halten müſſen. Zuweilen brachte aber auch derſelbe Abſcheu vor dem Kloſter, vor Regel und Gehorſam ganz entgegengeſetzte Wirkung in ihr hervor. Nicht allein ertrug ſie dann die ſchreiendſten Unachtſamkeiten der Mädchen, ſondern veranlaßte ſie ſelbſt, miſchte ſich in ihre Spiele, trug dazu bei, daß ſie ganz ausarteten, ſie ließ ſich wohl ſogar in ihre unerlaubten Vorhaben ein und führte ſie weiter aus, als ſie ſelbſt beabſichtigten. Hatte die eine einen ſpöttiſchen Einfall über das Geſchwätz der Mutter Aebtiſſin, die Oberin ergriff ihn unverzüglich und führte auf der Stelle eine ganze Szene damit aus. Hier verhöhnte ſie das Geſicht einer Nonne, dort den Gang einer anderen und lachte ſelbſt plump und ſinnlos darüber. Auf dieſe Art hatte ſie einige Jahre verlebt, ohne Muſe und Gelegenheit, mehr anzuſtiften, als ſich zu ihrem Unglücke die Veranlaſſung dazu zeigte. Unter den anderen, ihr zur Entſchädigung, daß ſie noch nicht Aebtiſſin ſeyn konnte, zugeſtandenen Freiheiten und Auszeichnungen, war auch die, eine beſon-

dere Wohnung zu besitzen. Der Theil des Klosters grenzte an ein Haus, welches ein junger Mann inne hatte. Sein Gewerbe waren Verbrechen, und er gehörte zu den damals nicht seltenen Menschen, welche, mit ihren Helfershelfern und in Verbindungen mit andern Lasterhaften, bis zu einem gewissen Grade alle Gesetze und öffentliche Gewalten verhöhnen konnten. Wir wollen ihn blos Egydius nennen. Er hatte mehrmals aus einem kleinen Fenster, was ein Gehöf dieses Klosterflügels beherschte, bemerkt, daß Gertrud da herum ab- und zuzuwandeln pflegte. Gereizt sowohl, als erschreckt von den Gefahren und der Ruchlosigkeit eines solchen Wagestücks, war er dereinst so kühn, sie anzureden. Die Unglückliche antwortete. — In diesen ersten Momenten empfand sie zwar sicher kein ächtes, aber ein lebhaftes Vergnügen. Dem verdrossenen Gelübde ihrer Seele hatte sich die Gewohnheit an anhaltende Strenge und befehlende Lebensweise beigemischt. Aber ihr nunmehriges Vergnügen glich dem Stärkungstranke, welchen die raffinirteste Grausamkeit der Alten dem Verurtheilten eingab, um ihm desto längere Kräfte zu Erduldung der Martern zu geben. In Gertrudens Wesen schien zugleich eine gänzliche Umwandlung vorgegangen zu seyn: sie ward auf einmal ordentlich, ruhiger, gab Spott und Hohn auf und erwies sich gegen alle artig und liebreicher. Die Schwestern, weit entfernt, die Wahrheit zu ahnen und daß diese neue Tugend

nichts weiter sey als andere Untugenden ergänzende Heuchelei, wünschten sich ihretwegen wechselseitig Glück. Diese Probe, und so zu sagen, dieses Weißbrennen hatte nicht lange Bestand, zum Wenigsten nicht so anhaltenden und gleichen; bald kamen die gewohnten Grillen und Aergernisse wieder zum Vorschein, man hörte wieder die alten Verwünschungen, das alte Gespötte über dies klösterliche Gefängniß, und zuweilen selbst Ausdrücke, die ihrem Munde und an diesem Orte noch niemals entschlüpften. Nach jedem Fehler indeß zeigte sich Reue und lebhaftes Verlangen, ihn durch Güte zu tilgen. Die Schwestern ertrugen alle diese Vergehen, so gut es sich thun ließ und schrieben sie dem eigen- und leichtsinnigen Gemüthe der Signora zu. Es schien einige Zeit, als denke gar Niemand mehr daran; eines Tages aber war die Signora mit einer Laienschwester über etwas sehr Geringfügiges in Wortwechsel gerathen und vergaß sich so weit, sie ganz über alles Maas auszuschimpfen. Die Laienschwester bezwang sich zwar eine Weile und ließ sich alles gefallen, endlich aber verlor sie die Geduld und äußerte, daß sie Manches wisse und zu seiner Zeit reden werde. Von dem Augenblicke an hatte die Signora keine Ruhe mehr. Bald nach dem Vorfalle erschien die Laienschwester eines Morgens nicht wie gewöhnlich, ihre Pflichten zu erfüllen; man suchte sie in ihrer Zelle, — sie war nicht zu finden; rufte laut an allen Orten und Enden, — keine Antwort. Alles

wird zehnfach durchforscht und durchstört, vom Keller an, bis hinauf ins Dach, — sie ist nirgends. Wer weiß, auf welche Vermuthungen man nunmehr gefallen wäre, hätte man nicht während des Suchens ein großes Loch in der Gartenmauer entdeckt, was Jedermann von ihrer Flucht überzeugte. Es wurden sogleich auf verschiedenen Wegen Boten entsandt, sie einzuholen und zurückzubringen, die ganze Umgegend ward durchspäht, — auch nicht die allerkleinste Spur! — Man hätte vielleicht mehr von ihr erfahren, hätte man nicht in der Ferne, sondern in der Nähe gesucht. Nach vielem Staunen und Vermuthen, da Niemand die Schwester einer solchen That fähig gehalten hätte, schloß man, sie müsse sehr, sehr weit gegangen seyn. Und da eine Schwester einmal sagte, sie sey gewiß nach Holland geflohen, so hieß es im Kloster allgemein und war ausgemacht, sie verweile in Holland. Die Signora schien allein anderer Meinung. Sie äußerte es zwar niemals und bestritt es mit keinen besondern Gründen, hatte sie aber welche, so konnten sie gewiß nicht besser verborgen gehalten werden. Sie sprach nur höchst ungern von der Sache, was Niemand beachtete, da alles viel zu sehr mit ihr selbst beschäftigt war. Wenn sie aber nicht davon sprach, dachte sie desto mehr daran. Wie viele Male des Tages trat nicht das Bild dieser Laienschwester plötzlich vor ihre Seele, ohne zu wanken und zu weichen! — Wie oft wünschte sie nicht, sie lebend und wirklich vor

ſich zu ſehen, um nur nicht immer an ſie denken zu müſſen und Tag und Nacht in Geſellſchaft des nichtigen, furchtbaren Schattens zu leben! — Wie oft wünſchte ſie nicht ihre Stimme zu vernehmen, wenn ſie auch noch ſo ſehr gedroht hätte, um nur nicht immer das gräßliche Geflüſter in ſich zu haben und Worte zu hören, die unverſtändlich und mit hartnäckiger, unermüdeter Beſtändigkeit, wie kein lebendes Weſen ſie haben konnte, ausgeſprochen wurden!

Seit dieſem Vorfalle mochte etwa ein Jahr vorüber ſeyn, als Luzia der Signora vorgeſtellt wurde und mit ihr das Geſpräch hatte, bei dem wir ſie verließen. Die Signora fragte immer mehr nach Don Rodrigo's Nachſtellungen und ging dabei ſelbſt ſo kühn in gewiſſe nähere Umſtände ein, daß Luzia höchſt erſtaunt darüber war, da ſie ſich niemals hatte träumen laſſen, daß die Neugier der Nonnen ſo weit gehen könne. Die Aeußerungen aber, welche ſie zwiſchen die Fragen einſtreute, waren nicht weniger ſeltſam. Es ſchien beinahe, als ſpotte ſie über die große Furcht, die Luzia immer gegen den Kavalier an den Tag legte, und ſie fragte mehrmals, ob er denn ſo entſtellt ſey, um Furcht einzuflößen. Man möchte faſt ſagen, daß ſie Luziens Widerwillen, ohne die Liebe zu Renzo, für einfältig, unvernünftig gehalten haben würde. Was Renzo betraf, ſo erließ ſie nicht mindere Fragen, die Luzien einmal über das andere das Blut ins Geſicht jagten. Sie nahm aber endlich

wahr, daß ihrer Zunge Geschwätz sie weiter geführt habe, als der Kopf billigen konnte; sie suchte es wieder gut zu machen und auf das Beste zu deuten, konnte aber nicht verhindern, daß Luzien nicht ein unangenehmes Erstaunen und ungewisser Schrecken verblieben wäre. Kaum mit ihrer Mutter unter vier Augen, eröffnete sie sich ihr.

Agnes, als erfahrener, löste aber mit wenigen Worten alle ihre Zweifel und klärte das Räthsel auf: „Laß Dich es nicht Wunder nehmen," meinte sie; „kennst Du erst die Welt besser und wie ich, so wirst Du wissen, daß das gar keine so erstaunlichen Dinge sind. Die Vornehmen sind, eins mehr als das Andere, eines auf diese, das andere auf jene Weise, alle ein wenig toll. Man muß sie reden lassen, besonders wenn man ihrer bedarf, und ihnen so ernsthaft zuhören, als wenn sie was Rechtes sprächen. Hast Du nicht gehört, was sie mir aufs Maul gab, als wenn ich Wunder was verbrochen hätte? Mich hat's gar nicht gewundert. So sind sie alle. Und bei alle dem sey's dem Himmel gedankt, daß er doch, wie es scheint, Mitleid mit Dir hat und Dich wirklich in Schutz nehmen will! Hast Du aber einmal mit Vornehmen zu schaffen, Kind, oder mußt gar mit ihnen leben, so bedenke, bedenke, was ich Dir jetzund sagte!"

Der Wunsch, den Pater Guardian zu verbinden, das Vergnügen der Schutznahme, der Gedanke, daß

man ihr eine so fromme Handlung überall gut auslegen werde, eine gewisse Vorliebe für Luzien und endlich auch ein gewisser Trost, einem schuldlosen Wesen Gutes zu erzeigen, Unterdrückte zu trösten und aufzurichten, hatten die Signora in der That bewogen, sich das Schicksal der beiden Flüchtlinge zu Herzen zu nehmen. Aus Ehrerbietung für ihre ertheilten Befehle und bewiesenen Antheil, wurden sie in der Wohnung der Schaffnerin, im Nebengebäude des Klosters, untergebracht und, als wenn sie sich in Diensten des Klosters befänden, behandelt. Mutter und Tochter empfanden nicht geringe Genugthuung, sich so bald und sicher geborgen zu sehen. Gern würden sie auch gesehen haben, wenn man sie weiter gar nicht beachtet hätte; aber das war in einem Kloster nicht zu erwarten, um so mehr nicht, da ein Mann lebte, dem es gar sehr um Nachrichten von Luzien zu thun war und in dessen Seele sich nun der schon gehegten Leidenschaft und Groll der Zorn gesellte, sich überlistet und betrogen zu sehen. Wir lassen die Frauen in ihrem Zufluchtsorte und gehen nach seinem Pallaste in der Stunde zurück, wo er auf den Ausgang seines schändlichen Anschlages harrt.

Elftes Kapitel.

Wie eine Kuppel Spürhunde, die vergebens der Spur eines Haasen folgten, demüthig zum Jäger zurückkriechen, so kehrten in jener unglücklichen Nacht die Bravi beschämt und gedemüthigt in Don Rodrigo's Schloß heim. Er schritt im Dunkeln in einem nach der Ebene herausgehenden, unbewohnten Zimmer des obersten Gestockes auf und nieder, lief von Zeit zu Zeit das Ohr und spähte durch die Fenster ins Freie. Er war voller Ungeduld und Unruhe, nicht blos wegen des ungewissen Ausganges der Sache, sondern auch wegen der möglichen Folgen, denn sie war die gewagteste und gefahrvollste, welche der Ehrenmann jemals unternommen hatte. Der Gedanke an alle die getroffenen Vorsichtsmaaßregeln ermuthigte ihn jedoch wieder, denn es konnte gar keine Spur gegen ihn zeugen. „Was den Verdacht anlangt, — der schiert mich viel; ich möchte doch sehen, wer sich unterstehen dürfte, herauf zu kommen und herum zu stänkern, ob ein Mädchen hier sey oder nicht? Er mag nur kommen, der Tollkopf, soll wohl empfangen werden! Komm, Bruder Christoforus, komm! — Die Alte? — die Alte geht nach Bergamo. — Die Obrigkeit? Ach, was Obrigkeit! — Der Ammann ist weder kindisch, noch verrückt. Und in Mailand? —

Wer kümmert sich in Mailand um sie? Wer hört sie dort an? Wer kennt sie? Sie sind auf der Erde verlorne Leute, Niemand schützt sie, Niemand nimmt sich ihrer an. Fort, fort, nichtige Furcht! Was wird morgen früh Attilio staunen. Er wird wohl merken, daß ich kein Prahlhans und Schwätzer bin. Und .... wenn einmal irgend eine Uneinigkeit einträte .... was weiß ich welche, und ein Feind wollte es benutzen ....? Attilio wird mir schon auch rathen können, es gilt ja die Ehre der ganzen Familie!" — Der Gedanke aber, der ihm am meisten galt, weil er in ihm sowohl Beschwichtigung aller Zweifel, als auch Nahrung seiner stärksten Leidenschaft fand, war der an die Schmeicheleien und Versprechungen, mit welchen er Luzien zu kirren im Sinn hatte. — Sie wird sich so fürchten, hier allein zu seyn, mitten unter denselben Gesichtern, die sie .... ich habe doch noch wahrhaftig das allermenschlichste Antlitz ....! und was ist mit ihr anzufangen? .... Bitten anwenden, bitten, und wenn bitt...."

Als er eben so überlegte, vernahm er Lärm, ging ans Fenster, machte es ein wenig auf, lauschte: „Sie sind es! — Und die Sänfte? Teufel! wo ist die Sänfte? Drei, fünf, acht, sie sind's Alle, auch Griso; die Sänfte fehlt — Teufel! Teufel! er soll Rechenschaft ablegen!" — Als sie herein waren, warf Griso in einen Winkel der Stube im Erdgeschosse seinen Stab, Hut und Kutte in den an-

deren und eilte, weshalb ihn wohl Niemand beneiden mochte, Don Rodrigo Bericht zu erstatten. Dieser erwartete ihn an der Zimmerthüre und als er ihn mit der einfältigen, dummen Miene eines betrogenen Spitzbuben nahen sah, rief er ihm zu: „Nun, Herr Aufschneider, Herr Hauptmann, Herr Laßt mich nur machen!“

„Es ist hart,“ erwiederte Griso und blieb mit einem Fuße auf der obersten Treppenstufe stehen,“ es ist hart, Vorwürfe einzuerndten, wenn man das Seinige that, sich getreulich plagte und sein Fell aufs Spiel setzte!“

„Nun, wie ist's abgelaufen? Laß hören, laß hören!“ sagte Don Rodrigo und ging ins Zimmer zurück, wohin Griso folgte. Er begann sofort die Erzählung alles dessen, was er anordnete, that, sah und nicht sah, hörte, fürchtete, gut machte, und zwar in der Ordnung und Verwirrung, mit der Zweifelhaftigkeit und Betäubung, welche nothwendig noch in ihm herrschen mußten.

„Du hast keine Schuld, hast dich brav aufgeführt,“ sagte Don Rodrigo, „hast gethan, was zu thun war; aber .... aber, daß unter diesem Dache ein Spion sein sollte ....! Ist's, entdecke ich ihn, und wir müssen ihn entdecken, wenn es ist, so will ich ihn schon bearbeiten, ich sage Dir, Griso, ich will ihn stattlich herausputzen!“

„Auch ich, Herr,“ sagte der, „habe schon so

etwas vermuthet; wenn es wahr wäre, ich endeckte den Hund, den müßte der gnädige Herr mir überlassen. So ein Schuft, der sich den Spaß macht, mich eine Nacht, wie diese, ausstehen zu lassen, mir käm's zu, ihn zu bezahlen. Indeß scheint mir aus Allem hervorzugehen, daß noch irgend eine andere, noch verborgene Verwirrung im Spiele sein mußte. Morgen, Herr, morgen sollt Ihr reinen Wein haben!"

„Man hat Euch doch zum wenigsten nicht erkannt?" Griso entgegnete, er hoffe nicht, und das Ende des Gespräches war, daß Don Rodrigo ihm Dreierlei anbefahl, woran dieser eigentlich schon selbst hätte denken können: mit dem Frühesten des andern Morgens zwei Mann zum Richter abzusenden, mit der Weisung, die wir kennen: zwei andere zu dem verfallenen Hause, um da herum zu streichen, jeden Unberufenen davon entfernt und die Sänfte so viel möglich bis zur nächsten Nacht verborgen zu halten, wo sie, obgleich man sich jetzt, um keinen weiteren Verdacht zu erregen, ganz still halten mußte, abgeholt werden sollte: und endlich sowohl selbst auf Entdeckungen auszugehen, als auch noch einige andere der Verschlagensten und Schlauesten zu versenden, über Ursache als auch Ausgang der Nachtereignisse Erkundigungen einzuziehen. Nachdem dies geschehen war, ging Don Rodrigo zur Ruhe und ließ sie auch Griso aufsuchen, dem er noch viele Lobsprüche, augenscheinlich um ihn wieder zu ermuthigen und ihm ge-

wiſſermaßen damit die übereilten Vorwürfe beim Empfange abzubitten, ertheilte.

„Geh, leg Dich nieder, armer Griſo, Du wirſt der Ruhe nöthig haben. Armer Teufel! Nach ſo viel Arbeit bei Tag und bei Nacht und noch obendrein der Gefahr, den Bauern in die Klauen zu gerathen, oder wegen Mädchenraubes eine Tracht Prügel auf den Rücken zu bekommen, zu denen, welche Du ſchon haſt, ſolchen Empfang! Aber, Undank iſt gar oft der Welt Lohn! Du haſt bei dieſer Gelegenheit lernen können, daß man in der Welt oft nicht nach dem Willen ſondern der That richtet. Geh nun zu Bette. Vielleicht kannſt Du bald ein neueres, beſſer gelingendes Wagſtück ablegen.“ Am folgenden Morgen, als ſich Don Rodrigo erhob, war Griſo ſchon in Arbeit. Don Rodrigo ſuchte alsbald den Grafen Attilio auf. Als ihn derſelbe ſah, rief er mit ſpottender Miene und Geberde: „Sankt Martinstag!“

„Ich kann nichts entgegnen,“ antwortete Don Rodrigo und ſetzte ſich zu ihm, „ich muß die Wette bezahlen; aber es geht mir etwas anderes im Kopfe herum. Ich hatte Euch nichts davon geſagt, weil es mir, ich geſtehe es, darum zu thun war, Euch dieſen Morgen in Erſtaunen zu ſetzen. Doch genug, ich will Euch jetzt Alles erzählen.“ —

„Da hat der Mönch eine Hand drann!“ rief der Vetter, als er der Erzählung mit Aufmerkſamkeit,

Staunen und mehr Ernst, als man von einem so wunderlichen Kopfe erwarten konnte, zugehört hatte: „Ich halte," fuhr er fort, „diesen Mönch mit seinem schleichenden Wesen und einfältigen Gerede für einen Erzschelm. Ihr habt mir nicht vertraut, was für Heimlichkeiten er Euch neulich einpredigte ...." Don Rodrigo berichtete ihm die Unterredung. „Und Ihr habt das alles erduldet!" rief Graf Attilio aus, „habt ihn gehen lassen, wie er kam!"

„Was wollt Ihr? sollte ich mir denn alle Kapuziner Italiens auf den Hals hetzen?"

„Ich weiß nicht," meinte Graf Attilio, „ob ich im Augenblicke bedacht hätte, daß es außer dem Tollkopfe noch mehr Kapuziner gäbe, aber es verträgt sich wohl selbst mit allen Regeln der Klugheit, sich von einem Kapuziner Genugthuung zu verschaffen. Man muß verstehen, gelegentlich dem ganzen Orden doppelt und dreifach zu schmeicheln, dann kann man wohl einmal den Einzelnen ungestraft den Prügel kosten lassen. Für diesmal ist er ihm unverdienter Weise entwischt, aber ich nehme es auf mich, ihm einzubläuen, wie wir gewohnt sind, mit uns reden zu lassen!"

„Macht mir keinen schlimmen Handel ...."

„Verlaßt Euch auf mich, ich will Euch als Vetter und Freund dienen!"

„Was soll denn geschehen?"

„Noch weiß ich's nicht, aber der Mönch erhält

seinen Lohn. Ich will's schon überlegen .... ja, mein Herr Onkel im geheimen Rathe soll mir den Dienst leisten. Liebster, gnädigster Herr Graf und Oheim! was freue ich mich jedesmal, wenn ich einen solchen Politiker erster Größe für mich kann wirken lassen! Uebermorgen bin ich in Mailand, und der Mensch wird auf eine oder die andere Art bestraft."

Man brachte das Frühstück, während dessen dies wichtige Gespräch keine Unterbrechung erlitt. Graf Attilio sprach von der Leber weg, und obgleich besonders davon die Rede war, was seine Freundschaft für den Vetter und die Ehre des beiderseitigen Nahmens betraf, das heißt, nach seinen besonderen Begriffen von Ehre und Freundschaft, so konnte er zuletzt doch nicht umhin, das Unglück des Verwandten ein wenig zu belachen. Aber Don Rodrigo, den es näher anging, einen in aller Heimlichkeit beabsichtigten, entscheidenden Streich, mit so tollem Lerm abgelaufen und fehlgeschlagen zu sehen, ward von ernsteren Leidenschaften und lästigeren Gedanken bestürmt.

„Sie werden einen schönen Spektakel in der ganzen Gegend erregen, die Galgenstricke!" sagte er, „aber was geht's mich an? Die Obrigkeit verhöhn' ich; für mich giebt's keine, wär' gar keine da, wär's dasselbe! Dem Richter habe ich diesen Morgen bereits nachdrücklich eintrichtern lassen, daß er sich nicht untersiehe, von dem Vorfalle Bericht zu machen. Es würde also nichts auf sich haben, aber das lange und

breite Geschwätz ist mir ärgerlich. — Aber, Vetter, ich bin doch nun auch hinlänglich auf so grausame Art ausgelacht."

„Ihr habt sehr recht gehandelt," entgegnete Graf Attilio, „dieser Euer Amtmann, der lästige Trotz- und Dummkopf von einem Amtmanne, ist denn doch ein Ehrenmann, ein Mann, der seine Pflicht kennt, und gerade, wenn man mit solchen Leuten zu thun hat, muß man sich hüten, sie in Verlegenheit zu setzen. Wenn so ein Tagedieb von Richter seine Meldung thut, kann doch der Amtmann, mit dem besten Willen, nicht umhin...."

„Ihr aber," unterbrach ihn Don Rodrigo ein wenig empfindlich, „Ihr verderbt alle meine Anschläge dadurch, daß Ihr ihm ohne Unterlaß widersprecht, aufs Maul schlagt, ja, wenn's die Gelegenheit giebt, wohl gar zum Narren habt. Warum, ins Teufels Namen! soll denn ein Amtmann kein hartmäuliges Vieh seyn dürfen, wenn er nur sonst ein Ehrenmann ist?"

„Wißt Ihr wohl, Vetter," sagte Graf Attilio und sah ihn mit großen, etwas spöttischen Augen an, „wißt Ihr wohl, daß ich auf die Vermuthung gebracht werde, Ihr möchtet ein wenig Furcht haben? Macht Ihr mir nun doch selbst den Amtmann zu einer ernsthaften Person!" —

„Ach, was! habt Ihr nicht selbst gesagt, daß man bedenken müsse ....?"

„Hab's gesagt; und wenn sich's um etwas Ernsthaftes handelt, will ich Euch wohl zeigen, daß ich kein Kind bin. Wißt Ihr, was ich das Herz habe für Euch zu thun? Ich bin im Stande, dem Herrn Amtmanne einen Besuch abzustatten. Wird ihm die Ehre wohl munden? Ich bin im Stande, ihn eine richtige halbe Stunde von dem Grafen-Herzoge schwatzen zu lassen und von unserem spanischen Herrn Kastellan, und ihm in allem, was er von diesen unendlichen Dingen sagt, Recht zu geben. Ich lasse dann wohl ein Wörtchen vom Herrn Onkel im geheimen Rathe fallen: Ihr wißt, welche Wirkung so etwas auf den Herrn Amtmann hat. Und endlich, endlich hat der Herr unseren Schutz mehr von Nöthen, als wir seine Gefälligkeiten. Nach diesem Pfiffe gehe ich und verlasse ihn geschmeidiger als jemals."

Graf Attilio begab sich nach diesen und ähnlichen Reden auf die Jagd, Don Rodrigo erwartete voller Ungeduld Grisо's Rückkehr. Endlich, gegen Mittag, kam er und kramte seine Nachrichten aus. Die Verwirrung der vergangenen Nacht machte außerordentliches Aufsehen. Das Verschwinden dreier Menschen aus einem kleinen Dorfe war etwas so wichtiges, daß man, theils aus Theilnahme, theils aus Neugier natürlicherweise häufige, eifrige und anhaltende Nachforschungen anstellte. Anderseits waren auch zu viele Menschen mehr oder minder mit der Wahrheit bekannt, als daß alle hätten schweigen können. Perpetua brauchte

nur den Kopf zur Thüre hinaus zu stecken, so war sie gleich von dem und jener belagert und bestürmt, zu sagen, wer ihrem Herrn eigentlich so große Furcht eingejagt habe. Wenn Perpetua alle Umstände der Sache durchging und überdachte und bedachte, wie Agnes sie an der Nase herumführte, so erboste sie sich dergestalt über diese Verrätherei, daß sie das höchste Bedürfniß fühlte, sich Luft zu machen, das heißt: sie jammerte nicht etwa gegen diesen und jenen über die Art, wie sie hinters Licht geführt wurde, nein, darüber ließ sie kein Wort verlauten. Aber ein solcher, ihrem armen Herrn gespielter Streich konnte durchaus nicht stillschweigend übergangen werden, um so viel weniger, da er von dem stillen, schüchternen Mädchen der alten guten Wittwe herrührte. Don Abbondio konnte befehlen so streng, bitten so inständig er wollte, sie schwieg nicht; zwar entgegnete sie stets, es sey gar nicht nöthig, ihr eine so klare Sache, die sich von selbst verstehe, erst einzuschärfen. Aber ein solches Geheimniß befand sich im Herzen der guten Frau wie ein zu jung aufgefüllter, brausender und siedender Wein in altem, schlecht bereiftem Fasse; wirft er den Spund nicht heraus, so tobt er so lange daran herum, bis er als Schaum herausspritzt oder durch Daube und Daube sickert, und so reichlich heraustropft, daß man ihn trinken und sagen kann, was für Sorte es ist. Gervasius, dem es kaum glaublich schien, doch einmal mehr zu wissen als Andere, der es sich

nicht zu geringem Ruhme anrechnete, ſich einmal recht ſehr gefürchtet zu haben, weil er bei etwas Strafbarem betheiligt war, ſchien ein Menſch wie Andere geworden, und brannte vor Verlangen, ſich deſſen zu rühmen. Tonio, der ernſtlich an die möglichen Unterſuchungen und Verhöre und ſeine Verantwortung dachte, mochte ihm drohen ſo arg er wollte, alle ſeine Vorſtellungen vermochten doch nicht, ihm jedes Wort im Munde zu unterdrücken? Uebrigens hatte er ſelbſt, als er die Nacht bis zu ungewöhnlicher Stunde ausgeblieben war und dann mit unruhigem Schritte und Aufſehen und in großer Bewegung, die ihn zur Aufrichtigkeit ſtimmte, heimkam, ſeiner Frau, die auch nicht ſtumm war, das Ereigniß nicht verheimlichen können. Wer am wenigſten ſagte, war Menico, denn kaum hatte er den Eltern den Gegenſtand und die Geſchichte ſeiner Sendung erzählt, als es dieſen ſo entſetzlich vorkam, daß ihr Sohn das Werkzeug geweſen ſey, einen Anſchlag Don Rodrigo's zu zerſtören, daß ſie ihn kaum endigen ließen. Sie unterſagten ihm mit den allerſtärkſten Drohungen, den geringſten Laut oder Wink darüber zu äußern; und da ihnen am folgenden Morgen die Sache noch nicht genug geſichert vorkam, ſo beſchloſſen ſie, ihn dieſen und die folgenden Tage zu Hauſe einzuſperren. Aber? — als ſie ſelbſt [illegible] mit den Dorfleuten ſchwatzten und ſich den Anſ[illegible]gaben, von nichts mehr zu wiſſen als Andere; kam man auf den dunkeln Punkt der

Flucht der drei armen Menschen, auf das wie und warum und wohin? — so fügten sie als bekannte Sache hinzu, daß sie sich ja nach Pescarenico gewandt hätten. Sonach kam auch dieser Punkt zur öffentlichen Kenntniß. Aus allen diesen zerstreuten Nachrichten, die, wie es zu geschehen pflegt, zusammengehalten und gestellt wurden, und den Anhängseln, die bei der Zusammenreihung natürlich nicht fehlen konnten, hatte man mit der allergrößten Sicherheit und Klarheit die ungewöhnlichste Geschichte gebildet, daß der krittlichste Zweifler damit zufrieden seyn musste. Aber der Ueberfall der Bravi, der als ein zu bedeutender und tumultvoller Umstand nicht übergangen werden konnte und von dem Niemand auch nur etwas Bestimmteres wusste, machte die ganze Sache wieder verworren und unerklärbar. Man murmelte den Namen Don Rodrigo, das war gewiß, weiter wusste man aber auch gar nichts. Zwar sprach man viel über die beiden Bravi, die sich bei anbrechendem Abend auf der Straße sehen ließen, und von dem einen an der Thüre des Wirthshauses; was konnte aber daraus für Licht gezogen werden? Man fragte und fragte wohl den Wirth, wer Alles am Abend bei ihm gewesen sey, aber der Wirth erinnerte sich dessen nicht mehr und erklärte immer, daß die Wirthshäuser Meerhäfen seyen, wo einer ein- der Andere auslaufe. Am meisten verwirrte und verdrehte die Sache jener Pilgrim, den Stephan und Carl-Andrea gesehen hatten,

den die Landstreicher umbringen wollten und der dann mit ihnen fortging oder den sie fortschleppten. Was hatte er gewollt? War es ein den armen Frauen zu Hülfe geeilter guter Geist? War es der Geist eines bösen, verbrecherischen Pilgers, der immer des Nachts erschien und denen half, die das Gewerbe trieben, was das seinige war im Leben? War es ein wirklicher, lebender Pilger, den die Anderen umbringen wollten, weil er die Hütte bewachte? War es (da hatte man's ja! —) blos einer der Spitzbuben und nur als Pilger verkleidet? War er dieses oder jenes oder soviel Anderes, woran Griso's Weisheit und Scharfsinn gescheitert seyn würde, hätte er sich diesen Theil der Geschichte nach den Gesprächen der Bauern erläutern müssen? — Der Leser weiß aber, daß er gerade ihm am klarsten war und keiner Erforschung bedurfte: er ergänzte und berichtigte sich die andern Erkundigungen, eine aus der anderen mit dem, was er wusste, und berichtete dann die Sache, ziemlich der Wahrheit ähnlich, seinem Herrn. Er erwähnte des von den Verlobten beabsichtigten Streiches, woraus sich das Leerfinden des Hauses und das Sturmgeläute, ohne Verrätherei, wie sie erst vermutheten, erklärte; er erwähnte der Flucht, und für die war mehr als eine Ursache zu finden: die Furcht des Paares, wegen der Strafe ihres Anschlages, oder eine von dem Einbruche in ihr Haus empfangene Nachricht, nachdem er entdeckt und das Dorf in Alarm war; endlich erwähnte

er noch das letzte, was er wusste, den Weg der Flucht nach Pescarenico. Don Rodrigo war über die erlangte Gewißheit, daß ihn Niemand verrathen habe, sehr erfreut, eben so über die, daß keine Spur der That auf ihn weise; aber es dauerte damit nicht lange: „Alle zusammen entfliehen!“ rief er, „Alle! Und der verdammte Mönch! der Mönch!“ Heiser und undeutlich nur konnte er das Wort zwischen den Zähnen, mit denen er sich den Daum zernagte, hervorsprechen; sein Anblick war eben so gehässig, als seine Leidenschaften. „Der Mönch soll es mir entgelten! Griso! sie mögen seyn, wo sie wollen, ich will es wissen, ich will sie auffinden .... diesen Abend noch will ich Alles wissen! Ich habe keine Ruhe! Rasch nach Pescarenico, frage, sieh', finde ... Vier Scudi dafür sogleich und mein Schutz für immer! Diesen Abend will ich's wissen! Und der Schurke ....! der Mönch ....!“

Griso machte sich abermals auf, und noch selbigen Abend hinterbrachte er seinem würdigen Herrn die gewünschte Nachricht. Er kam auf folgende Art dazu:

Freundschaft ist ein starker Trost in diesem Leben, Mittheilung aber wieder ein Trost der Freundschaft. Nun ist es mit der Freundschaft nicht, wie mit der Ehe, daß man sich paart; Jedermann hat gewöhnlich mehre Freunde, und so schließt sich Einer, wie die Ringe einer Kette, an den Andern. Benutzt ein Freund den Trost, sein Geheimniß einem Anderen

mitzutheilen, so theilt er natürlich demselben auch das Verlangen mit, ebenfalls diesen Trost zu genießen. Zwar bittet er ihn, es Niemand wieder zu sagen, und eine solche Bedingung würde, wenn sie einer im strengen Sinn der Worte nähme, augenblicklich die Treffkette der Mittheilungen trennen. Aber es ist stillschweigende Uebereinkunft und Gebrauch, daß man damit verspricht, das Geheimniß nur einem nicht minder vertrauten Freunde mitzutheilen und zwar unter gleicher Bedingung. So läuft es denn von Vertrauten zu Vertrauten, längs der unermeßlichen Kette, bis es zu den Ohren des- oder derjenigen kommt, wovor der erste Schwätzer es immerdar bewahren wollte. Hätte jeder nur zwei Freunde, den, der ihm, und den, dem er vertraut, so würde das Geheimniß oft weit länger laufen müssen. Aber es giebt Menschen, privilegirte Freunde, die deren zu hunderten besitzen. Ist das Geheimniß einem von diesen anheim gefallen, so läuft es so pfeilschnell um, daß man nicht mehr im Stande ist, ihm zu folgen.

Wir wissen nicht genau, durch wie viel Mäuler das Geheimniß, nach dem Grise forschte, gelaufen war: so viel ist aber gewiß, daß der ehrliche Mann, welcher die Frauen nach Monza brachte, als er gegen Abend mit seinem Baroccio heim nach Pescarenico kam, und ehe er noch sein Haus erreichte, einem vertrauten Freunde begegnete und ihm das vollbrachte fromme Werk und dessen Ausgang vertraute, und

daß nach zwei Stunden schon Griso zurück nach dem Schlosse seines Herrn laufen und ihm hinterbringen konnte: Luzia und ihre Mutter seyen in einem Kloster zu Monza, Renzo habe seine Straße bis nach Mailand verfolgt. Don Rodrigo hatte eine teuflische Freude über diese Trennung, und die schändliche Hoffnung zu endlicher Erreichung seiner Absichten lebte wieder von Neuem in ihm auf. Die ganze Nacht durch sann er nach, und früh des Morgens stand er mit zwei Plänen, einem festgestellten und einem entworfenen, auf. Dem ersten gemäß mußte Griso ungesäumt auf den Weg nach Monza, um Näheres über Luzien zu erfahren und wie man ihr beikommen möge. Er ließ also den Vielgetreuen rufen, händigte ihm die vier Scudi ein, lobte nochmals das Geschick, mit dem er sie erwarb, und gab ihm den neuen Befehl.

„Herr ....“ sagte Griso zögernd.

„Nun? hab' ich nicht deutlich gesprochen?“

„Könnt Ihr Niemand anders schicken ....?“

„Wie?“

„Gnäd'ger Herr, ich bin bereit, mein Leben für Euch aufzuopfern, es ist meine Pflicht; aber ich weiß auch, daß Ihr Eure Leute nicht muthwillig preisgeben wollt.“

„Nun?“

„Euer Gnaden weiß, daß ich ehedem manchmal bin durchgepeitscht worden, und .... hier stehen wir, unter Eurem Schutze, wir sind eine ganze Schaar, der

Herr Amtmann iſt Freund des Hauſes, die Häſcher haben Reſpekt vor mir und auch ich — es bringt zwar wenig Ehre, iſt aber nur des ruhigen Lebens willen — ſtehe auf freundſchaftlichem Fuß mit ihnen. In Mailand iſt Euer Gnaden Livree bekannt, aber in Monza bin — ich's! und Euer Gnaden weiß, ich ſage es nicht, um zu prahlen, daß es ihnen ein guter Braten wäre, wenn ſie mich oder meinen Kopf den Gerichten überliefern könnten. Hundert Scudi für eines wie's andere, und das Vorrecht, zwei Banditen zu befreien."

„Zum Henker!" ſagte Don Rodrigo, „Du kommſt mir jetzt wie ein Schooßhund vor, der kaum das Herz hat, der Eintretenden Beine anzukläffen, und ſich immer dabei umſieht, ob die Leute im Hauſe ihm auch helfen, der ſich immer vier Schritte von wo's brennt zurückhält!"

„Gnäd'ger Herr! Ich glaube Euch bewieſen zu haben...."

„Nun alſo ...?"

„Alſo ...!" brach Griſo, zum Aeußerſten getrieben, unbefangen aus: „alſo thue Euer Gnaden, als ob ich nichts geſagt hätte; löwenherzig, haſenfüßig, ſo bin ich bereit!"

„Ich habe auch nicht geſagt, daß Du allein gehen ſollſt. Suche Dir ein Paar der Beſten aus, den Treffer, die Schmarre .... ſey gutes Muthes und vergiß nicht, daß Du Griſo biſt! Teufel! wenn drei

Kerle wie ihr sich ruhig verhalten, wer wird wohl etwas darüber haben? Die Häscher von Monza müßten denn ihres Lebens ziemlich satt seyn, es wegen hundert Scudi auf ein so gewagtes Spiel zu setzen, und dann glaube ich doch auch nicht so unbekannt dort zu seyn, daß man meine Bedienten nicht in Ehren halten sollte."

Nachdem er Grisо'n auf diese Weise ein wenig beschämt hatte, gab er ihm nähere, bestimmtere Befehle. Grisо nahm sich zwei Gefährten und brach mit ihnen, anscheinend munter und muthig, auf, heimlich aber Monza und die Prügel und die Liebschaften und Grillen vornehmer Herren verfluchend. Er glich dem Wolfe, der, vom Hunger getrieben, mit leeren Magen und aus dem aschgrauen Pelze hervorstehenden Ribben, von seinen schneebedeckten Bergen herabkommt, vorsichtig über die Ebne hinstreicht, und plötzlich mit vorgestreckter Tatze, wedelndem, enthärtem Schwanze und erhobener Schnauze stehen bleibt, wenn ihm ein Windzug Menschen- oder Eisengeruch zuführet; er leiht sein scharfes Gehör dahin, und die blutdurstigen Augen, aus denen sowohl Gier nach Beute, als Furcht vor der Jagd blickt, rollen im Kopfe umher.

Don Rodrigo's zweiter entworfener Plan beabsichtigte, Renzo'n, einmal von Luzien getrennt, in jedem Falle abzuhalten, sich ihr wieder zu nähern und überhaupt je wieder die Gegend zu betreten. Er wollte

ihn durch Drohungen und andere ausgesprenate Lisien, die ihm durch einen oder den andern Freund bekannt werden mußten, von der Heimkehr zurückschrecken; bedachte aber zugleich, das Sicherste sey doch, ihn ganz aus den Lande zu jagen, wobei ihm die Gerichte mehr helfen konnten als Gewalt. So durfte man ja nur seinem Anschlage auf den Pfarrer eine schlimmere Deutung unterlegen, ihn als einen verbrecherischen Anfall und Einbruch schildern und mittelst des Doktors dem Amtmanne zu verstehen geben, daß es darauf ankäme, einen Verhaftbefehl gegen ihn ergehen zu lassen. Er selbst durfte allerdings die Hände nicht in den Handel mischen, und ohne sich weiter lange den Kopf darüber zu zerbrechen, beschloß er, sich dem Dokter Nothfall zu vertrauen, in so weit es nöthig sey, ihm, was er von ihm wolle, klar zu machen. — „Das Geschrei ist arg genug," dachte Don Rodrigo, „und der Doktor kein Esel. Er wird schon aus der Sache, was herausfinden und dem schuftigen Buben eines anhängen!" — Aber, während er in Gedanken mit dem Dokter beschäftigt war, als dem Manne, welcher am meisten geschickt sey, ihm in dieser Angelegenheit zu dienen, war jemand Anderes, auf den Niemand denken würde, Renzo selbst, eifrig beschäftigt, auf weit sichrere, schnellere Weise, als Alles, vom Doktor erfundene, vermocht hätte, seine Absicht ins Werk zu setzen.

Renzo hatte, wie wir erzählten, traurigen Herzens

in Monza von den Frauen Abschied genommen und trat, in welcher Stimmung, kann man sich leicht vorstellen, seinen Weg nach Mailand an. Sich von Haus und Wohnort, und was ja weit schlimmer, von Luzien entfernen, sich auf einer Straße befinden, unbekannt mit Weg und Steg, und zwar alles wegen des Schurkens! -- Wuth und Rache bemächtigten sich Renzo's bei dem Gedanken. Aber da gedachte er auch des Gebetes in der Kirche von Pescarenico; er ging in sich; von Neuem wollten ihn jene Gefühle erfassen, aber er sah ein Heiligenbild auf der Mauer, zog den Hut ab und hielt an, um einen Augenblick von Neuem zu beten. So hatte er unterwegs seinen Feind wohl zwanzig Mal ermordet und wieder errettet. Der Weg lief damals, gleichsam vergraben, zwischen zwei hohen Hügelketten hin. Er war kothig, steinig, die tiefen Furchen des Geleises wurden nach Regengüssen fast zu Bächen, und konnten sie zuweilen die Fluth nicht fassen, so ward er fast zu einem ganz undurchgänglichen Dümpel. Renzo bestieg eine der Anhöhen und schaute vor sich in die Ferne. Nur der ungeheure Dom war auf der weiten Ebene sichtbar; er schien nicht der Mittelpunkt einer Stadt, er schien aus einer Wüste aufzuragen; und der Jüngling, seines Wehes vergessend, versank in Betrachtung dieses Wunderwerkes, von dem er seit der frühesten Jugend immerdar hatte sprechen hören. Dann drehte er sich um nach der zackigen Bergkette am fernen Horizonte,

wo weit und unterscheidlich der heimische Resegone über die anderen Höhen emporragte.

Er fühlte sein Blut in Wallung, starrte traurig eine Weile nach der Gegend, wandte sich dann trauriger wieder um und ging weiter. Nun traten nach und nach immer mehr Thürme und Kuppeln und Dächer hervor, er kam der Stadt immer näher, und als er sie dicht vor sich hatte, redete er einen Vorübergehenden mit der äußersten Höflichkeit, deren er fähig war, und den Worten an:

„Mit Erlaubniß, Herr!"

„Was willst Du, Bursche?"

„Könnt Ihr mir nicht den nächsten Weg nach dem Kapuzinerkloster zeigen, wo Pater Bonaventura ist?"

Der Mann, an welchen Renzo sich gewendet hatte, war ein wohlhabender Bewohner der Umgegend, diesen Morgen in Geschäften nach Mailand gegangen und jetzt, ohne etwas verrichtet zu haben, zurückkehrend. Er hatte große Eile wieder nach Hause zu kommen, und jeder Aufenthalt mußte ihm daher unlieb seyn. Demohngeachtet, ohne Ungeduld zu verrathen, antwortete er gefällig: „Mein Sohn! es giebt hier mehr als ein Kloster. Du mußt mir deutlicher sagen, nach welchem Du willst." Renzo suchte den Brief des Pater Christoforus hervor, wies ihn dem Herrn, und als derselbe gelesen hatte: an der Porta orientale, gab er ihn zurück und sagte: „Du bist glücklich, braver Bur-

ſche, dies Kloſter iſt ganz in der Nähe. Du mußt den Fußweg links einſchlagen, es iſt der kürzeſte; Du gelangſt dann bald zu einem langen, niedrigen Gebäude, dem Lazareth, und wenn Du immer längs dem Graben um daſſelbe hingehſt, zu der Porta orientale. Biſt Du hindurch, ſo wirſt Du nach drei bis vierhundert Schritten einen freien, mit ſchönen Ulmen bepflanzten Platz finden; da ſteht das Kloſter, das Du gar nicht fehlen kannſt. Geh mit Gott, mein Sohn!"

Er ſprach das letztere mit freundlicher Handbewegung und ging. Renzo aber war durch die Artigkeit der Mailänder gegen Fremde erſtaunt und erbaut. Er wußte nicht, daß dies gerade ein ungewöhnlicher Tag war, an dem ſich die Mäntel vor den Jacken demüthigten. Er ſchlug den bezeichneten Weg ein und erreichte die Porta orientale. Der Leſer denke ſich dieſelbe aber damals ja nicht ſo wie ſie jetzt iſt. Von der breiten, geraden, äußern Pappelallee, dem großen Zwiſchenraume zwiſchen den beiden angefangenen Bauden, den beiden Seitentreppen beim Vorſprunge der regelmäßig abgedachten, geebneten und mit Bäumen umſäumten Baſteien, von dem Garten auf der einen Seite, weiter hin zur Rechten den Palliſte, zur Linken der breiten Straße zur Vorſtadt, war damals nichts zu ſehen. Die Straße zog ſich von außen an der ganzen Länge des Lazarethes hin, ward dann ſchmäler und ſchlängelte ſich durch zwei Hecken. Das Thor beſtand aus zwei Säulen, die zur Ver-

wahrung der Thorflügel mit einem Dache verſehen waren. Auf der einen Seite ſtand ein kleines Häuschen für die Zolleinnehmer.

Die Baſteien gingen in ungleiche Abhänge aus, der Fußboden war rauh und uneben und mit Schutt und Scherben bedeckt. Den, vom Thore krumm ausgehenden Weg nach der Vorſtadt, trennte ein breiter, mitten hindurch laufender Graben, der nur wenige Schritte vom Thore endigte. Der Weg war, je nach der Jahreszeit, immerfort Staub oder Schlamm bedeckt. In der Gegend des noch jetzt ſo genannten Borghetto floß der Graben in eine Kloake und vermittelſt ihrer in den Stadtgraben. Im Borghetto ſtand eine Säule mit einem Kreuze; man nannte ſie die Säule des heiligen Dionys; rechts und links von ihr umzäunte Küchengärten und einzelne von Bleichern bewohnte Hütten. Renzo ging durch das Thor, keiner der Einnehmer hielt ihn an, und er verwunderte ſich darüber um ſo mehr, als die wenigen ſeiner Bekannten, welche ſo glücklich geweſen waren, Mailand zu ſehen, ihm viel über die ſtrengen Durchſuchungen und Fragen vorredeten, die jeder Ankommende ſich gefallen laſſen müſſe. Der Weg war ganz öde, und hätte er nicht ein fernes, große Bewegung kündendes Geräuſch vernommen, ſo würde er die Stadt verlaſſen geglaubt haben. Ohne zu wiſſen, was er davon denken ſolle, ſchritt Renzo weiter und gewahrte auf dem Platze gewiſſe weiße, ſchneeähnliche Streifen.

Schnee konnte es nicht seyn, denn der fällt nicht in so gleichen Streifen und nicht in dieser Jahreszeit. Er nahte dem einen, betrachtete, berührte ihn und fand, daß es Mehl sey. — „In Mailand," sagte er bei sich, „muß großer Ueberfluß herrschen, daß man das liebe Gut so verzeudet. Wir ließen ihnen doch wissen, daß überall Hungersnoth sey und sie sorgen auf solche Weise für die Armuth!" — Er ging noch einige Schritte weiter und stand vor der Säule, zu deren Fuße etwas noch weit Seltsameres lag; auf den Stufen des Piedestals nämlich lagen zerstreute Stücken, die durchaus keine Steine seyn konnten und die er, hätte er sie in einem Bäckerladen gesehen, für Brode gehalten haben würde. Er konnte aber seinen Augen noch nicht so leicht glauben, denn das war doch in aller Welt kein Ort, Brod aufzuheben? „Ich will's doch näher ansehen!" dachte er, ging dicht heran, bückte sich, hob ein Stück auf: — es war wirklich ein rundes Brod vom weißesten Mehle, wie Renzo nur an hohen Festen zu essen gewohnt war.

„Es ist wirklich Brod!" rief er mit lautem Staunen aus: „So geht man hier damit um? in diesem Jahre? und man giebt sich, wenn es hinfällt, nicht die Mühe, es aufzuheben? bin ich denn im Schlaraffenlande? —" Er war in der frischen Morgenluft zehn Miglien gegangen, hatte sich also kaum vom höchsten Staunen erholt, als das Brod auch seinen Appetit weckte. „Nehme ich's?" überlegte er: „ach

was! ſie haben's hier den Hunden preisgegeben und da darf ein Chriſt wohl auch davon eſſen. Nun, und kommt der Eigenthümer dazu, ſo bezahl' ich's.“ Er ſteckte bei dieſem Gedanken das eine, welches er ſchon hielt, in die eine Taſche, ein anderes in die andere, ein drittes fing er an zu verzehren und ging ungewiß und neugierig, was die Sache wohl bedeute, weiter. Er hatte erſt wenige Schritte gethan, als aus dem Innern der Stadt Leute naheten. Die nächſten betrachtete er mit großer Aufmerkſamkeit. Es war Mann, Frau und hinter ihnen ein Knabe, jedes trug eine ihm augenſcheinlich zu ſchwere Laſt. Sie waren auffallend gekleidet und über und über mit Mehl beſtreut, ihre Geſichter erhitzt und verſtört, der Gang nicht blos unter der Laſt erliegend, ſondern als ob alle Glieder zerſtampft und zerſtoßen wären. Der Mann trug mit Mühe einen ſchweren Mehlſack, der, hie und da durchlöchert, bei jedem Anſtoße und ſtarkem Tritte von ſeinem Inhalte verlor. Noch wunderlicher nahm ſich die Frau mit einem ungeheuern Bauche aus, den die beiden ausgeſtreckten Arme kaum tragen zu können ſchienen. Unter dem Bauche wurden zwei, bis an die Kniee nackte Beine, ſichtbar, die ſchwankend vorſchritten. Renzo ſah ſchärfer hin und überzeugte ſich, daß dieſer unförmliche Bauch nichts weiter ſey, als der mit Mehl überfüllte Unterrock der Frau, welchen ſie deshalb ſo hoch emporhielt. Auch ſie verlor bei jedem Schritte von ihrer

übergroßen Bürde. Der Knabe trug mit beiden Händen auf dem Kopfe einen mit Broden vollgestopften Korb. Da er nicht so schnell gehen konnte wie seine Eltern, so mußte er oft laufen, die Erschütterung des Körpers warf aber dabei von Zeit zu Zeit ein Brod heraus.

„Daß Du keine mehr wegwirfst, Dummkopf....!“ rief die Mutter und knirschte den Knaben mit den Zähnen an.

„Ich werfe sie nicht weg, sie fallen von selber, was kann ich dafür?“ erwiederte er.

„Sey froh, daß ich die Hände nicht frei habe!“ sagte die Frau wieder, wandte die eine Faust, als wolle sie dem armen Jungen einen Schlag geben, und verschüttete dabei einen Haufen Mehl, der in einer dichten Wolke aufstob und mehr als zwei Brode gegeben haben würde: „Rasch, rasch!“ sagte der Mann, wir können ja wieder umkehren und sie aufleſen, oder ein Anderer thut's. Nach so langer Noth wollen wir das, was wir haben, in heiligem Frieden verzehren!“

Indem kamen Leute von außen herzu; einen derſelben redete die Frau an: „Wo holt man denn Brod?“ — „Dort, dort,“ erwiederte ſie und murmelte, etwa zehn Schritte entfernter, hinzu: „Die fremden Hunde werden wohl vollends alle Magazine und Backöfen leeren und uns nichts übrig laſſen!“

„Possen! Possen!“ rief der Mann, „Ueberfluß! Ueberfluß!“

Aus Diesem und Anderem, was er hörte und sah, folgerte Renzo, daß die Stadt in Aufruhr und dem Volke der Sieg geworden sey; daß jeder nähme, so viel er fassen könne und statt der Zahlung Prügel austheile. Sein erstes Gefühl dabei war Mitleid. Der Zustand des ganzen Landes war so entsetzlich, daß er Ursache hatte, alles, was ihn änderte, zu billigen, und er glaubte mit den anderen Allen steif und fest: nur die Wucherer und Bäcker seyen Schuld an dem Brodmangel, weil sie aus Eigennutz ihre Vorräthe zurückhielten und ein ganzes Volk darben ließen. Lieb war es ihm aber doch, sich außer der Verwirrung zu befinden und an einen Kapuziner empfohlen zu seyn, der ihn schützen und leiten konnte. Er war während dieser Gedanken noch vor mehren mit Beute Beladenen vorüber gekommen und sah das Kloster unweit vor sich.

Eben wo jetzt einer der herrlichsten Paläste erstebt, war sonst, und noch vor wenigen Jahren, ein freier Platz, in dessen Hintergrunde aber Kapuziner-Kirche und Kloster, vier große Ulmen vor ihm. Renzo ging gerade auf das Thor zu, steckte das halbe, übriggebliebene Brod in die Brusttasche, nahm den Brief heraus, hielt ihn in der Hand bereit und zog die Glocke. Es öffnete sich ein kleines, vergittertes Thürfenster und zeigte sich an ihm das Antlitz des Bruder-Pförtners, der fragte, wer da sey?

„Ein Landmann, der dem Pater Bonaventura einen wichtigen Brief vom Pater Christoforus bringt.“

„Gebt!“ sagte der Pförtner und steckte die Hand durchs Gitter.

„Nein, nein!“ sagte Renzo, „ich muß ihn in des Paters eigne Hände geben.“

„Er ist nicht im Kloster.“

„So laßt mich ein, daß ich ihn erwarte,“ erwiederte Renzo.

„Folgt meinem Rathe,“ sagte der Bruder, „und wartet in der Kirche, da könnt Ihr ein gutes Werk verrichten. Ins Kloster kommt jetzt Niemand.“ Er schloß das Fenster wieder, Renzo blieb mit seinem Briefe in der Hand verdutzt stehen und ging nach der Kirche. Auf halbem Wege besann er sich aber, doch vorerst dem Tumulte näher zuzusehen. Er ging wieder über den Platz, stellte sich an die Straßenecke und sah, mit kreuzweis über der Brust verschränkten Armen, traurig nach der innern Stadt, wo der Aufruhr am stärksten und lautesten tobte. Der Strudel zog ihn an. „Will doch zusehen!“ sagte er, langte sein Brod wieder hervor und wanderte, immer davon essend, näher. Wir wollen, während er unterwegs ist, Ursachen und Anfang der Umwälzung berichten.

Ende des ersten Theils.

Die Verlobten.

Geschichtlicher Roman

von

Alessandro Manzoni.

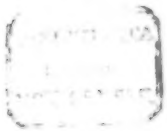
Deutsch

von

Eduard von Bülow.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1828.

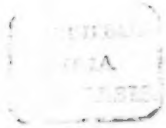
Bayer
Staats
Mü


Die Verlobten

von

Aleſſandro Manzoni.

Zweiter Theil.



Die Verlobten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zwölftes Kapitel.

Dies Jahr war das zweite des Mißwachses. Im vorigen hatten die Vorräthe früherer dem Mangel noch so so abgeholfen und bis zur Erndte 1628, wo wir unsere Geschichte eröffneten, ausgereicht; sie waren aber auch nunmehr rein alle. Die so lang ersehnte Erndte war da und fiel noch karger und schlimmer aus als die letztere, — theils von ungünstiger Witterung — die nicht blos dem Mailänder Gebiete, sondern auch den meisten Nachbarstaaten zur Last fiel — theils von den Menschen selbst verschuldet. Das Elend und die Verwüstung des Krieges, von dem wir schon oben sprachen, war so groß, daß in den ihm am nächsten gelegenen Provinzen weit mehr Ländereien, als gewöhnlich, wüst und unbebaut gelassen wurden. Anstatt sich und Andern durch ihren Fleiß Brod zu verschaffen, saben

die Landleute sich gezwungen, den Bettelstab zu ergreifen.

Weit mehr, als gewöhnlich, wüst und unbebaut nannten wir aber die Ländereien so eben deshalb: weil die unerschwinglichen, mit unmäßiger Habsucht und Thorheit eingetriebenen Steuern: die fortwährende, schlechte Aufführung der vaterländischen Truppen, selbst zur Zeit des tiefsten Friedens, die der eines flüchtigen Feindes nichts nachgab: und endlich noch mehre andere Ursachen, die wir hier nicht näher auseinander setzen können, schon seit einiger Zeit diese traurige Folge nach und nach für ganz Mailand herbeigeführt hatten und immer mehr um sich greifen ließen.

Kaum war nun die Erndte unter Dach und Fach, als das Militair zur Füllung seiner Magazine mit der gewöhnlichen Verschwendung schritt; dadurch wurden die Vorräthe so sehr vermindert, daß alsbaldiger Mangel mit seiner schmerzhaften, aber unvermeidlichen und heilsamen Wirkung, Theuerung eintrat.

Es lehrt die Erfahrung, daß, sobald Theuerung bis zu einem gewissen Grad gestiegen ist, die Volksmenge der Meinung wird, sie bestehe nicht in Folge Mangels. Man vergißt, sie vorgefürchtet und vorgeahnet zu haben, überzeugt sich plötzlich, es sey Korn in Ueberfluß da; daß man es nicht hinreichend zu Markte bringe, sey nur böser Wille. Vorsätzlich ist der Wahn allerdings nicht, er schmeichelt aber gleich stark der Erbitterung und Hoffnung. Kornwucherern, wirk-

lichen, ſo wie eingebildeten, Guthsbeſitzern, die ihre Vorräthe nicht gleich mit einemmale losſchlagen: Bäckern, die welche kaufen, kurz — ohne Ausnahme, einem Jeden, der mehr oder weniger Korn liegen hatte oder liegen haben ſollte, ward die Schuld an Mangel an Theuerung beigemeſſen; ſie waren die allgemeinen Zankäpfel, und dem großen Haufen Gegenſtände des Abſcheues.

Man wußte auf das Genaueſte, wo Magazine, Kornböden, ungeheure Vorräthe ſeyen; wußte eingereimter Weiſe ſogar die Anzahl der Säcke zu nennen; ſprach mit Beſtimmtheit von den erſtaunlichen Getraidemaſſen, die man heimlich ins Ausland ſchaffe, und vielleicht ſchrie man dort eben ſo laut gegen die erträumte Ausfuhr ins Mailändiſche! — Flehentlich bat man die Obrigkeiten um Anwendung der Mittel, welche der blinden Menge ſo vollkommen gerecht, einfach und ſchicklich erſchienen, die, wie ſie meinte, verſteckten, vermauerten, vergrabenen Vorräthe zur Gnüge herbeizuſchaffen. Die Behörden gingen auch in ſoweit darauf ein, daß ſie einen höchſten Preis für gewiſſe Artikel anordneten und bei Strafe unterſagten, ſie über denſelben zu verkaufen. Da nun aber alle menſchlichen Maaßregeln, wie kräftig ſie auch ſeyen, nicht vermögen, den Mangel an Lebensmittel aufzuheben, noch auch aus Nichts Erdfrüchte zu zaubern, und da beſonders die hier angewandten von gar keiner Wirkung ſeyn konnten; ſo ward das Uebel nur im-

nur ärger und größer. Das Volk schrieb die Wirkung der Schwäche und Fehlbarkeit der Mittel zu und verlangte mit lautem Geschrei unfehlbare, stärkere. Unglücklicher Weise gerieth es auf dasjenige, was ihm am gelegensten war. In Abwesenheit des Gouverneurs, Don Gonzalo Fernandez de Cordova, der sich im Lager hinter Casale am Po befand, verwaltete sein Amt in Mailand der Geheim-Sekretair Antonio Ferrer, gleichfalls Spanier. Dieser erkannte wohl — und wer hätte es nicht mit ihm erkannt? — daß wohlfeile Brodpreise etwas sehr Wünschenswerthes seyen; aber er glaubte — und das war der Fehler! — ein bloßer Befehl seinerseits könne sie bewirken. Er gab also eine neue Brodtaxe und zwar nach dem Maaßstabe, was das Brod gekostet haben würde, hätte man den Malter Korn, wie sonst, mit drei und dreißig Lire bezahlt; jetzt aber bezahlte man ihn mit achtzig! — Es waren schon weit weniger, ungerechte und unvernünftige Befehle durch die Umstände unausführbar geblieben, auf Vollstreckung des Genannten wachte aber der ganze Volkshaufen, der nicht leiden konnte, daß sein lang gehegter Wunsch blos zum Scherze endlich in Gesetz verwandelt sey. Alles lief zu den Bäckerläden und verlangte Brod nach der Taxe, ja verlangte es mit der wilden Entschlossenheit und Drohungen, die Leidenschaft, Kraft und Gesetz, wo sie vereinigt sind, annehmen.

Schelten die Bäcker, — man überschrie sie; liefen sie

davon — man holte sie wieder, schleppte sie zu Trog und Ofen, und sie mußten kneten und backen, was sie nur konnten; man hatte zwar wohl ein dunkeles Gefühl der Ungerechtigkeit dieses Verfahrens, das schmeichelte aber eben dem Volke, und es fuhr anhaltend fort, des vorübergehenden, guten Glückes zu genießen. Die armen Bäcker waren wohl übel daran, sich mit saurer Mühe und Arbeit, ja mit Ueberstrengung aller ihrer Kräfte selbst zu Grunde richten zu müssen; allein was wollten sie thun? — Auf der einen Seite die drohenden Strafen der Obrigkeit, auf der anderen das wüthende, aufgeregte Volk, leicht im Weigerungsfalle geneigt, ein Beispiel seiner eigenen Gerechtigkeitspflege, der allerfurchtbarsten auf der Welt, zu statuiren. Es gab keinen Ausweg, sie mußten backen und backen und verkaufen, so lange es reichte. Es gnügte indeß zum Bestand dieses Wesens nicht, daß man die Bäcker zum Gehorsam zwang; sie mußten auch im Stande seyn, zu gehorchen, und hätte es nur noch ein wenig länger gedauert, so würden sie es nicht mehr haben aushalten können. Sie machten unaufhörliche Vorstellungen über die Ungerechtigkeit der ihnen auferlegten, nicht zu ertragenden Last; erklärten, die Schaufel in den Ofen werfen und davon laufen zu wollen, und zogen sich indeß nach besten Kräften aus der Schlinge, immer hoffend und hoffend, es werde ihnen der Geheimsekretair doch endlich einmal Gehör geben. Aber Antonio Her-

rer war ein Mann von Grundſätzen und entzegnete, die Bäcker hätten vordem genug gewonnen, würden in Zukunft noch genug gewinnen, und man werde auch ſchon darauf denken, ſie ſpäterhin von Obrigkeits wegen zu entſchädigen, jetzt müſſe es aber beim Alten bleiben. War er von dieſen angegebenen Gründen ſelbſt überzeugt? Scheuete er ſich vor dem verlangten Gegenbefehle und wollte Andere die Folgen untergehen laſſen? Wer konnte in ſeinem Innern leſen? Gewiß iſt, daß er kein Haar breit nachgab.

Am Ende kam der Rath der Zehne (Nobili, dauerte bis 1796,) zuſammen und unterrichtete den Gouverneur brieflich von dem Zuſtande der Sachen damit er ſie, durch Auffindung irgend eines Mittelweges, wieder feſt ſtelle.

Don Gonzalo der bis über die Ohren im Kriegstrubel ſtack, ernannte eine Junta und übertrug ihr die Sorge, einen Brodpreis auszumitteln, der beide Partheien möglichſt zufrieden ſtelle. Die Junta kam zuſammen, und nach tauſend Komplimenten, Umſchweifen, Vorſchlägen und Ausflüchten folgte ſie der, von einem jeden ihrer Mitglieder eingeſehenen, Nothwendigkeit, zu einem Reſultate zu gelangen, und erhöhete, des Wagniſſes ſich allerdings bewußt, den Preis. Die Bäcker ſchöpften wieder Athem, das Volk gerieth in neue Wuth.

Am Abend vor dem Tage, wo Renzo nach Mailand kam, waren alle Straßen und Plätze gedrängt voll Menſchen, die, von gleichem Grimme, von ei-

nem Geiſte beſeelt, ſich fremd oder bekannt, wie es der Zufall wollte, in Haufen und Maſſen ohne vorherige Rückſprache, ja ohne vorher ſelbſt daran gedacht zu haben, ſich zuſammenrotteten. Die gegenſeitigen Klagen erbitterten alle Gemüther nur noch mehr. Unter der erhitzten, tollen Menge gab es natürlich auch Einige mit kälterm Blute. Sie ſahen mit Frohlocken das Anſchwellen des Aufruhres, der ſchon wie ſiedendes Waſſer wallte und erbrauſte; ſie trugen das Ihrige bei, ihn mit Vernünfteleien und erdichteten Nachrichten, die die blinde, empörte Menge ſtets im Augenblicke glaubt, mehr und mehr aufzuklären und verfolgten dabei ihre wohlgemeinte Abſicht, bei Gelegenheit ein wenig im Trüben zu fiſchen. Tauſende von Menſchen liefen mit dem unbeſtimmten Gedanken umher, daß etwas geſchehen müſſe und werde. Schon vor Sonnenaufgange war wieder alles verſammelt: Kinder, Weiber, Männer, Greiſe, Handarbeiter, Bettler ſteckten die Köpfe zuſammen, hunderte von Stimmen erſchollen auf einmal wild durch einander. Hier ſprach einer zu der Menge und wurde von allen Seiten beklatſcht; dort fragte einer ſeinen Nachbar, was man ihn eben gefragt; ein anderer ſchrie laut aus, was eben einer dem andern in die Ohren gezi̇ſchelt hatte; überall ward geſtritten, gedroht, geſtaunt, und alle die weitläuftigen, häufigen Geſpräche und Abhandlungen ließen ſich auf gar wenige Worte zurückführen.

Es fehlte nur noch ein kleiner Stoß, ein kleines Ereigniß, der geringste Anlaß, um aus Worten Thaten werden zu lassen, und — er blieb nicht aus. Mit Tagesanbruche kamen die Bäckerburschen mit ihren gefüllten Brodkörben aus den Läden, um die Kunden zu versorgen. Als der erste dieser unglücklichen Jungen einem der Volkshaufen sichtbar wurde, war es, als fiel eine brennende Lunte in ein volles Pulverfaß. „Seht da, ob es noch Brod giebt!“ riefen Aller Stimmen mit einemmale. „Ja, ja, für die Tirannen, die im Ueberfluße schwelgen, die uns wollen Hungers sterben lassen!“ sagte Einer, trat zu dem Bäckerburschen, streckte die Hand nach dem Korbe auf, griff hinein und sagte: „Laß sehen!“ Der Bursche wird einmal übers andere roth und bleich, zittert und bebt und will sagen, „laßt mich gehen!“ aber das Wort erstirbt ihm im Munde, er giebt mit den Armen nach, und versucht, sich so schnell als möglich der Gurte zu entledigen. „Herab mit dem Korbe!“ hieß es. Von allen Seiten wird angepackt, man reißt ihn zu Boden, reißt das weiße Tuch, was über ihn ausgebreitet ist, hinweg, und beim Anblicke des Brodes ruft Einer: „Wir sind auch Christen, wir wollen auch Brod essen!“ Er nimmt dann eines heraus, zeigt es den Umstehenden und fängt an zu essen. Nun greift eine Hand über die andere nach dem Korbe, und im Nu ist er leer. Wer nichts hat bekommen können, rennt beim An-

blicke der Beute Anderer, ergrimmt, ermuthigt durch die Leichtigkeit des Unternehmens, weiter und sucht andere wandernde Brodkörbe. Läßt sich einer blicken, so ist er auch unrettbar verloren. Die Träger machten keine langen Umstände; sah einer die nahende Gefahr, so setzte er rasch seinen Korb zur Erde und lief, was er laufen konnte. Indeß blieben immer die meisten der Tumultuanten trockenen Mundes, auch die etwas erbeutet hatten, waren mit dessen Geringfügigkeit nicht zufrieden; also hat noch alles Lust zu weiteren Unternehmungen und alles schreit: „Nach den Oefen, nach den Oefen!“ —

Auf der Straße, die man la Corsia de' Servi nennt, war und ist noch jetzt ein Backofen, der auf toskanisch der Krücken-Ofen heißt, auf Mailändisch aber einen so seltsamen, barocken, barbarischen Namen hat, daß es im Alphabete keine Zeichen giebt, seinen Klang zu versinnlichen*). Nach ihm zu setzt sich die Masse in Bewegung. Meister und Gesellen standen eben vor dem Laden und fragten den mit leeren Händen zurückgeflüchteten Burschen aus, der sein trauriges Abentheuer zitternd und bebend abstammelte. Da vernahm man ein verwirrtes, aus der Ferne nahendes Getös. Es kam immer näher, und die Vorläufer des Haufens ließen sich schon blicken. Nun

*) Etwa el prestin de scanse.

drängt und treibt Einer den Andern, ein Geselle wird sogleich fortgeschickt, den Polizeikapitain herbei zu holen, die anderen verschließen die Ladenthüre und verrammeln sie von Innen, so gut es die Eile nur zuläßt. Die Menge wächst indessen vor der Thüre fort und fort an und schreit unaufhörlich: „Brod, Brod, aufgemacht, aufgemacht!“

Während Dessen kommt der Polizeikapitain mit einem Trupp Hellebardirern an: „Fort, fort, Kinder, nach Hause, nach Hause, Platz dem Kapitain!“ ruft er und seine Hellebardirer. Die nicht zu dichte Volksmasse macht ein wenig Platz; sie dringen hindurch und umstellen, Mann bei Mann, wenn auch nicht in besonderer Ordnung, die Ladenthüre. „Aber, Kinder,“ fing der Kapitain wieder an, „was wollt Ihr denn hier? Geht nach Hause, geht Eurer Wege! Wo ist Eure Gottesfurcht hin? Was wird unser Herr, der König, dazu sagen? Wir wollen Euch nichts thun, geht nur wieder nach Hause, geht als rechtliche Leute! was wollt Ihr denn hier fremdes Eigenthum erstürmen? Das führt Euch ja in zeitliches und ewiges Verderben! Nach Hause, nach Hause!“ Aber hätten auch diejenigen, die den Sprecher sahen und hörten, ihm Gehorsam leisten wollen, sie hätten es nicht gekonnt. Die Hintersten drängten und trieben die Vorderen, wie Wellen die Wellen, und die Fluth wuchs mit jedem Augenblicke mehr an. Dem Polizeikapitain fing an, etwas warm zu werden. „Drängt

sie zurück," sagte er zu seinen Hellebardirern, „aber thut Niemanden etwas zu Leide. Wir wollen suchen, in den Laden zu kommen, klopft an, drängt das Volk zurück!"

„Zurück, zurück!" riefen die Hellebardirer, drängten sich, Mann bei Mann, gegen den vordersten Haufen und versuchten, ihn mit den Schaften der Spieße zurückzuschieben. Die Nächststehenden schrien und tobten, drängten nach Kräften zurück, theilten Brust- und Ribbenstöße, Fußtritte hinter sich aus; es entstand ein ungeheures Gewirr und Gewühl, und wer sich in der Mitte des unlösbaren Knäuels befand, wurde zerdrückt und zertreten. Um die Thüre herum war es ein wenig frei geworden. Der Kapitain klopft und tobt dagegen und schreit, man solle ihm aufmachen; die Inwohner erscheinen an den Fenstern, steigen eilig herab, öffnen, der Kapitain springt hinein, ruft seinen Leuten, die ihm, einer nach dem andern, folgen, während die letzten das Volk mit den Waffen abhalten. Sie sind endlich hinein, man verrammelt und verschanzt sich auf alle Weise, der Kapitain steigt empor, zeigt sich am Fenster: „Hu, welch Gewimmel! —"

„Kinder!" ruft er hinab; einige achten darauf: „Kinder! geht nach Hause, Generalpardon allen, die sogleich nach Hause gehen!"

„Brod, Brod, aufgemacht, aufgemacht!" Das

waren die einzigen vernehmbaren Worte, welche die Volksmenge entgegnete.

„Seyd vernünftig, Kinder, bedenkt Euch wohl, jetzt ist es noch Zeit! Fort, fort, nach Hause, nach Hause! Ihr sollt Brod haben, auf diese Art aber nicht! — Nun? .... Nun, was macht Ihr denn da unten? — Was wollt Ihr mit der Thüre da anfangen? — Ach, ach, nun seh' ich es, was thut Ihr? Seyd vernünftig, bedenkt Euch wohl, es ist ein Hauptverbrechen! — Jetzt komme ich dazu! Weg da mit den Eisen, weg mit den Händen! Weh Euch! Weh Euch, Mailänder, die man in der ganzen Welt wegen ihrer Gutartigkeit rühmt! Hört! hört! Ihr seyd bis jetzt immer.... Ach! Ihr Bestien!"

Diese rasche Veränderung des Styles verursachte ein Stein, den einer der guten Kinder dem Kapitain an den Kopf warf. „Bestien! Bestien!" rief er immerfort, machte wüthend das Fenster zu und zog sich zurück. Hätte er sich aber auch den Hals abgeschrieen, seine Worte, sie mochten nun schmeicheln oder schimpfen, waren in den Wind gesprochen und verklangen in dem Toben auf der Straße. Die Aufwiegler hatten unterdeß angefangen, mit Steinen und dem, was von eisernen Werkzeugen gleich bei der Hand war, die Schlösser und Angeln der Ladenthüre abzubrechen und waren schon ziemlich weit damit zu Stande. Meister und Gesellen aus dem Laden stellten sich nun an die Fenster der oberen Stockwerke und schafften einen großen

Vorrath von Steinen herbei, die sie durch Entpflasterung des Hofes gewonnen hatten. Sie bedeuteten das Volk mit Mienen, Geberden und Geschrei, abzulassen; zeigten die Steine, die sie hinunter werfen würden, und als alles nichts half, begannen sie wirklich zu werfen. Kein Wurf traf fehl, obgleich das Gedränge nicht so groß war, daß, wie man zu sagen pflegt, kein Apfel zur Erde gekonnt hätte.

„Ihr Hunde, ihr Schurken! Ist das das Brod, was Ihr den armen Leuten gebt? — O weh! O weh! das trifft, das trifft, weg da!“ So schrie man unten. Mancher wurde übel zugerichtet, zwei Kinder getödtet. Wuth verstärkte die Kraft der Menge, Angeln und Schloß wurden abgerissen und sie strömte in alle Zugänge. Da die Hausleute die Schutzwehr gebrochen sahen, flüchteten sie sich eilig auf den Boden. Der Kapitain, die Hellebardirer und einige andere Männer versteckten sich unter die Dachsteine, andere krochen durch die Kappfenster und irrten wie Katzen von Dach zu Dach. Beim Anblick der Beute vergessen die Sieger die gelobte, blutige Rache; sie stürzen über die großen Kasten, und das Brod ist in wenigen Minuten alle. Andere reißen die Schlösser des Geldschrankes ab, greifen mit vollen Händen zu, stecken ein und gehen, die Taschen voller Quattrini, weiter, um, wenn noch welches da ist, auch noch Brod zu rauben. Die Menge verliert sich in die innern Magazine. Sie entreißen sich wechselsweise die

erbeuteten Säcke; hier wird einer umgestoßen, dort einer halb verschüttet, um ihn fortbringen zu können. Eines schreit: „Warte, warte!“ und kehrt das Verschüttete mit Tüchern und Kleidern zusammen. Ein Anderes macht sich über einen Backtrog her, knetet ein Stück Teig ab, das sich immer länger und länger dehnet und ihm überall aus den Händen gleitet; aber ein anderes hat einen Mehlbeutel erobert und hält ihn hoch empor. Wer kommt, wer geht, wer handthiert: Männer, Weiber, Kinder, drängen und quetschen sich, schreien, und ein weißer, sich überall festlegender Staub, hüllt und umnebelt Alles. Am Eingange Streit und Hader zweier entgegenstrebender Partheien; eine um die andere wogt vor und zurück, eine will auf das schleunigste mit der Beute hinaus, die andere will erst hinein, um zu erbeuten.

Während man diesen Backofen so plünderte und verwüstete, waren auch die übrigen in der Stadt nicht sicher und ungefährdet. Vor keinem aber versammelte sich Volkes genug, um Alles zu wagen. In einigen hatten die Besitzer sich mit Hülfe versehen und waren zur Vertheidigung bereit. Andere, wo man weniger Vertheidigungsmittel hatte, oder furchtsamer war, kapitulirten: Die Bäcker vertheilten unter die vor ihren Läden versammelte Menge Brod, und sie zertheilte sich wieder, nicht sowohl zufrieden mit dem Empfangenen, als eingeschüchtert von den Hellebardirern und Sbirren, die sich zwar von jenem

fürchterlichen Krückenosen fern hielten, wohl aber die kleine Meutertruppe zu bezähmen vermochten. Dort ward es aber immer ärger und ärger, denn wem nur die Lust ankam, irgend einen Streich auszuführen, der ging hin, wo die Anzahl der Freunde und Genossen bei weitem am beträchtlichsten war und gänzliche Straflosigkeit herrschte.

So standen die Dinge, als Renzo, wie er sein Brod verzehrt hatte, ohne es zu wissen, dem Centralpunkte der Verschwörung aus der Vorstadt der Porta Orientale nahete. Er ward bald von der Menge zurückgedrängt, bald vorgeschoben, und sperrte, um irgend wo etwas Näheres über die Ursachen des Tumultes aufzuschnappen, Augen und Ohren auf. Von einem der ihn Umstehenden vernahm er diese Worte: „Nun ist ja der schändliche Betrug der Spitzbuben entdeckt, die immer schreien und schreien: es sey kein Brod, kein Mehl, kein Getraide da! Jetzt ist die Sache klar und deutlich und sie können uns nicht mehr hinters Licht führen! Es lebe der Ueberfluß!"

„Ich sage Euch," meinte ein Anderer, „das hilft Alles nichts; es wird noch schlimmer, wenn man nicht Exempel statuirt. Sie werden wohl das Brod wohlfeil verkaufen, aber Gift beimischen, daß die armen Leute wie die Fliegen wegsterben. Es heißt so schon, wir setzen unser zu viel. Sie haben es in der Junta gesagt, ich weiß es gewiß, denn ich habe es mit meinen eigenen Ohren von meiner Muhme

gehört, die einen Verwandten eines Küchenjungen einer der Herren kennt."

Ein Dritter schrie mit schäumendem Munde Dinge dazwischen, die sich nicht mittheilen lassen. Er hielt mit einer Hand einen alten Lappen auf die zerrauften, blutigen Haare. Einer seiner Nachbarn versuchte, ihn durch Einstimmen in seine Klagen zu trösten.

„Platz, Platz, Ihr Herren, wenn es Euch gefällig ist! laßt einen armen Familienvater durch, der fünf hungernden Kindern zu essen bringt!" rief einer, mit einem schweren Mehlsacke beladen, herbeischwankend, und Jedermann beeilte sich, ihm aus dem Wege zu gehen.

„Ich will wetten," sagte ein Anderer halblaut zu seinem Nachbar, „ich will wetten, denn ich kenne der Welt und solcher Dinge Lauf, alle, die heute solchen Teufelslärm machen, kriechen morgen schen zitternd und bebend aus einem Winkel in den andern. Ich habe schon viele bekannte Gesichter, viele Vornehme herumschleichen und spionirn sehen, wer alles dabei sey oder nicht. Ist der Spektakel vorbei, so kommen sie mit ihren Listen zum Vorscheine, machen Jedermanns Rechnung und theilen die verdiente Strafe aus."

„Wer den Bäckern am meisten die Brücke tritt," rief eine wohltönende Stimme, die Renzo's Aufmerksamkeit erregte, „das ist der Oberproviantverwalter!"

„Es iſt ein Schurke wie der andere!“ ſagte ein anderer.

„Ja, der iſt aber der allererſte,“ erwiederte jener. — Der Oberproviantverwalter wurde alljährlich aus ſechs Nobili des Rathes der Zehne, vom Gouverneur erwählt. Er war zugleich Präſident dieſes Rathes und des Proviantribunals, das aus zwölf anderen Nobili beſtand und neben verſchiedenen anderen Geſchäften hauptſächlich das Proviantweſen leitete. Wer einen ſolchen Poſten begleitete, mußte, trat Hungersnoth ein, bei Unwiſſenden nothwendiger Weiſe in den Verdacht kommen, ſie mit angeſtiftet zu haben. Denn hätte er auch vielleicht gern, ſo wie Ferrer, gehandelt, es hätte doch nicht in ſeiner Macht geſtanden.

„Ueber die Schurken!“ rief wieder einer. „Kann man's wohl ärger treiben? Sie haben ſich unterſtanden, um den Geheimſekretair zu ſtürzen und allein zu herrſchen, zu ſagen, er ſey ein kindiſcher Greis. — Man ſollte eine große Hühnerſteige bauen und ſie alle hineinſperren, und nur mit Wicken und Unkraut füttern, was ſie uns nur gönnen wollen!“

„Brod ſoll hier ſeyn?“ rief einer, der ſich eilig durchzuwinden ſtrebte, „Brod? pfundſchwere Steine! Steine wie dieſe hier! ſie kommen wie Schloßen geflogen. Und was für ein Quetſchen und Drängen! Ich ſchleppe mich nicht bis nach Hauſe.“

Durch das Getümmel und ſolche Reden — man

kann nicht ſagen, ob ſie ihn mehr aufklärten, als verwirrten, — gelangte Renzo am Ende zu jenem Backofen. Der Volkshaufen war ſchon bei weitem dünner geworden; er konnte alſo die ſchmutzigen, friſchen Spuren der Verwüſtung deutlich wahrnehmen und betrachten: kalk- und ſteinberaubte Mauern, ausgehobene Fenſter, zertrümmerte Thüren!

„Das iſt ein ſchlimmes Verfahren“ dachte Renzo. „Befolgen ſie es bei allen Bäckerladen, wo wollen ſie am Ende Brod hernehmen? Aus den Brunnen?“ Es kamen immerfort einzelne Leute aus dem Hauſe, trugen irgend ein Stück Backtrog, Kaſten und Kiſten, Körbe und ſonſtiges Hausgeräthe des armen Bäckers davon, ſchrien: „Platz! Platz!“ und rannten durch die Menge; ſie nahmen alle einen und denſelben Weg, um ſich an einem verabredeten Orte zu treffen. Renzo wollte auch, was daraus werde, mit anſehen und folgte einem Manne, der ein Bündel zerhackter Bretter und Latten auf dem Rücken trug, und wie die Anderen den Weg längs der mitternächtlichen Seite des Domes (nach den, bis noch vor nicht allzulanger Zeit daſelbſt befindlichen, Stufen benannt) einſchlug. So neugierig der Bergbewohner auch auf die Dinge war, die vor ſeinen Augen ſich bald ereignen ſollten, ſo konnte er doch nicht umhin, vor dem ungeheuren Steinkoloſſe, dem Dome, mit offnem Munde ſtehen zu bleiben. Er verdoppelte darauf ſeinen Schritt, den verlornen Führer wieder einzu-

holen, und als er um die Ecke kam, wandte er ſich noch einmal nach dem Dome um, deſſen Hauptfa-cade damals ſehr übel ausſah, und hielt ſich dicht hinter dem auf die Mitte des Platzes Zuſchreitenden.

Je mehr man nahete, deſto häufiger wurden die Volksgruppen. Der Mann mit dem Bündel machte ſich aber Bahn, und Renzo benutzte ſie, mit ihm durch das Getümmel bis zu dem Mittelpunkte zu dringen. Es war daſelbſt ein freier Raum, mit einem halbverkohlten, aus den erbeuteten Geräthſchaften errichteten, Freudenfeuer, aus deſſen Schooße noch eine dunkle Kohlengluth hervordampfte. Das Volk umher lärmte mit Händen und Füßen und hörte nicht auf, Triumph zu jauchzen und Verwünſchungen auszuſtrömen.

Der Mann warf ſein Holzbündel gleichfalls in das Feuer; andere, die mit halbzerbrochenen Schaufeln beiſtanden, ſchürten die Flamme wieder an; der Rauch ſchlug ſchwärzer, dichter empor und mit der hell auflodernden Flamme neu auftobender Jubel: „Es lebe der Ueberfluß! Nieder mit den Unterdrückern! Fort mit der Theurung! Nieder mit dem Proviantribunal! Nieder mit der Junta! Es lebe das Brod!“

Eigentlich befördert das Zerſtören der Backtröge und Schaufeln, Verwüſten der Backöfen und Bäckerladen, wohl nicht das lange Leben des Brodes; ſo etwas fällt aber der erregten Menge niemals ein. Einzelne mochten vielleicht von der Schärfe dieſes Gedankens getroffen werden; doch wie mochten einzelne

Stimmen in dieſem Chaos vernehmbar werden? Renzo hatte ihn gleich anfänglich empfunden, hier wurde er ihm mit jedem Augenblicke erneuet; demungeachtet behielt er ihn für ſich, denn er bemerkte auch kein einziges Geſicht, das etwa geſagt hätte: „Bruder, führe mich zurecht, wenn ich fehle, ich will es Dir danken.“ Die Flamme war abermals niedergebrannt, man ſah Niemanden mehr mit neuem Brennſtoffe kommen und fing ſchon an, ſich zu langweilen, als Jemand rief: auf dem Corduſio — einem kleinen Platze, oder vielmehr Kreuzwege, unfern dem Orte, wo das Volk ſtand — habe man einen zweiten Backofen angegriffen. In ſolchen Fällen genügt oft die Erwähnung einer Sache, ſie ſelbſt herbeizuführen. Sogleich hatte Alles Luſt, auch hinzuſtrömen, Einer rief dem Andern zu: „ich gehe, gehſt Du mit? komm, fort, fort!“ Die Menge brach ſich, ſtürzte durcheinander, begab ſich auf den Weg. Renzo blieb zurück und bewegte ſich, wurde er nicht von dem Strome mit fortgeriſſen, nicht von der Stelle. Er hielt mit ſich Rath: ſollte er ſich dem Getümmel entziehen, ins Kloſter zurückgehen, zum Pater Bonaventura, oder ſollte er auch dieſem neuen Tumulte beiwohnen? Die Neugier ſiegte abermals. Er beſchloß, dem Haufen fern zu bleiben, ſich nicht zerquetſchen und erdrücken zu laſſen, oder ſich gar Schlimmerem auszuſetzen. Er hatte ſein erſtes Brod ſchon ziemlich verdaut, machte ſich demnach über das zweite her und, nachdem er es verzehrt

hatte, folgte er dem vor ihm hingetobten Heere. Dasselbe war bereits durch die in einem Winkel der Piazza ausgehende kleine, enge Proscrela vecchia und von da nach der Piazza de' mercanti vorgedrungen. Wenige konnten sich hier, als sie den, das ehemalige Doktorencollegium mitten durchschneidenden, bedeckten Gang passirten, eines Blickes auf die, in einer Nische aufgestellte, ernste, würdige, fast zürnende Statue Philipps II. enthalten, der selbst als Mannor eine gewisse scheue Ehrfurcht einflößte und mit ausgestrecktem Arme sagen zu wollen schien: „Ich bin hier, Ihr Gesindel!“ —

Die Nische ist jetzt leer, Folge eines sonderbaren Umstandes.

Etwa hundert sechzig Jahre nach der Zeit unserer Erzählung war eines Tages der Kopf der Statue umgetauscht, das Zepter ihr aus der Hand genommen, ein Dolch dafür gegeben und sie selbst Marcus Brutus genannt. So blieb sie einige Jahre lang stehen. Eines Morgens aber warfen ihr Einige, die mit Marcus Brutus nicht sympathisiren mochten und ihm vielleicht auch heimlichen Groll trugen, einen Strick um den Hals, stürzten sie um, trieben mit ihr allerlei Unfug, verstümmelten sie zu einem ungestalten Torso, schleppten sie unter lautem Geschrei durch die Straßen und warfen sie, als sie sich endlich dabei ermüdet hatten, ich weiß nicht, wohin. Wer hätte das dem Andrea Bissi vorhergesagt, als er sie bildete!

Von der Piazza de' mercanti wälzte sich der Auf-

ruhr in das kleine, ſchmutzige Gäßchen de' Fuſtagnai und gelangte aus ihm nach dem Corduſie. Jeder ſah nunmehr nach dem bezeichneten Ofen. Aber ſtatt eines Haufens Freunde, die man ſchon in voller Arbeit glaubte, waren blos einzelne zu erblicken, die den verſchloſſenen Laden zaudernd und unſchlüſſig umſchlichen. An den Fenſtern ſtanden Bewaffnete und bedeuteten, zur äußerſten Nothwehr entſchloſſen zu ſeyn. Der Haufen verweilte, erwartete die Ankunft Aller und berieth ſich allgemein über das, was zu thun ſey. Einige kehrten wieder um, Andere hielten ſich entfernter; man verfolgte die Entweichenden, zog ſie wieder herbei, fragte, erklärte. Allgemeine Unentſchloſſenheit, lärmende Berathſchlagungen! Da ruft aus dem dickſten Haufen eine vermaledeite Stimme: „Das Haus des Oberproviantmeiſters iſt ganz nahe, gebt ihm ſeinen Lohn, plündert!“ — Das ſchien an etwas längſt Ausgemachtes, Abgekartetes zu erinnern. Wie aus einer Kehle ertönte es: „Zum Proviantmeiſter! Zum Proviantmeiſter!“ und die ganze Maſſe des Volkes wogte dem unglückſeligen Hauſe zu.

Dreizehntes Kapitel.

Der arme Oberproviantmeiſter wollte eben, voller Unmuth, ſein ſpärliches Mittagseſſen mit ein wenig

trocknem Brode verzehren, und erwartete mit großer Ungeduld den endlichen Ausgang der Empörung, von dem er ſich aber durchaus nicht träumen ließ, daß er ſein eignes Haus treffen könne. Ein barmherziger Samariter war der Menge voraus geeilt und verkündete die dringende Gefahr. Die Dienerſchaft war von dem fernen Lärme an die Thüre gelockt worden und ſchaute mit Furcht und Bangen die Straße hinab, der Gegend zu, von wo er heran zu kommen ſchien. Kaum hatten ſie die Warnung vernommen, als der Vortrab des Sturmes ſchon ſichtbar ward. In der äußerſten Eile benachrichtigt man davon den Herrn, und während derſelbe noch hin- und herſinnt, ob und wie er fliehen möge, kommt auch ſchon die Meldung, daß es damit zu ſpät ſey. Der Dienerſchaft bleibt kaum Zeit übrig, die Thüre zu ſchließen. Sie verrammeln, feſtigen ſie, machen raſch alle Fenſter zu, als ob ein Ungewitter im Anzuge ſey und man alle Augenblicke den herniederſchmetternden Hagel erwarte. Das auf der Straße mehr und mehr anwachſende, donnergleiche Geheul hallt in dem Hofraume wieder, der entfernteſte Winkel des Hauſes erdröhnt davon, und mitten durch das ungeheure, tolle Gebrüll ſchallen immer ſtärkere Steinwürfe an die Hausthüre.

„Heraus mit dem Proviantmeiſter! dem Tirannen! dem Brodbiebe! Heraus mit ihm! Wir wollen ihn lebendig oder todt!“

Der Unglückſelige läuft aus Zimmer in Zimmer,

todtenbleich, ängſt und bange, händeringend, ſich Gott befehlend, die Diener beſchwörend: alle Zugänge verwahrt zu halten, ihm zur Flucht behülflich zu werden. Aber wie, wohinaus? Er ſteigt auf den Boden, ſchaut durch eine Spalte zwiſchen Gebälk und Dach auf die Straße nieder: Mann bei Mann der heilloſen Bande, alles ſchreit nach ihm, „lebendig oder todt!“ Troſtloſer, als vorher, ſucht er das entlegenſte Verſteck auf. Zuſammengeknäult horcht er da, horcht, ob das hölliſche Getös nicht ende, ob der Auflauf ſich nicht verliere. Aber er wird nur toller und toller. Wildere, häufigere Schläge. Neue Angſt erfaſſt ihn, er verſtopft ſich beide Ohren; dann, außer ſich, klappert er mit den Zähnen, verdreht die Augen, ſtreckt die Arme aus, ſchwingt, wie zur Vertheidigung, den Dolch .... Was er überhaupt ſonſt noch alles vornahm, läſſt ſich nicht genau beſtimmen, denn er war ganz allein; es läſſt ſich nur errathen.

Renzo war diesmal in dem dickſten Haufen, und zwar nicht hinein geſchoben, ſondern freiwillig hineingedrungen. Er fühlte bei dem erſten, blutigen Vorſchlage ſein Innerſtes ſich empören; was die Plünderung betraf, wuſſte er nicht eigentlich, ſollte er ſie in dieſem Falle gut heiſſen oder verdammen, aber der beabſichtigte Mord erregte ihm den entſchiedenſten, vollſten Abſcheu.

War er auch, wie ſich hitzige, leidenſchaftliche Gemüther, leider! ſo leicht von dem Geſchrei einer wüthenden Mehrzahl hinreiſſen laſſen, feſt überzeugt,

der Oberproviantmeister sey Ursache und alleinige Schuld an der Hungersnoth; so war er doch, als er beim ersten Andrange des Volkes von einigen Seiten vernahm, daß Andere ihn, was es auch koste, retten wollten, gleich entschlossen, sich ihnen anzuschließen. Deshalb hatte er sich also bis dicht zu der Thüre, die man zu sprengen bemüht war, vorgearbeitet. Einige versuchten, das Eisenwerk der Thüre mit spitzen Steinen abzulösen; andere liefen mit Brecheisen, Meisseln und Hämmern herbei, ihres Erfolgs gewisser; andere zerschmetterten mit großen Steinen oder Eisen, oder schändeten mit stumpfen Messern, Nägeln, Hufeisen, die Mauern und gaben sich alle nur erdenkliche Mühe, den Fußboden aufzureißen und nach und nach Bresche zu machen. Wer nicht selbst Hand anlegen konnte, schrie zum wenigsten mit, hinderte aber durch sein Drängen und Stoßen die schon an und für sich ungeregelte Arbeit nur um so mehr. — So wird auch, dem Himmel sey Dank! manchmal das Böse, wie gar zu oft das Gute, von allzugroßer Eile der Vollzieher aufgehalten! Die Magistratspersonen, welche von dem Aufruhre die erste Nachricht empfingen, hatten ohne Säumniß den Kommandanten des Kastells vor der damaligen Porta Giovia um Hülfe ersucht, und er sandte in möglichster Eile eine Abtheilung Truppen. Ehe aber die Nachricht anlangte, ehe der Befehl gegeben ward, die Truppen sich stellten und abmarschirten, war so viel Zeit vergangen, daß, als sie ankomen, das Haus

des Präsidenten schon förmlich belagert und bestürmt ward. Das Commando machte in einiger Entfernung Halt. Der Offizier wußte nicht, was er thun solle. Vor ihm ein unabsehbarer Haufen Volkes: Männer und Weiber, Kinder und Greise, die, als er Platz zu machen und sich zu vereinzeln gebot, nur mit dumpfem, dumpfen Gemurmel darauf erwiederten. Sollte er auf diesen Haufen feuern lassen? Das schien dem Offizier nicht allein unmenschlich, sondern auch höchst gewagt, indem die Stärkeren durch die den Schwächeren zugefügte Beleidigung nur um so wüthender würden geworden seyn; übrigens hatte er auch keine Vollmacht, es zu thun. Wollte er die Menge mit Gewalt hinwegdrängen, sich bis zur Thüre Bahn brechen und nur die Angreifenden bekämpfen: das würde allerdings das Beste gewesen seyn; wie sollte es aber gelingen? Würden die Soldaten auch Mann bei Mann haben durchdringen können? Würden sie nicht, statt dessen, einer dahin, der andere dorthin geschleudert worden seyn und der Uebermacht haben erliegen müssen? Die Unentschlossenheit des Offiziers, der Soldaten Unbeweglichkeit schien, ob mit Recht oder Unrecht, Furcht. Die Nächststehenden begnügten sich, sie spöttisch anzusehen, Entferntere forderten sie mit Mienen und Schimpfreden heraus, und weiterhin nahm Niemand von ihnen Notiz; die Arbeiter fuhren fort, ihr Werk zu beenden, die Zuschauenden, sie aufzumuntern. Auf einmal drang zu ihnen ein

alter Mann. Sein Aeußeres war entsetzlich: hohle, tiefliegende, weitaufgeriſſene, entzündete Augen, die Runzeln des Geſichts zu einem teufliſchen Grinzen verzogen; er ſchwang, die Hände hoch über dem grauen Schädel, Hammer, Strick und vier große Nägel in die Luft und ſchrie: damit wolle er den Proviantmeiſter, ſobald man ihn habe, an ſeine eigene Hausthüre aufknüpfen.

„Schämt Euch, ſchämt Euch!“ rief Renzo unwillkührlich, entſetzt aus, über dieſe Worte und den Anblick Anderer, denen ſie ſehr zu behagen ſchienen. Ermuthigt hingegen, da er ſah, daß wieder Andere, obgleich ſie ſchwiegen, ſeines Gefühles waren, fuhr er fort: „Schämt Euch! Wollen wir zu Henkern werden, einen Chriſten morden? Wie ſollen wir von Gott Brod erwarten, wenn wir ſo gottlos handeln! Blitze wird er herabſenden, aber kein Brod!“

„Hund! Vaterlandsverräther!“ ſchrie Einer aus der Menge Renzo mit teufliſcher Stimme an; „nehmt ihn feſt, nehmt ihn feſt! Er iſt ein Bedienter des Proviantmeiſters, er iſt verkleidet, ein Spion, ein ein Spion! Halt, halt!“ Hundert Stimmen kreiſchen ſogleich auf: „Was giebt's, wer iſt's, wo, — Bedienter des Proviantmeiſters, — Spion, der Proviantmeiſter verkleidet, — als was, wie, — wo iſt er, wo iſt er? — haltet auf, haltet auf!“ — Renzo verſtummt, ſinkt und ſinkt zuſammen, möchte in die Erde verſinken, einige der Umſtehenden helfen ihm ſich verſtecken, und verſuchen, die feindlichen,

mörderischen Stimmen zu übertäuben. Am meisten half ihm aber der plötzliche, nahe Ruf; „Platz, Platz! Hier ist Hülfe, Platz da, Platz!“

Was war es? Es war eine lange Leiter, die Einige herbeischleppten, sie ans Haus zu legen, und zu den Fenstern einzusteigen. Zum guten Glücke war aber dieses Mittel, was schnell zum Ziele geführt haben würde, nicht eben so schnell ins Werk zu setzen. Die Träger auf der einen und andern Seite wurden von der Menge hin und her gestoßen, und wogten und wankten hin und her, ohne fast weiter zu kommen. Hier wurde Einem der Kopf zwischen zwei Sprossen geklemmt und er brüllte, wie ihm die ganze Last die Schultern fast erdrückte, wie ein gejochter Ochse auf; dort wurde ein Anderer von ihr weit fortgeschleudert; überall theilte die schwankende Holzmasse an Köpfe, Arme, Brüste, Beulen aus, natürlich nicht eben zum Ergötzen der Empfänger. Andere erhoben die Laß, oder kriechen darunter, nehmen sie mit auf die Schultern und schreien; „Immer zu, immer zu, wir helfen!“ — So geht es damit immer näher, schnell oder langsam, gerade oder schief. Sie kam zu rechter Zeit an, Manzo's Feinde zu verstreuen und für den Augenblick zu verwirren. Er benutzte die in der alten losgebrochene, neue Verwirrung und entfernte sich, zuerst gebückt und gebückt, dann mit allen Kräften seines Ellenbogens von dem Orte, wo es nicht gut seyn für ihn war; ja er beabsichtigte nun

selbst unverzüglich den ganzen Tumult zu stillen, und den Pater Bonaventura wirklich aufzusuchen. Plötzlich aber theilt sich, von der einen Seite her, der ganzen Masse eine ungewöhnliche Bewegung mit. Einer Stimme entönt es, hundert Stimmen, hundert Chöre tönen es nach; „Ferrer! Ferrer!“ Wo nur der Name hindringt, zeigt sich Erstaunen, Gunst, Verdruß, Freude, Zorn; Einer ruft den Namen laut aus, ein Anderer will ihn niederschreien, Einer ruft Ja, der Andere Nein, Einer segnet, der Andere flucht! —

„Ist Ferrer da? — Ist's wahr? ist's wahr? — Ja, ja, es lebe Ferrer! der wohlfeiles Brod giebt. Nein, nein! — Er ist da, er ist im Wagen da. — Was will er? was macht er hier? Wir brauchen Niemand! — Ferrer! es lebe Ferrer! der Freund der Armen! Er bringt den Proviantmeister ins Gefängniß! — Nein, nein! wir wollen selbst Gerechtigkeit ausüben! Zurück, zurück! — Ja, ja, Ferrer! Ferrer hei! der Proviantmeister ins Gefängniß!“ —

Alle erheben sich auf die Zehen, sehen nach der Richtung, von wo her man die unerwartete Ankunft meldet, sehen aber nicht mehr und weniger, als wenn sie auf platten Füssen stehen geblieben wären.

Antonio Ferrer war in der That angekommen; sein Wagen nahete von der den Soldaten entgegengesetzten Seite. Es mochte ihm wohl das Gewissen gerührt haben, daß er, mit seinen begangenen Fehlern und seiner Halsstarrigkeit, an dem Aufstande Schuld oder we-

nigſtens die erſte Veranlaſſung war. Er wollte ihn ſtillen oder mindeſtens ſeine fürchterlichſten, unſichtbaren Folgen abwenden und ſeine, nicht recht erworbene, Volksliebe der gerechten Sache aufopfern.

Bei Volksaufſtänden giebt es immer eine Anzahl Perſonen, die entweder aus wirklicher Leidenſchaftlichkeit, oder böſen Abſichten, oder Freude an jedem Umſturze der bürgerlichen Ordnung überhaupt, thun, was ſie thun können, alles aufs Schlimmſte zu treiben. Sie geben oder befördern die ſchlimmſten Rathſchläge, ſchüren das Feuer von neuem an, ſobald es nur im geringſten nachzulaſſen ſcheint. Sie kennen keine Schranken, ſie wollen die Anarchie endlos und allgewaltig. Als Gegengewicht giebt es aber auch Andere, die vielleicht mit gleicher Beſtändigkeit und Wärme die Gegenwirkung hervorzurufen trachten; theils leitet ſie dabei Freundſchaft oder Vorliebe für die Bedrohten, theils nur ein frommer, angeborner Trieb, und Abſcheu vor Blutvergießen und grauſamen Handlungen. Der Himmel behüte ſie! Bei einer wie der anderen dieſer Gegenpartheien bringt, auch ohne vorherige Abrede, die Gleichheit der Meinungen ſofortige Uebereinſtimmung im Handeln hervor. Die eigentliche Maſſe, der ſo zu ſagende Stoff des Tumultes beſteht aus einem höchſt verſchiedenartigen Volkshaufen, der mehr oder weniger, in unendlichen Abſtufungen, dem einen oder andern Extreme anhängt: ein wenig erboſt, ein wenig ſchurkiſch, Ge-

rechtigkeit nach ſeinem Sinne wünſchend, ſich freuend, wenn es recht drunter und drüber hergeht, gleich bereit zur Grauſamkeit wie zum Erbarmen, zur Verehrung, wie zum Verwünſchen, je nachdem ſich zu dem Einen oder Andern volle Gelegenheit zeigt, — ſtets begierig, recht grobe Lügen zu hören und zu glauben, recht ſchreien, vergöttern oder verfluchen zu können. „Er lebe! Er ſterbe!“ das iſt ihr Lieblingsfeldgeſchrei. Hat man ſie erſt überredet, daß der Eine oder Andere den Galgen nicht verdiene, ſo dauert es nicht lange und ſie wollen ihn im Triumphe einhertragen. Sie handeln, ſchauen zu, ſind Werkzeuge, Hinderniſſe, ſo wie ſich der Wind dreht; ſchweigen leicht, wenn man ihnen nicht das Wort giebt; ſtehen leicht von ihrem Vorhaben ab, ſo wie keine Anſtifter mehr da ſind; zerſtreuen ſich leicht, wenn viele Stimmen, ohne Widerſpruch zu erregen, einſtimmig riefen: „Fort, fort!“ und gehen nach Hauſe, indem Einer dem Andern zuraunt: „Was giebt's?“ Da nun alſo dieſe Maſſe die größte Macht beſitzt, die Macht eigentlich ſelbſt iſt, ſo verſucht eine wie die andere der Gegenpartheien, ſie auf ihre Seite zu ziehen, ſie zu beherrſchen; es ſtreiten ſich gleichſam zwei Sekten um die Einnahme des todten Körpers. Es kommt darauf an, die Leidenſchaften am wirkſamſten aufzuregen, die Gemüther am geſchickteſten für ſich zu gewinnen, ſolche Nachrichten zu verbreiten, die die Menge entweder erbit-

tern oder besänftigen, Furcht oder Hoffnung erregen, das Zauberwort aufzufinden, das, je öfter und lauter ausgeschrien, die Stimmung der Mehrzahl bedingt, fesselt und zugleich aus dem Nichts erschafft.

Das Erscheinen Antonio Ferrer's unter der Volksmenge, vor dem Hause des Oberproviantmeisters, gab in dem Streite der beiden Partheien, von denen wir so eben sprachen, der menschlicheren im Nu einen überwiegenden Vortheil. Sie war fast schon unterlegen, und hätte die Hülfe nur noch ein klein wenig gesäumet, so hätte sie weder Kraft noch Ursache mehr zum Kampfe gehabt. Der Geheimsekretair war beim Volke wegen jener demselben so günstigen Brodtaxe und wegen seines heroischen Widerstandes gegen alle Einreden beliebt. Die also schon für ihn eingenommenen Gemüther, waren jetzt entzückt über die vertrauungsvolle Kühnheit des Greises, der, ohne Wache und äußeren Glanz, sich mitten unter eine wüthende, stürmende Menge begab. Die Nachricht, er käme, den Oberproviantmeister in den Kerker abzuführen, that erstaunliche Wirkung. Würde aller Widerstand nur dazu gedient haben, die Volkswuth zu verdoppeln, so beruhigte das, im mailändischen Dialekte gegebene Versprechen der Genugthuung eben so sehr, und schaffte den entgegengesetzten Empfindungen bei der Mehrzahl Raum. Die friedlich Gesinnten schöpften wieder Athem, unterstützten Ferrer auf alle mög-

liche Weise; die Nächststehenden suchten durch ihren Beifall und Jubel den der Menge immer mehr anzufeuern, dem Wagen durch das Gedränge Bahn zu machen; andere klatschten dem, was er sagte, Beifall zu und verbreiteten es zu den Entfernteren, oder ließen ihn auch Manches, was sie für das Beste hielten, gesagt haben und lenkten die wandelbare Erbitterung nunmehr selbst gegen die wüthendsten, blutdürstigsten Aufwiegler. „Wer ruft nicht gern, was er rufen kann: Es lebe Ferrer! Hast Du es nicht gern, wenn das Brod wohlfeil ist? Nur Schurken verlangen unchristliche Gerechtigkeit, nur Schurken schreien, den Proviantmeister zu hängen. Ins Gefängniß mit dem Proviantmeister! Es lebe Ferrer! Platz für Ferrer!“ Und so wie der Muth der friedlichen Parthei mit ihrem Erfolge immer mehr zunahm, so nahm der der anderen gleichmäßig ab, und wer anfänglich nur zu Ruhe und Frieden sprach, riß am Ende den Arbeitern die Werkzeuge aus den Händen und jagte sie selbst von dannen. Die Gegenparthei knirschte vor Wuth, drohte, suchte sich von Neuem zu verstärken; aber ihre Zeit war vorüber; das Geschrei: „ins Gefängniß! Gerechtigkeit! Ferrer!“ übertäubte jedes andere, und sie mußte nach vergeblichen Anstrengungen weichen. Die andere Parthei bemächtigte sich des Einganges, ihn gegen neue Angriffe zu vertheidigen, Ferrers Ankunft vorzubereiten. Einige riefen durch die Spalten der Thüre den Hausleuten zu, es

ser Hülfe da, der Provlantmeister solle sich bereit halten, sogleich ins Gefängniß gebracht zu werden.

„Ist das derselbe Ferrer," fragte unser Renzo, der sich erinnerte, den Namen in dem Folianten des Doktors gelesen zu haben, einen seiner Nachbaren, „derselbe, der alle Mandate mit unterschreibt?"

„Ja wohl, der Geheimsekretair!" war die Antwort.

„Und ein Ehrenmann, nicht wahr?"

„Mehr als ein Ehrenmann! Er eben hatte die Brodpreise herabsetzt; aber sie waren ihm entgegen. Jetzt führt er den Provlantmeister, der unrechte Dinge begangen hat, ins Gefängniß." Natürlich war Renzo alsbald für Ferrer. Er wollte ihm entgegen; das war zwar nicht so leicht; mit einigen Fußtritten und Rippenstößen, worin er es sehr weit gebracht hatte, gelang es ihm jedoch, in die ersten Reihen vorzudringen und dem Wagen dicht zur Seite zu kommen. Derselbe war schon ziemlich weit in der Menge vor und stand eben, wie es sich bei einer solchen Fahrt leicht und häufig zuträgt, fest und unbeweglich. Der alte Ferrer zeigte einmal an dem rechten, einmal an dem linken Kutschenfenster seine demüthigsten, freundlichsten, süßesten Mienen, wie er sie nur je am Hofe Philipps IV. gezeigt hatte. Er sprach auch, aber der Lärm und das Gebrüll so vieler Stimmen, die unaufhörlichen Lebehoch's, ließen nur Wenigen Wenigen verstehen. Er half sich

dann mit Geberden, legte entweder die Fingerspitzen an die Lippen und theilte mit beiden Händen nach beiden Seiten Kuß um Kuß, für das laute, öffentliche Wohlwollen aus, oder streckte sie sanft zu den Fenstern hinaus und bedeutete damit die Bitte um Raum, oder winkte leise um Ruhe. Hatte er sie, wie er wünschte, erlangt, so riefen die ihn Umgebenden seine Worte: Brod, Ueberfluß, Gerechtigkeit! Macht gefälligst Platz! laut nach. Ermattet, so wie betäubt von dem entsetzlichen Geheule, und verwirrt von den gräßlichen Gesichtern und auf ihn gewendeten Augen, lehnte er sich darauf ein wenig zurück, blies die Backen auf, holte tief Athem und sagte bei sich: Por mi vida, que de gente! — „Ferrer, hoch! Er fürchte sich nicht! er ist ein Ehrenmann! Brod, Brod!“

„Ja, ja, Brod, Brod!“ entgegnete Ferrer, „Ueberfluß, ich verspreche es!“ er legte die Hand aufs Herz. „Ein wenig Platz,“ rief er dann wieder, so laut er vermochte, „ich will ihn ins Gefängniß führen, ihm gerechte Strafe zu bereiten, — si esta culpable;“ fügte er demüthig hinzu. Und, zum Kutscher gewandt, schrie er heftig: „adelante, Pedro, si puedes.“

Auch der Kutscher lächelte der Menge huldvoll zu, als sey er eine hochwichtige Person, drehte sich mit unaussprechlicher Artigkeit rechts und links, um die im Wege Stehenden zum Ausweichen zu vermögen: „Habt die Gnade,“ sagte auch er, „ein wenig Platz,

meine Herren, ein ganz klein wenig, nur so viel, daß ich halbwege hindurch kann.“ Die Gutgesinnteren konnten so höflichen Bitten nichts versagen, sie drängten vorn bei den Pferden zurück, baten und flehten mit auf die Brust gelegter Hand: „Weicht, weicht, Ihr Herren, nur ein wenig Platz!“ machten auch an den Seiten Bahn, damit Niemand von den Rädern beschädigt werde, kein Unfall Ferrers Absicht vereitele oder hintertreibe. Renzo hatte den ehrbaren Alten einige Augenblicke mit Vergnügen betrachtet. Er schien ängstlich, ermüdet und matt, aber aufrecht erhalten von dem Verlangen, verschönt gewissermaßen von der Hoffnung, einem Menschen das Leben zu retten. Renzo vergaß über ihm seinen Entschluß, fortzugehen, er beschloß, ihm behülflich zu seyn und ihn nicht eher zu verlassen, bis er seine Absicht erreicht habe. Gesagt, gethan; er half, so viel er konnte, mit den Anderen Platz machen, es gelang endlich. „Nur immer zu,“ hieß es zum Kutscher, bei Seite tretend, oder weiter vorlaufend. „Adelante, presto, con juicio,“ rief der Herr, und die Reise ging wieder fort. Ferrer theilte, mitten unter den freundlichen Grüßen an das Volk, immerdar besondere, danksagende, an die sich für ihn Bemühenden aus. Renzo errang sich mehr als einen, er diente an diesem Tage dem Geheimsekretair besser als irgend einer seiner besten Schreiber gekonnt hätte. Eingebildet und stolz auf alle die Gnadenbezeugungen,

war es ihm, als hätte er mit Antonio Ferrer vertraute Freundschaft geschlossen. Nachdem der Wagen einmal wieder im Gange war, gelangte er langsamer oder schneller mit wenigen Unterbrechungen zum Ziele. Dasselbe hätte zwar mit einigen Sprüngen erreicht werden können; die Zeit aber, die über dieser Fahrt verging, würde selbst dem eine Ewigkeit geschienen haben, dessen Antrieb zur Eile bei weitem nicht so geheiligt gewesen wäre. Die Volksmenge wogte rings um den Wagen, wie sturmerregte Wellen um ein Schiff. Wilder, regelloser, sinnverwirrender aber als die Wuth des Sturmes selbst, war das Getös. Ferrer wandte sich von einer Seite zur anderen, deutete überall hin, versuchte etwas zu vernehmen, um seine Antworten darnach zu bestimmen, wollte sich gern mit den Befreundeten in der Nähe unterhalten; aber es war zu schwer, vielleicht die schwierigste Sache, die ihm in der ganzen Zeit seines Geheimsekretariats je vorgekommen war. Nur dann und wann ward ein einzelnes Wort, eine Phrase verständlich, so wie etwa in dem tollen Knalle und Glanzgewirre eines Feuerwerks der einzelne Strahl und Knall einer Rakete. Er versuchte befriedigende Antwort zu ertheilen, oder einige Worte zu sagen, von denen er günstige Wirkung erwarten durfte, oder die der augenblicklichen Nothwendigkeit entsprachen, rief deshalb auf dem ganzen Wege unausgesetzt: „Ja, ja, Ihr Herren, Brod, Ueberfluß, ich bringe ihn ins Gefängniß,

er ſoll beſtraft werden .... si esta culpable; ja, ja, ich will es befehlen, Ihr ſollt wohlfeiles Brod haben; Assi es .... ſo iſt's, wollt' ich ſagen, der König, unſer Herr, will nicht, daß ſo getreue Unterthanen Hunger leiden; ox, ox! guardaos; thut Euch keinen Schaden, Ihr lieben Leute. Pedro, adelante, con juicio; Ueberfluß, Ueberfluß; ein wenig mehr Raum, wenn ich bitten darf; Brod, Brod; ins Gefängniß, ins Gefängniß. — Was?" fragte er dann Einen, der ſich mit halbem Leibe zwiſchen den Schlag hereingezwängt hatte, ihm irgend einen Rath, Bitte oder Beifall zuzubrüllen. Aber ehe das Was noch geſagt war, hatte ihn ein Zweiter ſchon fortgeriſſen, weil er die äußerſte Gefahr lief, gerädert zu werden. Unter ſolchen Zufällen und Umſtänden, unter dem endloſen Beifallgeheule der Menge, zuweilen auch einiger Furcht vor Widerſtand, der aber, ſo wie er ſich zeigte, wieder erſtickt wurde, gelangte Ferrer endlich vor das Haus. Ohne den empfangenen Beiſtand würde es ihm nimmermehr möglich geworden ſeyn.

Die anderen für ihn Geſinnten hatten unterdeß auch den Eingang ein wenig frei gemacht. Mit Bitten, Ermahnungen, Drohungen, Stoßen, Drängen und Treiben, mit verdoppeltem gutem Willen und immer angeſtrengteren Kräften, je näher das Ende kam, hatten ſie erſtlich vermocht, den Haufen zu theilen, dann aber beide Haufen ſo weit zu entfernen, daß zwiſchen

der Thüre und dem vor derselben stillhaltenden Wagen ein freier Raum blieb. Renzo, der eine Art Adjutant abgegeben hatte, war mit dem Wagen angelangt, stellte sich in eine der Reihen Wohlgesinnter, die ihn umstanden und zugleich vor allen etwaigen Angriffen schützten.

Ferrer athmete wieder auf beim Anblicke des freien Raumes und der noch verschlossenen Thüre. Verschlossen will hier blos sagen nicht offen, denn die Angeln waren fast schon abgelöst, die Flügel zersplittert, zerhauen, halb aufgerissen und so durchlöchert, daß man, hindurchsehend, einen großen Riegel wahrnahm, der, schon ganz verbogen, bald als letzter Halt ganz abgedreht gewesen seyn würde. Einer schrie nunmehr hinein, man solle öffnen, ein anderer sprang zum Schlage und half dem Greise, der sich an seinen Arm hielt und zur Erde herabsprang.

Von allen Seiten sahe die Volksmenge nach ihm hin, überall hob man sich in den hintersten Reihen, so hoch man konnte, um ihn zu erblicken. Die allgemeine Neugier und Aufmerksamkeit verursachte augenblickliche Stille. Ferrer stellte sich auf eine Erhöhung der Steine vor dem Eingange, sah rings umher, grüßte mit einer Kopfverneigung und rief dann, die Rechte auf die Brust legend, laut, fest und würdevoll, „Brod und Gerechtigkeit!“ — Das antwortende Freudengeschrei verlor sich in den Lüften. Man hatte nun von innen geöffnet, oder vielmehr den nur

noch schwach haltenden Riegel vollends abgerissen. Die Bedienten traten zurück, den ersehnten Erretter einzulassen, machten die Thüre aber mit vieler Vorsicht nur so weit auf, daß er sich nur hindurchzwängen konnte. „Rasch, rasch,“ rief er, „macht ordentlich auf, daß ich hinein kann, und Ihr, brave Leute, haltet das Volk ab, daß es mir um Gottes Willen nicht folge. Haltet immer eine Durchfahrt für hernach offen. — He, he, Ihr Leute,“ rief er nach innen, „wartet doch, laßt mich erst durch, ehe Ihr zumacht. Ach, meine Hüften! Schont meine Hüften! So, nun macht zu, nein, nein, noch nicht, mein Mantel, mein Mantel!“

Der Mantel wäre beinahe hinausgeklemmt worden, hätte Ferrer nicht noch mit vieler Gewandtheit die Schleppe, die sich ihm wie ein Schlangenschweif nachzog, an sich gerissen. Man machte die Thürflügel, so gut und fest es gehen wollte, wieder zu, und verrammelte sie von innen mit Stangen; von Außen beschützte sie Ferrers Wache, die mit Schultern, Armen und Geschrei den Platz, so viel sie vermochten, frei hielten, und ihren lieben Herr Gott immerdar baten, daß die Sache bald enden möge.

„Rasch, rasch,“ rief's von innen, aus dem Treppenhause, den an der Thüre Angstschweiß ausstehenden Dienern zu, die immerfort schrien: „Ach, Excellenz, o Excellenz, uh, Excellenz! Gott steh'

Euch bei!“ — „Schnell, ſchnell!“ wiederholte Ferrer, wo iſt der Präſident?“

Der Oberproviantmeiſter kam, halb geſchoben, halb getragen von den Seinigen, die Treppen, bleich wie der Tod, herab. Als er ſeinen Helfer erblickte, ſeufzte er tief auf, ſchöpfte wieder Athem, bekam neue Kraft in die Beine, ſeine Wangen röthete ſich ein wenig und er ſchwankte auf Ferrer mit den Worten zu: „Ich bin in Gottes und Eurer Excellenz Hand, wie ſoll ich aber entkommen? Ueberall droht mir der Tod.“

„Vonga con miga usted, und ſeyd gutes Muthes, mein Wagen hält draußen. Nur ſchnell, ſchnell!“ Er ergriff ſeine Hand, führte ihn nach der Thüre und ermuthigte ihn, wie er nur konnte; bei ſich dachte er aber: Aqui esta el busillis! Dios nos valga! —

Man öffnet die Thüre. Ferrer geht zuerſt hinaus, der Andere nach ihm, zuſammengekrümmt, ſich feſt an den ihn errettenden Mantel klammernd, wie ein Kind an den Rock der Mutter. Die Vertheidiger des freien Platzes bildeten nunmehr durch Aufſchwingen der Hände und Kopfbedeckungen ein Netz oder eine Wolke, um den Präſidenten dem gefährlichen Anblicke des Volkes zu entziehen. Er ſteigt zuerſt in den Wagen und drückt ſich in eine Ecke. Ferrer folgt ihm, der Schlag wird zugemacht. Die Menge bemerkt es, erfährt, ahndet, was vorgegangen, und erhebt ein wildes Geſchrei des Beifalls und Abſcheues.

Die Rückfahrt war das Allergefährlichste der Unternehmung; doch hatte sich die öffentliche Meinung schon fest ausgesprochen, die Abführung des Oberproviantmeisters in den Kerker zu dulden; während des Aufenthaltes vor dem Hause hatten auch diejenigen, welche der Herfahrt des Wagens beförderlich waren, für freie Rückfahrt so gesorgt, daß sie zum Wenigsten etwas schneller als jene vollzogen werden konnte. Wie er sich fortbewegte, flossen die beiden Volkshaufen beider Seiten wieder hinter ihm zusammen, ihm nach.

Ferrer hatte sich kaum gesetzt, als er sich zu dem Präsidenten neigte, um ihn zu ermuntern und zu ermahnen, sich, um Alles in der Welt willen, nicht blicken zu lassen. Der Warnung bedurfte es nicht. — Er selbst zeigte sich soviel er konnte, um die Augen und Aufmerksamkeit der Versammlung nur immer auf sich zu lenken. Dabei hörte er nicht auf, der wandelbaren Menge zuzureden, zwar mit ununterbrochenen Worten, aber eben so unzusammenhängendem Sinne. Alle Augenblicke unterbrach er sich noch überdieß mit spanischen Floskeln, die er seinem zagenden Nachbar ins Ohr raunte: „Ja, ja, Ihr Leute, Brod und Gerechtigkeit, aufs Kastell, ins Gefängniß, unter meine Aufsicht. Dank, Dank, tausend Dank. Nein, nein, er soll nicht entkommen! Por ablandarlos. Es ist nicht mehr wie billig. Er soll verhört werden. Es wird sich ausweisen. Auch ich will Euch

wohl, Ihr lieben Leute. Schwere Strafe. Esto lor digo por su bien. Ein richtiges, billiges Maaß. Strafe den Unterdrückern. Weicht aus, ferd so gut. Ja, ja, ich bin ein Mann von Ehre, ich bin Volksfreund. Er soll bestraft werden. Ihr habt Recht. Er ist ein Schuft, ein Böſewicht. Perdone usted. Es soll ihm ſchlimm ergehen, es soll ihm schlimm ergehen — si esta culpable. Ja, ja, wir wollen den Bäckern schon die Wege weisen. Es lebe der König und alle guten Mailänder, seine getreuesten Unterthanen. Er lebe hoch, hoch, hoch! Animo; estamos sa quasi afuera."

Sie hatten auch in der That faſt schon das ganze Gewühl durchdrungen und ziemlich Luft bekommen. Indem sah Ferrer, als er wieder ein wenig freier athmete, die spaniſchen Hülfstruppen aus Piſa, die denn doch noch zuletzt einigen Nutzen geſtiftet hatten, indem ihre Gegenwart mit dazu beitrug, das Volk bei der Abfahrt im Zaume zu halten. Als der Wagen ankam, bildeten ſie eine Gaſſe und präſentirten. Der Geheimſekretair dankte und rief dem Offizier, der herantrat und ſalutirte, mit einer Handbewegung die Worte zu: „beso a usted las manos."

Der Offizier nahm ſie, für was ſie galten, d. h. „Ihr habt mir wacker beigeſtanden!" ſalutirte abermals und zuckte die Achſeln. Hier paſſte das: cedant arme togae; aber Ferrer war in dieſem Augenblicke nicht zu Citationen aufgelegt, und es würde

auch in den Wind geredet gewesen seyn, denn der Offizier verstand kein Latein.

Als Pedro durch die Gasse fuhr und die ehrfurchtsvoll präsentirten Gewehre erblickte, kam sein alter Geist über ihn; Furcht und Angst wichen, er bedachte, wer er sey, und wen er fahre, schrie ohne nunmehrige, weitere Zeremonien auf das Volk, das überdies auch schneller ausweichen konnte, da es nicht mehr so dicht umherstand: „Platz! Platz!“ und trieb die Pferde pfeilschnell zum Kastell.

Levantese, levantese; estamos afuera, sagte Ferrer zum Oberproviantmeister. Das Aufhören des Geschreies, die schnelle Fahrt, diese Worte ermuthigten den Präsidenten. Er drehte sich herum, enthüllte sein Gesicht, kroch hervor, erholte sich, dankte und dankte tausendmal seinem Befreier, der mit ihm über die ausgestandene Gefahr klagte, sich über die Errettung freute und, mit der Hand über seinen kahlen Scheitel fahrend, ausrief: „Ah, Ah, que dirà de esto su excelencia, der so schon mit dem verwünschten Casale, das sich nicht ergeben will, alles verkehrt geht, Que dira el conde-duque, der schon über ein knisterndes Blatt zürnt? Que dira el rey nuestro señor, der doch sicherlich von dem gräßlichen Vorfalle hört? Und wird es damit auch sein Bewenden haben? Dios lo sabe!“

„Was mich betrifft,“ rief der Präsident, „ich mag nichts mehr damit zu thun haben, ich wasche

meine Hände in Unschuld, lege meinen Posten in Euer Excellenz Hände und fliehe in eine Höhle, auf einen Berg, werde Einsiedler, fern, fern von diesem teuflischen Volke."

„Usted werden thun, was el servicio de su magestad erheischt," entgegnete der Spanier ernst.

„Seine Majestät wird meinen Tod nicht wollen;" sagte der Andere, „in eine Höhle, in eine Höhle, weit von hier fort!"

Wir können nicht sagen, was sie ferner sprachen. Der Geheimsekretair führte den armen Mann ins Kastell, wo er uns gänzlich entschwindet.

Vierzehntes Kapitel.

Die zurückgebliebene Menge verlor sich allmählig und zerstreute sich nach allen Seiten hin. Einer ging nach Hause, um zu sehen, wie es da aussehe; ein Anderer ins Freie, um nach so langen Mühen wieder frisch aufzuathmen; ein Dritter zu Bekannten, um über die Begebenheiten des Tages mit ihnen zu schwatzen; Jedermann aber hielt sich so fern wie möglich von der Seite des Weges, wo die spanischen Soldaten standen. Vor dem Hause selbst verhielt sich noch

der eigentliche Bodenſatz des Aufruhrs, eine Hand voll Galgenſtricke, die, unzufrieden mit dem trocknen, unerwünſchten Ausgange, von dem ſie anfänglich ſo hohe Erwartungen hegen konnten, fluchten und zankten und ſich beriethen und ermunterten, ob nicht noch irgend etwas zu unternehmen ſey. Sie machten den Verſuch und hetzten und ſtießen ſich auf die von Neuem befeſtigte Thüre los; als darauf aber die Soldaten heranmarſchirten, zogen ſie ſich ohne Weiteres, ohne vorherige Berathung, einmüthig nach der andern Seite und überließen den Soldaten, die ſich zur Bewachung des Hauſes und der Straße aufſtellten, den Kampfplatz.

Dahingegen waren die nahgelegenen Plätze und Straßen mit Klaſchgevattern beſäet. Wo zwei, drei ſtehen blieben, geſellten ſich bald zwei, drei, zwanzig Andere hinzu; die gingen, die kamen. Es war damit, wie zuweilen nach einem Gewitter mit den Wolken, die eilig über den azurnen Himmel entfliehen, jetzt zerfloßen, im nächſten Augenblicke doppelt angewachſen; wer zuſieht, ſagt wohl: es hat ſich noch nicht abgewittert. An einem Orte war ein vermiſchtes, vermiettes, wechſelndes Geſchnatter; der erzählte mit lauten Ausrufungen, was er alles geſehen; der, was er ſelbſt alles gethan habe; der freute ſich über das friedliche Ende und lobte den Spanier und weiſſagte dem Präſidenten großes Unheil; der verſicherte höhnend, man werde ihm kein Haar krümmen, denn keine

Krähe hake der andern die Augen aus; Andere murmelten wohl auch ernſtlicher unter einander: es ſey nicht alles mit rechten Dingen zugegangen, man habe das Volk hintergangen, es ſey toll geweſen, erſt ſo zu toben und zu wüthen, und ſich hernach auf eine ſolche Weiſe bei der Naſe herumführen zu laſſen. Unterdeß war aber die Sonne untergegangen und alle Dinge würden grau. Viele gingen, des Tages und unnützen Geſchwätzes müde, nach Hauſe.

Unſer junger Freund war, nachdem er den Wagen, ſoweit es ihm nöthig ſchien, geleitet hatte, wie im Triumphe durch die Reihen der Soldaten zurückgegangen und fühlte ſich, außer Tumult und Gefahr, frei und froh; er wanderte eine Strecke mit der Menge und ſchlug dann einen Seitenweg ein, um ſich ebenfalls an freierer Luft zu erfreuen. Nach einer Weile, als alle die Szenen und Gefühle und friſchen, wirren Erinnerungen noch in ihm lebten und webten, verlangte ihn ſehr nach Speiſe und Ruhe. Er ſahe von einer Seite zur anderen, ringsumher und empor, ob irgend wo das Schild eines Wirthshauſes zu erblicken ſey; ins Kloſter konnte er, es war ſchon zu ſpät, nicht mehr gehen. Indem er nun ſo mit erhobenem Kopfe ſeines Weges wandelte, gerieth er zu einem Volkshaufen und hörte von Vermuthungen, Vorſchlägen und Abſichten im Betreff der Ereigniſſe des morgenden Tages ſprechen. Er hörte einen Augenblick zu und konnte ſich nicht enthalten, auch ſeine

Meinung zu äußern; durch das, was er mitgewirkt hatte, fühlte er sich dazu berechtigt. Die Ereignisse dieses Tages hatten ihm die Lehre gegeben, daß, wolle man in diesem Falle irgend eine Sache ins Werk setzen, es hauptsächlich darauf ankomme, sie den Herumzüglern einzureden. „Meine Herren!“ fing er also im Rednertone an: „darf auch ich meine bescheidene Ansicht kund thun, so ist es diese: Nicht allein mit dem Brode geschiehet Euch Unrecht; heute habt Ihr die Erfahrung gemacht, daß, wenn man sich rührt, man auch Recht erhält. Ihr müßt also dieses Verfahren fest halten, bis auch jedes andere Uebel abgestellt wird und man christlicher mit Euch umgeht! Ist's nicht wahr, meine Herren, giebt es nicht eine Bande Tirannen, die alle zehn Gebote zu übertreten sich zum Geschäfte macht, den armen, friedlichen, arglosen Leuten immerwährendes Unrecht zufügt und am Ende immer Recht behält? Und haben sie das allergrößte Verbrechen begangen, so tragen sie den Kopf nur um so höher, als wenn kein Wasser sie trübte? Auch in Mailand fehlt es nicht an solchem Gelichter!“

„Leider, nicht!“ rief eine Stimme.

„Wie ich sage,“ fuhr Renzo fort, „selbst bei uns hört man schon von ähnlichen Geschichten. Es liegt aber auch in der Natur der Sache. So ein Schuft mag in Mailand leben oder auf dem Lande, ist er hier ein Teufel, so wird er dort kein Engel seyn

und so umgekehrt; hab' ich nicht Recht? Sagt mir aber, Ihr Herren, ob Ihr jemals erlebtet, daß man einen Kerl der Art an den Pranger stellte? Das Schlimmste aber bei dem Allen ist, — ich kann davon ein Liedchen singen — daß Gesetze, die ihre Strafe bestimmen, da sind, und zwar recht kräftige Gesetze, die gar nicht besser seyn könnten! Die Schurkereien sind alle klar und deutlich aufgezählt, mit jeder zugleich ihre Strafe genannt, und zwar ohne Unterschied und Ansehen der Person des Verbrechers, er sey, wer er sey, Nobile oder Bürger oder Bauer. Geh' nur aber Einer einmal zu den Doktoren und Gelehrten und Pharisäern und verlange Recht nach dem Buchstaben des Gesetzes, sie werden Euch Gehör geben, wie der Pabst den Sündern. Es muß einem ehrlichen Manne das Herz im Leibe brechen? — Es ist sonach klar, daß der König und seine Großen die Verbrecher wohl bestrafen wollen, aber es geschieht nicht, weil einer sich hinter den Andern steckt. Man muß also Gewalt brauchen, man muß morgen zu Ferrer gehen, der ist ein Ehrenmann, ein Vertheidiger des Rechts und der Gerechtigkeit! Ihr habt Alle heute gesehen, wie wohl ihm war unter dem Volke, wie er alle Klagen, die man ihm vorbrachte, vernahm und beantwortete. Man muß zu Ferrer gehen, ihm sagen, wie es im Lande aussieht. Und davon könnte ich allein schon ihm gar Manches erzählen. Ich habe mit meinen eigenen Augen die Ge-

setze gesehen, mit allen möglichen Petschaften besiegelt und von allen Großen, auch von Ferrer unterschrieben; und als ich zu einem Doktor kam, der mir sie eben selbst gezeigt hatte, und Gerechtigkeit von ihm verlangte, wie sie mir sie zuerkannten, behandelte er mich wie einen Verrückten und jagte mich fort. Seyd gewiß, wenn der gute, alte Ferrer alle die Dinge hört, die er jetzt, besonders die, welche draußen vorgehen, nicht alle wissen kann, er wird die Hände nicht im Schooße liegen lassen, er wird schon helfen. Und wollen die Uebermächtigen nicht zu Kreuze kriechen und sich stämmen, so sind wir schon da, ihm zu helfen, wie heute. Nicht daß wir etwa neben seinem Wagen wieder hinlaufen, um die Schurken und Tirannen alle abzuführen, denn dazu müßte man erst eine Noah-Arche erbauen! Nein, er soll nur befehlen: daß, es sey nun in Mailand oder anderwärts, immer nach den Gesetzen verfahren werden soll: er soll den Uebertretern den Prozeß machen lassen: wo das Gesetz Gefängniß erkennt, Gefängniß, wo es Galeere erkennt, Galeere ertheilen: er soll den Amtleuten und Richtern Gerechtigkeit einschärfen und, gehorchen sie nicht, handeln sie pflichtwidrig, sie zum Teufel jagen und bessere erwählen: und dann, wie ich schon sagte, wir sind auch schon da, wo es gilt. — Habe ich Recht gesprochen, Ihr Herren?"

Renzo hatte so von Herzen gesprochen, daß gegen das Ende seiner Rede fast alle rings Versammelte

aufgehört hatten, mit einander zu reden und ihm zuhörten. Es ertönte ein verwirretes Beifallsgeschrei: Bravo! Gewiß, er hat Recht, er hat Recht, es ist nur allzuwahr!" — Aber auch die Kritik blieb nicht aus. „Ei ja," sagte Einer und ging davon, „gebt nur einem aus dem Gebirge Recht, das sind alles Advokaten!" — „Jetzt," murmelte ein Anderer, „jetzt mag jeder Lumpenhund wohl reden; am Ende aber, wollen wir auch noch Fleisch ans Feuer setzen, büßen wir das wohlfeile Brod darüber ein, und dessentwegen haben wir uns doch nur erhoben!"

Renzo vernahm nur das Lob, was man ihm ertheilte. Einer ergriff ihn bei der Hand, ein Anderer bei jener. —" Auf Wiedersehen morgen!"

„Wo denn? — Auf dem Domplatze. Ja, ja, schon gut. — Dort sprechen wir mehr darüber, — dort soll's beschlossen werden! —"

„Wer von den wackeren Leuten kann mir denn ein Wirthshaus zeigen, wo ich einen Bissen zu essen und eine Schlafstelle haben kann?" fragte Renzo.

„Ich will Euch zu einem führen, lieber Mann," sagte Einer, der der Rede aufmerksam zugehört und noch kein Wort gesagt hatte. „Ich weiß ein Wirthshaus, wo es Euch gefallen wird und will Euch dem Wirthe, der mein Freund und ein Ehrenmann ist, empfehlen."

„Ist es weit von hier?" fragte Renzo.

„Ganz nahe," erwiederte Jener.

Die Versammlung zertheilte sich, und nachdem Renzo noch gar viele Händedrücke bekommen hatte, folgte er dem Unbekannten, dem er nicht genug für seine Höflichkeit danken konnte.

„Nicht doch, nicht doch,“ meinte Jener, „eine Hand wäscht ja die andere und alle beide das Gesicht. Man muß doch seinem Nächsten dienlich sein. „Unterwegs that er bald die, bald jene Frage. „Ich frage nicht aus Neugierde um Eure Angelegenheiten; aber Ihr scheint mir so müde, wie weit seyd Ihr denn hergekommen?“

„Ich komme,“ entgegnete Renzo, „ich komme von Lecco.“

„Von Lecco? — Ihr seyd also aus Lecco?“

„Aus Lecco; .... das heißt aus der Gegend von Lecco.“

„Armer Mann! Nach dem, was ich aus Euren Reden weiß, müssen sie Euch schlimm mitgespielt haben.“ „Ja, ja, mein lieber Freund! Ich mußte nur die Sache ein wenig drehen und wenden, um mich nicht zu verrathen; aber .... es ist schon gut so, man wird es dereinst schon erfahren, und dann .... Hier ist ein Wirthshaus und, meiner Treu! ich habe nicht Lust, vorbeizugehen.“

„Nein, nein, kommt nur, wohin ich Euch führe, es ist nur noch einige Schritte weit; hier würdet Ihr Euch übel befinden.“

„Ei ja doch!“ meinte der junge Mann;“ ich

bin eben ſo ein verzärtelter, verweichlichter Narr! Ich bin zufrieden, wenn ich ſatt zu eſſen habe und auf einem Strohſacke liegen kann und auf beides nicht erſt lange zu warten brauche. In Gottes Namen!" Er ſchritt durch den ſchlechten Thorweg, über dem das Zeichen des vollen Mondes hing.

„Nun gut, ich will Euch auch bleiben führen, wenn Ihr es ſo haben wollt," ſagte der Unbekannte und folgte.

„Was wollt Ihr Euch aber noch weiter um mich bemühen?" erwiederte ihm Renzo. „Wollt Ihr mir indeß," ſetzte er hinzu, „eine Gunſt erzeigen, ſo laßt uns ein Glas zuſammen trinken!"

„Ich nehme es mit Dank an," ſagte jener und ging, an dem Orte ſchon bekannt, vor Renzo über ein kleines Gehöft hin. Er blieb an einer halb verfallenen Thüre ſtehen, ergriff die Klinke, öffnete und ſchritt mit ſeinem Begleiter in die Küche. Sie war von zwei Laternen erhellt, die von den Balken der Decke herabhingen. Viele Leute ſaßen, verſchiedentlich beſchäftigt, auf Bänken rings um einen alten Tiſch, der faſt den halben Raum einnahm. Hie und da eine Serviette ausgebreitet, Speiſen aufgeſtellt, Karten werden gemiſcht und gegeben, Würfel geworfen und eingeſtrichen, Flaſchen und Gläſer fehlen nirgends. Auf dem naſſen Tiſche rollten Lire, Realen, Parpagliolen umher, die, hätten ſie ſprechen können, wohl geſagt haben würden: dieſen Morgen

lagen wie noch in der Kasse des Bäckers, oder in der Tasche eines Zuschauers des Auftritts, der, ganz auf denselben erpicht, darüber unbeachtet ließ, was mit ihm und um ihn selbst vorgehe. Der Lärm war außerordentlich. Ein Aufwärter lief hin und her in der allergrößten Eile und Hast, indem er zugleich den Tisch bediente und mitspielte. Der Wirth saß in dem Kaminwinkel auf seinem Schemmel und schien mit seltsamen Figuren beschäftigt, die er mit der Feuerzange in die Asche malte und wieder verwischte; in der That merkte er gespannt auf alles, was um ihn vorging.

Als er die Thüre aufgehen hörte, erhob er sich und ging den Ankommenden entgegen. Beim Anblicke des Unbekannten, sagte er bei sich: „Verdammt, mußt du denn auch allemal zur ungelegensten Zeit kommen!“ Und nachdem er einen Blick auf Renzo geworfen hatte: „Dich kenne ich nicht, kommst du aber mit so einem Jäger, so mußt du Hund oder Haase seyn; sage nur ein Paar Worte und ich weiß es schon.“ —

Auf dem Antlitze des Wirthes zeigte sich indeß von diesem geheimen Selbstgespräche keine Spur, es schien unbelebt und unbeweglich, war voll und glänzend, ein dichter rother Bart hing von ihm herab, und in ihm funkelten zwei klare, scharfe Augen.

„Was befehlen die Herren?“ fragte er.

„Vor allen Dingen eine Flasche guten, reinen Wein,“ sagte Renzo, „dann ein paar Bissen Abend-

brod!“ Indem er dies ſagte, ſetzte er ſich auf eine Bank, am Ende des Tiſches, und ſeufzte ein lautes Ach! was deutlich ſagte: es iſt doch eine herrliche Sache, wenn man nach ſo langen Tagesmühen auf einer Bank ausruhen kann. Aber da fiel ihm bald die Bank und der Tiſch ein, auf der und an dem er zuletzt mit Agneſen und Luzia ſaß, und er mußte in einem anderen Sinne ſeufzen. Er ſchüttelte den Kopf, wie um den Gedanken zu verdrängen, und ſah den Wirth mit dem Weine kommen. Der Unbekannte ſaß Renzo gegenüber. Dieſer ſchenkte ihm ſogleich mit den Worten ein: „Die Lippen anzufeuchten!“ ſchenkte auch ſein Glas voll und trank es mit einem Zuge aus.

„Was bekomme ich denn zu eſſen?“ fragte er dann den Wirth.

„Ein gutes Ragout,“ war die Antwort.

„Gut, Herr Wirth, alſo ein Ragout!“

„Es wird augenblicklich da ſeyn,“ ſagte der Wirth weiter zu Renzo, und zum Aufwärter: „Bediene den fremden Herrn!“ worauf er wieder zum Heerde ging. „Aber ....“ ergriff er wieder das Wort, Renzo näher tretend, „mit Brod kann ich heute nicht aufwarten.“

„Für Brod,“ lachte Renzo mit lauter Stimme, „hat der Himmel geſorgt.“ Dabei zog er das dritte ſeiner, unter dem Kreuze des heiligen Dienys gefundenen, Brode hervor, hielt es hoch in die Luft und

rief: „Das iſt Himmelsbrod!“ Bei dieſem Ausrufe wandten ſich viele nach ihm hin, und einer rief, als er das Brod ſahe: „Es lebe alles wohlfeile Brod!“

„Wohlfeil allerdings!“ ſagte Renzo, „gratis et amore.“

„Vortrefflich, vortrefflich!“

„Aber,“ fügte er ſchnell hinzu, „daß die Herren mich ja nicht falſch beurtheilen. Ich habe es nicht etwa, wie man zu ſagen pflegt, geklemmt, ich habe es auf der Erde gefunden und würde es, fände ſich der Eigenthümer, gern bezahlen.“

„Bravo, bravo!“ ſchrieen, laut auflachend, die Anderen, denen es nicht im Geringſten einfiel, dieſe Worte ernſtlich und für baare Münze zu nehmen. „Man glaubt, ich ſpaße,“ ſagte Renzo zu ſeinem Begleiter, „aber die Sache verhält ſich in der That ſo.“ Er nahm das Brod in die Hand und ſagte ferner: „ſeht, wie ſie es zugerichtet haben, es iſt ganz breit gedrückt. Es war aber auch ein tolles Gedränge, wer da nicht recht taktfeſte Knochen hatte, den brachten ſie nicht wieder nach Hauſe.“ Er biß einigemal in das Brod, trank einen Schluck Wein nach und ſagte: „das Brod will nicht allein hinunter, ich habe noch nie einen ſo trockenen Hals gehabt, es kommt von dem vielen Schreien!“

„Macht dem braven Burſchen hier,“ ſagte der Andere, „ein gutes Bett zurecht, er wird hier ſchlafen!“

„Wollt Ihr hier schlafen?“ fragte der Wirth Renzo, indem er näher trat.

„Ja,“ sagte er, „gutes Lager und reines Bettzeug; ich bin zwar arm, aber an Reinlichkeit gewöhnt.“

„Ach, was das anlangt....!“ sagte der Wirth, ging zu einem Schranke im Hintergrunde der Küche und kam mit Dinte, Feder und Papier zurück.

„Was soll denn das heißen?“ rief Renzo, indem er einen Bissen Ragout, das der Aufwärter ihm eben vorgesetzt hatte, zu dem Munde führte und verwundert lächelte. „Ist das etwa das weiße Bettzeug?“ Ohne zu antworten, legte der Wirth das Papier auf den Tisch, setzte das Dintenfaß daneben, bog sich darüber hin und, indem er die Arme zum Schreiben bereit legte, die Feder ergriff und eintunkte und nach Renzo emporsah, sagte er zu ihm: „Send so gefällig, mir Euren Namen, Vornamen und Vaterland zu nennen.“

„Was denn?“ fragte Renzo, „was haben solche Fragen mit einem Nachtlager für Gemeinschaft?“

„Ich thue meine Pflicht und Schuldigkeit,“ sagte der Wirth, den Fremden dabei ansehend: „wir sind verbunden, von Allen und Jedem, der bei uns die Nacht über bleibt, Auskunft zu geben: wie sein Name und Vorname, was sein Vaterland und Gewerbe,

ob er Waffen bei sich führe, wie lange er sich in der Stadt aufhalten werde, ... So lautet der Befehl."

Ehe Renzo antwortete, leerte er noch ein Glas, es war das dritte; die darauf folgenden möchten sich schwerlich zählen lassen. Dann sagte er: „Lautet er so? — So, so! — Nun, ich bin Doktor der Rechte und weiß also, was daraus zu machen!"

„Es ist mein Ernst!" sagte der Wirth, den stummen Begleiter seines Gastes immer im Auge behaltend. Er ging nach dem Schranke zurück und holte daraus einen großen Bogen Papier, ein Exemplar des Befehls herbei, das er vor Renzo entfaltete.

„Ei, ei, laßt doch sehen!" rief dieser, mit der einen Hand das neu gefüllte Glas schwingend und es mit einemmale leerend, die andere mit vorgestrecktem Zeigefinger nach dem Befehle haltend: „Ein schöner Bogen Papier; er gefällt mir außerordentlich, ich kenne das Wappen, weiß, was das Arianergesicht mit dem Stricke am Halse besagt." — Es wurde allen höchsten Verordnungen das Wappen des Gouverneurs vorgestempelt; dasjenige Don Gonzalo Fernandez de Cordova's zeigte einen am Halse geketteten Mohrenkönig. — „Das Gesicht besagt: es befehle, wer da kann, und gehorche, wer da will!

Wann das Gesicht erst den Herrn .... Herrn .... Don .... schon gut, ich weiß schon, ... auf die Galeere gebracht haben wird, ... wie es auf einem andern solchen Bogen Papier heißt, — wenn das Ge-

ſicht erſt wird befohlen haben: daß man einen rechtlichen Burſchen ein rechtliches Mädchen, das ihn will, heirathen laſſe, dann werde ich dem Geſichte meinen Namen ſagen und werde ihm noch obendrein einen Kuß geben. Ich kann ja meine guten Gründe haben, meinen Namen nicht zu nennen! Sehe Einer doch! — Und wenn ein großer Spitzbube, dem eine Bande kleiner Spitzbuben gehorcht; denn, wenn er allein wäre ....“ — er brach hier ſeine Rede mit einer Handbewegung ab — „wenn ein großer Spitzbube, ſage ich, nun gern wiſſen möchte, wo ich ſey, um mir einen ſchlimmen Streich zu ſpielen, ſo frage ich Euch, würde das Geſicht hier wohl nur eine Miene verziehen, mir zu helfen? — Ich ſoll ſagen, was ich thue und treibe? Das iſt ja auch was Neues! Ich bin nach Mailand gekommen, um zu beichten, aber ich beichte, ſo zu ſagen, einem Pater-Kapuziner, keinem Gaſtwirthe!“

Der Wirth ſchwieg und ſah den Unbekannten an, der ohne Zeichen der Theilnahme blieb. Renzo leerte, leider müſſen wir es geſtehen, abermals ein Glas und fuhr fort: „Ich will Dir einen Grund anführen, mein lieber Wirth, der wird Dir gnügen. Gelten die guten Geſetze, die gerechten, chriſtlichen nichts, um wie viel weniger können die ſchlechten, ungerechten, unchriſtlichen gelten! Schaffe alſo das dumme Zeug nur bei Seite und bringe mir dafür eine andere Flaſche, denn die hier iſt zerbrochen.“ Er ſchlug bei dieſen

Worten mit der geballten Faust wirklich dagegen, daß sie zerbrach, und sagte noch: „Hörst Du, wie es klirrt!“ —

Die andern Anwesenden hatten Renzo'n abermals zugehört, und als er schwieg, murmelte man ihm von allen Seiten Beifall zu.

„Was soll ich denn nun thun?“ fragte der Wirth den Unbekannten, der ihm wohl bekannt war.

„Packt Euch, packt Euch,“ riefen viele Gäste, „der Fremde hat Recht. Es sind nur Bedrückungen, Schelmereien, Prellereien, neue Gesetze von heut an, neue Gesetze!“

Der Unbekannte hatte dem Wirthe gleich nach dessen Frage einen tadelnden Blick über die zu geringe Vorsicht zugeworfen und sagte: „Laßt ihm doch ein wenig seinen Willen, erregt keinen Streit.“

„Ich habe meine Pflicht gethan,“ sagte der Wirth laut, heimlich zu sich aber: Da steck ich nun in der Dinte!“ — Er räumte die Schreibmaterialien und das Mandat hinweg und gab die leere Flasche dem Aufwärter.

„Wieder von demselben!“ rief Renzo, „ich finde ihn gut, und die zweite Flasche soll in mir so gute Ruhe finden, wie die erste, ohne daß ich sie nach Vor- und Zunamen, und was sie in mir thut und treibt, und wie lange sie in dieser Stadt bleiben werde, frage!

„Von demselben!“ sagte der Wirth zum Auf-

wärter, indem er ihm die Flasche reichte und wieder zu seinem Sitze am Kamine zurückging.

„Wieder ein Häase!“ dachte er dort und störte in der Asche herum. „In was für Hände bist Du gerathen! Aber Du Esel, wenn Du einmal verbrennen willst, so springe ins Feuer, nur laß den Vollmondswirth bei Deinen Tollheiten außerm Spiele!

Renzo dankte seinem Gefährten und allen Anderen für den geleisteten Beistand.

„Wackere Freunde!“ sagte er, „jetzt sehe ich, daß gute Menschen sich in der Welt überall die Hand reichen und einander beistehen.“ — Und er streckte die rechte Hand abermals über den Tisch aus und setzte sich in Rednerpositur: „Ist es nicht,“ schrie er, „ein bedenklicher Umstand, daß Jeder, der nur etwas zu befehlen hat, überall Feder, Dinte und Papier einführen will? Immer die Feder in der Hand! Was ist das nur für ein verwünschter Götzendienst mit der Feder!“

„Ei, Ihr guter Landmann,“ rief einer der Spieler, der eben gewonnen hatte, lachend, „wollt Ihr wohl die Ursache wissen?“

„Laßt hören!“ erwiederte Renzo.

„Die Ursache ist,“ sagte der Andere, „daß die Herren gar zu viel Gänse essen; dadurch bekommen sie so viele Federn, so viele, daß sie suchen müssen, sie auf irgend eine Art wieder los zu werden.“

Alles lachte, nur der nicht, welcher mit ihm spielte und verlor.

„Ei," meinte Renzo, „Ihr seyd ja ein Dichter. Giebt es hier auch Dichter? — Sie gedeihen nicht überall! Ich habe auch so eine Ader und manchmal packe ich gar hübsche Sachen aus, ... aber nur, wenn es mir wohl geht."

Um diese Albernheit Renzo's zu verstehen, muß man wissen, daß das Volk in und um Mailand unter dem Worte Dichter, nicht wie die übrige Welt, einen geweiheten Geist, einen Bewohner des Pindus und Liebling der Musen versteht, sondern einen närrischen, wunderlichen Kauz, der in Allem, was er denkt und thut, mehr Witz und Ungereimtheit als Verstand zeigt. So verdreht die Einfalt des Volkes die Worte und legt ihnen einen, von ihrer ursprünglichen Bedeutung so himmelweit verschiedenen, Sinn unter. Ich frage, was in aller Welt hat ein Dichter mit einem wunderlichen Kauz gemein? — „Die eigentliche Ursache," fügte Renzo hinzu, „will ich Euch aber sagen: es ist, weil sie die Feder führen; ihre eigenen Worte schwinden und entfliehen leicht hin, die Worte eines armen Teufels hingegen werden abgewogen und abgewogen, schnell, schnell mit der Feder festgenommen und zu Papiere gebracht und hernach bei schicklicher Gelegenheit zu seinem Nachtheile ausgelegt und angewendet. Es steckt hernach auch noch eine Bosheit dahinter: wollen sie nämlich

ſo einem armen Teufel eins auswiſchen, der nichts von ihrem Geſchreibe verſteht, wohl aber ein wenig .... was weiß ich, ...“ — um ſich verſtändlich zu machen, klopfte er mit der Spitze des Zeigefingers an die Stirne — .... „ja, ein wenig Grütze im Kopfe hat, und bemerken ſie, daß er ihre Abſichten durchſchaut, gleich mengen ſie ein paar lateiniſche Brocken in die Rede, um ihn konfus zu machen, aus der Faſſung zu bringen und aus dem Zuſammenhange. — Nichts damit! Fort mit den unnützen Formeln! — Heute iſt alles recht gut abgemacht worden in ſchlichtem Italieniſch, ohne Feder, Papier und Dinte, und morgen, wenn ſich die Leute nur beherrſchen lernen, ſoll's noch beſſer gehen, ohne irgend wem auch nur ein Haar zu krümmen, nach der ſtrengſten Gerechtigkeit!“

Einſtweilen hatten Einige wieder angefangen zu ſpielen, Andere zu eſſen, Einige gingen, Andere kamen, der Wirth bediente die einen wie die anderen; was alles in keinem Bezuge mit unſerer Geſchichte ſteht. Der Unbekannte ſchien, ob er gleich nichts weiter hier zu ſchaffen hatte, nicht weichen zu wollen; er wollte vorher noch ein paar Worte im Geheim mit Renzo ſprechen, wandte ſich nach ihm zu, fing wieder vom Brode an, und nach einigen Redensarten, wie ſie ſeit Kurzem von Mund zu Mund liefen, ſprach auch er ſeine Meinung aus.

„Hätt' ich zu befehlen," sagte er, „ich wollte die Sachen bald in Gang bringen."

„Nun was würdet Ihr denn da anfangen?" fragte Renzo und sah ihn mit hell glänzenden Augen, den Mund, aufhorchend, ein wenig geöffnet, an.

„Was ich da anfangen würde?" sagte Jener, „ich würde Brod herbei schaffen, für Arme wie für Reiche."

„Schon recht," sagte Renzo.

„Seht, und das würde ich so anfangen: eine billige Taxe, daß Jedermann dabei bestehen könnte: gerechte, gleichmäßige Vertheilung des Brodes, und Letzteres zwar deshalb, weil es gierige Nimmersatte giebt, die gern alles für sich haben möchten und immer nur nehmen und nehmen und aufhäufen, daß es den armen Leuten zuletzt fehlt. Deshalb also Brodvertheilung! Und wie das? Seht! Da erhielte jede Familie, nach Maaßgabe ihrer Mitglieder, einen Schein, gegen den die Bäcker das aufgezeichnete Quantum ausliefern müßten. Mein Brodschein würde demnach etwa folgendergestalt lauten: „Ambrosius Fusella, seines Handwerks ein Schwertfeger, mit Weib und vier Kindern, sämmtlich in dem Alter — wohlverstanden — Brod essen zu können: erhält so und so viel Brod, zahlt dafür so und so viel Soldi, — aber stets der Billigkeit gemäß, stets im Verhältnisse der Kopfzahl. Euer Schein dagegen lautete etwa also: — wie heißt Ihr? —

„Lorenzo Tramaglino,“ sagte der Jüngling, erpicht auf den Gegenstand des Gesprächs und nicht bedenkend, daß seine Worte sogleich zu Papiere gebracht werden würden.

„Gut,“ entgegnete der Unbekannte, „aber habt Ihr Frau und Kinder?

„Ich sollte wohl, ... Kinder zwar nicht, ... das wäre ein wenig zu früh, ... aber eine Frau, ... wenn es in der Welt immer nach Recht und Gerechtigkeit zuginge.“

„Also seyd Ihr noch unverheirathet. Nun, habt nur Geduld! Aber Ihr bekämt eine geringere Portion.“

„Das versteht sich! Wenn ich nun aber, wie ich hoffe, bald .... mit Gottes Hülfe .... kurz, wenn ich eine Frau nähme?“

„Dann bekommt Ihr einen andern Schein und zwei Portionen, wie ich sagte, immer nach Maaßgabe der Kopfzahl,“ sagte der Unbekannte und erhob sich.

„So wäre es recht,“ rief Renzo und schlug mit der Faust auf den Tisch, „warum giebt man denn nun kein solches Gesetz?“!

„Darauf vermag ich Euch nichts zu antworten; — schlaft indeß recht wohl, ich muß fort, denn meine Frau und Kinder werden schon lange auf mich warten.“

„Noch einen Schluck! noch einen Schluck!“ rief Renzo, füllte schnell des Unbekannten Glas,

stand auf, packte ihn beim Wams und versuchte, ihn mit Gewalt wieder niederzuziehen: „Thut mir den Gefallen, noch einen Schluck!“

Aber der gute Freund riß sich von ihm los, ließ ihn bitten und zanken, wie er wollte, sagte noch einmal: „Gute Nacht!“ und ging. Renzo rief ihm seine: „gute Nacht!“ nach, als er schon zur Thüre hinaus war, und nahm wieder auf seiner Bank Platz. Er starrte das zweite, gefüllte Glas an, winkte den eben vorübergehenden Aufwärter, als ob er ihm etwas zu sagen habe, herbei, wies auf das Glas und sagte langsam und feierlich, jedes Wort ganz besonders betonend: „seht da, es war für den Ehrenmann eingeschenkt, seht, voll, bis an den Rand voll, wie man es nur einem Freunde einschenken kann, er hat es nicht gewollt. Ich kann nichts dafür, ich habe ihm meinen guten Willen bewiesen; einmal geschehen, darf man es nun aber nicht umkommen lassen.“ Bei diesen Worten ergriff er das Glas und trank es mit einem Zuge aus.

„Ich verstehe!“ sagte der Aufwärter und ging.

„Ach, habt Ihr es auch verstanden?“ entgegnete Renzo, „also muß es doch wahr seyn! wenn die Beweise richtig sind....!“

Man darf die Wahrheit nicht weniger lieben als wir, um nicht in Versuchung zu kommen, hier die Nachrichten abzubrechen oder zu verfälschen, die dem eigentlichen Helden unserer Geschichte so wenig zur

Ehre gereichen. Indeß können wir zu seiner Entschuldigung anführen, daß er sich zum erstenmal in seinem Leben in diesem Zustande befand, und eben aus der Ursache, daß er nie an Ausschweifungen gewohnt war, lief die gegenwärtige so schlimm ab. Die wenigen Gläser, welche er, gegen seine Art, theils um die Trockenheit seines Mundes zu mindern, theils in einer gewissen Gemüthswallung, in der er an kein Maaß dachte, so hastig hinunter stürzte, waren ihm alsbald zu Kopfe gestiegen, ob sie gleich einen geübteren Trinker gar nicht gerührt haben würden. Hierauf gründen wir die unmaßgebliche Bemerkung: daß ein gemäßigtes, ehrbares Wesen, jemehr es in einem Menschen Wurzel und Grund faßte, desto leichter den Vortheil gewähre, ihm, wenn er einmal fehlte, unmittelbaren Nachtheil, Verdruß und Verlegenheit zu bereiten: so daß er lange Zeit nachher noch daran denken muß, und das geringste Vergehen ihm zur Lehre gereicht.

Wie dem auch immer sey; als dieses erste Uebel Renzo's Gehirn umhüllt hatte, brachten ihn Wein und Worte, jener hinab-, diese hinaufströmend, ohne Regel und Verstand, nach und nach auf den Punkt, wo wir ihn verließen.

Er war sehr redselig geworden; an Zuhörern, oder zum wenigsten an Gegenwärtigen, die er als Zuhörer betrachten konnte, fehlte es nicht, und eine Zeit lang ging es mit dem, was er sagte, noch so so.

Nach und nach verlor er aber die Kraft, seine Redesätze mit einander in Zusammenhang zu bringen; die Gedanken stellten sich ihm nicht mehr klar und bestimmt dar, wurden dunkel und unverständlich; die Worte wurden ihm schwerer auszusprechen, und er sagte ganz andere, als er gedacht hatte. In dieser Verlegenheit nahm er allemal, aus einem der uns so verderblichen, natürlichen Triebe, seine Zuflucht zur Flasche. Welchen Trost kann aber die Flasche Jemandem spenden, der nur halb seiner Sinne mächtig ist!

Wir wollen nur Einiges von dem, was er an diesem verhängnißvollen Abend sprach, wiederholen; was wir verschweigen, ist gar zu sinnlos und unschicklich und würde sich daher in einem gedruckten Buche übel ausnehmen.

„He, Wirth, Wirth!“ fing er wieder an, indem er rings um den Tisch, bis zum Kaminwinkel, nach ihm forschte und ihn oft zu sehen glaubte, wo er nicht war. „Wirth, wo bist Du?“ rief er durch den Lärm der Anderen. „Ich kann es dir noch nicht vergessen, das verdammte Gefrage nach Vor- und Zunamen und Gewerbe. Mir so etwas ....! Es war schlecht von dir gehandelt! Zu was nützt es, wem nützt es, welche tolle Idee, einen armen Teufel zu Papiere zu bringen? Habe ich nicht Recht, Ihr Herren? Die Wirthe sollten es mit ehrlichen Leuten halten! Hörst du, hörst du wohl, Wirth? Richte dich darnach, sey vernünftig! Ihr lacht mich aus?

Ich bin ein wenig müde, aber meine Gründe sind gut. Sprich, wovon lebst Du denn? Doch nur von armen Leuten? Ist's nicht so? — Kommt wohl je einer der großen vornehmen Herren, die solche Befehle geben, zu Dir und näßt sich die Kehle?"

„Das sind nur Wassertrinker!" sagte Einer neben Renzo.

„Sie wollen immer bei Verstande bleiben," fügte ein Anderer hinzu, „um ihre Lügen recht rund zu drehen."

„Aha!" rief Renzo, „jetzt hat der Dichter geredet! Also gebt Ihr mir doch auch Recht. Nun, Wirth, was meinst Du? — Und ist Ferrer, der doch noch der Beste von Allen, wohl jemals hierher gekommen, um eins zu trinken und die auch nur einen einzigen Quattrin zuzuwenden? Und der Lumpenhund, Don .... halt, ich vergesse mich; — Ferrer und der Pater Chrre .... das weiß ich, sind ein paar Ehrenmänner, aber es giebt auch wenig genug ihres Gleichen! Die Alten trieben's immer schlimmer als Junge, und die Jungen schlimmer als Alte. Nun, ich bin nur froh, daß kein Blut geflossen ist. Wenn sie das doch immer dem Henker allein überließen! Brod? — Das mochten sie sich immerhin holen. Sie haben mich ganz gehörig gequetscht und gestoßen, ich habe aber auch blaue Flecke zurückgegeben. Es lebe der Ueberfluß! Nun auch Ferrer .... so ein lateinisches Wörtchen .... sies baraös trapolorum .... Verdammtes

Laſter! .... Es lebe die Gerechtigkeit, Brod! .... das ſind doch noch Wörter, die was ſagen wollen, gerade wie jene, die wir damals ſchon ſagen wollten, als die unglückſelige Glocke zu läuten anfing. Wären wir doch nicht geflohen, hätten ihn wieder dran gekriegt, den Herrn Pfarrer .... Ach, was rede ich denn da!“ —

Er ſenkte den Kopf und ſchien in Nachdenken verſunken, ſeufzte hernach tief auf und erhob die thränenfeuchten Augen mit ſo furchtbar hervorblitzendem Ingrimme, daß, hätte ihn der erblickt, dem er galt, er davor zurückgeſchaudert ſeyn würde. Die Huldigungen, die man ſeiner leidenſchaftlichen, verrückten Beredſamkeit ſcherzweiſe werden ließ, erheiterten ihn ein wenig. Einer ſagte zum Andern: hört, hört! Alles wandte ſich ihm zu und er ward der Gegenſtand der Neugierde der ganzen, ſauberen Verſammlung. Es waren zwar auch nicht Alle derſelben recht bei Verſtande, oder vielmehr nicht recht bei Sinnen, keiner jedoch ſo rein weg, wie der arme Renzo, der noch überdem ein Fremder war. Es machte ſich einer um den Andern ein Geſchäft daraus, ihn mit plumpen, verkehrten Fragen zu beſtürmen und aufzuziehen, mit ſcheinbarer Verehrung zu verhöhnen. Er hatte in dieſem Augenblicke das Anſehen, ſich darüber zu ärgern, in jenem ſich luſtig zu machen, dann ließ er all das Geſchrei unbeachtet, ſprach von ganz Anderem, fragte oder antwortete, aber ſtets verkehrt und außer

Zusammenhange. Zum guten Glück verschwieg er nur in dieser Geistesabwesenheit, aus angebornem Instinkte, die Namen, und auch nicht einer trat über seine Lippen. Es würde uns auch tief gekränkt haben, wenn, in Folge seiner Nachlässigkeit, der Name, dem wir doch ein wenig Liebe und Verehrung schenken müssen, über jene rohen Lippen geflossen und zu ihrem häßlichen Gespötte geworden wäre.

Funfzehntes Kapitel.

Dem Wirthe schien der Scherz endlich zu weit zu gehen, er trat zu Renze, bat die Anderen mit guter Art, ihn in Ruhe zu lassen, nahm ihn beim Arme und bemühete sich, sich ihm verständlich zu machen und ihn zu bewegen, zu Bette zu gehen. Er war aber von dem Kapitel des Namens und Vornamens, der Mandate und braven Burschen lange nicht abzubringen. Endlich machten die immer in sein Ohr wiederholten Worte, „Bett“ und „Schlafen“ Eindruck, sie machten ihm das Bedürfniß dessen, was sie bedeuteten, fühlbarer und brachten gewissermaßen einige helle Momente in ihn zurück.

Aus dem wenig ihm verbliebenen Verstande schien er dunkel zu erkennen, daß der meiste schon drauf gegangen sey, so wie man wohl nach einer großen Erleuchtung die ausgebrannten Lämpchen bei dem matten Scheine des letzten glimmenden erblickt. Er entschloß sich, stämmte die flachen Hände auf den Tisch, versuchte einigemal aufzustehen, seufzte, schwankte, beim drittenmale endlich brachte er sich mit Hülfe des Wirths auf die Beine. Mit Hülfe des Wirths quetschte er sich dann auch zwischen Tisch und Bank heraus; der Wirth nahm in die eine Hand eine Laterne und führte oder schleppte ihn vielmehr mit der anderen zur Thüre. Da aber wandte sich Renzo, als ihm von allen Seiten laut: gute Nacht! nachgerufen wurde, rasch um und würde, hätte ihn sein Führer nicht recht fest gehalten, umgefallen seyn; er wandte sich um und schrieb und zeichnete mit der einen Hand allerhand Grüße in die Luft.

„Kommt zu Bette! kommt zu Bette!“ sagte der Wirth, und zog ihn weiter zur Thüre hinaus, zog ihn mit größerer Mühe hinauf in einen großen Vorsaal und in das ihm bestimmte Zimmer. Renzo freute sich beim Anblicke des Bettes, sah den Wirth liebäugelnd, bald mit hellfunkelnden, bald wieder mit zufallenden Augen an, versuchte fest zu stehen und griff nach dem Backen des Wirthes, um ihn mit dem vorgestreckten Zeige- und Mittelfinger, zum Zeichen der Freundschaft und Erkenntlichkeit, zu kneipen, was

ihm aber nicht gelang. „Braver Wirth," stammelte er dann, „jetzt sehe ich ein, daß Du ein Ehrenmann bist; das ist ein gutes Werk, daß Du einem wackern Burschen ein Bett giebst; aber die verwünschte Namen-Geschichte, die war nicht recht. Zum Glück bin ich, meines Theils, doch auch nicht eben auf den Kopf gefallen...."

Der Wirth war der Meinung, Renzo könne unmöglich mehr viel von sich wissen, und da er aus mancher Erfahrung wußte, daß der Mensch in einem solchen Zustande sehr geneigt sey, sich gänzlich ohne Rückhalt mitzutheilen, so gedachte er, von diesem Vernunftblicke Nutzen zu ziehen und einen nochmaligen Versuch zu machen. „Mein lieber Sohn," sagte er, liebkosend mit Stimme und Miene, „es geschah ja nicht, um Dich zu kränken, noch auszuforschen; aber bedenke nur: das Gesetz ist einmal da, und wir müssen ihm gehorchen, außerdem werden wir gestraft; ist es also nicht besser, zu gehorchen? Und was ist's denn am Ende? — Große Sachen! Nichts als zwei Worte. Nun, nicht um des Gesetzes Willen, um meinet Willen; höre, hier unter uns, unter vier Augen, komm, laß uns unsere Sachen abmachen; sage mir, wie Du heißt und.... und dann gehe in guter Ruh zu Bette."

„Schurke!" rief Renzo aus, „Betrüger! Du hörst noch nicht mit Deiner verdammten Namen-Geschichte auf!"

„Schweig', Du närrischer Kerl, geh' zu Bette!" sagte der Wirth. Aber Jener rief nur lauter: „ich weiß schon, ich weiß schon, du gehörst auch zu dem Bunde. Warte, warte, ich will Dir Deinen Lohn geben!" und er schrie noch toller, als vorher, nach der Saalthüre: „Ihr Freunde, Ihr Freunde! der Wirth gehört zu der ...." „Es war ja nur Scherz!" rief der Wirth Renzo'n zu und stieß ihn zurück, nach dem Bette. „Scherz! Siehst Du denn nicht ein, daß es nur Scherz war?"

„War es nur Scherz? Nun, das ist ein Wort. Hast Du es nur zum Scherze gesagt, ... so wollen wir darüber lachen." Und er sank auf das Bette.

„Halt, halt, zieht Euch aus, schnell;" sagte der Wirth und stand ihm, was auch sehr nöthig war, bei. Als Renzo nun mit Mühe die Jacke ausgezogen hatte, nahm sie der Wirth und durchsuchte sogleich die Taschen, nach dem Geldbeutel. Er fand ihn, und da er bedachte, daß sein Gast am andern Morgen an ganz andere Dinge, als an Zahlung werde zu denken haben, und sein Geld in Hände gerathen dürfte, die keinen Wirth bezahlten, so unternahm er einen Versuch.

„Ihr seyd ein guter Mensch, ein Ehrenmann, nicht wahr?" sagte er.

„Guter Mensch, Ehrenmann;" entgegnete Renzo, und mühte sich mit dem Ausziehen ab, indem seine

Finger noch gar nicht mit den Knöpfen fertig werden konnten.

„Gut," fuhr der Wirth fort, „so bezahlt mir jetzt noch Eure kleine Zeche, denn ich muß morgen ganz früh schon in Geschäften ausgehen."

„Recht und billig!" sagte Renzo. „Ich bin ein Schelm, aber ein Ehrenmann. Wo ist denn aber mein Geld? Du, such, such, suche mein Geld!"

„Hier ist es," sagte der Wirth und nahm nun alle seine Gewandtheit, Erfahrung und Geduld zusammen, mit ihm aufs Reine zu kommen und seine Zahlung zu erhalten.

„Nun hilf mir, Wirth, mich auszuziehen;" sagte Renzo. „Ich glaube, ja, ich glaube, ich bin sehr müde."

Der Wirth lieh ihm seine Hülfe, warf ihm noch überdieß die Bettdecke über und sagte, als er schon schnarchte, verächtlich: gute Nacht! Dann, von dem Triebe geleitet, den wir oft hegen, einen Gegenstand unseres Zornes so wohl zu beobachten, wie einen Gegenstand unserer Neigung, was vielleicht nur das Verlangen seyn dürfte, zu wissen, was auf unser Inneres den heftigen Eindruck macht, betrachtete er einen Augenblick den ihm so lästigen Gast, hielt ihm die Laterne vors Gesicht und sich die eine Hand, um nicht geblendet zu werden, vor die Augen; so wie etwa

die am Lager ihres unbekannten Gemahls tauschende Psyche dargestellt wird.

„Du toller Laffe!“ sagte er bei sich zu dem armen Schläfer. „Du bist doch recht darauf losgetappt. Morgen wirst Du wohl erfahren, wie man Gerechtigkeit pflegt. Ihr Narren, die Ihr die Welt umwälzen wollt und nicht einmal wißt, in welcher Himmelsgegend die Sonne aufgeht, richtet doch nur Euch, wie Eure Nächsten, zu Grunde!“

Dies gedacht oder gesagt, zog er die Laterne zurück, ging fort und verschloß hinter sich die Thüre. In der Hausflur wieder angelangt, rufte er seine Frau, hieß ihr, die Kinder unter der Obhut einer Magd zu lassen und statt seiner die Aufsicht über die Küche zu nehmen. „Ich muß wegen eines Fremden ausgehen, der zu meinem Elende hier eingekehrt ist;“ sagte er, erzählte ihr den Vorfall in aller Kürze und fügte hinzu: “hab' auf Alles Acht und sey ja klug an diesem vermaledeiten Tage. Es steckt da drinnen eine Bande, von Natur schon Lästermäuler, vom Trinken um das doppelte aufgeregt, ziehen sie über alles her. Es fehlte weiter nichts, als daß ein Hitzkopf ....“

„Ach! Ich bin ja kein Kind, und weiß auch was zu thun ist. Du hast doch bis jetzt noch keine Ursache gehabt....“

„Nun ja, nun ja! sieh auch darauf, daß Alle bezahlen und thue nur immer, wenn sie von dem Präsidenten und Ferrer und allen den Herren Zehnern und

Edlen und von Frankreich und Spanien schwatzen und räsonniren, als hörtest du gar nichts; denn widerspricht man ihnen, das läuft oft für den Augenblick schlimm ab, giebt man ihnen aber Recht, das hat schlimme Folgen: überdies weißt du ja auch, daß oft die allerschlimmsten Lästerer..... du verstehst mich! Und kommen gewisse Berathungen aufs Tapet, so wendest den Kopf weg und sagst: Ich komme! als ob man dich irgendwo gerufen habe. Ich will mich schon spuden, recht bald wieder da zu seyn." Sie gingen hierauf beide in die Küche, er sah sich noch einmal rings um, ob vielleicht wieder etwas zu besorgen sey, nahm Hut und Mantel von einem Nagel herab, einen Knittel aus dem Winkel, schärfte der Frau mit einem abermaligen Blicke die gegebenen Verhaltungsregeln ein, und ging. Aber schon, als er sich ankleidete, hatte er den Faden seiner Rede, am Bette des armen Renzo, wieder aufgenommen und fuhr damit unterweges fort.

„Du Starrkopf von einem Bergkletterer!" — Daß Renzo aus dem Gebirge war, hätte er, wenn er auch wollte, nicht verbergen können: Rede, Aussprache, Aussehen, Geberden verriethen es. — „Hatte den ganzen, heillosen Tag mit Schlauheit und Verstand verbracht, und muß der Lump mir am Abend noch den ganzen Brei verderben! Giebt es denn in Mailand weiter kein Wirthshaus, daß dich der Teufel gerade zu mir führen muß? Wär' er nur noch allein gekommen, daß ich heute Abend allenfalls ein Auge

hätte zudrücken und ihm morgen früh die Moral lesen können! — Aber nein, er muß mit einem Andern kommen, und mit wem, mit wem? — mit einem Häscherhauptmanne!"

Dem Wirthe begegneten auf seinem Wege unablässig Einzelne, oder zwei, drei, vier, und ganze Haufen Herumzügler, die die Köpfe zusammensteckten und murrten und zischelten. Auch ein Commando Soldaten marschirte vorüber; er drückte sich bei Seite, schielte nach ihnen hin und sagte zu sich selbst: „die werden sie schon züchtigen, die Tollhäusler. Und du, Schaafskopf! bildetest dir, weil ein paar hundert Kehlen tobten und lärmten, gleich ein, die Welt müsse sich umwälzen; stürztest dich deshalb ins Verderben und wolltest mich auch hineinziehen, du Bube! Ich thue alles, dich zu retten, und du schlechter Kerl hättest mir dafür beinahe das ganze Haus in Aufruhr gesetzt. Jetzt sieh selbst zu, wie du dir heraushilfst, ich bin mir selbst der Nächste. Als wenn ich aus Neugierde nach deinem Namen gefragt hätte! Was kümmert's mich, ob du Hans oder Kunz heißest! Ich bin eben ein so großer Freund von Feder und Papier! Jeder Narr sieht aber mit seinen eigenen Augen. Ich weiß recht gut, daß es Befehle giebt, die nichts sagen wollen, und brauche es mir nicht erst von so Einem aus dem Gebirge sagen zu lassen. Weißt Du denn nicht, Du Laffe, daß die Gesetze gegen die Wirthe gar gehörig ausgeübt werden!

Und willſt die Welt umkehren und räſonniren, und weißt nicht, daß, wer ſeinem Sinne nach leben und die Geſetze verlachen will, vor allen Dingen ſie ſcheinbar ehren muß? Und weißt Du, Hund, denn, was es einem armen Wirthe, er mag Deiner Meinung ſeyn oder nicht, koſten würde, wollte er, aus Nachſicht mit Deinem Eigenſinne, nicht Deinen Namen verlangen? — „„Welcher Gaſt- oder Hauswirth dieſem Befehle auf irgend eine Weiſe nicht Folge leiſtet, zahlt dreihundert Scudi:““ Da ſitzen die dreihundert Scudi! „„wovon zwei Drittel der königlichen Kammer, ein Drittel aber dem Angeber oder Kläger zu Theil werden;““ ich kann ſie beſſer gebrauchen. Und dann die hübſche Klauſel: „„Im Falle der Zahlungsunfähigkeit aber verſchuldet er fünfjährige Galeeren-Dienſte, oder, nach Willkühr Seiner Excellenz, noch ſchärfere Geld- oder Körperſtrafe!““ Danke gehorſamſt für ſolche Gnaden!“

Bei dieſen Worten trat der Wirth in den Pallaſt des Polizeikapitains. Es ging darin, wie in allen andern Büreaux, ſehr geſchäftig zu. Ueberall wurden Befehle ausgetheilt und ins Werk geſetzt, fernerem Unheile am nächſten Tage vorzubeugen, den Bösgeſinnten den Muth und jeden Vorwand zu neuer Empörung zu nehmen, und die Gewalt in den Händen zu befeſtigen, die ſie zu handhaben verſtanden. Rings um das Haus des Oberproviantverwalters wurden Truppen verſammelt, die Straßenzugänge überall

verschanzt und verrammelt: allen Bäckern wurde auf das Gemessenste anbefohlen, ohne Aufhören Brod zu backen: nach allen nah gelegenen Orten wurden Kuriere mit dem Befehle abgefertigt, sogleich Getraide zuzufahren: an alle Backöfen Nobili deputirt, vom frühesten Morgen an die Aufsicht bei der Vertheilung zu führen und die Volksmasse durch ihre Gegenwart und Vorstellungen im Zaume zu halten. Um jedoch der Sache erst Gewicht zu geben und dieses Mittel der Güte um so wirksamer zu machen, dachte man daran, auch ein wenig Furcht einzuflößen und irgend einen der Rädelsführer festzunehmen: dies war Sache des Polizeichefs, der, wie man sich denken kann, nicht eben günstig für die Empörung und Empörer gestimmt war. Seine Spione waren, vom Beginn des Tumultes an, geschäftig, und eben jener listige Ambrosius Fusella, wie der Wirth schon sagte, ein verkleideter Häscher, ward ausgesandt, irgend wen auf der That zu betreffen, zu verfolgen und sich seiner zu versichern, damit man ihn unter dem Schutze der Nacht oder am andern Tage einstecken könne. Er hörte ein paar Worte von Renzo's Rede, war sogleich überzeugt, daß er hier seinen Mann gefunden habe, und als er erfuhr, daß derselbe in Mailand ganz und gar fremd sey, beschloß er, ihn ohne Weiteres in den Kerker, als das sicherste Gasthaus der ganzen Stadt, zu führen. Wir wissen, wie diese Absicht vereitelt wurde. Demohngeachtet brachte er Vor- und Zu-

namen, Vaterland und eine Menge anderer Notizen und Vermuthungen mit heim; und als der Wirth ankam und seinen Bericht erstattete, wußte man schon mehr als er selbst. Er trat in das Verhörzimmer und sagte aus: es sey ein Fremder bei ihm eingekehrt und wolle durchaus seinen Namen nicht nennen.

„Ihr habt Eure Pflicht gethan, und ihn darum gefragt," sagte ein Criminalnotar und legte die Feder hin, „wir wissen es schon."

„Ein großes Geheimniß!" dachte der Wirth; „dazu gehört nicht viel!"

„Wir wissen auch schon," fuhr der Notar fort, „wie der Mensch heißt."

„Was der Teufel! wie haben sie denn das angedreht?" dachte der Wirth diesmal.

„Aber," fuhr jener abermals mit ernster Miene fort, „Ihr verschweigt uns Etwas."

„Was sollte ich denn noch zu sagen haben?"

„Wir wissen sehr wohl, daß eben dieser Mensch eine Menge gestohlnes, geraubtes und durch Lug und Trug erworbenes Brod in Euer Haus geschleppt hat."

„Wenn Einer mit einem Brode in der Tasche ankommt, wie kann ich wissen, wo er es her hat? Ich kann eidlich bekräftigen, daß ich nur ein einziges Brod bei ihm gesehen habe."

„Ja, nur immer entschuldigt und demänteit!

Wer Euch hört, möchte meinen, es wären Alle die rechtlichſten Leute. Wie wollt Ihr beweiſen, daß dies Brod auf rechte Weiſe in ſeinen Beſitz kam?"

„Was ſoll ich denn beweiſen? Ich habe ja nichts damit zu thun? Ich mache den Gaſtwirth."

„Zum wenigſten könnt Ihr doch nicht läugnen, daß dieſer Euer Kundmann die Verwegenheit gehabt hat, die Geſetze öffentlich zu ſchmähen und gegen das Wappen Seiner Excellenz beſchimpfende Reden auszuſtoßen?"

„Mit Euer Gnaden Erlaubniß! Wie kann ein Menſch, den ich zum erſtenmal in meinem Leben ſehe, mein Kundmann heißen? Er hat, mit Reſpekt zu ſagen, den Teufel in meinem Hauſe losgelaſſen; und wenn ich ihn kennte, Euer Gnaden, was brauchte ich denn da erſt um ſeinen Namen zu fragen?"

„Aber in Eurem Gaſthauſe, in Eurer Gegenwart ſind hochverrätheriſche Reden geführt worden, verwegene, verführeriſche Anſchläge abgekartet; man hat gemurrt, geſchrien, geklagt."

„Wie können Euer Gnaden glauben, daß ich auf alle das tolle Zeug, was ſo viele Schwätzer alle zugleich herauſchreien, hören werde? Ich muß auf mein Intereſſe bedacht ſeyn, denn ich bin ein armer Mann. Gnaden wiſſen wohl: wie man's treibt, ſo geht's. Wenn man Grundſätze hat ...."

„Gut, gut, laßt ſie nur thun und reden; morgen werdet Ihr ſchon ſehen, ob ihnen die Poſſen noch gefallen. He, was meint Ihr dazu?"

„Ich meine gar nichts.“

„Ob der Pöbel wohl Herr über Mailand geworden ſey?“

„Ja, ja!“

„Nun, es wird ſich finden, es wird ſich finden.“

„Ich verſtehe ſchon: der König iſt immer König; wer ſchuldig iſt, iſt ſchuldig; ein armer Familien-Vater wird alſo wohl keine beſondere Luſt haben, ſchuldig zu werden. Wer herrſcht, hat die Macht, und wer ſie hat, dem gebührt ſie.“

„Sind noch viele Leute bei Euch im Hauſe?“

„Eine Unzahl.“

„Und was treibt denn Euer Kundmann? Lärmt und tobt er noch und wiegelt auf und verführt Andere?“

„Der Fremde, wollen Euer Gnaden ſagen, liegt im Bette.“

„So, ſo, habt alſo viele Gäſte? .... Nun, daß Ihr ihn nicht entwiſchen laßt!“

— „Bin ich denn Euer Häſcher?“ dachte der Wirth; ſagte aber weder Nein noch Ja.

„Geht nach Hauſe und verhaltet Euch klug,“ ſprach der Notar weiter.

„Ich habe mich immer klug verhalten. Euer Gnaden wiſſen ſelbſt, ob ich meiner Obrigkeit jemals ein Aergerniß gegeben habe.“

„Schon gut, ſchon gut; glaubt nur nicht etwa, daß die Obrigkeit keine Gewalt mehr habe.“

„Ich? Um des Himmels Willen! Ich glaube nichts, gar nichts. Ich bin Wirth und bediene meine Gäste.“

„Ueber die ewige Leier! Habt Ihr denn gar nichts weiter zu sagen?“

„Was soll ich sonst sagen, Euer Gnaden? die Wahrheit ist einfach.“

„Gut, für diesmal genügt uns, was Ihr ausgesagt habt; in Zukunft werdet Ihr Eurer Obrigkeit aber genaueren Bericht von solchen Fällen erstatten, wenn sie es verlangt.“

„Was soll ich Genaueres aussagen? Ich weiß nichts. Ich habe kaum Verstand genug, meine eignen Angelegenheiten in Ordnung zu halten.“

„Hütet Euch nur, ihn nicht entwischen zu lassen.“

„Ich hoffe, der gnädige Herr Kapitain wird mit meinem Pflichteifer zufrieden seyn. Ich küsse Seiner Gnaden die Hände.“

Als es Tag wurde, hatte Renzo etwa sieben Stunden geschlafen und noch lange nicht ausgeschlafen, als ihn zweimaliges, derbes Rütteln an beiden Armen und der an den Füßen des Bettes ertönende Ruf: „Lorenzo Tramaglino!“ erweckten. Er regte sich, dehnte die Arme, öffnete mühsam die Augen und sah dicht vor sich am Bette einen schwarz gekleideten Mann und zwei Bewaffnete, einen rechts, den andern links vom Kopfkissen. Erstaunt, erst halb wach und noch halb trunken, lag er einen Augenblick wie bezaubert,

glaubte zu träumen, und wandte sich, da der Traum nicht angenehm war, nach der anderen Seite, um fortzuschlafen."

„Nun, habt Ihr endlich gehört, Lorenzo Tramaglino?" sagte der schwarzgekleidete Mann, der Notar vom vorigen Abend. „Auf, auf, steht auf, kommt mit uns!"

„Lorenzo Tramaglino!" rief Renzo, „was soll das heißen? Was wollt Ihr von mir? Woher wißt Ihr meinen Namen?"

„Nicht geschwatzt, aufgestanden, rasch!" sagte einer der Sbirren neben ihm, und schüttelte ihn nochmals beim Arme.

„Welche Gewaltthätigkeiten!" rief Renzo, seinen Arm zurückziehend; „Wirth, he, Wirth!"

„Sollen wir ihn im Hemde forttragen?" fragte derselbe Sbirre den Notar?"

„Hört Ihr wohl?" sagte dieser zu Renzo; „es geschieht, wenn Ihr nicht gleich aufsteht und mit uns kommt!"

„Warum denn?" fragte Renzo.

„Das Warum wird Euch der Herr Polizeikapitain schon sagen."

„Mir? ich bin ein Ehrenmann; ich habe nichts verbrochen, ich begreife nicht...."

„Desto besser für Euch. So wird man Euch nach zwei Worten wieder frei und Eures Weges gehen lassen."

„Laßt mich jetzt gehen," sagte Renzo, „ich habe nichts mit der Polizei zu schaffen."

„Greif zu," sagte ein Sbirre zum anderen, „wollen ein Ende machen!"

„Sollen wir ihn so forttragen?" fragte der Andere.

„Lorenzo Tramaglino!" rief der Notar.

„Woher wißt Ihr meinen Namen, Herr?"

„Thut Eure Schuldigkeit," sagte der Notar zu den Sbirren, die alsbald Hand an Renzo legten, um ihn aus dem Bette zu zerren.

„Halt! rührt einen Ehrenmann nicht an, der .... Ich kann mich allein anziehen."

„So zieht Euch an, steht auf!" sagte der Notar.

„Ich thue es," antwortete Renzo, suchte wirklich die hie und da, wie Trümmer eines gestrandeten Schiffes, umherliegenden Kleidungsstücke, zusammen und fuhr, indem er sie anlegte, zu reden fort: „Aber ich will nicht zum Polizeikapitain. Ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Man beleidigt mich, man thut mir Unrecht; ich will zu Ferrer. Den kenne ich, weiß, daß er eine Ehrenmann ist, bin ihm gefällig gewesen."

„Ja, ja, mein Sohn, man soll Dich zu Ferrer führen;" entgegnete der Notar. Er würde unter anderen Umständen über ein solches Verlangen herzlich gelacht haben; jetzt war es aber nicht an der Zeit. Schon beim Herwege hatte er Bewegung in den Straßen wahrgenommen und wußte nur nicht recht: wa-

ren es die Folgen der noch nicht ganz unterdrückten, oder die Anzeichen neuer Empörung. Ueberall kamen Bürger hervor, beredeten sich, rotteten sich zusammen, blieben überall haufenweise stehen. Jetzt lauschte er, ohne es sich so wenig wie möglich merken zu lassen, und es war ihm, als wachse der Lärm immer mehr an. Eile war höchst nöthig. Er hätte aber Renzo'n gern gutwillig abgeführt, weil, wenn es nicht geschah, er gewärtig seyn mußte, unterwegs von Uebermacht angegriffen zu werden und ihr zu unterliegen. Er winkte also den Sbirren, dem Jünglinge Zeit zu lassen und ihn nicht zu erbittern, und suchte seinerseits, ihn so viel als möglich zufrieden zu stellen. Während Renzo sich nun gemächlich anzog, erinnerte er sich nach und nach aller der wüsten Ereignisse des vergangenen Tages und kam allerdings auf den Gedanken, daß die Namengeschichte und seine geführten Reden Ursache des ganzen Unheils seyn müßten. Woher wußte man aber nur seinen Namen? Und was war denn in dieser Nacht vorgefallen, daß die Polizei wieder auf so sichern Füßen stand und Hand an einen der braven Burschen zu legen wagte, die am Tage vorher so viel zu sagen hatten, und denen man doch nicht so mitspielen durfte? Auch Renzo vernahm das auf den Straßen anwachsende Toben, sah den Notar an und erkannte bald die Unschlüssigkeit, in der sich derselbe befand und die er umsonst zu verbergen strebte. Um nun seine Zweifel zu klären

und Gewißheit zu erhalten, zugleich aber auch, um Zeit zu gewinnen und seine Rettung zu versuchen, sagte er: „ich sehe nun wohl ein, was an Allem Schuld ist: die Geschichte mit den Namen. Ich gestehe, ich war gestern Abend ein wenig lustig und guter Dinge; die Wirthe haben manchmal solche verteufelte Weine, und man weiß, daß, wenn man manchmal ein Glas zu viel trank, wie man zu sagen pflegt, der Wein aus dem Menschen spricht. Ist es nur das, so bin ich jetzt bereit, dem Befehle in Allem nachzukommen. Ihr wißt ja aber schon meinen Namen? wer hat ihn Euch denn genannt?“

„Brav, mein Sohn, brav!“ entgegnete der Notar geschmeidig. „Ich sehe, Ihr seyd vernünftig; glaubt mir, der sich darauf versteht, Ihr seyd klüger als alle die Anderen. Das ist die beste Art, Euch bald erlöst zu sehen; wenn Ihr Euch so benehmt, so habt Ihr nach den ersten Worten Eure Freiheit wieder. Aber seht, mein Sohn, mir sind die Hände gebunden, ich kann Euch nicht, wie ich auch gern wollte, freilassen. Kommt, haltet Euch dazu und seyd gutes Muthes. Wenn sie Euch nur erst gesehen haben und ich ihnen habe sagen können.... laßt mich nur machen.... ich will schon .... rasch, rasch, lieber Sohn!“

„Ja ich verstehe wohl, Ihr könnt nicht....“ sagte Renzo, sich ankleidend und mit Geberden die Geberden der Häscher vermeinend, die ihm, damit

es ſchneller gehe, andeuteten, ihm helfen zu wollen. „Gehen wir über den Domplatz?“ fragte er dann den Notar.

„Wie Ihr wollt. Wir ſchlagen den kürzeſten Weg ein, damit Ihr deſto eher wieder frei werdet,“ ſagte Jener, im Herzen hoch erzürnt, dieſe geheimnißvolle Frage Renzo's, die ein Thema zu hundert peinlichen Fragen werden konnte, unbenutzt vorüber laſſen zu müſſen.

„Wenn nur Einer zum Unglücke geboren iſt!“ — dachte er — „Kommt mir da einmal Einer in die Hände, bei dem, es liegt am Tage, nichts verlangt wird, als ein wenig Geduld und ſüße Worte, um ihn extra formam, wie in der Schule, und im bloßen Geſpräche beichten zu laſſen, was man nur haben will; Einer, den man ſchon verhört und gerichtet, ohne daß er ſelbſt ein Wort davon wüßte, ins Gefängniß bringen könnte. — Und dieſen herrlichen Fang muß ich gerade in ſo einem unglückſeligen Augenblicke thun. Nun,“ dachte er weiter und horchte, den Kopf zurückgebogen, auf, „hier hilft weiter nichts, hier giebt's keinen Ausweg, es kann wahrhaftig ein ſchlimmerer Tag als geſtern werden.“ —

Was ihn beſonders auf dieſen Gedanken brachte, war ein gewaltiger Lärm auf der Straße. Er konnte ſich nicht enthalten, den Laden zu öffnen und einen Blick hinab zu thun. Es war ein Haufen Bürger,

dem die Patrouille befohlen hatte, ſich zu trennen, und der denn auch, nach einigen Weigerungen, wirklich murrend und brummend auseinander ging. Den Notar erſchreckte aber die ungemeine Mäßigung, mit der die Soldaten zu Werke ſchritten. Er ſchloß den Laden wieder und ſann einige Augenblicke nach, ob er die Sache zu Ende führen oder Renzo'n unter Aufſicht der Häſcher laſſen und ſelbſt wieder zum Polizeikapitain zurücklaufen ſolle, das Ereigniß zu berichten. — „Aber," dachte er dann, „ſie werden mich einen Dummkopf, einen Feigling ſchelten, der ſeinen Inſtruktionen hätte Folge leiſten ſollen. Ich habe a geſagt und muß auch b ſagen. Verdammte Eile! Verwünſchtes Handwerk!"

Renzo war fertig; die beiden Häſcher nahmen ihn in die Mitte, und der Notar winkte ihnen, gelinde mit ihm umzugehen. Zu Renzo ſagte er: „Muth, mein Sohn, und Gehorſam; raſch, wir haben Eile!"

Renzo hörte, ſah und ſann. Er war bis auf das Wams, was er in der einen Hand hielt, angekleidet; mit der anderen Hand durchſuchte er die Taſchen.

„Ach!" ſagte er, den Notar mit bedeutendem Blicke anſehend, „hier waren Soldi und ein Brief, mein Herr!"

„Es wird Euch alles zurückgegeben werden," entgegnete der Notar, „wenn die wenigen Formalitäten vorüber ſind. Kommt, kommt!"

„Nein, nein, nein!“ ſagte Renzo, kopfſchüttelnd, „das geht nicht ſo, ich will mein Eigenthum wieder haben, mein Herr. Ich werde meine Handlungen verantworten; aber ich will auch mein Eigenthum.“

„Als Beweis, daß ich Euch vertraue: hier iſt es; nun kommt aber ſchnell,“ ſagte der Notar, griff in die Bruſttaſche, langte mit einem Seufzer die Sachen heraus und gab ſie zurück.

Renzo ſteckte ſie wieder ein und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Es iſt natürlich; wer ſo viel mit Spitzbuben zu thun hat, muß ſich aufs Handwerk verſtehen.“ Die Sbirren konnten nicht mehr an ſich halten, aber der Notar zähmte ſie mit einem Blicke und dachte nur: „Haſt Du nur erſt einen Fuß über unſere Schwelle geſetzt, ſollſt es mir ſchon mit Wucher bezahlen, ſollſt alles entgelten.“

Während Renzo die Jacke anzog und ſeinen Hut zur Hand nahm, hatte der Notar dem einen Sbirren gewinkt, vorauszugehen, dann kam Renzo, der andere Sbirre hinter ihm, der Notar zuletzt. Sie traten in die Küche, Renzo fragte: „Wohin hat ſich denn der ſaubere Wirth verkrochen?“ der Notar winkte den Sbirren von Neuem, ſie ergriffen jeder eine Hand des Jünglings und legten ihnen, mit der außerordentlichſten Gewandtheit, im Nu, gewiſſe Maſchinen an, die, nach einem abſcheulichen Euphemismus, Manſchetten hießen. Sie beſtanden (es thut uns leid, hier

der geſchichtlichen Würde, zu Gunſten nöthiger Klarheit, etwas vergeben zu müſſen) aus zwei Stricken, etwas länger als der gewöhnliche Umfang eines Handgelenkes, an beiden Enden mit kleinen Stücken Holz, die als Knebel dienten, verſehen. Der Strick wurde um das Handgelenk des Miſſethäters gewunden, und die Sbirren zogen ſich ihn zwiſchen den Mittel- und Goldfingern hindurch, und hielten die Hölzer dergeſtalt in der Hand verſchränkt, daß ſie, wenn der Gefangene den Strick abzudrehen verſuchte, ſich nur feſter zuſammenzogen und ihn ſonach nicht blos feſthielten, ſondern Widerſpenſtige auch zugleich marterten. Um die Wirkung noch unfehlbarer zu machen, waren die Stricke mit Knoten verſehen.

Renzo ſträubt ſich, ſchreit: „Welche Behandlung! Einem Ehrenmanne....?“ Der Notar hatte für jeden Vorfall der Art ſeine beſänftigenden, guten Worte bereit: „Geduld, Geduld,“ ſagte er, „ſie thun ihre Schuldigkeit. Was wollt Ihr denn? das iſt ja nur der Form halber; wir dürfen die Leute ja nicht nach unſerm Herzen behandeln. Wollten wir nicht thun, was uns befohlen iſt, ſo würde es uns ſchön ergehen, ſchlimmer als Euch. Habt nur Geduld.“ Indem er ſprach, drehten die beiden Häſcher die Manſchetten einmal herum, Renzo meiſterte ſich wie ein wildes Pferd, das ſich das Maul vom Gebiſſe zuſammengezogen fühlt, und rief: „Geduld!“

„Wackerer Bursche!“ sagte der Notar, „das ist die beste Art, Euch zu benehmen und Eure Sache gut zu Ende zu bringen. Was wollt Ihr? Lästig ist's wohl, das sehe ich selbst einz führet Ihr Euch aber gut auf, so seyd Ihr im Augenblicke wieder frei. Und da ich sehe, daß Ihr vernünftig seyd, da ich Euch so wohl will und gern helfen möchte, so will ich Euch, zu Eurem eigenen Besten, noch einen Rath geben, denn ich bin in solchen Dingen erfahren: geht immer gerade aus, ohne Euch umzusehen und auf etwas zu achten; so achtet auch Niemand auf Euch, Niemand weiß, wie es mit Euch steht, und Ihr rettet Eure Ehre. Binnen hier und einer Stunde seyd Ihr frei; es giebt so viel zu thun, daß ihnen selbst darum zu thun seyn wird, die Sache bald abzumachen. Ich will auch schon.... Ihr geht dann wieder Eurer Wege und Niemand weiß, daß ihr mit der Polizei zu thun hattet. Und Ihr,“ sagte er mit strenger Miene zu den beiden Häschern, „hütet Euch, ihm auch nur im Geringsten wehe zu thun: ich beschütze ihn! Ihr thut Eure Pflicht, habt aber zu bedenken, daß dies ein Ehrenmann, ein höflicher, junger Mensch ist, der in Kurzem wieder auf freiem Fuße stehen wird, und dessen Ehre man zu erhalten suchen muß. Es darf nicht anders aussehen, als wären Ihr drei ehrbare Leute, die spazieren gingen!“ Mit Donnerstimme und finster zusammengezogenen Augenbrauen schloß er: „Ihr habt mich doch verstanden?“ wandte sich

Bayerische Staatsbibliothek München

dann zu Renzo zurück, mit gänzlich umgewandeltem, freundlichem Gesichte, das zu sagen schien: „Ach, wir sind ja gute Freunde!“ und raunte ihm traulich zu: „Seyd verständig, folgt meinem Beispiele, seht Euch nicht um, traut mir, der Euch wohl will, und kommt nun.“ — Der Zug setzte sich in Bewegung.

Ob Renzo wohl von allen den schönen Worten kein einziges glaubte: weder, daß der Notar ihm mehr als den Sbirren wohl wolle, noch daß er ihm gern helfen wolle, noch seine Ehre ihm so sehr am Herzen liege; so begriff er sehr wohl, daß der gute Mann fürchtete, er möge unterwegs irgend eine Gelegenheit zur Flucht haben, und daß er, dem vorzubeugen, besagte Mittel ersann. So dienten denn auch alle Ermahnungen nur, Renzo's Entschluß zum Gegentheile zu bestärken.

Es wird Niemand daraus folgern, daß der Notar ein unerfahrner Neuling, als Gauner, gewesen sey. Er war, ob er sich gleich hierin täuschte, doch der allerdurchtriebenste Schelm, nur in diesem Augenblicke gerade etwas unruhig. Wäre er bei ruhigem Verstande gewesen, so, kann ich versichern, würde sich Niemand mehr als er über den haben lustig machen können, der, in einer für den Andern verdächtigen Sache, denselben mit Schmeichelworten, warmen Versicherungen und dem erbärmlichen Kunstgriffe freundschaftlichen, uneigennützigen Rathes, zugerathen hätte. Die Menschen sind aber im Allgemei-

nen geneigt, im ängſtlichen, fürchtenden Zuſtande, wenn ein Anderer ſie durch irgend etwas daraus erlöſen kann, ihn inſtändigſt, wiederholt und unter allem nur erdenklichen Vorwande darum zu erſuchen; ſelbſt Spitzbuben erliegen, in Angſt und Schrecken, dieſem Naturgeſetze und ſpielen aus eben dieſer Urſache in dieſem Falle gewöhnlich eine ſo jämmerliche Figur. Ihr ganzer Reichthum an Erfindungen, alle die Kniffe und Pfiffe, mit denen ſie immer ſiegreich ihre Abſichten durchführen, die ihnen faſt zur andern Natur geworden ſind und, zu rechter Zeit, mit ruhigem Muthe und der ſo höchſt nöthigen, heiteren Gemüthsſtimmung angewendet, ſicher, heimlich und unbemerkt treffen und allgemeine Bewunderung erregen müſſen, alle dieſe Erfindungen, Kniffe und Pfiffe, ſetzen ſie dieſelben angſterfüllt und deshalb zu haſtig und ungeregelt ins Werk, ſind ihnen durchaus nutzlos, und zwar in ſolchem Grade, daß, gewahrt ſie ein Fremder in dieſem Zuſtande des Abmühens und vergeblichen Strebens, er nothwendig zum Lachen erregt werden muß. Was ſie aber auch dann vornehmen, dient nur, ſo wenig ſie es ſelbſt wiſſen, ihr ganzes Spiel, ihre Kunſtgriffe blos zu geben. Deshalb iſt und bleibt es für jede Art Schelme und Gauner die erſte Grundregel, immer bei kaltem Blute zu bleiben und ſich niemals einſchüchtern zu laſſen.

Sie waren kaum auf der Straße, als Renzo ſich

auch nach allen Seiten umsah, sich durch seine Geberden bemerkbar machte, den Kopf hoch erhob und überall hin horchte. Es war eben noch kein bedeutender Auflauf, und obschon man jedem Vorübergehenden an den Augen absehen konnte, was er im Schilde führe, so ging doch Jeder ruhig seines Weges, und von eigentlichem Aufruhre war noch keine Spur.

„Seyd vernünftig, seyd vernünftig!“ zischelte der Notar Renzo'n immer über die Schultern: „Euer guter Ruf, Eure Ehre, mein Sohn!“ Als Renzo aber drei Männer mit ergrimmten Gesichtern kommen sah und, aufhorchend, vernahm, daß sie von Backöfen, verborgenen Mehlvorräthen und Gerechtigkeit sprächen, fing er an, ihnen mit den Augen zuzuwinken und auf eine gewisse Art zu husten, wie es eben keine Erkältung mit sich bringt. Jene Leute wurden auf die vier Wanderer aufmerksam und blieben stehen; mit ihnen blieben noch Andere stehen, die vorbeigingen; Andere, schon Vorbeigegangene, sahen sich um, oder kamen zurück, bisserten untereinander und steckten sich Zinken.

„Seht Euch vor, seyd vernünftig, Freund, Ihr macht Eure Sache nur schlimmer, verderbt wieder Eure gute Aufführung, verderbt Eure Ehre, Euren guten Ruf!“ murmelte der Notar. Renzo trieb es noch ärger. Die Schirren berietben sich heimlich, was zu

thun sey und — der Mensch kann sich irren — drehten die Manschetten sür.

„Au weh, au weh, au weh!“ schrie der Gequälte. Die Menge drängte sich näher, von allen Seiten liefen mehre herzu und der Weg ward gesperrt. „Es ist ein Verbrecher,“ sagte der Notar leise zu den Nächsten, ein Missethäter, auf frischer That gefangen; weicht aus, legt der Gerechtigkeit kein Hinderniß in den Weg!“

Renzo nahm aber die Gelegenheit wahr, er sah die Sbirren erbleichen, oder zum wenigsten in Verlegenheit, dachte: „Helfe ich mir jetzt nicht, so ist's meine Schuld!“ und erhob laut seine Stimme: „Sie haben mich festgenommen, Brüder, weil ich gestern: Brod und Gerechtigkeit, geschrien habe! Ich habe nichts verbrochen, bin ein Ehrenmann, helft mir, verlaßt mich nicht, Brüder!“

Günstiges Gemurmel, lauteres Geschrei für ihn. Die Sbirren drohen anfänglich, bitten, beschwören die Umstehenden, auszuweichen und sie durchzulassen, aber die Volksmenge wird nur dichter und dichter. Als sie den schlimmen Ausgang gewahrten, ließen sie die Manschetten im Stiche, dachten nur daran, sich unbemerkt aus dem Staube zu machen. Der Notar wünschte sehnlich ihnen folgen zu können, aber der schwarze Rock machte es bei weitem beschwerlicher. Bleich, von Entsetzen durchdrungen, wankte und bebte der arme Mann hin und her, um sich einen Aus-

weg zu verſchaffen; wohin er nur die Augen aufſchlug, ſah er wenigſtens zwanzig vor ſich ſtehen. Er gab ſich alle erſinnliche Mühe, als ein zufällig vorbeigegangner Fremder zu erſcheinen, der von der Menge, wie ein Strohhalm vom Eiſe, ſey umſchloſſen worden, und als er gerade dicht vor einem zu ſtehen kam, der ihn grimmiger als andere anſah, zwang er ſich ein Lächeln ab und fragte mit der einfältigſten Miene: „Was iſt denn hier los?“

„Hu, hu, ein Rabe!“ erwiederte Jener. „Ein Rabe, ein Rabe!“ wiederholte man rings umher. Dem Geſchreie geſellten ſich Stöße, bald war er, halb gelaufen, halb geſchleudert, ſeinem innigſten Wunſche gemäß, aus der Klemme.

Sechszehntes Kapitel.

„Fliehe, fliehe, guter Mann, hier iſt ein Kloſter, dort eine Kirche, hierhin, dorthin!“ So ſchrie man Renzo'n von allen Seiten zu. Was das Fliehen betraf, ſo wird man wohl glauben, daß es nicht nöthig war, ihm lange zuzureden. Er hatte von dem Augenblicke an, wo er Hoffnung faßte, den Klauen der Gerechtigkeit zu entkommen, angefangen, ſeine

Rechnung zu machen und beſchloſſen, glückte es ihm, ohne Verzug nicht blos aus der Stadt, ſondern aus dem ganzen Herzogthume zu entfliehen. „Mein Name,“ dachte er, „ſteht in ihren Büchern, der Teufel mag ihnen nun, auf welche Art es ſey, dazu verholfen haben; mit Vor- und Zunamen können ſie mich überall ausfindig machen. Deshalb kann ich nur in der weiteſten Ferne ein Aſyl finden, und es iſt doch immer beſſer, ein Vogel im Walde, als im Käfig zu ſeyn.“ — Er hatte jenes Dorf im Gebiete von Bergamo, wo ſein Vetter Bartolo anſäßig war, und wohin er ſchon früher, wie wir wiſſen, ſich zu wenden beabſichtigte, zu ſeinem Zufluchtsorte erſehen, wußte aber weder den Weg dahin zu finden noch, durch welches Thor man nach Bergamo gehe und, hätte er auch dies gewußt, wußte er wiederum das Thor ſelbſt nicht zu finden. Anfänglich wollte er ſeine Befreier fragen; da ihm aber ſchon während der kurzen Zeit, die er bis jetzt hatte, über ſich nachzuſinnen, ſonderbare Gedanken über den gefälligen Schwertfeger, den Vater von vier Kindern, in den Kopf gekommen waren, ſo wollte er ſeine Abſichten doch nicht einer ſo großen Menſchenmenge, unter der mancher andere ſeines Schlages ſein könne, geradezu anvertrauen. Er entſchied ſich daher für die eiligſte Flucht von dieſem Orte, um wo anders, wo Niemand ihn und ſeine Abſichten kenne, den Weg zu erfragen. Er dankte ſeinen Befreiern einmal über das andere,

segnete sie tausendmal, lief durch das Gewühl, was ihm überall wich, auf und davon, durch ein Gäßchen, eine Straße entlang, immer im vollen Trabe, ohne zu wissen wohin. Als er sich fern genug glaubte, nahm er sich ein wenig mehr Zeit, um kein weiteres Aufsehen zu erregen, forschte nach irgend Jemand, dessen Aeußeres ihm Vertrauen und Muth einflöße. Aber auch hier keimte Aufruhr; die Frage war an und für sich verdächtig, die Zeit drängte, die Schergen hatten sicherlich — vom ersten Schrecken zurückgekommen — der Spur ihres Flüchtlings wieder nachzuspähen begonnen; Kunde von der Flucht selbst konnte schon bis hierher gedrungen seyn und er mußte, in dieser Eile, vielleicht lange, lange suchen, ehe er ein ehrliches Gesicht gewahrte. Der Schmerbauch, der dort vor seinem Laden stand, die Hände auf dem Rükken, den Leib vorgepreßt, das Kinn, von dem ein großer Kropf herabhing, erheben, der von Zeit zu Zeit seine ungeheure Fettmasse auf den Fußspitzen lasten ließ und wieder auf die flachen Sohlen herabsenkte, sah so unverschämt neugierig aus, daß er gewiß, statt zu antworten, nur gefragt hätte. Jener Andere mit den stieren Augen, den hängenden Lippen, schien nicht allein ungeeignet, Anderen rasch und richtig den Weg zu weisen, sondern auch seines eigenen sich kaum bewußt. Jener junge Mensch mochte wohl aufgeräumt, aber auch beschäftigt genug seyn und hätte leicht ein Vergnügen daran nehmen können, einen

armen Fremden gerade den entgegengesetzten Weg, als welchen er einschlagen wolle, zu schicken. — Befindet sich Jemand einmal in einer Verlegenheit, so geräth er bald in hundert andere. Renzo bemerkte endlich einen sehr eilig Nahenden, bildete sich ein, daß er wahrscheinlich ein dringendes Geschäft habe, also ohne Umschweife und um sich des Fragers nur zu entledigen, schnell antworten werde, und da er überdies hörte, daß er laut mit sich selbst sprach, glaubte er ihn auch für aufrichtig halten zu dürfen.

„Um Vergebung, mein lieber Herr!“ redete er ihn an, „durch welches Thor führt der Weg nach Bergamo?“

„Nach Bergamo? durch die Porta orientale.“

„Vielen Dank, mein Herr, wie gelange ich aber zu der Porta orientale?“

„Müßt hier links ab, schräg über den Domplatz gehen, dann ....“

„Schon gut, lieber Herr, von da an weiß ich mich zu finden. Gott grüß Euch!“

Er lief eilig auf dem bezeichneten Wege weiter. Der Andere sah ihm einen Augenblick nach, stellte die Art zu fragen mit der Art zu gehen zusammen und sagte bei sich: „Entweder hat der Jemanden etwas gethan, oder Jemand will ihm etwas thun.“

Renzo gelangte zum Domplatze, lief quer darüber, einem Aschen- und Kohlenhaufen vorüber, erkannte in ihm die Ueberreste der Plünderung, deren Augen-

zeuge er am vorigen Tage war, den Stufen entlang, sah den Krücken-Ofen abseits, halb verwüstet, von Soldaten bewacht, verlor ihn aus den Augen, kam Angesichts des Kapuzinerklosters, warf einen flüchtigen Blick auf den kleinen Platz und die Kirchthüre und sagte mit einem Seufzer: „Er gab mir doch einen guten Rath, der Mönch von gestern, wäre ich nur, nach ihm, in die Kirche gegangen und hätte ein gutes Werk gestiftet!!“

Er blieb einen Augenblick stehen, sah nach dem fernen Thore; es war stark bewacht, seine Phantasie — wie wohl natürlich — sehr erhitzt, und er zauderte, darauf loszugehen. Sicherem Zufluchtsorte, wo ihm der Brief guten Empfang bereitete, nahe, dachte er stark daran, ihn zu benutzen; doch faßte er Muth, dachte: „dem Vogel ist nur im Walde, in der Freiheit wohl, wer kennt mich hier? die Soldaten werden sich meinetwegen nicht an alle Thore vertheilt haben.“ Er sieht sich um, daß er auch nicht etwa verfolgt werde, sieht Niemand, der sich um ihn im Geringsten zu bekümmern schiene, geht näher, hält die tüchtigen Beine, die nur immer laufen wollten, so lange an, als langsamgehen rathsam, und gelangt mit gemächlichem Schritte, pfeifend, zum Thore. Es war mit einer starken Schaar Zolleinnehmer und spanischer Soldaten besetzt, sie standen in der Richtung nach außen, um alle zurückzuweisen, die, von der Nachricht neuer Empörung herbeigelockt, nichts weiter

in der Stadt suchten, als was Geier und Raben auf einem Schlachtfelde. Demüthig, mit niedergeschlagenen Augen, einem Gange, halb dem eines Spaziergängers, halb dem eines Reisenden gleich, wanderte Renzo, ohne von Jemand angehalten zu werden, mit hochklopfendem Herzen hinaus.

Er schlug, die Hauptstraße meidend, einen rechts ablaufenden Fußweg ein, wagte lange nicht, auch nur einmal zurückzusehen.

Er wanderte immer weiter, vor Meiereien und Dörfern vorüber, ohne jemals nach ihren Namen zu fragen; es genügte ihm, sich von Mailand zu entfernen, Bergamo zu nähern.

Er sah sich manchmal um, betrachtete, rieb oft gelinde die noch ermatteten Pulse, über denen die Manschetten einen rothen Blutstreifen rings in der Haut zurückgelassen hatten. Seine Gedanken befanden sich, wie man sich vorstellen kann, in peinlicher Verwirrung der Reue, Erinnerungen, Unruhe, Erbitterung, Zärtlichkeit. Mühsam führte er alles, was er am vorigen Abend gesagt und gethan hatte, in sein Gedächtniß zurück, versuchte, was ihm noch von dem, was mit ihm vorgegangen, dunkel war, besonders den Verrath seines Namens sich zu erklären. Er kam nach und nach der Art und Weise, wie er ihm entlockt wurde, auf die Spur, erinnerte sich des Betragens, der Aeußerungen jenes Menschen, die immer eine geheime Absicht hatten, und sein Ver-

dacht wurde Gewißheit. Daß er nach dem Abgange des Schwertfegers noch fortgeschwatzt habe, war ihm nur dunkel entsinnlich; mit wem, errieth er bald und halb; wovon, das wollte, so sehr er es auch marterte, sein Gedächtniß durchaus nicht wissen: er wußte nur so viel, daß er eben nicht bei sich war. Der arme Mensch quälte sich auf diese Weise gar sehr, und es ging ihm wie einem, der viele weiße Blätter unterschrieb und sie Jemanden anvertraute, den er für ehrlich und gut hielt, ihn nun als Schuft kennen lernt, und gern wissen möchte, wie er mit seinen Angelegenheiten verfahren sey. Wie kann er das aber jemals erfahren? — Es ist ein Chaos! — Eine zweite Verlegenheit, worin er sich befand, war die, für seine Zukunft nur traurige, luftige Pläne und Aussichten zu finden; als die nächste machte sich ihm seine Unkenntniß des Weges bemerkbar. Er war eine gute Strecke aufs Gerathewohl gelaufen und fühlte nun das dringende Bedürfniß, sich darüber zu unterrichten; ob sich ihm gleich bei dem Gedanken an das Wort Bergamo ein trauriges, unheimliches Gefühl aufdrang und er es fast nicht, was doch so nöthig, auszusprechen im Stande war. Er wollte, wie in Mailand, einen der Ersten, die ihm begegneten, ansprechen, und that es.

„Ihr seyd vom Wege abgekommen," antwortete der Mann, dachte ein wenig nach und beschrieb dann, theils mit Worten, theils mit Geßten, die Richtung,

in der ſich Renzo, um wieder auf die Landſtraße zu kommen, halten müſſe. Renzo dankte ihm, gab ſich das Anſehen, ihm in Allem folgen zu wollen, und ging wirklich nach jener Richtung, mit der Abſicht, ſich der Hauptſtraße zwar zu nähern, ſie nicht aus dem Geſichte zu laſſen, ihr immer in gewiſſer Entfernung zu folgen, niemals aber einen Fuß auf ſie zu ſetzen. Dieſer Entſchluß war leichter zu erdenken, als auszuführen, und am Ende, als er ſo rechts und links, über Stock und Stein, nach den Weiſungen gelaufen war, die er unterwegs empfing und theils nach ſeiner eigenen Meinung und Einſicht, theils nach der Richtung der zufälligen, anderen Wege, denen er mitunter folgte, änderte, hatte er vielleicht ſchon zwölf Miglien zurückgelegt, war doch nur höchſtens ſechs von Mailand entfernt und Bergamo um nichts näher gekommen. Er ſah ein, daß auf dieſe Weiſe nichts daraus werden könne und dachte auf ein anderes Hülfsmittel. Als ſolches erſchien ihm, den Namen irgend einer, ſeinem Ziele nahegelegenen Ortſchaft, zu der man auf Nebenwegen gelange, aufzufinden, damit er, wann er genöthigt ſey, ſich zurecht weiſen zu laſſen, dieſen Namen nennen könne, um nicht immerdar Bergamo zu erwähnen, das ihm gleich auf Flucht, Verfolgung und Verbrechen zu deuten ſchien. Noch im Nachdenken begriffen, wie er, ohne Verdacht zu erregen, einen ſolchen Ort erfragen könne, gewahrte er an einem einſam gelegenen

Häuschen ein Weinzeichen. Er hatte ſich ſchon ſeit einiger Zeit nach Stärkung geſehnt, trat alſo, um dieſe beiden Zwecke zugleich zu verfolgen, ein. Es war nur eine alte Frau gegenwärtig, die vor dem Spinnrocken ſaß und ſpann. Renzo verlangte zu eſſen, man bot ihm ein wenig Stracchino *) und guten Wein an. Er verlangte die Speiſe, verneinte den Wein, — vielleicht war er ihm noch von dem ihm geſtern verurſachten Spaße her verhaßt! — und bat die Frau, ihn recht ſchnell zu bedienen. Sie hatte in einem Augenblicke aufgetragen und beſtürmte nunmehr ihren Gaſt mit Fragen über Fragen über ſeine eigenen Angelegenheiten, über die großen Ereigniſſe in Mailand, wovon ſchon manches Gerücht bis hieher gedrungen war. Renzo zog ſich mit vielem Geſchicke aus der Sache, ſchützte ſich vor ihrer Neugier, und benutzte ſie ſogar, als die Frau auf die Frage gerieth, wohin er wolle.

„Ich habe an vielen Orten Geſchäfte," erwiederte er, „behalte ich ein wenig Zeit übrig, ſo möchte ich auch gern nach dem ſchönen, großen Dorfe auf der Straße nach Bergamo ...., es liegt nicht weit von der Grenze, noch im Mailändiſchen .... je, wie

*) Stracchino, bekanntlich eine Art Käſe, die durch ganz Italien, in Europa berühmt iſt. Die beſten Stracchini verfertigt man in der Gegend um Mailand, in welchem Bezuge beſonders Gorgonzola, Domaine des Duca Serbelloni, Ruf hat. A. d. Ueber.

heißt es doch? — Eines der Art wird es doch geben! — " dachte er hinzu.

„Gorgonzola meint Ihr?" erwiederte die Alte.

„Gorgonzola!" wiederholte Renzo, wie um sich das Wort um so besser einzuprägen. „Ist es weit von hier?" fragte er weiter.

„Ich weiß nicht recht, sind es zehn, sind es zwölf Miglien. Wäre eines von meinen Kindern da, das würde Euch Auskunft geben können."

„Kann man denn wohl auf den Fußwegen dort hin gelangen, ohne auf der Straße bleiben zu müssen? Der Staub ist unerträglich. Es hat so lange nicht geregnet, man kann gar nicht athmen."

„Ich glaube, Ihr könnt es; fragt nur in dem ersten Dorfe, — sie nannte es — auf das Ihr kommt, wenn Ihr immer gradaus geht."

„Schon gut," sagte Renzo, stand auf, nahm ein Brod, was ihm von seinem kärglichen Mahle verblieben war und ganz anders aussah, als jene, die am Tage vorher am Kreuze des heiligen Dionys lagen, zahlte seine Zeche, ging, und schlug den gradaus führenden Weg ein. Er entfernte sich so wenig wie möglich von ihm, hatte den Namen Gorgonzola immer im Munde, wanderte von Dorf zu Dorf und langte, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergange, an. Er hatte sich schon unterweges bestimmt, hier abermals zu rasten, eine etwas stärkere Mahlzeit einzunehmen. Nach dem Bette mochte sich sein Körper

nicht wenig sehnen, doch hätte Renzo lieber unterwegs den Geist aufgegeben, als es sich gestattet. Er wollte sich im Wirthshause erkundigen, wie fern die Adda sey, daß er hinüber wollte, sorgsam verbergen und sogleich, nachdem er sein Mahl beendete, sich wieder auf den Weg machen. Er war, so zu sagen, an der zweiten Quelle dieses Flußes geboren und erzogen, hatte öfteremale sagen hören, daß derselbe an einem gewissen Punkte, auf eine gewisse Strecke, die Grenze zwischen den Staaten Mailand und Venedig bilde, wußte zwar über diesen Punkt und diese Strecke nichts Näheres, dachte vor der Hand aber an weiter nichts, als an Erreichung des jenseitigen Ufers. Könnte er es nicht am Tage erreichen, so war er entschlossen, so lange darauf los zu wandern, bis Nacht und Kräfte es ihm nicht mehr gestatteten. Dann wollte er die Morgenröthe auf einem Felde, oder sonst wo unter freiem Himmel, wo es Gott gefalle, erwarten, nur in keinem Gasthause. Er hatte kaum einige Schritte in den Ort gethan, als er ein Schild sah, trat ein und bat den ihm entgegenkommenden Wirth um Abendessen und ein Maaß Wein; stärkere Müdigkeit, vorgerücktere Zeit hatten seinen fanatischen untauglichen Widerwillen besiegt. „Ich bitte, laßt mich nicht lange warten," — sagte er zum Wirthe — „ich muß rasch weiter;" — und zwar nicht blos, weil es wirklich der Fall war, sondern auch aus Furcht, der Wirth möge, in der Meinung, er wolle

die Nacht in ſeinem Hauſe zubringen, auch etwa nach Namen und Vornamen, woher er käme, was er treibe u. ſ. w. fragen.

Der Wirth entgegnete, er werde gleich bedient werden, und Renzo nahm den gewöhnlichen Platz der Blöden, am Ende des Tiſches, unfern der Thüre, ein.

In dem Gaſtzimmer wären einige Gorgonzoler Tagediebe, hatten die wichtigen Mailänder Neuigkeiten des vorigen Tages gehörig beſprochen, beſtritten und gloſſirt, und waren auf die des heutigen um ſo erpichter, da jene die Neugier mehr erregten als befriedigten: eine weder erſtickte noch aufgeflammte Empörung, von der Nacht nur aufgeſchoben, nicht aufgehoben, die Sylbe eines Wortes, das Ende eines Aktes, keines Drama's! Einer der Anweſenden ſtand auf, trat zu dem neuen Ankömmlinge und fragte ihn, ob er von Mailand käme.

„Ich?“ fragte Renzo erſtaunt, um Zeit zu gewinnen.

„Ihr, wenn die Frage vergönnt iſt!“

Renzo ſchüttelte den Kopf, zog die Lippen zuſammen, preßte einen unartikulirten Laut aus und ſagte: „Mailand, nach dem, was man, ... ſo in der Umgegend, ... davon hört, ... iſt jetzt eben kein Ort, wohin man ſich wünſchen möchte, es müßte denn die höchſte Noth gebieten.“

„Alſo iſt's auch heute wieder drunter und drüber

gegangen?“ fragte der Andere mit geschärfterer Neugier.

„Um das zu wissen, müßte man da gewesen seyn;“ sagte Renzo.

„Ihr kommt also nicht von Mailand?“

„Ich komme von Liscate,“ entgegnete der Jüngling, der sich unterdes besonnen hatte, bestimmt.

Im buchstäblichen Sinne kam er wohl von daher, denn er war durchgegangen und hatte den Namen von einem Reisenden gehört, der ihm dieses Dorf als das erste nannte, wodurch er nach Gorgonzola gehen müsse.

„Oh!“ sagte der Neugierige, wie um etwa auszudrücken: „kämst Du doch lieber von Mailand; doch nur Geduld!“ — „Und in Liscate,“ fügte er hinzu, „wußte man nichts über Mailand?“

„Es kann wohl seyn, daß Jemand etwas davon wußte,“ erwiederte unser Gebirgsmann, „aber mir hat Niemand etwas davon gesagt.“ Er sprach diese Worte mit der besondern Betonung, die deutlich besagen will: „Ich bin fertig!“ Der Neugierige ging zu den Seinigen zurück und gleich darauf kam der Wirth und richtete an.

„Wie weit ist's von hier zur Adda?“ fragte Renzo halblaut, schläfrig und mit einer zerstreuten Miene, wie wir sie schon an ihm kennen.

„Zur Adda, um überzusetzen?“ fragte der Wirth.

„Das heißt .... ja .... zur Adda.“

„Wollt Ihr über die Brücke von Cassano, oder durch den Hafen von Canonica?“

„Gleichviel .... ich frage nur so ....“

„Nun auf beiden Wegen gelangen ehrliche Leute hinüber, Leute, die von sich Rechenschaft geben können.“

„Schon recht, wie weit ist's?“

„Ihr braucht, zu dem einen, wie dem andern Orte, etwa sechs Miglien.“

„Sechs Miglien! Das wußt' ich nicht;“ sagte Renzo. „Nun,“ fuhr er, mit augenscheinlicher, bis zur Betrübniß gesteigerter, Unlust fort, „wenn nun Jemand große Eile hat, giebt es noch mehr Orte, wo man hinüber kann?“

„Gewiß,“ sagte der Wirth, ihn mit zwei, von boshafter Neugier erfüllten, Augen anblinzelnd. Der Jüngling ward dadurch von allen weitern, auf dem Herzen habenden, Fragen abgeschreckt, zog die Schüssel zu sich, sah nach dem Weine, den der Wirth ebenfalls auf den Tisch gestellt hatte, und fragte; „der Wein ist rein?“

„Wie Gold!“ war die Antwort; „fragt selbst Jedermann aus dem Orte und der Umgegend, der sich darauf versteht; könnt's auch selbst schmecken.“ Bei diesen Worten ging er zu den Andern.

„Verdammte Wirthe!“ sagte Renzo im Innern. „Je mehr ich kennen lerne, je schlimmere.“ Doch

aß er mit großem Appetite, lieh zugleich das Ohr, um Erkundigungen einzuziehen, zu erfahren, was man hier von den großen Begebenheiten denke, in denen er nicht die kleinste Rolle spielte; besonders aber zu erforschen, ob nicht etwa unter den Kannegießern irgend ein Ehrenmann sey, von dem sich ein armer Bursche Raths erholen könne, ohne Gefahr zu laufen, in die Enge getrieben und genöthigt zu werden, von seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen.

„Aber," sagte Einer, „diesmal hat es doch den Anschein, als ob die Mailänder Sache gerecht sey. Seyd nur ruhig, morgen, spätstens, wird man schon mehr davon wissen."

„Es thut mir leid, heute nicht nach Mailand gegangen zu seyn," sagte ein Anderer.

„Gehst Du morgen, so komme ich mit," sagten Mehre.

„Ich möchte wissen," fing der Erste wieder an, „ob die Herren in Mailand auch wohl an die armen Leute auf dem Lande denken, oder nur für sich selbst sorgen, als ob wir hier außen keine Christen wären?"

„Wir haben wenigstens auch Mäuler, sowohl zum Essen, wie unsere Meinung kund zu thun;" sagte ein Anderer mit so bescheidener Stimme, als der Sinn der Worte zuließ; „und ist's einmal angegangen ...." Er hielt nicht für nöthig, auszureden.

„Versteckte Getraide giebt es nicht blos in Mai-

land," fing ein Anderer mürrisch und heimtückisch an: — nahendes Pferdegetrab unterbrach ihn. Alle liefen an die Thüre, erkannten den Angekommenen, liefen ihm entgegen. Es war ein Mailänder Kaufmann, der mehrmals des Jahres in Geschäften nach Bergamo reiste, die Nacht gewöhnlich in diesem Wirthshause zubrachte und, da fast immer dieselben Gäste da waren, sie ziemlich alle kennen gelernt hatte. Sie drängten sich um ihn, einer nahm den Steigbügel, ein anderer den Zaum ab.

„Willkommen, willkommen!"

„Willkommen, meine Herren!"

„Habt Ihr eine glückliche Reise gehabt?"

„Eine recht glückliche; wie geht's Euch denn?"

„Gut, gut; wie steht's in Mailand?"

„Ach! da giebt's Neuigkeiten!" sagte der Kaufmann, stieg ab und überließ das Pferd einem Stallknechte; „aber, aber," fuhr er fort, indem er mit den Andern in Haus und Zimmer trat, „jetzt wißt Ihr ja wohl schon mehr als ich selbst."

„Nein, nein, wir wissen nichts;" riefen Mehre zugleich, die Hand auf die Brust legend.

„Ist es möglich?" sagte der Kaufmann; „nun so werdet Ihr manches Gute und Schlimme hören. He da, Wirth! mein gewöhnliches Bett ist doch leer? Gut! Ein Glas Wein und mein gewöhnliches Abendessen! Macht schnell, ich will mich bald niederlegen, morgen mit dem Frühsten aufbrechen, gegen Mittag

in Bergamo seyn! Also wißt Ihr," fuhr er, sich zu den Andern an das fernste Ende des Tisches setzend, fort: „wißt nichts von alle den gestrigen Teufeleien?"

„Davon haben wir wohl reden hören ...."

„Nun seht," sagte der Kaufmann wieder, „so wißt Ihr ja die Neuigkeit. Es ließ sich doch auch erwarten. Ihr steht immer hier auf dem Sprunge, jeden Durchreisenden auszufragen ...."

„Aber heute, heute, wie ging's denn heute?"

„Ja so, heute! von heute wißt Ihr noch nichts?"

„Nicht das Geringste, es ist kein Mensch durchgereist."

„Nun, wartet, ich will mir die Lippen erst ein wenig nässen, und Euch dann erzählen, was heute vorging. Hört!"

Er füllte sein Glas, nahm es mit der rechten Hand, erhob mit den zwei ersten Fingern der linken seinen Schnurrbart, strich mit der flachen Hand den Kinnbart zurecht, trank und sagte: „Heute, meine Freunde, fehlte wenig und es wäre wieder eben so toll oder toller wie gestern hergegangen. Es kommt mir beinahe wie im Traume vor, daß ich hier bin und Euch erzähle, ich hatte schon jeden Gedanken an den Ritt aufgegeben, um meinen armen, kleinen Laden zu hüten."

„Was war denn los?" fragte einer der Zuhörer.

„Was los war? Hört!" Er zerlegte das vor

ihm ſtehende Fleiſch und fuhr, während er aß, in ſeiner Erzählung fort. Die Geſellſchaft ſtand rechts und links am Tiſche und hörte mit offnem Munde zu. Renzo ſchien auf ſeinem Sitze zwar nicht ſehr großen Antheil daran zu nehmen, lauſchte aber, indem er nach und nach ſeine letzten Biſſen verzehrte, ängſtlicher als die Andern.

„Dieſen Morgen fanden ſich alſo die Lumpe, welche geſtern ſo abſcheulichen Lärm machten, an ihrem Verſammlungsorte ein; (ſie hatten alles vorher verabredet und bereitet) rotteten ſich zuſammen, fingen es wieder an, wo ſie es gelaſſen hatten, zogen, um noch mehr Volk aufzuregen, ſchreiend und tobend aus einer Straße in die andere. Ihr müßt wiſſen, daß es damit iſt, wie wenn man zum Beiſpiel ein Haus kehrt; je weiter man damit vordringt, deſto größer wird der Kehrichthaufen. Als ſie ſich ſtark genug fühlten, wandten ſie ſich nach dem Hauſe des Herrn Oberproviantmeiſters, als ob der Unbill, die ſie ſchon geſtern an ihm verübt hatten, noch nicht genug ſey. Wie gut iſt nicht der Herr! die hellloſen Schurken! Was brachten ſie nicht für Sachen wider ihn vor! Lauter Erdichtungen! Der Herr iſt rechtſchaffen, pünktlich, das weiß ich, ich kenne ihn ganz genau, denn ich liefere das Tuch zu den Livreen ſeiner ganzen Dienerſchaft. Nach dieſem Hauſe zogen ſie. Man mußte ſie ſehen, die Canaillen, welche Geſichter! Denkt Euch, ſie zogen an meinem Laden vor-

über: es waren Geſichter, ... Geſichter .... die Judengeſichter von der Via crucis ſind nichts dagegen! Und was vernimmt man nicht aus den ſauberen Mäulern! Man hätte ſich die Ohren verſtopfen müſſen, wäre es nicht rathſamer geweſen, ſich ganz zu verkriechen. Sie hatten die gute Abſicht, „das Haus zu plündern; — aber ....," er hob die linke Hand empor, ſtreckte den Zeigefinger aus und legte ihn an die Naſenſpitze.

„Aber?" riefen faſt alle Zuhörer.

„Aber," fuhr der Kaufmann fort, „ſie fanden den Weg verrammelt und mit Karren und Wagen verfahren, und hinter den Verſchanzungen eine lange Reihe ſpaniſcher Soldaten mit angelegten Musketen! Bei dieſem Anblicke .... was würdet Ihr denn da gethan haben?"

„Umgekehrt ſeyn."

„Verſteht es ſich, ſie thaten es auch. Aber hört, ob ſie nicht den Teufel im Leibe hatten. Als ſie über den Corduſio zurückwogen, erblicken ſie den Backofen, den ſie geſtern auch daran kriegen wollten. Und was trieb man heute daſelbſt? Man theilte an Jedermann Brod aus. Kavaliere, die edelſten Kavaliere waren dabei, um auf Ordnung zu halten. Jene aber (ich ſage Euch, der Teufel hatte ſie gepackt und predigte ihnen in die Ohren) jene dringen wüthend hinein, plündern und plündern; in einem Augenblicke Kavaliere, Bäcker, Kunden, Brode, Bänke, Schränke,

Tröge, Kiſten, Säcke, Beutelkaſten, Kleie, Mehl, Teig, alles bunt durcheinander!“

„Und die Soldaten?“

„Die Soldaten hatten die Aufſicht über das Haus des Präſidenten; man kann ja nicht zugleich ſingen und das Kreuz tragen. Alles geſchah, wie ich Euch ſage, in einem Augenblicke. Eins, zwei, drei, und alles was nur irgend Werth hat, iſt fortgeſchleppt. Hernach geht es wieder wie geſtern her, das Uebriggebliebene, die Trümmer werden auf dem Platze gehäuft, ſollen verbrannt werden. Die Henker fangen ſchon an die Röcke auszuziehen, da ſchreit ein noch ſchlimmerer Henker, er habe einen herrlichen Anſchlag.“

„Was denn?“

„Was? den Scheiterhaufen wieder nach dem Laden zu ſchleppen, dort mit dem ganzen Hauſe anzuzünden. Geſagt, gethan ....“

„Sie haben Feuer angelegt?“

„Nur Geduld. Ein Ehrenmann aus der Umgegend ward vom Himmel inſpirirt, lief in die Zimmer empor, ſuchte ein Kruzifix, fand es, ſtellte es in den einen Fenſterbogen, nahm von einem Bette zwei geweihete Kerzen herab, zündete ſie an, ſtellte ſie, zum Ueberfluſſe, rechts und links des Kruzifixes. Das Volk ſieht hinauf. In Mailand, muß man ſagen, giebt es noch Gottesfurcht: Alle gehen in ſich, die Meiſten, wollte ich ſagen, denn es gab der Teu-

fel, die aus Raubsucht selbst das Paradies würden abgebrannt haben. Sie sahen, daß das Volk nicht ihrer Meinung war, bezähmten sich, verbissen sich still. Nun rathet, was hinzu kam: alle die hochwürdigen Herren des Domes, in Prozession, mit vorgetragenem Kreuze, im Chorkleide. Der Herr Erzpriester auf der einen, der Herr Pönitenziar auf der anderen Seite fingen an zu predigen, nach und nach Andere zu verschiedenen Seiten: „„Was, Ihr braven Leute, was, um Gotteswillen, beginnt Ihr? Ist das das Beispiel, mit dem Ihr Euren Kindern vorangehen sollter? Geht nach Hause; Ihr sollt ja wohlfeiles Brod erhalten, seht Euch nur um, die Taxe ist ja schon an allen Ecken angeschlagen!““

„War's denn so?“

„Wie? ob es so war? Glaubt Ihr, daß die Hochwürdigen im Ornate windbeuteln werden?“

„Und was that denn das Volk?“

„Es verlief sich nach und nach, lief an die Ecken, wer lesen konnte, las die Taxe vor. Was meint Ihr? — Ein Soldo-Brod muß acht Unzen wiegen!“

„Das ist stark!“

„Die Sache ist recht gut, wenn sie nur Dauer hat. Wißt Ihr, wie viel Mehl gestern und heute drauf gegangen ist? So viel als das ganze Herzogthum in zwei Monaten nicht hätte verbrauchen können!“

„Und uns auf dem Lande hat man ganz und gar nicht bedacht?“

„Was für Mailand geschehen ist, trägt die Stadt allein. Ich weiß nicht, was ich Euch erwiedern soll, für Euch Andere muß der Himmel sorgen. Ist doch der Aufruhr nunmehr gestillt! Ich habe Euch noch nicht Alles gesagt, das Wahre kommt erst.“

„Was denn, was denn?“

„Gestern Abend oder heute früh; ich weiß nicht genau, hat man eine Menge der Rädelsführer festgenommen und sogleich das Gerücht verbreitet, daß vier derselben gehangen werden sollen. Kaum hört man das, als alles, nicht Nummer fünf zu werden, über Hals über Kopf nach Hause läuft. Bei meiner Abreise glich ganz Mailand einem Mönchskloster.“

„Wird man sie denn wirklich aufhängen?“

„Ohne Zweifel und zwar ohne Säumen;“ entgegnete der Kaufmann.

„Und was wird das Volk dabei thun?“ fragte der nämliche Frager wieder.

„Es wird zusehen!“ sagte der Kaufmann.

„Sie wollten ja schon, die Schurken, aus gar zu großer Lust, einen Christen in freier Luft den Geist aufgeben zu sehen, dem Herrn Präsidenten den Prozeß machen! Nun erhalten sie doch vier Schurken dafür, die man mit aller Form und Sitte, von Ka-

punzinern und der Brüderschaft des guten Todes *) begleitet, abthut, und die ihren Tod doch verdient haben. Es ist eine Vorsichtsmaßregel, Ihr seht es ein, es ist höchst nöthig. Fingen sie doch schon an, nach Lust und Belieben, in die Läden zu gehen, einzustecken, ohne ans Bezahlen zu denken! Hätte man Dem ruhig zugesehen, so würde nach dem Brode die Reihe an den Wein gekommen seyn, und so fort von einem zu dem andern.... denkt nur einmal nach, ob sie jemals würden aus freien Stücken wieder aufgehört haben? Ihr könnt mir glauben, daß einem rechtschaffenen Manne, der auch einen Laden hat, dabei ganz übel zu Muthe werden mußte."

„Das läßt sich denken," sagte einer der Zuhörer.

„Läßt sich denken," wiederholten die Anderen.

„Und," fuhr der Kaufmann, sich den Bart mit der Serviette abwischend, fort, „es war weit ausgesponnen, es war eine Verschwörung, versteht Ihr wohl?"

*) Die Brüderschaft des guten Todes (la compagnia della buona morte) und viele andere ähnliche bestanden früher in Italien, hörten aber meistentheils zur Zeit der französischen Revolution auf. Jedermann konnte Mitglied einer solchen Gesellschaft oder Verbrüderung werden. Sie nahmen an allen öffentlichen Amtsverrichtungen Theil, und war z. B. Jemand gestorben, oder sollte Jemand hingerichtet werden, so war es die Brüderschaft des guten Todes, die ihn zum Kirchhofe oder Richtplatze begleitete. A. d. Uebers.

„Eine Verschwörung!“

„Verschwörung! Canaillen! Von den Navaresern angezettelt, von dem französischen Kardinale, Ihr wißt schon, der so einen barbarischen Namen hat und immer schmiedet und schmiedet, um den Spaniern zu schaden. Mailand mag ihn wohl vor Allem andern in die Augen stechen, weil er weiß, daß es eigentlich die Hauptmacht des Königs ist.“

„Ja, ja!“

„Wollt Ihr Beweise haben? — Wer war's, der am meisten lärmte und tobte? — Fremde! Es trieben sich Gesichter an diesen beiden Tagen in Mailand herum, Gesichter, die man vorher noch niemals gesehen hatte. Ich habe etwas vergessen, was ich für ganz gewiß weiß. Die Polizei hatte in einem Wirthshause einen Kerl erwischt....“ — Renzo, dem keine Sylbe der Erzählung entging, schrak bei diesen Worten, ehe er noch seinen Schauder bekämpfen konnte, heftig zusammen. Glücklicherweise bemerkte es Niemand, und der Erzähler war unterdeß ohne die geringste Unterbrechung fortgefahren....“ von dem man noch nicht recht genau weiß, woher er kam, wer ihn geschickt hatte, noch wer er eigentlich war; so viel ist gewiß, daß er zu den Rädelsführern gehörte. Er hatte schon gestern, immer im dichten Haufen, einen Teufelslärm gemacht, und nicht genug, hernach auch noch die Empörer laut ermahnt und angetrieben, alle Vornehmen zu ermorden. Der

Höllenhund! Wovon sollen denn die armen Leute leben, wenn man die Vornehmen ermordet? Man hatte ihn festgenommen, gefesselt, — auch ein großes Bündel Briefe bei ihm gefunden — und führte ihn zum Gefängnisse. Was geschieht aber? Seine Spießgesellen, die das Wirthshaus bewacht hatten, kommen in großer Menge hinzu, befreien den Hochverräther."

„Und was geschah weiter?"

„Das weiß man nicht. Er ist entweder entflohen, oder hat sich in Mailand wo verloren. Solches Gesindel, ohne Dach und Fach, findet überall Verstecke und Zufluchtsorte, so lange ihnen der Teufel helfen kann und will, bis es einmal ein Ende mit Schrecken nimmt; die Frucht fällt, wenn sie reif ist. Bis jetzt weiß man nur so viel, daß die Briefe sich in den Händen der Obrigkeit befinden, und genaue Auskunft über eine Verschwörung geben, in die gar viele Leute verwickelt seyn sollen. — Das ist der ganze Hergang. So ist es den Schuften, die bald Mailand in Aufruhr brachten und noch Schlimmeres im Sinne hatten, ergangen. — Sie sagen, die Bäcker seyen Spitzbuben; — das weiß ich auch; aber man muß es nur der Obrigkeit überlassen, sie aufzuhängen. — Es soll Mehl verborgen seyn. — Wer weiß das nicht? — Aber es ist Sache der Obrigkeit, es auszukundschaften, herbeizuschaffen, die Wucherer zu den Bäckern zu hängen. Thut es die Obrig-

keit nicht, ſo mag ſich die Stadt beſchweren, immer beſchweren, bis man auf ihre Beſchwerden hört; aber auf eine ſo ſchändliche Weiſe muß man ſich nicht Recht verſchaffen und nicht in die Läden und Oefen brechen und plündern und ſtehlen."

Renzo'n war jeder Biſſen zu Gift geworden, es ſchien ihm eine Ewigkeit zu währen, ehe er aus dieſer Schenke, aus dieſem Dorfe heraus ſey, und mehr als zehnmal hatte er zu ſich ſelbſt geſagt: „fort, fort!" Die Furcht, Verdacht zu erregen, beherrſchte ihn aber über alle Maßen, bannte ihn auf ſeine Bank feſt. Er erwartete mit der ängſtlichſten Ungeduld, daß der Kaufmann von ihm zu reden aufhöre, um ungeſäumt aufzubrechen.

„Ich bin auch," nahm einer der Anweſenden das Wort, „eben weil ich weiß, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zugeht und daß rechtſchaffene Leute in ihnen immer den Kürzeren ziehen, wie neugierig ich auch war, ruhig zu Hauſe geblieben." —

„Und habe ich etwa einen Schritt darnach gethan?" rief ein Anderer.

„Oder ich?" ein Dritter. „Wäre ich zufällig gerade in Mailand geweſen, ich würde Alles haben ſtehen und liegen laſſen und eiligſt und ſchleunigſt nach Hauſe gelaufen ſeyn. Ich habe Frau und Kinder, bin, offen geſtanden, gar kein Freund von Tumulten."

Der Wirth, der auch zugehört hatte, ging, zu ſehen, wie es um den Fremden ſtehe, an das ander-

Tischende. Renzo faßte einen Entschluß, winkte dem Wirthe, verlangte die Rechnung, zahlte, ob sie gleich mit doppelter Kreide geschrieben schien, ohne Abzug und ging, ohne weiter ein Wort zu sagen, Geradenweges nach der Hausthüre. Er trat auf die Gasse, sah sich wohl um, nicht etwa wieder hinzugehen, woher er gekommen, befahl sich dem Schutze der Vorsehung und schlug die entgegengesetzte Richtung ein.

Siebzehntes Kapitel.

Oft kann uns schon ein einziges Verlangen in Unruhe versetzen, um wie viel mehr nicht zwei mit sich streitende. In dem armen Renzo trieben, wie wir wissen, schon seit vielen Stunden zwei ihr Wesen: das Verlangen schnell zu laufen und das, verborgen zu bleiben. Die unglückseligen Reden des Kaufmanns hatten plötzlich das eine wie das andere über alle Schranken getrieben: sein Abentheuer erregte also Aufsehn, man hatte also die Absicht, ihm den Prozeß zu machen; wer weiß, wie viele Häscher ihm jetzt schon auf den Fersen waren, wie viele Befehle schon ertheilt, ihm an allen Orten, in allen Gasthäusern, auf allen Straßen nachzuspüren! — Er bedachte wohl, daß

im Grunde nur nur zwei Häscher ihn kannten, daß sein Name ihm doch nicht an der Stirn geschrieben stehe; aber es fielen ihm hundert Fälle ein, wo man Flüchtlinge auf seltsame Weise entdeckte und festnahm, am Gange, am ängstlichen Wesen, an vielen andern, sonst gar nicht beachteten, Kleinigkeiten erkannte: Alles vereinte sich, ihm Furcht einzujagen. In dem Augenblicke, als Renzo aus Gorgonzola trat, schlugen die Glocken das Avemaria an, die einbrechende Dunkelheit minderte alle Gefahren, doch wollte er nicht auf der Landstraße bleiben, nahm sich vor, sie mit dem ersten Fußwege, den er antreffe, und der die Richtung zu haben schien, nach welcher er sich wenden mußte, zu vertauschen. Anfänglich begegneten ihm einzelne Wanderer; seine Einbildungskraft war aber von jenen gräßlichen Gedanken erfüllt, er hatte nicht das Herz, einen um Rath zu fragen. „Der Wirth" bedachte er, „sagte, es wären sechs Miglien; gehe ich auf Fuß- und Beiwegen, so können wohl auch acht — zehn daraus werden; doch die Beine, die die anderen zurücklegten, müssen auch diese zurücklegen. Nach Mailand gehe ich jetzt gewiß nicht, also gehe ich nach der Adda, und wenn ich immerfort gehe und gehe, muß ich doch, früh oder spät, hingelangen. Die Adda hört man weit hin, bin ich ihr nur erst nahe, so brauche ich keine weitere Auskunft. Ist irgend eine Barke zum Ueberfetzen da, so setze ich gleich über, sonst erwarte ich den kommenden Morgen auf dem

Felde, wie die Sperlinge auf irgend einem Baume. Es iſt beſſer auf einem Baume, als im Kerker!" — Er erblickte bald einen Seitenweg links und folgte ihm. Hätte er nunmehr Jemand angetroffen, er würde nicht angeſtanden haben, Erkundigungen einzuziehen; aber kein einziges menſchliches Weſen ließ ſich blicken oder vernehmen. Er wanderte ſeines Weges und ſann nach.

„Ich ſoll einen Teufelslärm gemacht, ſoll gerathen haben, alle Vornehme zu ermorden! Ein Bündel Briefe, ich? Meine Spießgeſellen hätten das Wirthshaus bewacht? Ich gäbe etwas darum, könnte ich den Kaufmann — jenſeits der Adda (ach! wäre ich doch ſchon jenſeits der geſegneten Adda!) ſo unter vier Augen antreffen, zur Rede ſtellen und fragen, wo er denn alle die ſchönen Neuigkeiten her habe? Wiſſt, mein lieber Herr, daß die Sache ſo und ſo war, daß der Teufelslärm, den ich machte, in nichts weiter beſtand, als daß ich Ferrer'n wie meinem leiblichen Bruder half; wiſſt, daß jene Taugenichtſe, nach Eurem Dafürhalten, weil ich einmal als ein guter Chriſt ſie anredete, meine Freunde, mir einen gar ſchlimmen Streich ſpielen wollten; wiſſt, daß, während Ihr vor Eurem Laden ſtandet und gafftet, ich mir die Hüften zerſtoßen ließ, um Euren Herrn Oberproviantmeiſter, den ich weder je ſah noch kannte, zu retten. Ihr könnt warten, ehe ich mich wieder rühre, großen Herren beizuſpringen.... Es iſt wahr, man

muß es um der Seligkeit willen thun: ſie ſind doch auch unſere Nächſten .... Und das große Bündel Briefe, woraus die ganze Kabale hervorgeht, das jetzt in den Händen der Obrigkeit, wie Ihr ſo genau wißt; was meint Ihr, wenn ich es Euch hier ohne Hexerei zeigte? Wollt Ihr es ſehen, das Bündel? Hier iſt es .... Ein einziger Brief .... Ja, mein Herr, ein einziger Brief, und dieſen Brief, wenn Ihr es wiſſen wollt, hat ein Geiſtlicher geſchrieben, der Euch das Wort Gottes predigen kann, daß es nur ſo ſeyn muß, ein Geiſtlicher, von dem, ohne Euch zu nahe zu treten, ein Haar ſo viel werth iſt, als Euer ganzer Bart; und er iſt geſchrieben, dieſer Brief, wie Ihr ſeht, wie ich Euch ſage, an einen andern Geiſtlichen, der nicht weniger .... Nun ſeht Ihr wohl, ob die Böſewichter meine Freunde ſind! Lernt aber ein andermal, beſonders wenn es Euren Nächſten betrifft, Eure Worte ein wenig beſſer abwägen!“ —

Nach einiger Zeit verließen ihn dieſe und ähnliche Gedanken gänzlich, die Gegenwart nahm die volle Aufmerkſamkeit des armen Pilgers in Anſpruch. Der Argwohn, verfolgt und entdeckt zu werden, welcher ihm den ganzen Weg über ſo läſtig war, hörte auf es zu ſeyn, aber wie viel Anderes ward ihm dafür um ſo läſtiger: Finſterniß, Einſamkeit, zunehmende, ſchmerzvolle Müdigkeit, ein anhaltender, kalter, ſchneidender Luftzug kommen Einem, der ſich noch in den

Kleidern befand, die er angezogen hatte, seine Hochzeit zu feiern, sich darin nur wenige Schritte, auf wenige Augenblicke von seinem Hause zu entfernen nicht sehr angenehm sein. Unerträglich ward aber seine Lage durch das unstäte, abenteuerliche Umherirren, Suchen nach Ruhe und Sicherheit.

Mußte er dann und wann ein Dorf passiren, so schlich er leise leise weiter, sah vorsichtig hin und her, ob noch irgend eine Thüre offen sey, erblickte aber niemals andere Zeichen noch wachender Bewohner, als irgend einen matten Lichtschimmer durch die Klinzen eines Fensterladens. Kam er vor das Dorf, so blieb er fast bei jedem Schritte lauschend stehen, ob nicht das ersehnte Rauschen der Adda von ferner in sein Ohr treffe, — vergebens. Er hörte kein anderes Geräusch, als Hundegeheul, das aus einer oder der anderen abgelegenen Hütte drohend oder winselnd ertönte. Kam er näher, so ward es zum anhaltenden, wüthenden Gebelle, er hörte, sah gleichsam, ging er der Hütte vorüber, das wilde Thier, mit der Schnauze gegen die Thürpfosten rasend, sein heiseres Toben und Wüthen verdoppeln und die Lust verging ihm, anzuklopfen, um Nachtlager zu bitten. Er hätte auch, ohne die Hunde, nicht den Muth gehabt, es zu thun. — „Wer ist da!“ dachte er bei sich: „Was wollt Ihr zu dieser Stunde? wie kommt Ihr hierher? Weiß Euch aus; könnt Ihr nicht ins Wirthshaus gehen? Das wird man auf mein Pochen zur Ant-

wort geben, wenn es noch gut geht und nicht etwa ein furchtsamer Hase in der Hütte schläft, und gleich anfängt, Mord und Hülfe zu schreien. Ich muß durchaus mit einer bestimmten Antwort bei der Hand seyn, und was vermag ich für eine zu geben? Wer in der Nacht Lärm vernimmt, muß er nicht gleich den Gedanken an Räuber, Landstreicher und Einbruch festhalten? Kann man wohl gleich überzeugt seyn, daß ein rechtschaffener Mann, wenn er nicht als Kavalier mit Wagen und Pferden kommt, die Nacht auf der Straße liegen werde?" — Er machte aus der Noth eine Tugend, rannte immer weiter, zum wenigsten der Hoffnung, bald die Adda zu erreichen, vielleicht gar noch in dieser Nacht darüber setzen zu können, zum wenigsten sie nicht am nächsten Tage noch aufsuchen zu müssen.

Weiter, weiter, sah er endlich das angebaute Land in eine weite, mit Farrenkraut und Binsen bewachsene Steppe übergehen; wenn auch nicht ein Beweis von der Nähe des Flusses, doch sicheres Fluß-Kennzeichen. Er schlug einen quer über die Ebene führenden Fußsteg ein, blieb nach einigen Schritten stehen, lauschte aber vergebens. Sein Ekel vor dieser Nachtreise wurde durch die Wildheit des Ortes gemehrt. Auch nicht ein Maulbeerbaum, nicht ein Weinstock, nicht ein, auch nicht das geringste Anzeichen menschlichen Daserns, der menschlichen Betriebsamkeit, die ihm vorher immer zur Seite war, ihn gleichsam noch

allein tröstend aufrecht erhielt. Immer weiter; seiner Einbildungskraft wollten sich gewisse Bilder, gewisse Erscheinungen, Ueberreste aller jemals nur vernommenen, seltsamen Geschichten aufdringen, drongen sich ihm auf; er sagte, sie zu vertreiben, zu stillen, fortwährende Gebete für die Verstorbenen her.

Er geleth nach und nach in immer dichteres, höheres Gestrüppe, Dorngebüsche, Gesträuche aller Art. Indem er weiter schritt, mit größerer Ungeduld als Schnelle, erkannte er zwischen den Sträuchern hie und da hohe, einzelne Bäume, es wurden immer mehre, der Fußweg führte zuletzt in eine Waldung. Renzo schauderte unwillkührlich zurück, bezwang sich, trat ein. Je weiter, je stärker der Abwille, je entschiedenere Unlust. Die fernen Stämme gestalteten sich seltsam, unförmlich, erstaunlich; die Schatten der leicht erregten, auf dem mondhellen Pfade hinzitternden Gipfel wilderten ihn an, selbst das Rascheln der welken Blätter, von seinem Tritte berühret und erschüttert, fiel dem Gehör auf sonderbare Weise zur Last. Krampfhafte Hast beflügelte seinen Gang und doch wollten die Beine kaum den schwankenden Körper tragen. Empfindlicher, starrer schnitt Nachtluft in Stirn und Wangen, er fühlte sie Kleidung und Fleisch durchdringen, es verschrumpfen, dem ermüdeten Gebein die letzte, wenige Kraft entziehen. Der Unmuth, unnennbare Abscheu, mit dem seine Seele im Kampfe lag, schien sie plötzlich zu überwältigen. Sie wollte

unterliegen; aber Angſt war ſtärker als Alles, er rufte der Seele den alten Muth zurück, richtete ſie empor. In ſo augenblicklichem Selbſtgefühle blieb er rathſchlagend ſtehen und beſchloß, ſobald als möglich, rückgehend, ſich zu erlöſen, das letzt durchwanderte Dorf wieder zu erreichen, Menſchen und Schutz und Obdach bei ihnen zu ſuchen, im Gaſthauſe einzukehren. Er ſtand noch ſinnend, ſeine Tritte raſchelten nicht im Laube, alles ſchwieg rings, — ein Geräuſch drang in ſein Ohr, ein Gemurmel, das Murmeln fließenden Waſſers. Er lauſcht, überzeugt ſich, ruft: „Die Adda!“ — So findet man einen Freund, einen Bruder, Wohlthäter. Seine Müdigkeit iſt geſchwunden, ſein Puls kehrt zurück, los und warm durchfließt ſein Blut die Adern, er kann wieder klar und ſicher denken, alle Dinge erſcheinen ihm nicht mehr trübe und düſter, er zaudert nicht mehr, tiefer in der Waldung Herz, zu dem freundlichen Murmeln zu dringen.

Bald gelangte er, am Ende der Ebene, an den Bord eines hohen Ufers. Durch das umkleidende Geſträuch niederfallend, traf ſein Blick auf ſchimmerndes Waſſer. Aufſehend, überflog er die weite Fläche des jenſeitigen Ufers mit ihren zahlreichen Ortſchaften; Hügel begränzten ſie, auf einem der Hügel ruhte eine weißliche Maſſe, es ſchien eine Stadt zu ſeyn; gewißlich Bergamo. Er ſtieg ein wenig nach dem Abhange nieder, zertheilte, zerzweigte

mit Hand und Arm das Dorngebüsch, sah abwärts, ob nicht irgend eine Barke auf dem Flusse schwimme, horchte, ob er nicht Ruderschlag höre; er sah und hörte nichts. Wäre es ein minder bedeutender Fluß als die Adda gewesen, Renzo wäre hinabgestiegen, hätte die Furth versucht; aber er wußte wohl, mit der Adda war nicht zu spaßen.

Er fing ruhig an, mit sich über das, was zu thun sey, zu Rathe zu gehen: auf einen Baum klettern und den Tag erwarten, wohl an die sechs Stunden oben sitzen, in der Nachtluft, bereift, in der Kleidung? wer wäre da nicht erstarrt! Hin- und herlaufen, um sich während der Zeit Bewegung zu machen, würde nicht nur wenig gefruchtet haben gegen die Strenge der freien Luft, wäre auch doch gar zu viel von den armen Beinen verlangt gewesen, die so schon über Gebühr gethan hatten. Zu guter Zeit fiel ihm bei, auf einem, der Steppe benachbarten Felde, eine Wachhütte gesehen zu haben. Die Landleute der Mailänder Gegend errichten solche Hütten aus zweigdurchflochtenen Baumstämmen, decken sie mit Stroh, verkneten und verstopfen die Wände mit Lehm und bewahren zur Sommerzeit die Erndte, die sie darin bewachen, dabei auf, in den andern Jahreszeiten stehen sie aber verlassen.

Renzo bestimmte diese Hütte alsbald zu seiner Schlafstätte; rückwanderte den Fußweg, Waldung, Strauchwerk, Steppe aus, erreichte das

Ackerland, erblickte das Wachhaus und ging darauf zu. Die wurmstichige, durchlöcherte Thüre war schloß- und riegellos angelehnt. Renzo öffnete, trat ein; in der Höhe schwebte, von Bastseilen und Zweigen gehalten, eine Flechte, nach Art der Hangematten. Er dachte nicht daran, hinaufzusteigen, sah am Boden ein wenig Stroh liegen, und auch hier, auch auf ihm konnte Schlaf erquicken.

Bevor er sich auf das Lager streckte, das die Vorsehung ihm gebettet hatte, dankte er kniend für die Wohlthat, den Schutz, den sie an diesem furchtbaren Tage ihm verlieh, verrichtete sein gewöhnliches Abendgebet und bat seinen Herr Gott um Vergebung, es am vorigen Abend unterlassen zu haben, wie ein Hund, ja schlimmer wie ein Hund — so sagte er — schlafen gegangen zu seyn. „Und darum," dachte er sich hinzu, stemmte die Hände gegen sein Strohlager und legte sich nieder, „darum eben hatte ich am Morgen auch ein solches Erwachen!" —

Sorgfältig las er alles umhergestreute Stroh zusammen, legte es sich theils unter, theils breitete er es über sich als Decke aus, zum Schutz gegen die auch in die Hütte empfindlich dringende Kälte, kroch dann zusammen, zu recht festem Schlafe, den er sich, meinte er, an diesem Tage übertheuer erkaufte.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, so sangen in seinem Gedächtnisse, oder in seiner Einbildung, — ich kann den Ort nicht genau nennen — es sangen,

ſage ich, ſo viele Leute ſo unaufhörlich an, zu kommen, zu ſchwinden, daß ſie weit weit die Gedanken an Schlaf verſcheuchten: der Kaufmann, der Notar, die Sbirren, der Schwertfeger, der Wirth, Ferrer, der Präſident, die Gäſte aus dem Wirthshauſe, alle die Volkshaufen von den Straßen, auch Don Abbondio, Don Rodrigo, und alle, alle friſchten Erinnerungen an Unheil und Groll an.

Nur drei Geſtalten brachten ihm keinen Schmerz, ſtanden rein und lieblich vor ihm. Zwei, ſie waren ſich wohl ungleich, aber dem Herzen des Jünglings ſo nah und befreundet, mehr als die dritte: ſchwarze Lockenflechten, graues Silberhaar. Und doch war der Troſt, den das Herz empfand, wellte der Gedanke bei ihnen, nicht rein, nicht ruhig. Schaamerglühte über ſeine Uebereilung, häßliche Unmäßigkeit, Geringachtung des väterlichen Rathes, ſah er den ehrwürdigen Kloſterbruder. Und Lucia! — Ach, wir verſuchen nicht zu ſagen, was er bei ihrem Anblicke empfand; bedenke der Leſer das Geſchehene, empfinde ſelbſt! — Und die arme Agnes, er vergaß ſie nicht, die arme Agnes, die ihm doch ihre einzige Tochter gab, die ihn ſchon gleich ihr liebte, und ehe ſie noch den Muttern amen von ihm empfing, doch ſchon wie eine Mutter mit ihm ſprach, für ihn ſorgte, in Allem, was ſie für ihn that, ſeine Mutter war. Aber mehrte es nicht gerade ſeinen Schmerz, war es denn nicht um ſo bitteres Gefühl, wann er denken mußte, daß eben um dieſer Liebe, dieſes

Wohlwollens zu ihm Willen, die arme Frau jetzt heimathlos, unstät und flüchtig, ungewiß ihrer Zukunft sey und Kummer und Noth nur aus dem erndte, von dem sie Ruhe und Heiterkeit für ihre letzten Lebensjahre hoffte? Welche Nächte, du armer Renzo! Diese sollte schon die fünfte deines Ehestandes seyn! Welche Kammer! Welches Ehebette! Und nach welchem Gestern! Und von welchem Morgen! Und nach ihm, welche kommenden Tage! — „Wie Gott will!“ antwortete Renzo auf die am meisten beängstenden Gedanken. „Wie Gott will!“ Er weiß, was er thut, er ist auch für uns da. Ich will Alles erdulden für meine Sünden. Luzia ist so gut! Unser lieber Herr Gott wird sie nicht so lange, lange, lange leiden lassen!“ —

Unter diesen Gedanken, an der Wohlthat des Schlafes verzweifelnd, vom Nachtfroste so ausstehend, daß er oft unwillkührlich erbebte und mit den Zähnen klapperte, sehnte er sich nach dem Anbruche des Tages und maß mit Ungeduld den trägen Lauf der Stunden. Ich sage, er maß ihn, denn, bei der rings herrschenden Todtenstille, hörte er jede halbe Stunde von der Glocke eines Thurmes anschlagen, wahrscheinlicherweise die von Trezzo.

Das erstemal, als dieser Klang so unerwartet, ohne daß er nur einen Gedanken hatte, woher, in sein Ohr traf, klang er geheimnißreich, feierlich in

seine Seele, wie die Stimme eines unsichtbaren, ungekannten Warners.

Als der Hammer endlich einmal angeschlagen hatte, die Stunde, wo Renzo aufstehen wollte, richtete er sich halb empor, auf die Knie, verrichtete mit ungewöhnlicher Inbrunst sein Morgengebet, sprang auf, dehnte sich, streckte Arme und Beine von sich, rüttelte Leib und Schultern, wie um alle Glieder in Ordnung zu bringen, was jedes einzelne selbst zu thun schien, hauchte in die eine, in die andere Hand, rieb sie, machte die Hüttenthüre auf und sah vor allen Dingen rings umher, ob ihn auch Niemand gewahre. Da er Niemand sah, suchte er mit den Augen den gestern gewandelten Fußweg, erkannte ihn alsbald, deutlicher, bestimmter als er ihm im Gedächtnisse verblieben war, betrat ihn.

Der Himmel verkündete einen schönen Tag. Auf der einen Seite der Mond, bleich und strahlenlos, in dem aschgrauen, unendlichen Azurfelde schwimmend, das sich gen Morgen leicht und leise in ein röthliches Gelb färbte. Tiefer am Horizonte zogen sich einige ungleiche, lange Wolkenstreifen über ihn hin, mehr himmelblau als schwärzlich, die unteren Ränder der untersten mit Flammen gesäumt, die immer mehr und mehr aufloderten; gen Mittag leuchteten andere Wolken, leicht und luftig zusammengehäuft, in namenloser Farbenpracht. Wie rein ist nicht der Himmel der Lombardei, wenn er rein ist, wie strahlend,

wie unendlich friedvoll! Wäre Renzo hier geweſen, ſich zu vergnügen, er hätte gewiß aufgeblickt, gewiß dieſe Morgendämmerung, ſo weit verſchieden von der in ſeinem Gebirge, bewundern müſſen. Aber er ſah zur Erde, lief, theils um ſich zu erwärmen, theils um bald ſein Ziel zu erreichen, was er laufen konnte; lief über Felder und Haideplan, durch Geſträuch, durch Waldung, ſah ſich um, gedachte gleichſam mit Mitleid des Schauders, den ſie ihm noch vor wenig Stunden verurſachten, erblickte das Ufer wieder, ſah hinab und ſah zwiſchen niederem Gebüſche eine Fiſcherbarke, die dem Strome langſam entgegen näher ſchwamm, dem dieſſeitigen Ufer entlang. Er ſteigt ſogleich zwiſchen dem Dorngebüſche hinab, ſteht am Ufer, ruft dem Fiſcher nachläſſig zu, will ſich den Anſchein geben, einen unbedeutenden Dienſt von ihm zu verlangen, winkt ihm aber, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit der allerflehendſten Miene der Welt. Der Fiſcher wirft einen Blick längs dem Ufer hin, blickt forſchend über das Waſſer vor und zurück, richtet ſeinen Kahn nach dem Ufer, landet. Renzo ſtand ſo dicht am Fluſſe daß die Wellen ſeinen vorgeſetzten Fuß beſpielten, hielt ſich an das Vordertheil des Kahnes, ſprang hinein.

„Langſam, langſam!“ ſagte der Schiffer; als er ſah, mit welchem Geſchicke der Jüngling ein Ruder ergriff und es regierte, fügte er hinzu: „Aha vom Handwerk!“

„Ein wenig!“ entgegnete Renzo, und ruderte

mit einer Kraft und Meisterschaft, die keinen Dilettanten verriethen. Indem er alle seine Kräfte so anstrengte, warf er manchen düstern Blick nach dem Ufer, von welchem sie sich entfernten, manchen ängstlichen nach dem, welchem sie naheten, und ärgerte sich, so lange auf dem Wasser bleiben zu müssen, da die Strömung hier zu stark war, um gerade durchzuschneiden, und die Barke, halb die Fluth brechend, halb von ihr getrieben, in diagonaler Richtung überfahren mußte. Wie es gewöhnlich mit allen ein wenig dunkeln, verwickelten Dingen geht, daß ihre Schwierigkeiten sich zuerst ungeheuer darstellen und hernach, wenn es zur Sache kommt, sich als unbedeutend erweisen, so fühlte auch Renzo jetzt, als die Adda schon beinahe durchfahren war, peinliche Ungewißheit, ob er mit dem anderen Ufer auch wirklich das Gebiet von Bergamo erreicht, oder, nach diesem überwundenen Hindernisse, nur auf neue stoße. Er rief dem Fischer, der sich nach ihm umwandte, zu, winkte mit dem Kopfe nach der weißen Masse, die er am vorigen Abende wahrnahm und die sich ihm jetzt sehr deutlich darstellte. „Ist der Ort dort Bergamo?“ fragte er.

„Stadt Bergamo,“ entgegnete der Fischer.

„Und das Ufer schon Bergamer Grund und Boden?“

„Grund und Boden des heiligen Markus.“

„Es lebe der heilige Markus!“ rief Renzo. Der Fischer sagte nichts. —

Endlich gelangen sie zum Ufer. Renzo springt aus der Barke, dankt Gott im Herzen, dem Fischer mit Worten, greift in die Tasche, nimmt einen Lire, — nach Maßgabe der Umstände kein zu großer Lohn — und giebt ihn. Der Mann blickt noch einmal nach dem Mailänder Ufer, den Fluß auf und ab, streckt die Hand aus, nimmt die Gabe, steckt sie ein, öffnet die Lippen, macht mit großer Feierlichkeit das Zeichen des Kreuzes, sagt: „Glückliche Reise!“ und entfernt sich.

Damit der Leser über die Bereitwilligkeit, Gefälligkeit des Fischers gegen einen Unbekannten nicht zu sehr staune, müssen wir sagen, daß dieser Mann sehr oft von Betrügern sowohl als Banditten, um ähnliche Dienste angesprochen wurde. Er leistete sie nicht des, gewöhnlich ungewissen, spärlichen Gewinnes wegen, sondern um sich solche Leute nicht zu Feinden zu machen; leistete sie jedesmal, wann er gewiß war, nicht von Zöllnern, Häschern, oder andern Verräthern gesehen zu werden. So war er dem Einen wie dem Andern gewillt, wollte Alle mit der Unpartheilichkeit zufrieden stellen, die unentbehrlich, wenn man mit dem Einen umgehen, dem Andern Rechenschaft ablegen muß. Renzo blieb einen Augenblick am Ufer stehen, das jenseitige betrachtend, wo ihm noch im vorigen Augenblicke der Boden unter den Füßen brannte. — „Ach! Nun bin ich doch sicher!“ — war sein erster Gedanke. — „Fahre hin, vermaledeites Land!“ — der zwei-

te, der Abschied vom Vaterlande. — Aber der dritte betraf, was er in diesem Lande zurückließ. Er verschränkte die Arme über die Brust, seufzte, sah nach dem Flusse zu seinen Füßen und dachte: — „er fließ unter der Brücke hin!“ — So nannte er, wie seine Landsleute, antonomatisch die Brücke von Lecco. — „Abscheuliche Welt! — Doch, wie Gott will!“ — Er wandte den traurigen Gegenden den Rücken, und schritt, bis er Jemand finde, der ihn zurechtweise, gerade auf die weiße Häusermasse an der Berglehne zu. Wie frank und frei, wie unbesorgt und kühn nannte er nicht Jedem, dem er begegnete, den Ort, wo sein Vetter wohnte, den Weg dahin zu erfahren. Der erste Wanderer sagte ihm, daß er noch neun Miglien entfernt sey.

Er legte diese Strecke nicht freudigen Muthes zurück. Abgesehen von den Sorgen, die er in sich trug, traf sein Auge bei jedem Blicke auf die traurigsten Gegenstände; sie erinnerten ihn fortwährend, daß Hungersnoth in diesem Lande nicht minder herrsche als in dem seinigen. Allerwegen, besonders in den Landgütern und Dörfern, durch die er kam, sah er Bettler, von denen nur sehr wenige an ihren Stand gewohnt waren, als welche die meisten sich nicht durch ihre Kleidung, sondern durch ihr elendes Ansehen erwiesen: Bürger, Gebirgsleute, Handwerker, ganze Familien; überall hörte man bitten, zanken, winseln! Diese Scenen erregten nicht nur sein inni-

ges Mitleiden, auch den Gedanken an seine eignen Umstände.

„Wer weiß,“ dachte er wandernd, „wer weiß, ob es mir hier erwünscht geht, ob Arbeit zu haben ist, wie in früheren Jahren? Doch — Bortolo will mir wohl, er ist ein guter Mensch, hat sich etwas verdient, mich so oft schon eingeladen: er wird mich nicht verlassen. Und dann hat ja die Vorsehung so weit geholfen und wird weiter helfen.“ —

Er hatte schon seit einer Weile starken Appetit verspürt; je weiter er kam, je mehr nahm derselbe zu, und ob er schon, als er die Sache ernstlich untersuchte, fand, daß er es allenfalls bis an Ort und Stelle, von der er noch etwa zwei Miglien entfernt war, aushalten könne, so kam es ihm doch gar nicht schicklich vor, gleich, wenn er den ersten Fuß in des Vetters Wohnung setze, zu essen zu verlangen. Er suchte sein Besitzthum in der Tasche zusammen, zählte es und bedurfte, um zu wissen wie viel es sey, nicht langen Rechnens. Es war nicht viel, reichte aber zu einer Mahlzeit hin. Er ging in ein Wirthshaus, erquickte sich, bezahlte, und es blieben noch einige Soldi übrig. Als er heraus trat, sah er vor der Thüre, auf der Straße, zwei Frauen liegen, auf welche er beinahe getreten hätte. Die eine war ältlich, die andere, jüngere, trug einen Säugling an der Brust, der, als er vergebens Nahrung in ihr gesucht hatte, zu schreien anfing. Beide Weiber sahen

todtenbleich aus. Neben ihnen lag ein Mann, in dessen Antlitz und Gliederbau man noch Spuren ehemaliger, langem Elende fast gänzlich unterlegener, Robustheit wahrnahm. Alle drei streckten die Hände nach dem aus, der krank und fröhlich aus dem Hause trat; keines sprach, denn was konnten Worte auch noch weiter sagen? „Es waltet eine Vorsehung!“ sagte Renzo, griff schnell in die Tasche, gab seine letzten Soldi dem ihm zunächst Liegenden und machte sich auf den Weg.

Das Mahl und das gute Werk hatten ihm Körper und Seele erquickt, ihn ermuthigt und erheitert. Seitdem er auch seines letzten Soldo ledig war, hatte er mehr Vertrauen zu seiner Zukunft bekommen, als wenn er noch zehnmal reicher als vorher gewesen wäre. Wenn die Versehung, Unglücklichen, die, aller Hülfe entblößt, auf der Straße lagen, das Leben zu fristen, die letzten Quattrini eines fremden, heimathlosen, bettelarmen Flüchtlings anwendete; konnte sie wohl dieses ihr Werkzeug verlassen, dem sie ein so starkes, lebhaftes Gefühl ihres Waltens eingeflößt hatte? Wenn auch nicht so deutlich und bestimmt wie hier ausgesprochen, war dies des Jünglings Hauptgedanke; und als er an alle verwickelte Verhältnisse seines Lebens, die ihm vorher so trostlos schienen, dachte, stellten sie sich weit leichter dar.

Mangel und Theurung mußten einmal enden: man erndete doch alljährlich: Vetter Vortolo und ei-

gene Betriebſamkeit erhielten unterdeß: er hatte auch zu Hauſe einen kleinen Nothpfennig liegen, der bald herbeigeſchickt war — ſo konnte er doch bis zu beſſern Zeiten ſparſam leben. — „Und ſind die guten Zeiten endlich da," fuhr er in Gedanken fort, — „kommt auch die Luſt zum Handel und Wandel wieder, man reißt ſich um Malländer Arbeitsleute, die am allerbeſten ihr Handwerk verſtehen; die Malländer Arbeitsleute tragen die Naſe wieder hoch, denn wer tüchtige Leute haben will, muß tüchtig bezahlen; man verdient ſich ſeinen Unterhalt, kauft ſich ein Häuschen und richtet es ein, verſchreibt ſein Bräutchen und .... Und warum denn ſo lange warten? wir hätten doch auch nur mit dem, was wir haben und verdienen, dieſen Winter haushalten müſſen! Warum ſollte es denn hier nicht ſo gut wie dort gehen? Pfarrer giebt's an allen Orten. Ich laſſe Beide kommen, kaufe ein Haus. Welche Freude, mit ihnen dieſe Straße in Gemeinſchaft zurückzulegen, bis zur Adda im Varoccio zu fahren, auf dem Fluſſe ein Mahl zu halten, ihnen den Ort zu zeigen, wo ich herüberfuhr, das Dorngebüſch, durch das ich herabſtieg, den Ort, wo ich mich nach dem Boote umſah!" —

Er erreichte das Dorf. Ehe er noch eintrat, bemerkte er ſchon ein hohes, hohes Haus mit mehren Reihen langer Fenſter, die einen immer über den anderen, ſo dicht, als die Zimmerhöhe dem Stockwerke nur irgend zuließ; es war ein Spinnhaus. Er trat

ein und rief mit lauter Stimme durch das Geräusch des Waſſers und der Räder, ob hier Bortolo Caſſagneri wohne.

„Herr Bortolo! Dort iſt er.“

„Herr? — gutes Zeichen;“ dachte Renzo, erblickte den Vetter, lief auf ihn zu. Der Vetter dreht ſich um, erkennt den Jüngling, der ausruft: „da bin ich!“ Ein Ach des Erſtaunens, ein gegenſeitiges Umarmen, ans-Herz-drücken. Nach dem erſten Empfange entzieht Bortolo unſeren Freund dem Lärme der Maſchinen, den Blicken der Neugierigen, nimmt ihn mit ſich in ein anderes Zimmer und ſpricht: „Sey mir willkommen, willkommen, Du lieber Junge! Wie oft habe ich Dich nicht zu mir eingeladen, biſt niemals gekommen, und kommſt nun gerade in ſo böſer Zeit.“

„Wie ſoll ich Dir es ſagen, ich komme nicht aus freiem Willen,“ ſagte Renzo und erzählte ihm, nicht ohne innere Bewegung, mit der äußerſten Kürze ſeine traurige Geſchichte.

„Wie ſieht man nicht noch die rothen Blutſtreifen, Du armer Renzo!“ ſagte Bortolo. „Du haſt Deine Hoffnung auf mich geſetzt und ich werde Dich nicht verlaſſen. Man braucht jetzt zwar wirklich keine neuen Arbeiter, kaum, kaum kann ein Jeder, die er ſchon hat, erhalten, um ſie nicht ins Verderben zu bringen und ſeinem Handel zu ſchaden; aber der Herr

will mir wohl, folgt meinem Rathe, und, unter uns gesagt und ohne mich zu rühmen, verdankt er seinen Reichthum mir allein, eben so wie ich mein Bischen Geschicklichkeit mir allein verdanke. Ich bin der erste Arbeiter, mußt Du wissen, und eigentlich das Faktotum. Arme Luzia Mondella! Sie steht noch wie gestern vor mir, das gute Mädchen! Immer die andächtigste in der Kirche, und wenn man vor ihrem Häuschen vorüber ging .... Ich sehe es noch, das Häuschen am Ende des Dorfes, mit dem schönen Feigenbaume, der über die Mauer ragte ....“

„Still, still, wir wollen nicht davon reden.“

„Ich will nur sagen, wenn man auch immer vor dem Häuschen vorüber ging, so schnurrte und schnurrte auch das Rädchen. Und der Don Rodrigo! ja, ja, schon zu meiner Zeit war er auf solchen Sprüngen, jetzt wie ich merke, mag er wohl ganz eingeteufelt seyn. Wird aber doch unser Herr Gott nicht immer ein Auge zudrücken! — Ja, wie ich Dir sage, hier sucht uns der Hunger ein wenig heim .... Wie steht's denn mit Deinem Appetite?“

„Ich habe nicht lange erst unterwegs gegessen.“

„Hast Du denn auch Geld, he?“

Renzo streckte die Finger der einen Hand breit aus, führte sie zu den Lippen und hauchte darüber hin.

„Thut nichts,“ sagte Bortolo, „hab' ich welches! Fasse nur Muth! so Gott will, sollen sich die

Dinge bald ändern. Ich schieße Dir vor, Du giebst mir's mit der Zeit einmal wieder."

„Ich habe noch einen Nothpfennig zu Hause liegen, den will ich mir schicken lassen."

„Schon gut, unterdessen rechne nur getrost auf mich. Gott hat mich mit Gütern gesegnet, damit ich sie wohl anwende, und kann ich sie denn besser anwenden, als wenn ich Verwandten und Freunden damit aus der Noth helfe?"

„Ich habe der Vorsehung vertraut!" rief Renzo und schüttelte dem guten Vetter herzlich die Hand.

„Also haben sie," sagte derselbe, „in Mailand solchen Höllenlärm gemacht? Ich glaube, sie sind toll. Man munkelte hier wohl schon so etwas, aber du mußt mir hernach Alles recht ausführlich beichten. Was haben wir uns nicht alles zu sagen! Hier, wie Du siehst, ist man ruhig und die Leute sind ein wenig vernünftiger. Die Stadt hat zwei tausend Last Getraide von einem venetianischen Kaufmanne erhandelt: es ist zwar aus der Türkei aber wer hungert, nimmt's mit solchen Sachen nicht so genau. Es traf sich damit eigen: die Herren von Verona und Bresela standen auf und sagten: hier wird kein Getraide durchgeführt! Was that Bergamo? Es sandte einen Mann, der zu reden weiß, nach Venedig. Der Mann eilt was er eilen kann, tritt vor den Degen, fragt was das heißen solle? und hält eine Rede, ja eine Rede, die, wie sie sagen, werth wäre, ge-

druckt zu werden. Es iſt eine ſchöne Sache, wenn man den Mund ſo auf dem rechten Flecke hat! Es wird unverzüglich der Befehl zu ungehinderter Durchfuhr gegeben, die Städte müſſen es nicht nur wieder herausrücken, ſondern ſogar geleiten, und es iſt nun auf dem Wege hieher. Auch für das Landvolk iſt geſorgt; ein Ehrenmann hat dem Senate vorgeſtellt, daß man außer der Stadt auch hungere, und gleich darauf hat ihnen der Senat vier tauſend Scheffel Hirſe, der doch auch Brod giebt, überwieſen. — Uebrigens, was brauche ich Dir's erſt noch zu ſagen? Giebt's kein Brod mehr, ſo eſſen wir Zukoſt. Gott hat mich mit Glücksgütern geſegnet, Du weißt es. Ich will Dich jetzt zu meinem Herrn führen, ich habe ihm ſchon manchmal von Dir vorgeſchwatzt, er wird ſich freuen, Dich zu ſehen. Er iſt ein wackrer Bergameſer, nach altem Schrot und Korn, mit offenem Herzen. Er erwartet Dich jetzt zwar nicht, hört er aber die Geſchichte .... Und dann kann er auch ſchon mit den Arbeitern auskommen, denn die Theuerung geht vorbei, der Handel bleibt. Vor allen Dingen muß ich Dir noch etwas ſagen: weißt Du, wie man uns Mailänder hier zu Lande nennt?"

„Wie man uns nennt?"

„Man nennt uns Füchſe."

„Das iſt ein ſauberer Name."

„So iſt's: wer, in Mailand geboren, in Bergamo leben will, muß es ſich gefallen laſſen. Den

Leuten hier ſcheint der Titel Fuchs einem Mailänder ſo nothwendig zu gebühren, wie der Gnaden einem Kavaliere.“

„Nun, ich denke, ſie werden ihn nur dem geben, der ihn ſich geben läßt.“

„Mein Sohn, wenn Du Dich nicht daran gewöhnen kannſt, Dich Fuchs nennen zu laſſen, ſo gieb den Gedanken auf, hier zu leben. Und hätte man das Meſſer immer in der Hand, hätteſt Du meinetwegen zwei, drei, vier niedergeſtoßen, es käme doch einmal einer über Dich, und wie willſt Du dann wohl, mit drei, vier Mordthaten auf Deinem Gewiſſen, vor Gottes Richterſtuhl treten?“

„Aber ein Mailänder, der ein wenig ....“ er pochte wieder, wie im vollen-Mond-Gaſthofe, mit dem Finger an die Stirne, „ich meine, einer, der in ſeinem Handwerke wohlgeſattelt iſt ....?“

„Gleichviel! er iſt und bleibt ein Fuchs wie Andere. Weißt Du, wie mein Herr von mir mit ſeinen Freunden ſpricht? „„Der Fuchs iſt meinem Geſchäfte ein wahrer Gottesſegen, hätte ich den Fuchs nicht, ich ſäße gar manchmal in der Klemme.““ — Es iſt nun einmal ſo!“

„Es iſt die allergrößte Erbärmlichkeit, daß es ſo iſt. Sie ſehen doch unaufhörlich unſere Verdienſte, ſehen, daß wir es ſind, die dieſe Kunſt hierher verpflanzten, daß nur wir ſie im Gange erhalten, und werden doch niemals klüger?“

„Wenigſtens ſind ſie es bis jetzt noch nicht geworden: vielleicht werden ſie's mit der Zeit, werden's ihre Kinder; aber die Erwachſenen ſind unverbeſſerlich, ſie ſind an dieſe Unart gewöhnt und werden ſie nimmermehr ablegen. Und was iſt's am Ende auch? Wie ſie mit Dir in Mailand ſpaßten, war denn doch noch etwas Anderes, unſere lieben Landsleute thaten Dir doch gar zu große Ehre an."

„Nun ja, es iſt wahr, wenn es eigentlich weiter nichts iſt ...."

„Recht ſo, recht ſo, biſt Du einmal ſo geſinnt, ſo wird alles gut werden. Komm zum Herrn und faſſe Muth."

Es ward auch wirklich alles gut und lief ſo nach Bortolo's Verſprechungen ab, daß wir nicht für nöthig halten, es näher zu erwähnen. Es waltete wirklich eine Vorſehung. Was den Nothpfennig aber anlangt, den Renzo zu Hauſe liegen hatte, ſo werden wir gleich hören, ob er ihm wirklich zu Statten kam.—

Achtzehntes Kapitel.

An dem nämlichen Tage, dem 13ten November, kam ein expreſſer Bote bei dem Herrn Landmann in

Lecco an und überbrachte ihm eine Depesche des Herrn Polizeikapitains, welche die Order enthielt, alle nur möglichen, genauesten Nachforschungen anzustellen, um zu erfahren, ob ein gewisser junger Bursche, Namens Lorenzo Tramaglino, Seidenspinner, der sich der Gewalt praedicti egregii domini capitanei entzogen habe, palam vel clam in seine Heimath zurückgekehrt sey und ignotum der Zeit verum in territorio Leuci: quod si compertum fuerit sic esse, solle der besagte Amtmann trachten, quanta maxima diligentia fieri poterit seiner habhaft zu werden und ihn, wohl gefesselt, videlicet mit tüchtigen Handschellen versehen, da man aus Erfahrung wisse, daß Manschetten bei diesem Deliquenten nicht genügten, einzukerkern und im strengsten Verwahrsam zu halten, bis man Jemand senden werde, ihn abzuführen; in jedem Falle aber, er möge ihn nun auffinden oder nicht, accedatis ad domum praedicti Laurentii Tramaliini, et facta debita diligentia, quidquid ad rem repertum fuerit auferatis; et informationes de illius prava qualitate, vita, et complicibus sumatis; und von Allem gethanen und gesagten, gefundenen und nicht gefundenen, genommenen und gelassenen diligenter referatis. Nachdem sich nun der Herr Amtmann auf alle Weise vergewissert hatte, daß der Deliquent nicht zurückgekehrt sey, ließ er den Richter des Dorfes zu sich kommen und ging mit ihm, dem Notare, und einem großen Ge-

folge von Sbirren, zu dem bezeichneten Hause. Es war verschlossen, Niemand wußte, wer die Schlüssel habe, und wer sie hatte, ließ sich nicht blicken. Die Schlösser werden abgerissen, anbefohlnermaßen wird alles durchsucht, und man geht mit dem Hause um, wie mit einer eroberten Stadt.

Das Gerücht von diesem Schritte verbreitete sich alsbald in der ganzen Gegend und drang auch zu den Ohren des Paters Christoforus. Gleich erstaunt, wie betrübt, fragte er Diesen und Jenen nach der Ursache dieses so höchst unerwarteten Falles, erfuhr aber nichts als grundlose Vermuthungen und widersprechende Nachrichten und schreibt sogleich an Pater Benaventura, von dem er gewiß die nöthigen Erkundigungen einzuziehen hoffte. Unterdes wurden die Verwandten und Freunde Renzo's vor Gericht gefodert, alles, was sie von seiner verderbten Gemüthsart wissen, auszusagen. Es gereicht der Name Tramaglino Jedem, der ihn führt, zur Schmach, zum Unheil, zum Verbrechen, das ganze Dorf geräth in Aufruhr. Nach und nach erfährt man so viel: daß Renzo der Justiz mitten in Mailand, entschlüpft und sogleich verschwunden sey; sagt sich heimlich ins Ohr, er habe sich schwere Dinge zu Schulden kommen lassen, vermag aber entweder nicht, sie zu nennen, oder nennt sie auf hunderterlei Weise. Jemehr man sie verschlimmern will, desto weniger glaubt sie Jemand im Dorfe, wo Jedermann Renzo'n als den braysten Burschen kennt.

Viele vermuthen, zischeln es sich einer dem andern zu, daß es eine von Don Rodrigo in Bewegung gesetzte Maschine sey, seinen armen Nebenbuhler zu Grunde zu richten. — So ausgemacht bleibt es, daß, wer nach dem Anscheine, ohne die nöthige Kenntniß der Sache urtheilt, oft auch einem Schurken sehr Unrecht thun kann!

Wir, die wir alles am Besten wissen müssen, versichern, daß, wenn Don Rodrigo auch an Renzo's Unglücke antheillos war, er sich darüber doch wie über sein eignes Werk freuete und mit seinen Getreuen, namentlich mit dem Grafen Attilio triumphirte. Dieser hätte sich nach seinem anfänglichen Vornehmen eigentlich schon in Mailand befinden sollen; aber bei den ersten Nachrichten von der ausgebrochenen Empörung und dem Umherwüthen des Volkes in ganz andern Absichten, als sich etwa Stockprügel geben zu lassen, fand er für gut, bis auf bessere Kunde zu bleiben, wo er war. Er hatte dazu auch den besondern Grund, daß er ehedem viele Leute beleidigte und nun, da sie sich bisher nur aus Schwäche ruhig verhielten, befürchtete, Mancher derselben möge die Gelegenheit und den Augenblick benutzen, für alle empfangene Unbill mit einemmale Rache zu nehmen.

Dieser Aufschub dauerte indes nicht lange; der von Mailand angelangte Befehl zum besagten Verfahren gegen Renzo war schon ein Anzeichen, daß alles

wieder in der alten Ordnung ſey und die ziemlich zugleich eintreffenden beſtimmten Nachrichten machten es zur Gewißheit. Graf Attilio reiſte nun ſogleich ab, ermuthigte den Vetter, bei dem Unternehmen zu beharren, ſeine Abſichten durchzuſetzen, und verſprach ihm, ſeinerſeits ſofort den Verſuch zu beginnen, ihm den Mönch vom Halſe zu ſchaffen, wobei der glückliche Umſtand mit dem nichtswürdigen Schützlinge deſſelben treffliche Dienſte leiſten ſollte. Attilio war kaum fort, als Griſo friſch und geſund von Monza zurückkam und ſeinem Herrn, was er erfahren hatte, kund gab: Luzia ſey in dem Kloſter, unter dem Schutze der Signora, lebe eingezogen wie eine Nonne, ſetze niemals einen Fuß ins Freie, und zeige ſich ſelbſt in der Kirche, zum großen Mißvergnügen Vieler, die etwas von ihren Abentheuern und viel von ihrer Schönheit gehört hatten und ſehr neugierig waren, ſie zu ſehen, nur hinter einem Gitterfenſter.

Dieſer Bericht machte Don Rodrigo'n, wenn es möglich war, zu einem noch eingefleiſchteren Teufel. So viele, ſeinem Vorhaben günſtige Umſtände entflammten ſeine Leidenſchaft, dieſes Gemiſch von Ehrfurcht, Wuth und ſchändlicher Begierde, immermehr. Renzo abweſend, flüchtig, verbannt, ſo daß man gegen ihn vornehmen konnte, was man beliebte, in gewiſſem Betrachte auch ſeine Verlobte als Rebellengut anſehen durfte; der einzige Lebende, der ſich ihrer annehmen konnte und wollte und im Stande war,

einen Lärm zu machen, der auf der ganzen Erde und im Himmel selbſt gehört werde: der wüthende Mönch — bald, hoffentlich, auch er unfähig zu ſchaden! Und dennoch wurden alle dieſe günſtigen Umſtände von einem einzigen ungünſtigen, ſo zu ſagen, vernichtet. Ein Kloſter in Monza war, hätte auch keine Prinzeſſin darin gelebt, ein zu harter Knochen für Don Rodrigo's Zähne und wie er es auch immer hin- und herbedachte, er konnte weder Mittel noch Wege finden, Luzien, es ſey mit Liſt oder Gewalt, zu entführen. Er war drauf und dran, an ſeinen Anſchlägen zu verzweifeln, faſt entſchloſſen, nach Mailand zu gehen, und zwar, um nur Monza nicht zu berühren, auf Umwegen, und ſich dort mitten unter Freunde und Zerſtreuungen zu ſtürzen, um durch heitere Gedanken den zu vertreiben, welcher ihn jetzt unausſprechlich quälte. Aber, aber, aber, die Freunde; nicht ſo haſtig, nicht ſo eilig mit den Freunden! Konnte nicht, ſtatt ſeinen Schmerz zu zerſtreuen, ihre Geſellſchaft ihn immerfort nur reizen und nähren? War es nicht wahrſcheinlich, daß Attilio allbereits die Poſaune angeſetzt hatte, und Alles voller Erwartung war? — Ueberall würde man ihn gefragt haben, wie ſich das Bergmädchen befinde; er mußte antworten können. Er hatte ihr nachgeſtellt und nachgeſtellt, und was hatte es ihm geholfen? Sein Vorhaben war allerdings ein wenig unadelig, aber, was ſchadete das! Wer kann alles, was er thun will, ſo genau

abmeſſen? Die Hauptſache iſt, wirklich etwas zu thun; wie aber beendete er dieſes Vorhaben? Wie? — Er ließ ſich von einem Bauer, von einem Mönche verhöhnen! — Pfui! — Und als ein unerwartetes gutes Glück jenen aus dem Wege räumte und eines guten Freundes Geſchick dieſen, ohne Zuthun und Verdienſt des blöden Laffen; wußte der feige Laffe nicht den geringſten Vortheil daraus zu ziehen und verzichtete niedrigerweiſe auf alles. Entweder durfte er nie mehr wagen, unter Ehrenmännern die Augen zu erheben, oder die Hand dem Degengefäße zu entziehen. Und wie wollte er dann nach dem Landſitze, nach dem Dorfe zurückkehren, wo er die endloſen, ſtechenden Erinnerungen der Leidenſchaft wiederfand, mit ihnen den Schimpf eines mißglückten Unternehmens? Wie mußte nicht dadurch der allgemeine Haß gegen ihn wachſen, ſein Glanz und ſeine Macht ſich verringern! Mußte nicht auf dem Antlitze jedes Bauerbengels, und indem er ſich tief zur Erde neigte, ein ſpottendes: „Nun, haſt du ſie verſchmerzt, verlangſt Du ſie noch?“ zu leſen ſein? Der Weg des Laſters iſt breit, aber deshalb nicht bequem, er iſt klippen- und dornreich, und obwohl er abwärts führt, doch mühſam und beſchwerlich. —

Don Rodrigo wollte alſo nicht ablaſſen, nicht nachgeben, nicht ſtehen bleiben, konnte jetzt nicht mehr allein vorwärts dringen, und gerieth deshalb auf ein Mittel, das ſeine Wünſche dennoch könne

krönen helfen: er wollte ſich Jemand zum Genoſſen und Verbündeten erküren, deſſen Hände oft weiter reichten, als Anderer Augen: einen Menſchen oder Teufel, den oft nur die Unausführbarkeit einer Sache antrieb, ſie auszuführen. Dieſes Mittel hatte jedoch auch ſeine Gefahren und ſchlimmen Seiten, und war um ſo bedenklicher, da es ſich nicht überſehen, nicht berechnen ließ, wie weit es führen werde, hatte man ſich einmal mit dieſem Menſchen, der zwar ſicherlich ein mächtiger Bundesgenoſſe, aber auch, als der tollkühnſte Wagehals, ein ſehr zweideutiger Führer, eingelaſſen.

Solche Gedanken hielten Don Rodrigo mehre Tage lang in der Wiederbekehrung; ein Entſchluß, er mochte ausfallen wie er wollte, war ihm läſtig. Während Deſſen langte ein Brief vom Vetter an, worin derſelbe meldete, daß die Mine wohl angelegt ſey. Dem Blitze folgte bald der Donnerſchlag; eines Morgens kam die Nachricht: Pater Chriſtoforus habe das Kloſter von Pescarenico verlaſſen. Dieſer raſche, glänzende Erfolg, Attilio's mit tauſend Poſſen erfüllter Brief, flößten ihm vielen Muth ein, bewirkten, daß er ſich immer mehr zu dem gefährlicheren Entſchluſſe neigte; den Ausſchlag gab die unerwartete Nachricht, daß Agnes — ein Schutz weniger für Luzien! — nach Hauſe rückgekehrt ſey. — Was dieſe beiden Ereigniſſe betrifft, ſo wollen wir mit dem letzteren, ſie zu erzählen, beginnen.

Die beiden armen Frauen waren kaum im Kloſter eingepilgert und eingebürgert, als in Monza und deshalb auch natürlicherweiſe im Kloſter, ſich die Kunde von der Empörung in Mailand verbreitete; die Kunde an und für ſich begleiteten eine Unzahl der verſchiedenartigſten, übertriebenſten Details. Die Schaffnerin, welche gerade zwiſchen Kloſter und Welt ſtand, empfing Nachrichten ſowohl von innen, als von außen, faßte ſie mit vollen Ohren auf und theilte ſie ihren Gäſten mit.

„Man hat ihrer zwei, ſechs, acht, vier, ſieben eingeſteckt; ſie werden gehangen, ein Theil vor dem Krückenofen, der andere an der Straßenecke, unfern dem Hauſe des Präſidenten..... Ja, ja, und wißt Ihr wohl: Einer aus Lecco, oder der Gegend, iſt entwiſcht. Ich weiß den Namen nicht, aber es kommt dann Jemand, der ihn weiß; Ihr kennt ihn vielleicht.“

Dieſe Nachricht, der Umſtand, daß Renzo gerade an dem unglücklichen Tage in Mailand angekommen ſey, beunruhigte die Frauen, Luzien beſonders. Wie ward ihnen aber, als die Schaffnerin zurückkam und ſagte: „er iſt ſogar aus Eurem Dorfe, der der Gerechtigkeit und dem Stricke entwiſcht iſt, ein Seidenſpinner, heißt Tramaglino: kennt Ihr ihn?“

Luzia ſaß und ſäumte ein Stück Leinwand. Die Arbeit fiel ihr aus den Händen, ſie erblich und entſetzte ſich dergeſtalt, daß es der Schaffnerin, wäre ſie neben ihr geweſen, nicht hätte entgehen können.

Sie ſtand aber auf der Schwelle bei Agneſen, die zwar ebenfalls, doch nicht ſo ſehr erſchrocken war, die Faſſung behielt und ſich die Antwort abzwang: in einem kleinen Dorfe kenne ja Eines das Andere; ſie kenne ihn auch, könne aber ſo etwas gar nicht von ihm glauben, da er ein ruhiger, ſtiller Menſch ſey. Zuletzt fragte ſie, ob er auch wirklich und wohin entkommen ſey?

„Daß er entwiſcht ſey, ſagt man allgemein, wohin? weiß Niemand; vielleicht erwiſchen ſie ihn noch, vielleicht auch nicht; geſchieht es, ſo mag Euer ruhiger, ſtiller Menſch....“

Zum guten Glücke wurde die Schaffnerin gerufen und ging. Man denke ſich den Zuſtand von Mutter und Tochter! Die guten, troſtloſen Leute mußten manchen Tag in dieſer Ungewißheit verbringen, ihre Einbildungskraft führte ſie auf ſeltſame Abwege, in Betreff der Urſachen, Umſtände und Folgen des unglückſeligen Falles, und ſie ſannen, jede für ſich, oder leiſe mit einander, über die furchtbaren Worte hin und wieder.

Endlich, eines Donnerstags, langte ein Mann im Kloſter an und fragte nach Agneſen. Es war ein Fiſchhändler aus Peſcarenico, der, ſeiner Gewohnheit gemäß, ſeine Waare nach Mailand zu Markte führte. Pater Chriſtoforus hatte ihn gebeten, wenn er nach Monza käme, in das Kloſter zu gehen, die Frauen in ſeinem Namen zu grüßen, ihnen, was er

von Renzo's traurigem Schickſale wußte, zu hinterbringen, ſie zu tröſten, zu Geduld und Gottvertrauen zu ermuntern und ihnen zu ſagen: daß er, der arme Mönch, ſie nicht vergeſſen, ihnen bei jeder Gelegenheit helfen werde und ſie von ihm durch dieſes Mittel, oder ein ähnliches, allwöchentlich weitere Nachrichten empfangen ſollten. Ueber Renzo wußte der Bote nichts Neueres und Beſtimmteres, außer etwa der Gaſthausſcene und der ins Werk geſetzten Nachforſchungen, die zwar alle vergeblich waren, doch aber die Auskunft verſchafft hatten, daß er ſicher nach Bergamo gelangt ſey. — Dieſe Gewißheit mußte Luziens Schmerz ſehr lindern; ihre Thränen floßen von nun an leichter und ſanfter, die geheimen Geſpräche mit ihrer Mutter waren ihr tröſtlicher, und alle ihre Gebete wurden zu Dankopfern. Gertrud ließ ſie ſehr oft in ihr beſonderes Sprachzimmer kommen, ſprach oft ſehr lange mit ihr, nahm Antheil an des Mädchens Natürlichkeit und Anmuth, und hörte ihre ſtete Dankbarkeit und Segnungen mit Vergnügen. Sie vertraute ihr ſogar einen Theil — nämlich den ſchuldloſen — ihrer Geſchichte, vertraute ihr, was ſie alles, um hier zu leiden, gelitten habe, und Luziens anfängliches, ſcheues Staunen wandelte ſich in Mitleid. Sie fand in der Erzählung mehr als genügende Gründe, ſich das Seltſame im Betragen ihrer Wohlthäterin zu erklären, und Agneſens Lehre über das Weſen der Vornehmen kam ihr dabei beſonders zu

Hülfe. Wie sie sich aber auch geneigt fühlte, Gertrudens, ihr bewiesenes, Vertrauen zu erwiedern, so hütete sie sich doch, ihr neues Unglück, den neuen Groll des Schicksals, was ihr jener flüchtige Seidenspinner sey, wissen zu lassen; wollte dies traurige, schmähliche Loos, so sehr sie konnte, verheimlichen. Nicht minder hütete sie sich, Gertrudens neugierige Fragen, in Betreff der Zeit vor der Verlobung, zu beantworten. Klugheitsregeln hielten sie nicht davon ab; aber dem armen Kinde schien diese Geschichte mißlicher, schwerer zu erzählen, als alles, was sie von der Signora hörte und hören konnte. In Diesem war von Unterdrückung, Hinterlist, Leiden die Rede, von argen, schmerzlichen Dingen, die sich aber dennoch aussprechen ließen: in Jenem mußte sie aller Augenblicke auf eines ihrer Worte, auf ein Gefühl treffen, was sie unmöglich selbst nennen, ihr Schmerzgefühl ließ es nicht zu, unmöglich umschreiben konnte: die Liebe!

Gertrud wollte manchmal ungeduldig über Luziens Ausweichen werden; aber sie war doch so lieblich, so ehrerbietig, erkenntlich, vertrauend! Manchmal wollte ihr Luziens zarte, zärtliche, scheue Schamhaftigkeit auch noch aus anderem Grunde mißfallen; aber das Mißfallen ging in der Süßigkeit eines Gedankens unter, der sie, sah sie Luzien, immer beherrschte, in dem: ihr Gutes zu thun. — Es war auch so: außer dem Schutze selbst gewährten Luzien diese Gespräche, dieses trauliche Wesen, manchen Trost, und

ſie fand anderen in ſteter Arbeit. Immer bat ſie, man möge ihr irgend Beſchäftigung geben, ließ ſelbſt in dem Sprachzimmer die Hände nie ruhen; wie denn aber traurige Gedanken ſich überall aufdringen; — nähend und immer nähend, woran ſie nie gewöhnt geweſen war, fiel ihr einmal über das andere ihre Haspel bei, was alles mit ihr!

Am nächſten Donnerſtage kam jener erſte Bote, oder ein anderer, mit Grüßen und Troſt vom Pater Chriſtoforus und mit der Beſtätigung, daß Renzo entkommen ſey. Näheres über ſein Abentheuer überhaupt erfuhren ſie auch diesmal nicht. Wie wir ſchon ſagten, hatte es der Kapuziner von ſeinem Mitbruder in Mailand, dem er Renzo'n empfahl, zu vernehmen gehofft; empfing aber von ihm die Antwort: er habe weder den jungen Burſchen, noch den Brief zu Geſicht bekommen; es habe zwar Jemand nach ihm am Kloſter gefragt, ſey aber, da er ihn nicht angetroffen, fortgegangen und nicht wiedergekommen.

Am dritten Donnerſtage, kein Bote. Dies beraubte die Frauen nicht nur eines erſehnten gehofften Troſtes, ſondern gereichte ihnen auch, wie überhaupt jede Geringfügigkeit Traurigen, Verlegenen, zur Unruhe, zu hundert läſtigen Befürchtungen. Agnes hatte ſchon vorher beabſichtigt, einmal zuzuſehen, wie es um ihr Haus ſtehe; daß der Bote nicht kam, beſtimmte ſie, es zu thun. Es that Luzien an, ihrer

Mutter fern zu ſeyn; doch das Verlangen, wieder etwas zu erfahren, die Sicherheit, deren ſie in dieſem wohlbewahrten, heiligen Aſyle genoß, beſiegte ihre Einwürfe. Anderen Tages, ward beſchloſſen, ſollte Agnes auf die Straße gehen, den von Mailand rückkehrenden Fiſcher erwarten und ihn bitten, ſie auf ſeinem Karren mit ins Gebirge zu nehmen. Sie traf den Fiſcher und fragte ihn, ob er ihr nichts vom Pater Chriſtoforus zu hinterbringen habe. Der Fiſcher hatte am Tage vor ſeiner Abreiſe unausgeſetzt gefiſcht und vom Pater nichts gehört noch geſehen. Er geſtattete Agneſens Wunſch willig; ſie nahm von der Signora und von ihrer Tochter nicht ohne Thränen Abſchied, verſprach, bald von ſich hören zu laſſen und bald wiederzukommen, und ging. Unterwegs ſtieß ihr nichts zu. Sie verbrachten, wie der Fiſcher zu thun pflegte, einen Theil der Nacht in einer, Schenke brachen, bevor es tagte, wieder auf und kamen bei guter Zeit in Prescarenico an. Agnes ſtieg auf dem Kloſterplatze ab, entließ ihren Führer mit manchem Gott-vergelt's, und wollte doch, da ſie einmal da ſey, ihren guten wohlthuenden Pater ſehen. Sie zog die Glocke, und wer öffnete, war Fra Galdino, jener Bruder-Sammler.

„Ei, liebe Frau, wo kommt Ihr denn her?“

„Ich möchte mit Pater Chriſtoforus ſprechen.“

„Mit Pater Chriſtoforus? der iſt nicht da.“

„Wird er denn lange ausbleiben?“

„Ja ....!“ sagte der Bruder, und zuckte die Achseln, daß die Kapuze sein kahles Haupt barg.

„Wo ist er denn hingegangen?“

„Nach Rimini.“

„Nach ....?“

„Nach Rimini.“

„Wo liegt das denn?“

„Weit, weit, weit;“ sagte der Bruder, mit der Hand in die Luft winkend, um eine sehr große Entfernung anzudeuten.

„Weh mir! Warum ist er denn aber so plötzlich abgereist?“

„Der Pater Provinzial hat es so gewollt.“

„Und warum haben sie ihn denn, da er hier so viel Gutes stiftete, abberufen. — Weh! weh mir armen Frau!“

Sollten die Oberen, liebe Frau, Rechenschaft von ihren Befehlen ablegen, wie würde es dann um den Gehorsam stehen?“

„Ja, ja, — es ist aber doch mein Unglück!“

„Wißt Ihr, wie es seyn wird? — Wahrscheinlich haben sie in Rimini eines guten Predigers bedurft. — Es giebt ihrer zwar überall, manchmal besteht man aber gerade auf einem besonderen. — Der dortige Pater Provinzial wird an den unsern geschrieben haben, ob er einen Mönch mit den und den Eigenschaften besitze? Pater Provinzial wird gesagt haben:

da paßt Pater Christoforus! — Und wie man sieht, ist es auch so.“

„Ach, wir armen Leute? Wenn ist er denn abgereist?“

„Vorgestern.“

„Nun seht; wäre ich meiner Ahnung gefolgt und einige Tage früher gekommen! Und man weiß nicht, wenn er zurückkommt? Nur so ungefähr?“

„Gute Frau, das weiß der Pater Provinzial vielleicht selbst nicht. Ist ein Pater Prediger bei uns einmal ausgeflogen, so weiß man nicht, auf welchem Zweige er sitzen bleiben wird. Er wird nach hier und dort verlangt, wir haben Klöster in allen vier Welttheilen. Es ist keine Frage, daß Pater Christoforus in Rimini großes Aufsehen mit seinen Fastenpredigten erregen wird. Er predigt nicht immer aus dem Stegreife, wie hier für die Landleute, für die Kanzeln in der Stadt hat er seine herrlichen, geschriebenen Predigten und trägt sie in vollem Priesterornate vor. Der Ruf des großen Predigers geht dann überall umher und sie können ihn verlangen von .... von woher weiß ich? Und dann muß man ihn geben; denn wir leben vom Mitleiden der Welt, und es ist billig, daß wir ihr dienen.“

„Ach, weh mir, weh mir!“ rief Agnes, dem Weinen nahe. „Was soll ich ohne ihn anfangen? Er sorgte für uns wie ein Vater. Welch schweres Unglück für uns!“

„Hört, gute Frau: Pater Chriſtoforus war gewiß ein braver Mann, aber es giebt auch noch andere; verſteht wohl, ſo mitleidig und verſtändig wie er, die eben ſo mit Vornehmen und Geringen umzugehen verſtehen. Wollt Ihr den Pater Athanaſius? den Pater Hieronymus? Pater Zacharias? Pater Zacharias iſt ein ſehr würdiger Mann! Steht nicht, wie einfältige Leute, an, weil er ſo klein ſey, keine Stimme habe und einen ſo dürftigen Bart: doch ich will Euch nicht zureden, denn es hat ein jeder ſein Gutes; aber es giebt doch keinen beſſeren Rathgeber in der Noth, als ihn.“

„Ach du heilige Geduld!“ rief Agnes mit halber Dankbarkeit, halbem Aerger, wie bei einem Rathſchlage, der mehr guten Willen als Fähigkeit verräth: „was bekümmere ich mich darum, was an einem andern Manne ſey oder nicht ſey, wenn ich den nicht mehr habe, der alle unſere Sachen, der die Mittel kannte, uns zu helfen?“

„Nun ſo müßt Ihr Geduld haben.“

„Daß weiß ich,“ entgegnete Agnes, „verzeiht, daß ich Euch ſtörte.“

„Nicht doch liebe Frau. Ich beklage Euch aufrichtig. Und wenn Ihr Euch entſchließt, einem unſerer Väter Euch zu entdecken, iſt das Kloſter immer hier und läuft nicht davon. Nun, ich komme bald zu Euch, Oel zu ſammeln.“

„Gehabt Euch wohl,“ ſagte Agnes; und ging.

verlassen, verwirrt, entmuthigt nach ihrem Dörfchen zu, dem armen, seines Stabes beraubten Blinden ähnlich. Da wir ein wenig mehr als Bruder Galdino von der Sache wissen, so können wir nunmehr den Verlauf erzählen.

Attilio war kaum nach Mailand zurück, als er, versprochenermaßen, zu Don Rodrigo's Gunsten, ihrem gemeinschaftlichen Onkel, einem Mitgliede des geheimen Rathes, seinen Besuch machte. (Dieser Rath bestand damals aus dreizehn Männern mit Mantel und Degen, war dem Gouverneur zur Seite gegeben, und verwaltete, ward sie durch Tod oder Wechsel auf einige Zeit erledigt, dessen Stelle.) Der gräfliche Onkel war einer der Aeltesten dieses Rathes, nicht ohne Einfluß, und verstand, sich auf unvergleichliche, meisterhafte Weise ein Ansehn zu geben und geltend zu machen. Hochtrabende Worte, bedeutungsvolles Schweigen, Abbrechen mitten im Strome der Rede, ausdrucksvolle Blicke, Schmeicheleien, die nichts versprachen, Drehungen im größten Zeremoniel; alles diente seinen Endzwecken, aus Allem wußte er mehr oder minder Vortheil zu ziehen. Bis hinab zu einem: ich kann nichts in der Sache thun! das manchmal völlig der Wahrheit gemäß gesagt wurde, aber in einem Tone, dem man keinen Glauben beimaß; trug jedes seiner Worte bei, den hohen Begriff Anderer von seiner Macht und seine Macht in der That, zu steigern. Er glich den großen Büchsen

mit arabiſcher Umſchrift, in denen nichts iſt und auf welche mancher Apotheker hält, um der Welt Ehrfurcht für ſeine Kunſt zu ſchärfen. Das Anſehen des gräflichen Onkels, welches ſeit langer Zeit immer nur Schritt vor Schritt wuchs, hatte endlich zuletzt einen Rieſenſchritt gethan; er wurde mit einem Auftrage an den Hof von Madrid geſandt, und wie man ihm auch dort begegnete, er trug es der Welt vor. Um weiter nichts zu ſagen, hatte ihn der Graf-Herzog mit beſonderer Auszeichnung behandelt, war in ſeinem Vertrauen nicht allein ſo weit gegangen, ihn einmal, man kann ſagen, vor dem ganzen Hofe, zu fragen, wie ihm Madrid gefalle, ſondern hatte ihm ſelbſt einmal in einer Fenſterwölbung, unter vier Augen, vertraut: der Dom von Mailand ſey der größte Tempel in den Staaten des Königs.

Nachdem Attilio den gräflichen Onkel auf die wirkſamſte Weiſe gekirrt und ihn des Vetters unterthänige Grüße hinterbracht hatte; ſagte er mit ſo ſtrengem Ernſte, wie er immer, wenn es nöthig war, bei der Hand hatte: „ich glaube meine Pflicht zu thun, gnädigſter Onkel, ohne Rodrigo's Vertrauen zu mißbrauchen, wenn ich Euch eine Sache mittheile, die, legt Ihr nicht die Hand darauf, ſehr ernſte Folgen haben kann....“

„Wohl einen von ſeinen bekannten Streichen?“

„Ich muß der Wahrheit ihr Recht anthun und geſtehen, daß das Unrecht nicht auf Rodrigo's Seite

iſt, aber er iſt aufgeregt und, wie ich ſage, kein Anderer als der Herr Onkel....“

„Laß hören, laß hören.“

„Es lebt in der dortigen Gegend ein Kapuzinermönch, der meinem Vetter nachſtellt, und die Sache iſt ſo weit gediehen, daß....“ —

„Wie oft habe ich Euch nicht, dem Einen wie dem Andern, geſagt, daß man die Mönche Hahn in ihrem Korbe muß ſeyn laſſen! Man kann ſchon frey ſeyn, wenn man ſie ſich vom Leibe hält und ſie ſich nicht in unſre Angelegenheiten mengen!“ Er huſtete. „Ihr aber könnt ihnen doch aus dem Wege gehen....“

„Herr Onkel, ich kann nicht umhin, Euch zu verſichern, daß Rodrigo, wäre es möglich geweſen, gern aus dem Wege gegangen ſeyn würde. Der Mönch iſt ihm aufſäßig, greift ſelbſt ihn auf jede Weiſe an:...“

„Was zum Henker hat denn der Mönch mit meinem Neffen?“

„Zuvörderſt iſt er ein unruhiger Kopf, den man überall als ſolchen kennt und dem es ein Gewerbe iſt, mit Kavalieren anzubinden. Dann beſchützt er, hütet, oder was weiß ich, ein Landmädchen aus der Gegend und hat für ſie eine chriſtliche, eine Liebe.... ich mag nicht ſagen eine fleiſchliche Liebe, aber eine ſehr eiferſüchtige, verdächtige, empfindliche Liebe.“

„Verſtehe!“ ſagte der Oheim; und aus einem

gewiſſen Grunde der Dummheit, wenn ſein Geſicht von Natur übermalt war, und den Politik mit manchem Zuge überkleidet und bedeckt hielt, blitzte ein Strahl von Bosheit, die ſich recht wohl auf ihm ausnahm.

„Seit einiger Zeit," fuhr Attilio fort, „hat ſich dieſer Mönch in den Kopf geſetzt, Rodrigo habe, ich weiß nicht welche, Abſichten auf...."

„In den Kopf geſetzt! in den Kopf geſetzt! Ich kenne ihn ſchon, den Herrn Don Rodrigo! Ihn in ſolchen Sachen rein zu waſchen, bedarf es ganz anderer Advokaten, als Euch, mein Herr Graf Attilio!"

„Daß Rodrigo vielleicht gnädigſter Herr Onkel, mit dem Mädchen, begegnete er ihr unterweges, einmal geſcherzt habe, will ich nicht widerſtreiten: er iſt ein junger Mann, und ein für allemal doch kein Kapuziner. Das ſind aber zu unwichtige Dinge, mit dem gnädigen Onkel darüber zu ſprechen: die Hauptſache iſt, daß der Mönch mit Don Rodrigo geſprochen hat, wie man mit einem Strauchdiebe ſprechen würde, daß er die ganze Gegend wider ihn aufzureizen ſucht."

„Und die anderen Mönche?"

„Kümmern ſich nicht darum, weil ſie ihn als einen Hitzkopf kennen und für Rodrigo alle Ehrfurcht haben; dagegen hat er aber, weil er ein wenig den Heiligen ſpielt, großen Anhang unter den Landleuten und...."

„Er weiß wohl nicht, daß Rodrigo mein Neffe iſt.“

„Er weiß es. Das iſt es eben, was ihm die Wuth einjagt.“

„Wie? wie?....“

„Weil er, wie er ſelbſt ſagt, eben deshalb, weil Rodrigo einen ſo mächtigen Beſchützer und Verwandten wie Euer Gnaden habe, Vergnügen daran finde, ihn zu verfolgen: er ſcheere ſich weder um Vornehme noch Mächtige, der Strick des heiligen Franz ſey ſtark genug, ihnen die Hände zu binden, er....“

„Ueber den tollen Mönch! wie heißt er?....“

„Bruder Chriſtoforus von***,“ ſagte Attilo, und der gräfliche Oheim zog ſchnaubend und brummend aus einem Schubfache eine Schreibtafel und bemerkte ſich darin den beſcheidenen Namen. Attilio ſprach unterdes weiter: „Er hat es von jeher ſo getrieben. Wißt Ihr ſeine Lebensgeſchichte? Er war bürgerlich, hatte ein paar Soldi in der Taſche und wollte es damit den Kavalieren ſeines Ortes gleich thun. Aus Wuth, daß er einigen nachſtehen mußte, ermordete er einen und ward, dem Galgen zu entgehen, Mönch.“

„Gut, gut, herrlich! Wir werden ſehen, wir werden ſchon ſehen!“ ſagte der Oheim, ganz außer ſich vor Wuth.

„Jetzt nun,“ fuhr Attilio fort, „iſt er wüthender als je, weil ihm ein Anſchlag zu nichte geworden

iſt, der ihm das Herz ſehr abdrückte. Aus ihm wird der Herr Onkel erſehen, was er für ein Patron iſt. Er wollte jene ſeine Kreatur, es ſey nun, ſie vor etwanigen Gefahren zu retten, — Ihr verſteht mich! — oder aus anderem Grunde, verheirathen, wollte ſie, es koſte was es wolle, verheirathen. Eine andere ſeine Kreatur, ein Kerl, den vielleicht, nein, den gewiß der Herr Onkel dem Namen nach kennt, weil im geheimen Rathe zweifellos von dieſem ſaubern Subjekte die Rede war, ...“

„Wer iſt's?“

„Ein Seidenſpinner, Lorenzo Tramaglino, eben der....“

„Lorenzo Tramaglino!“ rief der Oheim. „Ei, ei, ein würdiger Pater! Ja, ja .... in der That .... er hatte einen Brief an, ... Verdammt, daß er auch .... thut aber nichts; es iſt ſchon gut ſo. Warum kann mir denn aber der Herr Don Rodrigo nichts von alle dem ſagen? warum läßt er die Sachen ſo weit gedeihen und vertraut ſich nicht dem an, der ihm helfen kann und wird?“

„Ich bin auch in dieſem Stück aufrichtig. Einestheils wußte er, daß der Herr Onkel ſo ſchon ſo viel zu ſorgen und zu denken hat, ...“ (der Onkel athmete tief empor und bewegte die Hand, andeutend, was er alles für ſchwere Laſten zu tragen habe) „und würde ſich ein Gewiſſen gemacht haben, ihm noch mehr aufzubürden; anderntheils aber — ich geſtehe

es frei — scheint er mir, nach dem, was ich gemerkt habe, so erbittert und außer sich, so aufgebracht über die Schändlichkeiten des Mönchs, daß er eher geneigt ist, auf ein oder die andere willkührliche Weise sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, als sie auf dem Wege Rechtens und der Klugheit, durch den Herrn Onkel nachzusuchen. Ich habe zwar immer versucht, Wasser in die Flamme zu gießen, da ich aber sah, wie sie immermehr um sich griff, so hielt ich für rathsam, den Herrn Onkel, der ganzen Familie Haupt und Stütze, davon in Kenntniß zu setzen."

„Hättest nur früher den Mund aufthun sollen."

„Das ist wohl wahr; aber ich hoffte immer, die Sache werde sich von selbst wieder geben, der Mönch entweder zur Vernunft zurückkehren, oder — wie es ja immer mit den Mönchen geht, daß sie bald hier, bald da sind — das Kloster verlassen; und dann wäre es mit einemmale alle gewesen. Aber ...."

„Jetzt liegt mir ob, die Sache ins Gleis zu bringen."

„So dachte ich auch. Ich dachte: der Herr Onkel wird mit seinem Einflusse, seinem Scharfsinne schon Aufsehen zu verhüten und Rodrigo's Ehre, die zugleich auch die seine ist, zu retten wissen. Der Mönch, dachte ich mir, schwatzt immer vom Stricke des heiligen Franz; aber muß man ihn denn gerade, um ihn zu seinen Zwecken zu nutzen, um den Leib gegürtet haben? Der Herr Onkel hat hundert, mir unbewußte,

Hülfsmittel, ich weiß, daß ihn der Pater Provinzial, wie nicht mehr als billig, hoch verehrt, und wenn der Herr Onkel der Meinung wäre, daß es in diesem Falle das Gerathenste, den Mönch wo anders hin zu versetzen, es bedürfte nur zwei Worte ....“

„Ueberlasse der Herr Neffe das nur dem zu bedenken, der es zu bedenken hat;“ sagte der Oheim etwas bitter.

„Ach!“ rief Attilio, den Kopf schüttelnd, mit einem mitleidigen Lächeln über sich selbst: „es ist ja doch wahr! Bin ich der Mann darnach, dem gnädigen Herrn Oheim zu rathen? Aber es ist nur Eifer für die Ehre des Geschlechtes, der mich irre führt. Ich fürchte,“ fügte er nachdenklich, wie es schien, hinzu, „ich fürchte, noch wo anders gefehlt, fürchte, dem Vetter in der Meinung des gnädigsten Onkels geschadet zu haben. Es würde mir keine Ruhe lassen, hätte ich Euch etwa den Irrthum erregt: Rodrigo hege für Euch nicht all' das hohe Vertrauen, dieselbe unbegrenzte Ergebenheit, die seine Pflicht verlangt. Glaubt mir, Herr Onkel, er ist in diesem Punkte ....“

„Still, still; was wollt Ihr Euch einander vorwerfen? Vertragt Euch, vertragt Euch wie immer, hütet Euch mehr vor dummen Streichen. Ihr junges Volk lauft immer kopflos in den Tag hinein, daß man nicht genug hinter drein seyn kann; Ihr macht mir mehr zu schaffen, bringt mich in ärgere

Klemmen, als ..." — man kann sich denken, wie tief er hier aufseufzte — „alle die — vielgeliebten Staatssachen."

Attilio versprach Besserung, entschuldigte sich nochmals, schmeichelte und dankte, beurlaubte sich und ging, von einem: „Man werde vernünftig!" der Abschiedsformel des Oheims an seine Neffen, begleitet.

Neunzehntes Kapitel.

Erblickte Jemand auf einem schlecht bebauten Felde Unkraut, etwa Sauerampfer, und wollte er wissen, wie es dahin gekommen sey: ob das Samenkorn wirklich daselbst reifte, ob der Wind es dahin führte, ob ein Vogel es herabfallen ließ; er würde, grübelte er eine Ewigkeit nach, nicht damit zu Stande kommen. So wissen auch wir durchaus nicht, ob dem gräflichen Oheime aus eigenem Hirn, ob auf Attilio's Veranlassung der Gedanke erstieg: eine schlimme Sache mittelst des Paters Provinzial beizulegen. — So viel ist gewiß, daß Attilio jenes Wort absichtlich hinwarf. Ob er wohl wußte und erwarten konnte, daß einem so unbemäntelt gegebenem Rathe der mürrische Dünkel

des Theims widerstehen werde; so wollte er ihm doch auf jede Gefahr diesen Ausweg bemerkbar machen, ihm andeuten, was die Sache, nach seinem Plane, am besten ordnete. — Der Ausweg war hingegen auch wieder den Umständen der Gemüthsart des Theims so angemessen, daß er sicherlich, auch ohne Eingebung, auf ihn getroffen seyn, ihn ergriffen haben würde.

Es handelte sich darum, daß in einem nur gar zu offen geführten Kriege Jemand seines Namens, sein Neffe, nicht unterliege: und das war doch etwas, dem ihm so hochwichtigen Ehrenpunkte sehr Wichtiges. Die Genugthuung, die der Neffe sich selbst verschaffen konnte, würde Uebel nur ärger gemacht, alles Unheil nur gemehrt haben; man mußte ihr ohne Zeitverlust in jedem Falle vorbeugen. Wollte man befehlen, er solle seinen Landsiz alsbald verlassen: er würde entweder nicht gehorchen, oder, that er es, war es ein Entweichen, Flucht des ganzen Geschlechtes vor einem Kloster. Befehle, gesezliche Kraft, Einschüchterungen vermochten nichts über einen Feind der Art. Die ganze weltliche und Ordensgeistlichkeit war unabhängig von anderer, als ihrer eigenen Gerichtsbarkeit; und zwar nicht nur die Personen, selbst die Orte, wo sie wohnten. Es muß Jedermann bekannt seyn, hätte er auch nie etwas Geschichtliches außer dieser Geschichte gelesen. — Alles was man gegen einen solchen Gegner vermochte, war, ihn wo möglich zu entfernen, und

dazu bedurfe man des Paters Provinzial, auf den es ankam, wo ein Mönch seyn und bleiben sollte.

Der Pater Provinzial und der gräfliche Onkel waren alte Bekannte, hatten sich zwar selten gesehen, jedesmal aber unter wiederholten Freundschaftsversicherungen, unter angelegentlichen Dienstanerbietungen. Es ist bisweilen leichter, mit Jemand auszukommen, der über Viele gebietet, als mit Jemand, der nur gehorchen muß. Dieser hat häufig nur sein Interesse, seine Leidenschaften im Auge und kümmert sich um nichts weiter! Jener übersieht mit einem Blicke hundert Verhältnisse, hundert Fälle, hundert Angelegenheiten, hat hundert Dinge zu meiden, hundert zu bewachen und muß sich daher hundertfach zertheilen.

Alles wohl erwogen, lud der Oheim den Pater Provinzial eines Tages zum Mittagsessen ein, und ließ ihn einen Kreis, mit der feinsten Unterscheidungsgabe gewählter Gäste, finden. Einige der titelreichsten Blutsverwandten, die zusammen aus seinem Geschlechte einen einzigen langen Titel machten und, schon allein durch ihr Betragen, durch eine gewisse angeborene Sicherheit, durch eine herrische Herablassung, von den höchsten Dingen mit der ausgemachtesten Vertraulichkeit sprechend, selbst ohne es absichtlich zu wollen, in jedem Momente das Bild der Ueberlegenheit und Macht einprägten, erneuten; einige dem Hause erblich oder dem Hausherrn per-

sönlich zu lebenslänglicher Dienstbarkeit verbundene Schützlinge, die schon bei der Suppe anfingen, mit Mund, Augen, Ohren, Kopf, ja mit dem ganzen Körper, und mit ganzer Seele zu bejahen, und Einen beim Desert wohl dahin gebracht haben konnten, nicht mehr zu wissen, wie man es anfange, etwas zu verneinen.

Ueber Tische lenkte der Hausherr das Gespräch sehr bald auf das Thema Madrid. In Rom muß man viele Schulen durchgehen, in Madrid hatte er sie alle durchgangen. Er sprach vom Hofe, vom Grafen-Herzoge, von den Ministern, von der Familie des Gouverneurs, von den Stierkämpfen, die er auf das Genaueste beschreiben konnte, weil er ihnen vom besten Platze, vom Eskurial aus zusah; sprach vom Eskuriale selbst, wo ihn der Graf-Herzog in jedem Winkel habe herumführen lassen. Eine Zeit lang hörte ihm die ganze Versammlung wie ein Auditorium zu, dann entspannen sich Zwischengespräche und er fuhr, wie im Vertrauen zu dem Pater Provinzial, der neben ihm saß, ihn reden und reden ließ, fort, ihm ähnliche Dinge zu erzählen. Bei einem gewissen Punkte gab er indes dem Gespräche eine Wendung, brach von Madrid ab und führte es von Hof zu Hof, von Würde zu Würde, bis endlich zum Kardinale Barberini, der Kapuziner und Bruder des damaligen Pabstes Urbans VIII war. Hier mußte auch er ein wenig reden lassen und anhö-

ren, und sich erinnern lassen, daß die Menschen auf dieser Erde am Ende nur nach ihren guten Werken gerichtet würden. Als bald hernach die Tafel zu Ende war, bat er den Pater Provinzial, mit ihm in ein anderes Zimmer zu treten.

Vollendete Erfahrung und Schlauheit standen sich hier in zwei hohen, sich entgegengesetzten Würden gegenüber.

Der vornehme Graf bittet den hochwürdigen Pater, sich zu setzen, setzt sich neben ihn und spricht: „bei der zwischen uns bestehenden Freundschaft habe ich geglaubt, mit Ew. Hochwürdem über eine uns beiderseits wichtige Sache reden zu müssen, die nur zwischen uns abgemacht, und nicht weiter bekannt werden darf. Ich will Euch ohne Hehl und nur mit zwei Worten sagen, wovon die Rede ist; Ihr wißt: in dem Kapuzinerkloster von Pescarenico ist ein Pater, Namens Christoforus von ...?“

Der Provinzial nickte bejahend.

„Hört einmal, hochwürdiger Herr! aufrichtig, als Freund gesagt .... dieser Mensch .... dieser Pater .... Ich kenne ihn nicht von Person; kenne schon einige Väter-Kapuziner, das sind alles Goldleute, eifrig, klug, bescheiden; ich war von Kindesbeinen an Freund des Ordens .... Aber wie denn in jeder etwas zahlreichen Familie immer ein Individium, ein Einzelner .... Nun, dieser Pater Christoforus, weiß ich aus mehren Anzeichen, ist ein Mann ....

der ein wenig Zank und Streit liebt .... nicht immer der Klugheit huldigt .... und eben meine Beweiße .... Er muß sicherlich schon mehr als einmal Hochwürden Verdruß gebracht haben."

— „Verstehe, eine Versetzung!" — dachte der Provinzial. „Ist meine Schuld; ich konnte ja wissen, daß der gedenedeite Christoforus besser zum Wandern von Kanzel zu Kanzel taugt, nicht aber auch nur sechs Monate in einem Kloster, besonders in einem auf dem Lande, weilen darf." — „Es thut mir," sagte er laut, „in der That leid, gnädiger Herr, daß Ihr vom Pater Christoforus nicht besser denkt. So viel ich weiß, ist er ein Geistlicher, ... das Vorbild im Kloster, und überall hochgeachtet."

„Begreife wohl, Hochwürden, Ihr müßt .... aber, aber, als aufrichtiger Freund, will ich Euch eine Sache mittheilen, die Euch sehr wichtig seyn muß; wißt Ihr sie schon, so muß ich Euch doch wenigstens, und kann es ohne Pflichtverletzung, auf mögliche Folgen aufmerksam machen, die .... die .... ich kann da nicht mehr sagen. Wir haben Kunde erhalten, daß dieser Pater Christoforus einen Menschen aus jener Gegend beschützte, einen Menschen — Hochwürden werden von ihm gehört haben, — denselben der den Händen der Gerechtigkeit so schmählich entwich, nachdem er an jenem unseligen St. Martinstage Dinge, Dinge begangen hatte .... Lorenzo Tramagline!"

„O weh!" dachte der Provinzial und sagte:

„Dieſe Nachricht iſt mir ganz neu. Indeß iſt Euch bekannt, gnädiger Herr, daß ein Theil unſerer Ordenspflicht eben darin beſteht, Verirrte aufzuſuchen, auf den rechten Pfad zurückzuführen ....“

„Sehr wohl; aber der Umgang mit Verirrten gewiſſer Art....! Es ſind ſehr kitzliche, ſehr delikate Dinge....“ Anſtatt hier die Backen aufzublaſen und zu ſchnauben, biß er die Lippen zuſammen und zog gerade ſo viel Athem ein, als er ſchnaubend ausgeblaſen haben würde. Er fuhr fort: „Ich habe für nöthig erachtet, Euch dieſen Fingerzeig zu geben, denn wenn Sr. Excellenz jemals .... könnte leichter ein Bericht nach Rom erfolgen .... ich weiß nicht .... und von Rom wieder....“

„Ich bin Euch für die Nachricht verbunden, gnädiger Herr, doch auch überzeugt, daß, wenn man Erkundigungen über die Sache einzieht, man finden wird, Pater Chriſtoforus habe mit jenem Menſchen keine weitere Gemeinſchaft gehabt, als die, ihm den Kopf zurecht zu rücken. Ich kenne den Pater Chriſtoforus.“

„Ihr wißt alſo auch, was an ihm als Weltkind war, wißt die Streiche, die er in ſeiner Jugend machte.“

„Das gereicht eben der Kutte zur Ehre, daß ein Menſch, dem man Manches aus ſeinem Weltleben nachzuſagen weiß, ſobald er ſie anlegte, ein ganz An-

derer ward. Und seit wie lange trägt Pater Christoforus bereits dieses Kleid ...."

„Ich möchte Euch gerne glauben, gewiß, ich möchte Euch gerne glauben, zuweilen aber .... wie das Sprichwort sagt .... macht das Kleid noch nicht den Mann."

Das Sprichwort paßte nicht ganz hieher, der Graf hatte es aber anstatt eines anderen angeführt, das ihm gerade beifiel: Was ein Häckchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. —

„Ich habe Anzeichen," fuhr er fort, „ich habe Beweise...."

„Wißt Ihr irgend einen Fehltritt des Geistlichen," sagte der Provinzial, „— wir können alle irren — namhaft zu machen, so bitte ich sehr, es gegen mich zu thun. Ich bin Oberer, zwar sonder Verdienst und Würden, aber ich bin eben da, zu bessern, zu helfen...."

„Ich will es Euch sagen: zu dem schlimmen Umstande, der Vertraulichkeit des Paters mit jenem Verbrecher, kommt noch ein Anderer, nicht minder ärgerlicher, der leicht .... — Aber wir werden uns schon unter uns verständigen; es kommt zu ihm noch ein anderer, sage ich: Pater Christoforus hat mit meinem Neffen, Don Rodrigo *** Streit angebunden."

„O, das mißfällt mir, das mißfällt mir in der That."

„Mein Neffe ist ein junger Mann, hitzig, fühlt sich, ist nicht gewöhnt, sich höhnen zu lassen ....“

„Es ist meine Pflicht, mich von dieser Sache genau zu unterrichten. Wie ich Euch schon sagte, gnädiger Herr, und Ihr versteht, vermöge Euerer Weltklugheit und Humanität, besser über so etwas zu urtheilen, wir sind alle von Fleisch und Bein, alle sterbliche Menschen .... heute in dem, morgen in dem: und hat unser Pater Christoforus gefehlt ....“

„Versteht mich wohl, Hochwürdiger, es sind Dinge, die, wie ich sage, unter uns abgemacht, hier in Schweigen vergraben werden müssen, stört man sie zu sehr auf, werden sie nur böser. Ihr wißt ja, wie es wohl geschieht: Stänkereien, heimlicher Groll, oft von den nichtswürdigsten Geringfügigkeiten erzeugt, werden oft so weit, so weit getrieben .... Will man der Wurzel nachforschen, man findet sie in der Regel nicht nur nicht, sondern stört nur hundert andere, unangenehme Nebendinge auf. Man muß besänftigen, abbrechen, hochwürdigster Pater, abbrechen, besänftigen. Mein Neffe ist jung, der Geistliche muß, nach dem, was ich höre, noch ziemlich rüstig seyn, denn, mit den Neigungen der Jugend .... Unsere Sache nun, die wir bei Jahren sind, (leider schon gar zu sehr, nicht, Hochwürdiger?) unsere Sache ist's, unsern Ernst der Jugend zu leihen und ihre Streiche wieder gut zu machen. Zum Glück ist es damit noch Zeit, die Sache hat noch kein Aufsehen erregt, ist

erst im Werden, man kann die Flamme noch ersticken. Manchmal thut bei einem Menschen, der an dem einen Orte entweder nicht gut ausschlägt, oder irgend ein Unheil anstiften will, eine schickliche Ortveränderung Wunder. Hochwürden werden schon wissen, wo dieser Mönch hinpaßt. Man begegnet damit zugleich dem Umstande, daß er Männern verdächtig werden dürfte, denen seine Entfernung vielleicht erwünscht ist, und trifft, sendet man ihn ein wenig weit von dannen, zwei Fliegen mit einem Schlage. Alles legt sich selbst bei und — was das Beste — alles bleibt verschwiegen."

Diesen Schluß hatte der Pater Provinzial gleich anfänglich erwartet. „Ja, ja," — dachte er — „ich sehe schon, wo du mich hinhaben willst. Es ist wie gewöhnlich; hat ein armer Mönch Händel mit Euch Anderen, mit einem von Euch bekommen, oder ist er Euch ein Dorn im Auge, gleich, gleich, ohne zu fragen, ob er Recht oder Unrecht habe, soll der Superior ihn wandern lassen." —

Und als der Graf schwieg und die Luft von sich geblasen hatte, was so viel bedeutete, als daß er fertig sey, sagte der Provinzial: „Ich verstehe sehr wohl, was der Herr Graf sagen will, sehe man aber so einen Schritt...."

„Es ist ein Schritt und auch kein Schritt, Hochwürdiger Pater, es ist eine ganz natürliche, ganz gewöhnliche Sache; geschieht sie nicht und geschieht sie

nicht bald, so sehe ich ein Meer von Verwirrung, eine Iliade von Weh voraus. Daß die Schuld an meinem Neffen liege, kann ich nimmermehr glauben, will Euch seine Unschuld verbürgen ...,. Aber so weit die Sache gediehen ist, ... ordnen wir sie nicht ohne Säumniß unter uns mit einem Male, so kann sie nicht dabei ihr Bewenden haben, sie muß bekannt werden .... und dann ist nicht bloß mein Neffe dafür interessirt, dann .... Wir stören in ein Wespennest, Hochwürdiger Pater! — Ihr seht, wir sind aus Einem Geschlechte, haben Verwandtschaften ...."

„Sehr ansehnliche."

„Ihr versteht mich: Jeder, dem Blut durch die Adern rinnt, der auf dieser Welt .... Es ist nun einmal so. Es wird zur Ehrensache, es wird Gemeinsache, und dann....? auch der Allerfriedlichste .... Es würde mir das Herz brechen, müßte ich.... wäre ich genöthigt .... der ich immer so sehr für die Väter-Kapuziner eingenommen war ....! Wollt Ihr Väter-Kapuziner Gutes stiften können, wie Ihr so zur Wohlthat der Welt immerdar zu thun gewöhnt seyd, müßt Ihr Ruhe und Frieden haben, keine Häkeleien, müßt in gutem Vernehmen mit.... Und dann sind doch immer Weltkinder unter Euch.... und die fatalen Ehrensachen, gleich ziehen sie sich in die Länge, dehnen sich, verzweigen, verwirren sich und reißen — die halbe Welt mit sich fort. Ich befinde mich in einem so erwünschten Ansehen, daß ich ge-

nöthigt bin, auf eine gewiſſe Würde zu halten ... Seine Excellenz .... meine Herren Kollegen ... Alles wird mir wichtig .... namentlich wegen des anderen Umſtandes ... Ihr wißt, wie es damit geht."

„Pater Chriſtoforus," ſagte der Provinzial, „iſt in der That Prediger; und ich hatte ſchon ſo einen Gedanken .... Er iſt kürzlich erſt verlangt worden .... Aber nunmehr, unter ſolchen Umſtänden, könnte es wie Strafe ausſehen, und Strafe vor Unterſuchung einer Sache ...."

„Ach, was da, Strafe, Strafe," ein klügliches Vorbeugen, ein Ausweg gewöhnlichen Wohlſtandes, zu Verhütung heilloſer Folgen .... ich habe mich ja darüber ausgeſprochen ...."

„Zwiſchen dem Herrn Grafen und mir verhält ſich die Sache allerdings ſo, das ſehe ich ein. Aber wäre ſie wirklich ſo, wie es Euch, gnädiger Herr, hinterbracht wurde, es müßte, ſage ich, durchaus etwas darüber im Lande verlautet haben .... Es giebt ja überall Friedenſtörer, Achſelträger, oder zum wenigſten boshafte Menſchen, denen es ein ſchändliches Vergnügen iſt, Adel und Geiſtlichkeit in Fehde mit einander zu ſehen, und die immerdar nur ſchüren und klatſchen und ſchreien .... Jeder muß auf Behauptung ſeiner Würde halten, und ich, als (unwürdiger) Superior habe die ernſte Pflicht .... die Ehre des Ordens .... es iſt nicht meine eigene Sache .... es iſt ein anvertrautes Gut, von dem .... Euer Herr Neffe

könnte, da er, wie der gnädige Herr sagt, sehr aufgebracht ist, wohl gar glauben, es solle ihm damit eine Genugthuung geschehen und — ich will nicht sagen, sich damit brüsten, laut triumphiren, aber....“

„Ihr scherzt doch nur, Hochwürden! Mein Neffe ist ein Kavalier, den die Welt nach Verdienst und Würden hochschätzt; mir gegenüber ist er aber ein Kind, das nicht mehr, nicht weniger thun darf als ich ihm gebiete. Ich verspreche Euch, daß mein Neffe nichts davon erfahren soll. Wem hätten wir Rechenschaft zu geben? Wir machen alles unter uns als gute Freunde ab, keine Secte erfährt ein Wort. Macht Euch keine Gedanken darüber; — ich bin an Schweigen gewöhnt.“ — Er seufzte schwer. — „Und was die Schwäger,“ fuhr er fort, betrifft, was sollten sie denn dazu sagen? Es ist ja etwas so Gewöhnliches, daß ein Geistlicher nach einem anderen Orte gesandt wird, um zu predigen. Und .... was haben denn wir, die überall sehen, vorsehen und im Grunde .... was haben wir uns denn um Anderer Gerede zu kümmern?“

„Aber, um dergleichen zu verhüten, würde es doch gut seyn, daß Euer Herr Neffe irgend eine öffentliche Versicherung, ein öffentliches Zeichen der Freundschaft, Ergebenheit ablegte .... Nicht um unsert-, um des Ordenswillen....“

„Ja, ja, das ist billig .... aber auch nicht eben nöthig: ich weiß bestimmt, daß mein Neffe die Ka-

puzlner immer so behandelt, wie er es ihnen schuldig ist. Er thut es aus Neigung, Familienneigung: und übrigens weiß er ja auch, sich mir damit angenehm zu machen. Allerdings ist es nöthig .... etwas Besonderes .... In diesem Falle .... ist sehr billig zu verlangen. Laßt mich nur machen, Hochwürdiger Pater, ich werde meinem Neffen anbefehlen .... das heißt, man muß damit klug zu Werke gehen, daß Niemand merke, was zwischen uns vorfiel. Warum sollte man ein Pflaster auflegen, wo keine Wunde ist? Und was unseren Beschluß anlangt, so heißt es: je eher, je besser, und auch: je ferner, je besser, damit auf keine Weise ...."

„Man hat mich so eben von Rimini um Jemand angegangen; vielleicht hätt' ich auch, ohne weiteren Anlaß, die Augen auf ihn geworfen."

„Sehr gelegen, sehr gelegen. Und wann ....?"

„Da es einmal geschehen soll, mag es bald geschehen."

„Bald, bald, Hochwürdiger Herr, besser heute als morgen. Und ...." fuhr er aufstehend fort, „kann ich oder einer der Meinigen irgend etwas für die guten Väter-Kapuziner ...."

„Wir kennen die Gewogenheit des Hauses," sagte der Provinzial, stand gleichfalls auf und schritt hinter seinem Sieger, dem Ausgange zu.

„Wir haben einen Funken erdrückt," sagte der Sieger, langsam vorschreitend, „einen Funken, Hoch-

würdiger Pikes, der eine große Flamme werden konnte. Zwischen guten Freunden thun zwei Worte oft Wunder."

Er öffnete die Thürflügel und bestand darauf, daß der Pater Provinzial vorausgehe. Sie traten zusammen ins Gesellschaftszimmer und mischten sich unter die Anderen.

Der Graf war mit vielem Bedachte, mit vieler Schlauheit und hohen Reden zu Werke gegangen; hatte aber auch seine Absicht erreicht, und Pater Christoforus mußte, in Folge dieser Unterredung, den nicht kleinen Spaziergang von Pescarenico nach Rimini antreten.

Es kam eines Abends ein Kapuziner aus Mailand, mit einem Auftrage an den Pater Guardian in Pescarenico, an. Es war der Befehl: Pater Christoforus solle sich als Fastenprediger nach Rimini begeben. Der Brief an den Guardian enthält zugleich die Weisung für den besagten Pater: alle Geschäfte und Angelegenheiten, die er etwa in der Gegend habe, durchaus aufzugeben und nicht mehr an sie zu denken; der Bruder-Ueberbringer werde ihn auf der Reise begleiten. Der Guardian erwähnt am Abend noch nichts; am Morgen läßt er den Bruder Christoforus rufen, zeigt ihm den Befehl, heißt ihn seinen Kord, Strick, Schweißtuch und Gürtel holen und schickt ihn mit seinem ihm zugeordneten Gefährten auf den Weg.

Ob das wohl ein Schlag für unſern Pater war! Renzo, Luzia, Agnes ſtellten ſich ihm alsbald in Gedanken dar und er rief, gewiſſermaßen, im Innern aus: „O mein Gott! was werden die armen Menſchen beginnen, wenn ich nicht mehr bei ihnen bin!“ Aber er hob den Blick zum Himmel, klagte ſich des Zweifels an, klagte ſich an, ſich ihnen unentbehrlich geglaubt zu haben. Er kreuzte ſeine Hände über der Bruſt, zum Zeichen des Gehorſams, und neigte das Haupt vor dem Pater Guardian, der ihn ſodann bei Seite nahm und ihm jene geheime Weiſung als Rath eingab, das Gebot jedoch andeutend. Pater Chriſtoforus begab ſich in ſeine Zelle, nahm ſeinen Korb, legte ſein Brevier, ſeine Faſtenpredigten, ſein Verſöhnungs-Brod hinein, umgürtete ſich die Hüften mit einem ledernen Riemen, nahm Abſchied von den im Kloſter anweſenden Mönchen, bat um den Segen des Guardians und ſchlug mit ſeinem Begleiter die gebotene Straße ein. —

Wir haben erklärt, daß Don Rodrigo, heftiger als je auf Beendung ſeines Abentheuers entbrannt, den Entſchluß faßte, die Hülfe eines furchtbaren Menſchen in Anſpruch zu nehmen. Wir wiſſen weder deſſen Vornamen, Namen, Titel, noch hegen deshalb die geringſte Vermuthung. Dieſes iſt um ſo ſeltſamer, als ſeiner, in mehr als einem (gedruckten) Buche der damaligen Zeit, Erwähnung geſchieht. Die Identität der Perſon geräth durch mehr als ei-

nen Umstand außer Zweifel, ängstliches Verschweigen des Namens tritt aber überall, als ob die Feder, der er entflehen wäre, des Schreibers Hand verbrannt haben würde, ans Licht. Francesco Rivola spricht von diesem Menschen in seinem: Leben des Kardinals Friedrich Boromeo, und nennt ihn blos „einen durch Reichthum eben so mächtigen, als durch Geburt adeligen Herrn.“ Giuseppe Ripamonti gedenkt seiner im fünften Buche, fünfter Dekade, seiner Storia Patria, ausführlicher, aber nur unter den Benennungen: „Einer, Dieser, Jener, dieser Mensch, dieser Mann.“ — „Ich habe,“ sagt er in seinem trefflichen Latein, aus dem wir diese Stelle hier in Uebersetzung mittheilen, „ich habe eines Menschen zu gedenken, eines der Ersten unter den Großen der Stadt, der auf seinem Landsitze wohnte, sich daselbst durch Verbrechen über Verbrechen behauptete und alle Verdammungssprüche, Richter, Obrigkeit, ja Regierung für nichts achtete. Er führte auf seinem, am äußersten Ende des Staates gelegenen, Gebiete das unabhängigste Leben von der Welt, nahm Flüchtige bei sich auf, mußte selbst einmal flüchtig werden, kehrte aber siegend wieder zurück.“ Wir werden fortfahren, hie und da diesen Autor, wo es zu Bestätigung oder Erklärung der Facta unserer Geschichte nöthig, zu citiren.

Alles zu thun, was das Gesetz verbot, irgend einer Gewalt entgegenstand, Schiedsrichter, Beherrscher der Angelegenheiten Anderer zu seyn, ob-

ne weiteren Antrieb als die Sucht zu gebieten; überall Furcht einzuflößen, Alle zu übertragen, die ſonſt nur gewohnt waren, ſich Andrer unterliegen zu ſehen, das waren jederzeit jenes Menſchen Hauptabſichten. Es hatte von Jugend auf, beim Anblicke der Verwirrung ſo vieler Unthaten, Erpreſſungen und Triebfedern, beim Anblicke ſo vieler Tyrannen, ein vermiſchtes Gefühl des Unwillens und heftigſten Neides ihn durchdrungen. Als er Jüngling ward und noch in der Stadt lebte, ließ er keine Gelegenheit vorüber, ſuchte ſie häufig ſogar auf, denen entgegen zu treten, welche in der Ausübung ſeines Gewerbes den bedeutendſten Ruf beſaßen, ihre Pläne zu durchkreuzen, um in den Fall zu kommen, ſich mit ihnen zu meſſen und ihnen die Spitze zu bieten, oder ſie zu nöthigen, ſeine Freundſchaft aufzuſuchen. Er war den Meiſten an Reichthum und Anhang, vielleicht Allen an Kraft und Kühnheit überlegen, ſchlug Viele gänzlich aus dem Felde, deckte Viele übel zu, machte ſich Viele zu Freunden, nicht etwa zu ſeines Gleichen, — das konnte ſeinem übermüthigen, vermeſſenen Gemüthe nicht dienen — ſondern zu untergeordneten Freunden, die ihre Dienſtbarkeit zur Schau trugen, ihm in Allem nachſtehen mußten. Genau genommen, war er aber auch wieder ihnen dienſtbar, war das Werkzeug eines Jeden, der ihm diente, der niemals verhehlte, wo er ſich ſeiner nicht entſchlagen konnte, einen ſolchen Bundesgenoſſen zu be-

nutzen: er suchte etwas darin, nichts Gefordertes abzuschlagen, meinte, jedes Zurücktreten sey seinem Rufe schädlich, könne ihm als Beweis einer Ohnmacht ausgelegt werden. Er hatte sich auf solche Weise, für sich und andere, so tief eingelassen, daß ihn weder sein Name, noch seine Verwandschaft, noch Freunde, noch die äußerste Unerschrockenheit länger gegen Landesverweisung und den allgemeinsten Haß schützten: er ward überwältigt und mußte flüchten. Hierauf bezieht sich wahrscheinlich folgende Stelle des Ripamonti. „Einsmals, als er genöthigt war, das Land zu meiden, verfuhr er mit solcher Sorglosigkeit, Furcht und Scheu vor ihm waren so groß, daß er unter Trompetengeschmetter, von einer Kuppel Hunde begleitet, durch die Stadt, vor dem Pallaste der Regierung vorüber ritt und den Wachen Schimpfreden über Schimpfreden an den Gouverneur zu bestellen gab."

Seine Abwesenheit störte weder den Gang seiner Triebräder, noch die Gemeinschaft mit seinen besagten Freunden, die ihm, wie sich Ripamonti ausdrückt, „heimlich mit verderblichen Rathschlägen und schmählichen Handlungen verbunden blieben." Es scheint, daß er sich damals auf seiner furchtbaren Bahn noch weit höher verstiegen habe; unser Geschichtschreiber spricht davon mit geheimnißreicher Kürze. „Selbst auswärtige Fürsten nahmen manchmal seine Hülfe zu irgend einem bedeutenden Morde in Anspruch und

fanden ihm oft Mannschaften, unter ihm zu dienen, zu." Am Ende (die Zeit, wann es geschah, ist ungewiß) wurde, durch irgend eine hohe Verwendung, der Befehl gegen ihn entweder aufgehoben, oder es ward diesem Menschen seine eigene Kühnheit zur Freistätte und er entschloß sich, zurückzukehren. — Er kehrte wirklich zurück, begab sich aber nicht wieder nach Mailand, sondern auf eines seiner Lehen, ein Schloß an der Grenze von Bergamo, — das damals bekanntlich zu Venedig gehörte — und ließ sich daselbst nieder. „In diesem Hause, „sagt Ripamonti, „bezog sich ohne Ausnahme Alles auf Mord und Blut; alle Bedienten waren entweder Landesverjagte oder Mörder, weder Koch noch Küchenjunge, wenn es die Gelegenheit wollte, der Pflicht zu morden entbunden, selbst der Kinder Hände trieften von Blut." Außer dieser würdigen Hausgenossenschaft, versichert derselbe Schriftsteller, war in der Nähe des Schlosses, in den Grenzorten beider Staaten, eine Menge gleiches, allezeit fertiges Gesindel zerstreut.

Alle Gewalthaber weit und breit hatten, einer bei dieser, einer bei jener Gelegenheit, zwischen Freundschaft und Feindschaft mit diesem außerordentlichen Gewalthaber und Tyrannen wählen müssen. Den Ersten, die ihm zu widerstehen versuchten, erging es so trübselig, daß allen Andern etwaige gleiche Lust verging. Selbst wer sich um Anderer Thun und Lassen gar nicht bekümmern, wer, so zu sagen, nur vor seiner

Thüre kehren mochte, war außer Stande, sich unabhängig von ihm zu erhalten. Aller Augenblicke erhielt er Botschaft, von der und der Sache abzustehen, den und den seiner Schuldner zufrieden zu lassen, oder irgend etwas Aehnliches zu thun oder zu unterlassen, und er mußte allemal auf der Stelle bejahen oder verneinen. Hatte irgend eine Parthei mit der schimpflichsten Unterthänigkeit jenen Menschen zum Ausspruch über eine gewisse Sache aufgefordert, so hatte die andere nur die schlimme Wahl, sich entweder diesem Ausspruche zu unterwerfen, oder dem Aussprecher Fehde zu erklären; Eines wie das Andere war nicht minder heillos, als Schwindsucht im dritten Grade. Wer Unrecht hatte, lief zu ihm, um Recht zu haben, wer in der That Recht hatte, beeilte sich nicht minder, seine mächtige Fürsprache zu gewinnen, um dadurch dem Feinde diese Ausflucht zu benehmen: die Einen wie die Andern aber wurden natürlich mehr oder minder seine Untergebenen. Manchmal trug es sich auch wohl zu, daß ein schwacher Unterdrückter, gepeinigt und geplagt von einem Mächtigen, sich an ihn wandte, daß er seine Parthei ergriff, den Unterdrücker zwang, von seinen Beleidigungen abzulassen, sein Unrecht wieder gut zu machen und um Vergebung zu bitten, oder daß er den Widerspenstigen so in die Enge trieb, daß derselbe den Ort, wo er Andere tyranisirt hatte, fliehen mußte, daß er ihm selbst weit furchtbarere, ungesäumte Strafe

zuerkannte. Und dann ward der so gefürchtete, verabscheuete Name doch einen Augenblick gesegnet; denn ich will nicht sagen, solche Gerechtigkeit, aber solche Hülfsmittel, solche Vergeltung hätte sich von den Zeitumständen von keiner andern Privat- oder öffentlichen Macht erwarten lassen. Häufiger, natürlicherweise, ja für gewöhnlich war seine Macht nur die Hülfsmacht schändlicher Absichten, grausamer Rache, böslicher Lüste. So verschiedenartige Anwendung hoher Kräfte brachte denn auch ähnliche Wirkung hervor, erregte überall hohe Begriffe von dem, der alles, was ihm gutdünkte, Recht oder Unrecht und also die beiden Dinge ausübte, die unseren Absichten so oft hartnäckige Schranken setzen, oder sie ganz umstürzen.

Der kleinen, alltäglichen Tyrannen Ruf verbreitete sich gemeiniglich nicht über das Stückchen Erdboden, auf dem sie immer oder oft hausten und ihr Wesen trieben; es gab ihrer allerwärts und einer glich dem andern so sehr, daß Niemand, fühlte er nicht etwa ihr Joch und ihre Geißel, Ursache hatte, an ihnen Interesse zu nehmen. Der Ruf unsers Wütherichs ertönte schon seit langer, langer Zeit in jedem Winkel des Mailändischen. Sein Leben und seine Thaten waren überall Volksgespräch, seinem Namen hing überall die Bedeutung grenzenloser, finsterer, fabelhafter Kräfte an. Daß man überall seine Spießge-

gesellen und Meuchelmörder vermuthen mußte, trug viel zu Vermehrung seines Ansehens bei. Es blieben zwar immer nur Vermuthungen, denn wer hätte sich wohl öffentlich zu einer solchen Stellung zu ihm bekannt? Aber jeder Tyrann konnte ja sein Alliirter, jeder Landstreicher sein Dienstbote seyn, und eben diese Ungewißheit machte die Furcht so gewaltig, die Meinung von ihm um so bedeutender. Jedesmal, daß sich an einem Orte verdächtiges, unbekanntes, ungewöhnlich zerlumptes Gesindel zeigte, bei jeder Schandthat, deren Urheber man nicht im ersten Augenblicke nennen oder errathen konnte, murmelte man, sprach man seinen Namen aus. Dank sey es jener, wahrscheinlich, Behutsamkeit unserer Autoren: wir können ihn nicht anders als den Unbekannten nennen! Von seinem Kastelle bis zum Landsitze Don Rodrigo's waren es nur etwa sieben Miglien. Als Don Rodrigo Herr ward und sich zum Tyrannen aufwarf, konnte er, dem Unbekannten so nahe, nicht lange außer Beziehung mit ihm bleiben, mußte zum Handgemenge mit ihm kommen, oder sich ihn befreunden. Er that das Letztere, versteht sich, auf keine andere Weise als sonst, erwies ihm einige Gefälligkeiten und empfing von ihm bei einer jeden Versprechungen der Vergeltung und des Beistandes, wo es eine Gelegenheit erlaube. Er suchte jedoch sehr emsig, diese Freundschaft entweder ganz zu verbergen, oder wenigstens nicht bekannt werden zu lassen, wie nahe und welcher

Natur sie sey; er wollte wohl den Tyrannen, aber nicht den entschiedenen spielen; das Gewerbe, als solcher, war ihm Mittel, nicht Zweck; er wollte unangefochten auch in der Stadt leben können, die Bequemlichkeiten, Vergnügungen, Ehren des Stadtlebens genießen. Deshalb mußte er Rücksichten nehmen, seine Verwandten für sich gestimmt erhalten, sich um die Gewogenheit von Standespersonen bewerben, mit der Justiz in gutem Vernehmen bleiben, um ihrer im Nothfalle gewiß zu seyn, ihr den Mund zu versiegeln, oder sie auch wohl bei Gelegenheit, wenn Selbsthülfe nicht wirksam genug wäre, auf das Haupt eines Gegners zu lenken. — Insofern würde ihm seine Vertrautheit, besser, seine Verbindung mit einem so berüchtigten Menschen, einem erklärten Feinde der Gerechtigkeit, kein gutes Spiel gemacht haben, namentlich nicht bei dem Oheime. Ließ sich auch eine solche Verbindung nicht gänzlich verborgen halten, so konnte man doch anführen: die Feindschaft eines Mannes, wie jener, sey zu gefährlich, man müße aus der Noth eine Tugend machen. Der, dem es obliegt, für etwas zu sorgen, der aber nicht dafür sorgen will oder kann, ist am Ende wohl genöthigt, bis zu einem gewissen Grade zu gestatten, daß Jeder für sich selbst sorge; gestattet er es nicht ausdrücklich, muß er zum wenigsten ein Auge zudrücken.

Don Rodrigo begab sich eines Morgens, zu

Pferde, von einer kleinen Schaar Bravi zu Fuß begleitet. Grifo zur Seite, vier Andere hinterdrein, scheinbar auf die Jagd, näherte sich aber der Veste des Unbekannten.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Veste des Unbekannten lag neben einem schmalen, schattigen Thale, auf dem Rücken einer Anhöhe, die aus einer rauhen Hügelkette emporragte, man kann nicht recht sagen, ob mit ihr, durch das herabgestürzte Gefels und Erdreich, durch die überall um und auf ihr aufgähnenden Höhlen und Abgründe, verbunden, oder von ihr getrennt. Sie war nur von der Thalseite, mittelst eines, zwar fast jähen, aber ebenen und ununterbrochenen Abhanges zugänglich, auf dessen Höhe man Weideplätze, tiefer herab Ackerland und nach dem Flusse zu einzelne Wohnungen erblickte. Am Fuße selbst ist ein Kiesbett, welches, je nach der Jahreszeit, ein Bach, oder reissender Bergstrom einnimmt, und damals gerade die Grenze mit dem benachbarten Gebiete bildete.

Einige der gegenübergelegenen Berge, gleichsam die andere Wand des Thales, sind ebenfalls ein wenig abhängig und strichweise bebaut; die meisten aber

kahle Sandsteinklippen, schroffe Abgründe, nackt und pfadlos, und nur in den Spalten und auf den Erdstreifen bebuscht.

Von der Höhe dieser Veste beherrschte, gleichwie der Geier aus seinem blutigen Horste, der freche Gewalthaber die Umgegend, wo nur der Fuß eines Menschen Raum fand, und Niemand vermochte sein schuldiges Haupt zu überragen. Mit einem Blicke konnte er den ganzen Bezirk, alle Abgründe, Feld und Wald, Wege und Stege überschauen. Der Pfad, welcher in Schneckenwindungen zu der schreckbaren Wohnung emporführte, lag, wie ein aufgerolltes Band, vor den Blicken des Herabschauenden; aus den Fenstern, von dem Balkone, vermochte der Herrscher gemächlich jeden Schritt des Nahenden zu zählen, ihn mehr als hundertmal aufs Korn zu nehmen. Sogar einen weit überlegenen Haufen Feinde würde er mit der Bravi-Schaar, welche er fortwährend als Leibwache um sich hatte, großentheils versprengt oder in die Abgründe gestürzt haben, ehe es nur Einem gelungen wäre, den Gipfel des Berges zu erklimmen. Es wagte auch Niemand, der nicht mit dem Unbekannten auf freundschaftlichem Fuße stand, weder in der Nähe vorüber zu gehen, noch einen Schritt in das Thal zu setzen und dem Schlosse zu nahen. Jeder Häscher, der sich in der Gegend hätte blicken lassen, würde als feindlicher Spion aufgefangen und behandelt worden seyn. Man erzählte sich manche Geschichte von dem trauri-

gen Schicksale derer, die dies Wagniß hatten bestehen wollen; sie waren aber alle veraltet, denn seit lange wußte man nicht, weder wie ein lebender, noch wie ein todter Mensch der Art aussehe. Dies ist, was wir von dem Orte mitzutheilen wissen; sein Name ist uns unbekannt, und da uns gleichfalls unbekannt, welchen Weg Don Rodrigo nahm, so sind wir nicht einmal fähig, ihn zu errathen. Wir finden Don Rodrigo in dem Thale selbst, am Fuße des Hügels, wo der jähe Schlangenweg beginnt, wieder. Es war daselbst ein Wirthshaus, was man aber eigentlicher ein Wachthaus nennen mußte. Ein über der Hausthüre hängendes Schild zeigte auf beiden Seiten eine strahlenreiche Sonne. Aber die Stimme des Volkes, die manchmal wohl die Gegenstände nennt, wie sie heißen, manchmal aber sie nach ihrem Belieben umtauft, nannte dieses Gasthaus nicht anders als: zur finstern Nacht.

Beim Geräusche des nahenden Trupps erschien auf der Schwelle ein, wohl mit Dolchen und Pistolen versehener, häßlicher Knabe und ging, als er einen Blick auf ihn gethan hatte, wieder hinein, dreien um einen Tisch sitzenden, mit schmutzigen, zerbogenen Karten spielenden Bravi, Nachricht zu bringen. Der, welcher ihr Haupt zu seyn schien, stand auf, ging an die Thüre, erkannte einen Freund seines Herrn und verneigte sich. Don Rodrigo erwiederte seinen Gruß mit vieler Höflichkeit, fragte, ob der Herr zu Hause

ſey, und da der Kerl entgegnete, er glaube ja, ſtieg er ab, gab dem einen ſeiner Diener die Zügel, dem andern ſein Gewehr, wie er äußerte, ſich einer unnützen Laſt zu entledigen, in der That aber, weil er wußte, es ſey nicht erlaubt, den Abhang mit Feuergewehr aufzuſteigen. Dann nahm er einige Lire, gab ſie einem dritten ſeiner Leute, mit den Worten: „Ihr mögt mich hier erwarten und Euch indeß mit den braven Leuten da luſtig machen;“ händigte dem Führer der fremden Kerle einige Goldſtücke, mit dem Bedeuten ein: die Hälfte ſey für ihn, die Hälfte für die Anderen, und ſtieg endlich mit Griſo, der ſeine Flinte ebenfalls abgelegt hatte, den Berg hinauf. Seine vier Bravi begannen während Deſſen mit den dreien des Unbekannten und jenem, zum Galgen auferzogenen, Knaben zu ſpielen, zu zechen und ſich gegenſeitig ihre Heldenthaten zu erzählen.

Ein Anderer, ebenfalls emporſteigender Bravo des Unbekannten, holte Don Rodrigo bald ein, erkannte ihn und geſellte ſich zu ihm, wodurch er der Unannehmlichkeit entging, ſeinen Namen nennen und Jedem, der ihm ſonſt noch begegnete und ihn nicht kannte, Rechenſchaft geben zu müſſen. Beim Schloſſe angelangt und zugelaſſen, — Griſo mußte draußen bleiben — führte man ihn durch Irrgänge finſterer Korridore, durch Säle an Säle, deren Wände dicht mit Musketen, Säbeln und Partiſanen behangen waren, in denen überall Bravi Wache hielten, nach-

dem er eine Weile hatte warten müſſen, in das Zimmer des Unbekannten.

Der Unbekannte kam ihm, ſeinen Gruß erwiedernd, entgegen, betrachtete ihn genau von oben bis unten, und ſah ihm auf die Hände und ins Geſicht, was er, aus Gewohnheit, bei Jedem, er mochte ſeyn, wer er wollte, ſelbſt bei ſeinen älteſten, vertrauteſten Freunden unwillkührlich that. Er war groß von Geſtalt, ſonnenverbrannt und kahl. Beim erſten Anblicke konnte dieſe Kahlheit, die wenigen, ſieben Haare, die er noch auf dem Kopfe hatte, und die Geſichtsrunzeln Manchen verleiten, ihn längſt über die Siebziger, die er doch kaum angetreten hatte, hinaus zu wähnen. Aber Haltung und Bewegungen, die empfindliche Härte der Züge und ein wildes Feuer, das ihm aus den Augen blitzte, zeugten von einer Stärke des Geiſtes und Körpers, die ſelbſt bei einem Jünglinge Staunen erregt haben würde.

Don Rodigo erklärte, er komme, ſich Rath und Hülfe zu holen, habe ſich in einen ſchlimmen Handel eingelaſſen, aus dem ſeine Ehre ihm keinen Rücktritt geſtatte, ſich der Verſprechungen eines Mannes erinnert, der niemals zuviel, oder blos zum Scherz verſpreche, und gab ſeine ſchändlichen Abſichten kund.

Der Unbekannte hatte ſchon Etwas, wiewohl nichts Gewiſſes, davon vernommen, hörte aufmerkſam zu, theils weil er lüſtern auf ſolche Geſchichten war, theils weil in dieſer eines ihm wohlbekannten, tod-

lich von ihm gehaßten Namens, des Bruders Christoforus, des Tyrannenfeindes, in Wort und That Erwähnung geschah. Der Erzähler trug mit starken Farben die Schwierigkeiten des Unternehmens vor: Entfernung des Ortes, Kloster, Signora....! Bei diesem Namen schien der Teufel selbst in den Unbekannten gefahren, er fiel rasch ins Wort, sagte, er nähme die Sache auf sich, merkte sich unserer armen Luzia Namen auf und entließ Don Rodrigo mit den Worten: „Ihr werdet bald von mir hören, was Ihr zu thun habt.“

Erinnert sich der Leser noch jenes lasterhaften Aegydius, dessen Wohnung an das Kloster stieß, wo die arme Luzia sich aufhielt, so sagen wir ihm jetzt, daß er einer der genauesten, vertrautesten Freunde und ruchlosesten Genossen des Unbekannten war. Aus diesem Grunde hatte derselbe so rasch und entschlossen sein Wort ertheilt; indes befand er sich kaum wieder allein, als er, wenn auch nicht bereuete, sich doch ärgerte, es ertheilt zu haben. Er empfand schon seit einiger Zeit, nicht Reue über seine Verbrechen, doch Ueberdruß an denselben. Alle, die er jemals vollbrachte, traten ihm bei jedem neuen, nicht ins Gewissen, aber ins Gedächtniß und wurden seiner Seele, wie eine immer anwachsende und anwachsende, schwere Last, immer lästiger und lästiger. Der Widerwille, den ihm die in seinem Leben zuerst begangenen Unthaten erregten, den er nach und nach überwand und der

am Ende gänzlich schwand, kehrte jetzt empfindlicher wieder. In jenen frühen Zeiten erfüllte aber das Bild einer langen, ungekannten Zukunft, das Bewußtseyn voller Lebenskraft und Fülle seine Seele mit sorglosem Vertrauen; jetzt fand das Gegentheil Statt; eben die Gedanken an die Zukunft machten das Andenken an die Vergangenheit um so unangenehmer. Altern! — Sterben! Und dann? — Ja, dann! — Das Bild des Todes, das in drohender Gefahr, im Angesichte des Feindes, die Lebensgeister dieses Menschen nur zu verdoppeln schien, ihn mit wirthendem Muthe erfüllte, eben dieses Bild des Todes, erschien es ihm in der Stille der Nacht, in der Abgeschiedenheit seines Kastelles, erfüllte ihn mit nagender Angst. Es war nicht der Tod, der von einem, gleichfalls sterblichen Feinde drohete; man konnte ihn nicht mit stärkeren Waffen, mit männlicherer Faust zurückschlagen; er kam allein, entstand im Innern, war vielleicht noch fern, kam aber mit jedem Augenblicke näher, kam näher, während die Seele schmerzlich kämpfte, des Gedankens an ihn sich zu entschlagen. In jenen frühen Zeiten folgte That auf That, der Schauplatz des Lasters, der Rache, des Mordes war, so zu sagen, immerdar geöffnet, trug bei, ihm wilden Wetteifer einzuflößen, hatte ihm gleichsam als Autorität gegen das Gewissen gedient: jetzt erstand nach und nach in der Seele der noch dunkele, aber furchtbare Gedanke eines Weltgerichtes, einer, von

Anderer Beispiele unabhängigen, Urtheilskraft; jetzt gab ihm eben sein Heraustreten aus dem Haufen gemeiner Böſewichter, eben seine Erhebung über Alle, die Empfindung der furchtbarſten Einſamkeit. Der Gott, von dem er hatte reden hören, den er aber seit lange schon weder läugnete, noch anerkannte, um den er ſich, da er lebte, als lebe keiner, nicht im Mindeſten bekümmerte, der Gott ſchien ihm jetzt zuweilen, in gewiſſen Momenten unerregter Abſpannung, gegenſtandloſen Schreckens, aus seinem Innern zuzurufen: „Ich bin dennoch!“ — In der erſten Schwungkraft der Leidenſchaften ſtellte ſich ihm das Gebot, welches er in Seinem Namen predigen hörte, nur als widerwärtig dar: kam es ihm jetzt plötzlich und unerwartet einmal in die Sinne, mußte das Gemüth, ohne es zu wollen, seine Unangreifbarkeit erkennen. Er verrieth indes, weder in Worten, noch in Handlungen, von dieſer neuen Unruhe das Geringſte, verdeckte ſie, ſo tief er vermochte und verhüllte ſie mit dem Schleier einer noch ſchärferen, vollendeteren Bosheit; dies Mittel ſollte ſie ſogar entweder ihm ſelbſt verbergen, oder erſticken. Er ſehnte ſich, da es ihm weder ſie zu vernichten, noch zu übertäuben, gelingen wollte, in die Zeiten zurück, wo er noch ohne Reue gottlos ſeyn konnte und ohne andere Unruhe, als von Erwartung des Erfolges erregter; er verſuchte alles Mögliche, ſie zurückzurufen, ſich mit ihnen jene alte, ungeſchwächte, unternehmende Wil-

lenskraft von Neuem zu eigen zu machen, sich selbst zu überzeugen, er sey noch eben der, der er war.

Bei dieser Gelegenheit hatte er sein Wort darum so schnell an Don Rodrigo verpfändet, sich bei etwaigen Skrupeln jeden Rückweg zu benehmen. Kaum war auch der Fremde fort, als sein Entschluß, ihm zu helfen, zu wanken begann, Gedanken sich ihm aufdrangen, die ihn in Versuchung brachten, wortbrüchig zu werden, sich vor einem Freunde, einem ihm untergeordneten Bundesgenossen eine Blöße zu geben. Um diesen Widerspruch in sich mit einemmale zu heben, ließ er Nibbio, (den Geier,) einen seiner schlauesten und verwegensten Söldlinge, dessen er sich ausschließlich zur Besorgung seiner Aufträge an Aegydius bediente, zu sich kommen. Er befahl ihm mit bestimmtem Blicke an, sich sogleich zu Pferde zu setzen, nach Monza zu reiten, Aegydius von dem gegebenen Versprechen in Kenntniß zu setzen und seine Hülfe zu Ausführung des Vorhabens zu begehren.

Der würdige Bote kam schneller zurück, als sein Herr ihn erwartete, und brachte die Antwort: das Unternehmen sey leicht und sicher; man solle nur einen ungekannten Wagen, zwei oder drei tüchtige Bravi senden, für alles Uebrige werde er sorgen und stehen. Was auch bei dieser Nachricht in der Seele des Unbekannten vorging, er beorderte Nibbio alsbald: zu sorgen, daß alles so geschehe, zwei andere Leute zu wählen und selbst die Sache mit ihnen auszuführen.

Hätte Aegydius zu Vollstreckung des ihm gewordenen furchtbaren Geheißes nur seine gewöhnlichen Hülfsmittel anwenden können, würde er gewiß nicht so schnell und fest zugesagt haben. Aber der freche Jüngling hatte in eben dem Asyle, wo Alles ihm Hindernisse zu bereiten schien, eine nur ihm bekannte Hülfe; was Andere hätte am Meisten in Verlegenheit bringen müssen, half ihm heraus. Wir haben erwähnt, daß die unselige Signora sich dereinst in ein Gespräch mit ihm einließ, und brauchen wohl dem Leser nicht erst zu versichern, daß dieses erstemal nicht das letzte blieb, der erste Schritt war, auf einem lasterreichen, abscheulichen Pfade. Dieselbe Stimme, welcher sie blind und unwiderstehlich zu Verbrechen folgen mußte, verlangte jetzt: sie solle das arme, unschuldige Mädchen, welches sie in Schutz genommen hatte, aufopfern.

Gertrud erschrack heftig vor dem Verlangen. Luzien, ohne ihre Schuld, durch einen unvorhergesehenen Fall zu verlieren, war ihr schon Unglück, bittere Strafe; und sie sollte dieselbe nun selbst mit verabscheuungswürdiger Treulosigkeit herbeiführen, sollte durch eine neue Vergehung ihre langen Büßungen vernichten. Die Unglückliche that, was sie konnte, dem empfangenen, furchtbaren Befehle auszuweichen, sie wendete alle, außer einem einzigen Mittel an, was doch auch in ihrer Macht stand. Das Laster ist ein

geſtrenger, unerbittlicher Herr; nur der vermag etwas wider ihn, der ſich ganz wider ihn auflehnt. Dazu wollte ſich Gertrud nicht entſchließen und gehorchte.

Der Tag war feſtgeſtellt, die übereingekommene Stunde nahete. Gertrud befand ſich mit Luzien in ihrem geheimen Sprachzimmer, liebkoſte ſie mehr als gewöhnlich, und Luzia begegnete ihrer Güte mit Dank und wachſender Zärtlichkeit: ſo leckt das furchtlos unter der es klopfenden, ſtreichelnden Hand des Schäfers, zitternde Schaaf, dieſe Hand, weiß nicht, daß der Schäfer es eben erſt dem harrenden Fleiſcher verkaufte.

„Ich bedarf eines ſehr großen Dienſtes, den Du allein mir erzeigen kannſt. Es ſind zwar Leute genug zu meinem Dienſte bereit, aber ich traue ihnen nicht. Ich habe in einer ſehr, ſehr wichtigen Sache ſogleich mit jenem Pater Guardian der Kapuziner, der Dich, liebe Luzie zu mir brachte, zu ſprechen; es darf aber durchaus Niemand ahnen, daß ich ihn rufen ließ. Ich kann nur dich zu dieſer Sendung gebrauchen.“

Luzien vernichtete ein ſolches Verlangen. Mit der ihr eigenen Blödigkeit, nicht aber ohne den Ausdruck entſchiedenen Staunens, ſetzte ſie der Signora die Gegengründe aus einander, welche dieſelbe hatte vorherſehen und ſich denken können: ohne ihre Mutter, ohne Begleiterin, durch öde Straßen, in unbekanntem Orte .... Gertrud war aber in die Schule

des Teufels gegangen, bezeugte auch ihrerseits Staunen und Unwillen, so viel Widerspenstigkeit bei Jemand zu finden, der sie Wohlthäterin sey, und verwarf alle Entschuldigungen und Gegengründe als eitel und nichtig. Am hellen, lichten Tage, ein so kurzer Weg, eine Straße, welche Luzia erst vor so wenigen Tagen ging, man konnte sie nicht verfehlen, hätte man sie noch niemals erblickt! .... Sie sprach dem armen Kinde so Vieles vor, daß es am Ende, von Dankbarkeit und Schaam durchdrungen, in die Worte ausbrach: „Nun, was habe ich denn zu thun?“

„Geh' in das Kapuzinerkloster, laß den Pater Guardian rufen, bitte ihn, ungesäumt zu mir zu kommen, Niemand aber merken zu lassen, daß es auf mein Verlangen geschehe.“

„Was soll ich denn aber der Schaffnerin sagen, die mich noch niemals ausgehen sah und fragen wird, wohin ich wolle?“

„Du mußt es so einzurichten suchen, daß sie nichts davon wahrnehme; gelingt das nicht, so sage ihr, du gingest nach der und der Kirche, wo du zu beten gelobt habest.“

Neues Hinderniß für Luzien: lügen; aber die Signora zeigte sich neuerdings so sehr vom Widerspruche gereizt, wußte sie so sehr zu beschämen, daß ein nichtiger Wahn ihr mehr gelte als Dankbarkeit, daß das Mädchen, nicht sowohl überzeugt als über-

räubt, vornehmlich durch die Vorwürfe gerührt, aus-
rief: „Nun denn! Gott stehe mir bei!“ und ging.

Gertrud folgte ihr vom Gitter aus mit scharfem, unruhigem Blicke, und als Luzia den Fuß auf die Thürschwelle setzte, öffnete sie, wie von einem unwiderstehlichen Gefühle überwältigt, die Lippen und rief: „Höre, Luzia!“ Luzia wendete sich und kam zurück. Aber schon hatte ein anderer Gedanke, der weit mehr gewohnt war, sie zu beherrschen, der Unglückseligen Gemüth erfüllt. Sie stellte sich, als genügten ihr die gegebenen Verhaltungsregeln noch nicht, bezeichnete Luzien abermals den zu nehmenden Weg und entließ sie mit den Worten: „thue nur in Allem, wie ich Dir sagte und komm bald zurück.“ Luzia ging.

Sie verließ, ohne bemerkt zu werden, das Kloster, wandelte mit niedergeschlagenen Augen längs der Mauer hin, fand nach der erhaltenen Beschreibung und eigener Erinnerung das Thor des Ortes und stand im Freien. Sie wanderte in großer Spannung, ein wenig bebend, eine Strecke auf der Hauptstraße hin, gelangte zu dem nach dem Kloster führenden Seitenwege und erkannte ihn wieder. Dieser Weg war und ist noch jetzt sehr tief und gleicht einem Flußbette, das sich zwischen zwei hohen, baumbepflanzten, über ihm gewölbten Ufern hinwindet. Als Luzie ihn betrat, sich in gänzlicher Einsamkeit erblickte, fühlte sie sich beklommener und beflügelte

ihre Schritte. Nicht weit gegangen, erblickte sie eine stillhaltende Kutsche, neben ihr, an dem offenen Schlage, wie des Weges ungewiß, zwei hin und wieder spähende Reisende. Als sie näher kam, hörte sie Einen sagen: „Sieh', das liebe Kind dort wird uns zurecht weisen können;“ und als sie dicht vorbeiging, wendete eben Derselbe sich mit vieler Höflichkeit, deren sie ihn nicht fähig gehalten hätte, zu ihr und sagte: „Könnt Ihr uns wohl die Straße nach Monza zeigen, mein Kind?“ —

„Ihr müßt wieder umkehren,“ antwortete sie, „Monza liegt dort ....“ Sie blieb stehen, drehte sich um, die Lage der Stadt mit dem Finger anzudeuten; indem erfaßte sie aber der Andere mit beiden Armen und hob sie empor. Erschrocken bog Luzia den Kopf zurück, schrie auf, der Bösewicht trug sie zur Kutsche, Einer der darin saß, ergriff sie, zog sie hinein, sie schrie und sträubte sich vergebens, setzte sich ihr gegenüber und ein Anderer erstickte ihr Geschrei, indem er ihr den Mund mit einem Tuche verstopfte. Nibbio sprang hastig in den Wagen nach, der Schlag wurde zugeworfen und im gestreckten Galoppe ging es auf und davon. Der Bravo, welcher Luzien gefragt hatte, war zurückgeblieben, spähte rings umher: kein Mensch zu erblicken; er sprang an der Erdwand empor, erfaßte einen aus der Hecke herabragenden, starken Baumast, schwang sich an ihm hinüber, eilte einem, längs der Straße hin-

laufenden, Buchenhaine zu, und barg sich in ihn, um von Niemand, auf den Schrei etwa Kommenden, erblickt zu werden. Dieser Kerl war einer von Aegydius Leuten, hatte am Klosterthore gelauert, Luzien herauskommen sehen, ihre Gestalt und Kleidung sich eingeprägt und war ihr auf Nebenwegen vorausgeeilt, sie mit den Anderen zu erwarten.

Wer vermöchte wohl das Entsetzen, die Todesangst, welche das arme Mädchen jetzt empfand, zu beschreiben? Sie riß die furchterfüllten Augen weit auf, mit dem Verlangen, ihre trostlose Lage ganz kennen zu lernen, schloß sie im nämlichen Augenblicke wieder, aus Abscheu und Grausen vor den Gesichtern in ihrer Nähe: widersetzte sich, ward aber von allen Seiten gehalten: sammelte alle ihre Kräfte und strebte dem Schlage zu; aber zwei, von vier anderen unterstützte, nervige Arme hielten sie wie angeschlossen fest. Bei jedem Versuche, zu schreien, verstopfte ihr das Tuch den Mund und drei gräßliche Stimmen riefen mit ihren menschlichsten Tönen wiederholt: „Still, still, fürchtet Euch nicht, wir wollen Euch nichts thun!“

Nachdem sie eine Weile so mit ihrem Schicksale gekämpft hatte, schien sie ruhiger zu werden, ließ die Arme fallen, neigte den Kopf zurück, schlug mühsam die Augen auf, blickte unbeweglich; die häßlichen Gesichter vor ihr schienen in eine einzige Unform zu verschmelzen: sie erblich, ein kalter Schweiß trat ihr auf die Stirne, — sie sank ohnmächtig zurück. „Auf, auf,

Muth!“ ſagte Nibbio; „faßt Muth, faßt Muth!“ riefen die andern Beiden; aber Luzieus Bewußtloſigkeit erſparte ihr, den Troſtzuſpruch der Schurken zu hören.

„Teufel! ſie iſt wie todt,“ ſagte der eine, „am Ende iſt ſie es wirklich.“

„Pah,“ ſagte der Andere, „ſie iſt nur ſo einmal weg, wie es ja die Weiber immer ſind; ich weiß recht gut, was dazu gehört, Einen, es ſey Mann oder Frau, in die andere Welt zu ſchicken; an ſo etwas ſtirbt Niemand!“

„Ruhig!“ ſagte Nibbio, „thut Eure Schuldigkeit und ſeyd um das Uebrige unbekümmert. Holt Eure Piſtolen unter den Sitzen vor, haltet ſie bereit; in dem Holze, in das wir gleich kommen, giebt's immer Geſindel. Haltet ſie aber nicht ſo in der Hand, zum Teufel! halter ſie hinter Euch, legt ſie dahin, ſeht Ihr nicht, daß das Gänschen ſchon um nichts in Ohnmacht fällt? Sähe ſie Waffen, ſie würde auf dem Flecke ſterben. Und iſt ſie wieder bei ſich, ſo nehmt Euch in Acht, ihr keine Furcht einzujagen, greift ſie nicht eher an, bis ich Euch winke, ich will ſie ſchon halten. Und verhaltet Euch ruhig, ich werde ſchon allein reden!“

Die Kutſche war in den Forſt gelangt. Die arme Luzie erwachte nach einer Weile, wie aus tiefem, ſchmerzlichem Traume, öffnete die Augen. Es koſtete ihr Mühe, ihre häßliche Umgebung wieder zu er-

kennen, ſich wieder zu ſammeln. Endlich gelangte ſie zum vollen Bewußtſeyn ihrer Lage. Der erſte Gebrauch, den ſie von den wenigen wieder erlangten Kräften machte, war eine abermalige Bewegung, dem Schlage zu, ſich hinauszuſtürzen. Man hielt ſie zurück, und ſie vermochte nichts, als die wilde Einöde, durch die man ſie brachte, einen Augenblick zu überſchauen. Sie ſchrie von Neuem auf; Nibdio erhob aber ſeine Hand mit dem Tuche und ſagte, ſo ſanft ihm möglich war: „Still doch, ſeyd ruhig, es iſt beſſer für Euch, wir wollen Euch ja nichts Böſes zufügen; ſchweigt Ihr nicht, ſo müßen wir Euch zum Schweigen bringen.“

„Laßt mich fort! Wer ſeyd Ihr? Wo führt Ihr mich hin? Warum entführt Ihr mich? Laßt mich fort! laßt mich los!“

„Ich ſage Euch, ſeyd ohne Furcht. Ihr ſeyd ja kein Kind mehr und müßt doch einſehen, daß wir keine ſchlimmen Abſichten mit Euch haben. Hätten wir Euch außerdem nicht ſchon hundertmal tödten können? Seyd alſo vernünftig?“

„Nein, nein, laßt mich meines Weges, ich kenne Euch nicht!“

„Wir kennen Euch aber wohl.“

„Heilige Jungfrau! Laßt mich frei! ich beſchwöre Euch. Wer ſeyd Ihr? Warum haltet Ihr mich gefangen?“

„Weil es uns befohlen iſt.“

Von wem, von wem? Wer kann es Euch befohlen haben?“

„Ruhig!“ sagte Nibbio mit strenger Miene, „auf solche Fragen können wir nicht antworten.“

Noch einmal versuchte Luzia, plötzlich zum Schlage hinauszuspringen; da es ihr nichts half, legte sie sich auf neues Bitten und tief, mit geneigtem Antlitz, thränenfeuchten Wangen, vor die Lippen gefalteten Händen und von Schluchzen unterbrochener Stimme: „Um Gottes und der heiligen Jungfrau Willen, laßt mich fort. Was that ich Euch? Ich bin ein armes Mädchen, das Euch niemals etwas zu Leide that. Ich will Euch gern verzeihen, was Ihr an mir verschuldet, will Gott für Euch bitten. Bedenkt! bedenkt wenn Ihr eine Tochter, Frau, Mutter habt, was sie leiden würden, wären sie an meiner Stelle. Bedenkt, daß wir alle dereinst sterben müssen, Ihr dereinst von Gott Erbarmen fordern werdet. Laßt mich frei, laßt mich hier frei, der Himmel wird mich den rechten Weg finden lassen!“

„Wir können es nicht thun.“

„Ihr könnt nicht? Ach, guter Mann! Warum könnt Ihr nicht? Wo bringt Ihr mich hin? Warum ....?“

„Wir können nicht: es ist alles umsonst, fürchtet Euch aber nicht, es wird Euch nichts geschehen, verhaltet Euch ruhig, Niemand wird Euch anrühren.“

Immer heftiger betrübt, beängstet und entsetzt,

je mehr sie sich überzeugte, daß alle ihre Worte in den Wind geredet seyen, nahm Luzia zu dem ihre Zuflucht, in dessen Hand der Menschen Herzen ruhen, der die härtesten zu rühren vermag, sobald er will. Sie barg sich in die Ecke, in der man sie festhielt, verschränkte die Arme über ihre Brust, betete aus vollem Herzen, suchte ihren Rosenkranz vor und sagte auch ihn, inbrünstiger als jemals in ihrem Leben, ab. Von Zeit zu Zeit, wenn sie glaubte, das erflehte Erbarmen sey ihr gewährt, wandte sie sich wieder zu ihren Begleitern, bat von Neuem, immer, immer vergebens; verlor noch einmal die Sinne, fand sie wieder und nur zu neuer Todesangst. Es fehlt uns der Muth, diese zu beschreiben: zu schmerzliches Mitleiden vermag uns, zum Ziel der Reise, die länger als vier Stunden währte, zu eilen. Nachher werden wir so schon noch manche trübe Stunde mit der Unglücklichen theilen! Wir begeben uns auf das Schloß, wo man sie erwartet.

Der Unbekannte harrte ihrer mit einer Ungeduld, einer Aengstlichkeit, die ihm ungewöhnlich war. Sonderbar! Er, der ruhigen Herzens so viele Leben schon vernichtet, der, in so vielen seiner Thaten, Anderer von ihm erregter Angst und Schmerz, geschah es nicht, um das wollüstige Gefühl der Rache zu schmecken, für nichts achtete, fühlte jetzt vor der Gewaltthat, die er gegen Luzien, eine Unbekannte, eine arme Fremde, ausübte, Abneigung, Widerwillen, ja selbst

Entsetzen. Er stand an einem der hohen Fenster seines Schlosses und warf dann und wann einen Blick nach der Mündung des Thales: die Kutsche erschien, kam langsam näher, weil das anfängliche Rasen den Pferden Kraft und Feuer benommen hatte, und obwohl sie aus der weiten Ferne nicht größer als ein Wägelchen schien, wie Kinder zum Spielen haben, erkannte er sie im Augenblicke und fühlte sein Herz von Neuem stärker aufschlagen. „Wird sie auch darin seyn?“ dachte er alsbald und sagte zu sich: „was beunruhigt mich nicht die Sache! — Fort damit!“ — Schon wollte er einen seiner Bluthunde dem Wagen entgegen senden, Nibbio dem Befehl hinterbringen lassen, umzuwenden, nach Don Rodrigo's Landsitze zu fahren; aber ein plötzliches, gehässerisch in seinem Innern ertönendes Nein, verscheuchte diesen Gedanken. Gepeinigt von dem Verlangen, irgend etwas zu befehlen, war es ihm unerträglich, den, Schritt vor Schritt, wie Strafe, wie Verrath, nahenden Wagen unthätig zu erwarten: er ließ eine alte Frau kommen. —

Diese Frau, Tochter eines ehemaligen Kastellans, war in dem Schlosse geboren und hatte ihr ganzes Leben in ihm zugebracht. Was sie seit den Windeln hier hörte und sah, hatte ihrem Gemüthe einen hohen Begriff von der außerordentlichen, furchtbaren Macht ihrer Herren mitgetheilt, und was am meisten in ihrem Thun und Lassen vorherrschte, war die von anderer

Beispiel und Lehre erlangte Ueberzeugung: eben diesen Herren in Allem zu gehorsamen, weil sie sehr nützen, sehr schaden könnten. Das in dem Herzen jedes Menschen keimende Pflichtgefühl hatte sich in dem ihrigen innig mit Gefühlen der Ehrerbietung, Furcht und knechtischer Ergebenheit vereinet, war ihnen erlegen. Als der Unbekannte Herr ward und anfing, jenen schändlichen Misbrauch mit seiner Gewalt zu treiben, empfand sie alsobald eben so gewissen Abscheu, als tiefere Unterwürfigkeit. Durch die Zeit mit dem, was sie täglich sah, wovon sie täglich reden hörte, vertraut geworden, war ihr der mächtige, unbezähmte Wille eines solchen Herrn, unabänderlicher Beschluß des Schicksals. Sie heirathete, bei vorgerücktem Alter, einen Diener des Hauses, der aber bald darauf bei einer gefährlichen Unternehmung sein Leben einbüßte. Die Rache, welche ihr Herr für den Tod ihres Mannes nahm, gewährte ihr einen grausamen Trost, erfüllte sie mit Stolz, sich unter solchem Schutze zu befinden; und da sie seit dieser Zeit nur höchst selten einen Fuß vor das Schloß setzte, hegte sie nach und nach vom menschlichen Daseyn keine andern Gedanken, als die ihr das Wesen im Schlosse eingab.

Sie hatte keinen bestimmten Dienst; bald gab ihr der Eine, bald der Andere, zu ihrem Verdrusse, irgend etwas zu thun. Hier hatte sie einen Lumpen auszuflicken, dort Einem von einem Zuge Zurückkeh-

renden eiligſt Eſſen zu bereiten, dort Verwundete abzuwarten. Und alle Befehle, allen Tadel, oder Dank, den ſie von den Bravi erhielt, waren mit Hohn und Schimpfworten vermiſcht; „Die Alte!“ hieß ſie gemeiniglich; die Beiwörter, welche man immerdar dieſem Namen gab, waren den Umſtänden, und der Laune des Gebers angemeſſen. Störte man ſie aber in ihrer Faulheit, reizte man ſie in ihrem Zorne, Beides ihre vornehmſten Leidenſchaften; ſo entgegnete ſie zuweilen Reden, über die ſich Satan inniger freuen mußte, als über jemals von einem Bravo gehörte.

„Siehſt Du jene Kutſche dort?“ ſagte der Herr.

„Ich ſehe ſie,“ entgegnete ſie, ihr ſpitziges Kinn vorſtreckend, die tiefgeſunkenen Augen anſtrengend, als wolle ſie dieſelben aus den Höhlen hervorpreſſen.

„Laße ſogleich eine Sänfte bereiten, ſetze Dich hinein und laß Dich hinunter zum Wachthauſe tragen. Aber ſchnell, ſchnell, daß Du eher ankommſt als die Kutſche; da naht ſie ſchon mit Leichenwagenſchritte. In der Kutſche iſt .... ſoll zum wenigſten ſeyn .... ein junges Mädchen; iſt ſie drinnen, ſo ſage Nibbio in meinem Namen, er ſollte ſie in die Sänfte ſetzen und zu mir herauf ſchicken. Du ſetzeſt Dich zu ihr, und ſeyd Ihr hier oben angelangt, nimmſt Du ſie mit in deine Stube. Fragt ſie, wohin man ſie bringe, wem das Schloß gehöre, ſo hüte Dich wohl ....“

„Ach!“ meinte die Alte.

„Du müßt ihr aber,“ ſagte der Unbekannte, „Muth zuſprechen.“

„Was ſoll ich ihr ſagen?“

„Was Du ihr ſagen ſollſt? Muth ſollſt Du ihr einſprechen, ſage ich Dir. Biſt Du ſo alt geworden und weißt nicht, wie man Andern, wenn es darauf ankommt, Muth einflößt? Haſt Du niemals Herzeleid gehabt? Niemals Furcht empfunden? Weißt Du kein Wort des Troſtes in ſolcher Lage? Beſinne Dich, was man Dir ſagte: ſag' es ihr. Geh, lauf!“

Und als ſie fort war, ſtellte er ſich wieder an das Fenſter, ſah ſtarr hinab auf die Kutſche, die ſich ſchon um vieles größer zeigte, ſah in die Sonne, die ſich in dieſem Augenblicke hinter die Berge barg; ſah auf die einzelnen, grauen Wolken über ihnen, die plötzlich mit Feuer umkleidet ſchienen, trat zurück, machte das Fenſter zu und ſchritt haſtig im Zimmer auf und nieder.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die Alte hatte ſich beeilt zu gehorchen, mit der Autorität des Namens zu befehlen, der, es machte ihn, wer wollte, ausſprechen, Alles in Trab ſetzte,

weil niemand je den Gedanken hegte, es könne irgend wer sich, ihn zu misbrauchen, unterfangen. Sie kam im Wachthause ein wenig vor der Kutsche an, verließ, als diese auch genaht war, die Sänfte, winkte dem Kutscher, zu halten, trat an den Schlag, durch den Nibbio den Kopf herausstreckte, und sagte ihm des Herrn Befehl ins Ohr.

Als Luzia wahrnahm, daß die Kutsche hielt, kam sie, wie aus Letharzie wieder zu sich, hatte einen neuen Furchtanfall, öffnete Mund und Augen und starrte ringsumher. Nibbio hatte sich zurückgezogen, die Alte lehnte das Kinn auf den Kutschenschlag, sah Luzien an und sagte: „Komm, liebes Mädchen, komm, Kleine, komm mit mir, ich habe Befehl, Dich gut zu behandeln, Dich zu ermuthigen.“

Die Arme empfand bei dem Klange weiblicher Stimme einigen Trost, augenblicklichen Muth, verfiel aber bald in noch heftigeres Schrecken, fragte mit zitternder Stimme: „Wer seyd Ihr?“ und sah die Alte staunend an.

„Komm, komm, gutes Mädchen,“ fuhr diese fort. Nibbio und die beiden Anderen ahneten aus der so außerordentlich schmeichelnden Stimme die Absichten des Herrn und trugen, was sie konnten, bei, die Gefangene im Guten zum Gehorsam zu bringen. Sie sahe noch immer umher; und ob ihr wohl die Wildheit und Fremdheit des Ortes, die

Zuverſicht ihrer Wächter keine Hoffnung zu etwaiger Hülfe ließen, machte ſie dennoch den Mund, um zu ſchreien, auf. Als ihr Nibbio das Tuch hinwies, ſchwieg ſie, erbebte, widerſetzte ſich zwar, ward aber ergriffen und in die Sänfte gebracht. Nach ihr begab ſich die Alte hinein; Nibbio beauftragte die beiden anderen Gauner, als Wache hinter ihr herzugehen, und ſtieg eilig, dem Herrn Bericht zu erſtatten, den Berg empor.

„Wer ſeyd Ihr?“ fragte Luzia die unbekannte, widrige Ungeſtalt: „weshalb begleitet Ihr mich? Wo bin ich? Wohin bringt Ihr mich?“

„Dahin, wo man Euch wohl will,“ entgegnete die Alte; „zu einem gro .... Heil! denen er wohl will! Heil Euch! Heil Euch; Fürchtet Euch nicht, ſeyd munter; ich ſoll Euch Muth zuſprechen. Nicht wahr, he, hab ich Euch nicht Muth zugeſprochen?“

„Wer iſt er denn? Was ſoll ich ihm? Was will er von mir? Er hat nicht über mich zu gebieten. Sagt mir, wo ich bin? Laßt mich frei! Heißt den Leuten, mich frei zu laſſen, mich in die nächſte Kirche zu tragen. Ach! Ihr ſeyd doch auch ein Weib, im Namen der heiligen Jungfrau Maria .....!“ Dieſer heilige, ſanfte Name, in der Jugend wohl mit Ehrfurcht ausgeſprochen, dann aber in langer Zeit nicht mehr, vielleicht nicht einmal ausſprechen gehört, machte auf die Seele der Sünderin ſeltſamen, verwirrten, matten Eindruck, wie etwa Erinnerung an

Licht und Außenwelt auf den in der Kindheit erblindeten Greis.

Der Unbekannte ſtand an der Thüre ſeiner Veſte und ſah hinab; er ſah', wie früher die Kutſche, jetzt die Säufte Schritt vor Schritt nahen und nahen, Nibbio'n ihr immer mehr voreilen, den Gipfel des Berges erſteigen; er rief ihm zu, „komm, komm!" und ſchritt in ſein Zimmer voraus.

„Nun?" ſagte er und blieb ſtehen.

„Pünktlich vollzogen;" antwortete Nibbio, ſich verneigend: „Die Nachricht pünktlich, das Weib pünktlich, Niemand in der Nähe, nur ein Schrei, Niemand hinzugekommen, der Kutſcher ſchnell, die Pferde tüchtig, Niemand begegnet: aber...."

„Was denn?"

„Aber.... es wäre mir lieber geweſen, hätte ich den Befehl gehabt, ſie niederzuſchießen, ohne ſie reden zu hören, ohne ihr ins Geſicht zu ſehen."

„Wie? was? was willſt Du damit ſagen?"

„Ich will ſagen, daß ſie mir den ganzen Weg, die ganze Zeit über, gar zu großes Mitleid beigebracht hat."

„Mitleid! was weißt Du von Mitleid? was iſt denn Mitleid?"

„Ich habe es noch nicht ſo gut empfunden, wie diesmal: es iſt mit dem Mitleid bald wie mit der Furcht: läßt man beides zu ſehr in ſich anwachſen, ſo bleibt man kein Mann."

„Nun laß doch hören, wie Dir das Weib Mitleid erregte?“

„Ach, mein gnädigſter Herr! ſo lange Zeit .... weinen, bitten .... ſo gewiſſe Blicke, bleich, bleich wie der Tod werden, hernach ſeufzen, und wieder bitten, und gewiſſe Worte ....“

„Ich möchte ſie nicht bei mir haben;“ dachte der Unbekannte: „Ich hätte mich nicht mit der Sache einlaſſen ſollen; aber ich habe es einmal verſprochen, ich habe es verſprochen. Iſt ſie erſt wieder fort ....“ — Er ſah befehlend zu Nibbio auf und ſagte: „Jetzt mache Dich vom Mitleiden los, ſteig zu Pferde, mit noch Einem, wenn Du willſt, mit Zweien, und reite, reite, bis Du bei dem Don Rodrigo, Du weißt ſchon, angelangt biſt. Sage ihm, er ſolle gleich, ... ja gleich nach ihr ſchicken, ſonſt ....“

Doch ein abermaliges, gebieteriſcheres Nein als das erſtere, legte ihm Schweigen auf. „Nein!“ ſagte er beſtimmt, wie um ſich ſelbſt jenen inneren Willen klar zu machen: „Nein! geh zur Ruhe, und morgen früh .... will ich Dir ſchon ſagen, was Du thun ſollſt.“

„Die muß mit einem Teufel im Bunde ſtehen!“ dachte er, als er allein daſtand, die Arme über der Bruſt verſchränkt, den Blick auf eine Stelle des Fußbodens geheftet, wo der durch die höheren Fenſterſcheiben einſtrahlende Mond hintraf und ein mattes Licht im Viereck, durch die ſtarken Eiſenſpangen

gewürfelt, durch die kleinen runden Fenſterglaſer noch kleiner zertheilt, zeichnete. „Mit einem Teufel im Bunde ſtehen, oder .... oder von einem Engel beſchützt werden .... Nibbio und Mitleid! .... Morgen, morgen mit dem Früheſten, fort mit ihr, ihrem Schickſale entgegen: dann wird nicht mehr von ihr geſprochen, — fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, wie man wohl einem widerſpenſtigen Knaben, von deſſen Ungehorſam man voraus überzeugt iſt, etwas anbefehlen würde — wird nicht mehr an ſie gedacht! Der Herr, Don Rodrigo, mag mir nicht etwa den Kopf mit Dankſagungen warm machen, daß ich .... ich will einmal nichts weiter von ihr hören. Ich bin ihm behülflich geweſen, weil .... weil ich es verſprochen hatte: ich habe es verſprochen, weil .... weil es mein Schickſal wollte. Er ſoll den Dienſt reichlich bezahlen! Wollen einmal zuſehen ....“

Er wollte einen recht ſchwierigen Auftrag, den Don Rodrigo zum Lohne, oder vielmehr zur Strafe vollziehen ſollte, ergrübeln; aber die beiden Worte: Mitleid und Nibbio, lagen ihm immer im Sinne, wollten nicht wanken und weichen: „wie muß ſie das angefangen haben? — dachte er unaufhörlich geplagt — „Ich will ſie ſehen! Nein, nicht doch! Ja, ich will ſie ſehen!“

Aus einem Zimmer in das andere, gelangte er zu einer kleinen Treppe, ſachlich behutſam hinab, zum Zimmer der Alten und trat mit dem Fuße dagegen.

„Wer iſt da?“

„Mache auf!“

Die Alte ſprang beim Tone dieſer Stimme raſch empor, man hörte den Riegel raſchelnd zurückſchieben und die Thüre ging auf. Als der Unbekannte die Schwelle betrat, warf er einen Blick über das Zimmer: beim Scheine einer auf kleinem Pfeilertiſche brennenden Lampe gewahrte er Luzien, in dem der Thüre entfernteſten Winkel des Zimmers, erſchöpft auf der Erde liegend.

„Wer hat Dir geheißen, Unſelige,“ ſagte er mit zornigem Blicke zur Alten, „ſie ſo verächtlich dahin zu werfen?“

„Sie hat ſich freiwillig hingelegt,“ ſagte die Alte demuthvoll; „ich habe das Meinige gethan, ihr Muth zu machen: ſie muß es ſelbſt geſtehen; aber es hilft Alles nichts.“

„Steh auf!“ ſagte er, vor Luzien tretend. Aber das Anklopfen, Oeffnen, der Fußtritt, die Stimme hatten ihre erſchütterte Seele mit finſterem Schrecken erfüllt, ſie krümmte ſich ſcheuer in dem Winkel zuſammen, barg das Antlitz in beide Hände und rührte ſich nicht, außer daß ſie einigemal durch und durch erbebte.

„Steh' auf, es ſoll Dir nichts Schlimmes widerfahren, ich kann Dir helfen;“ entgegnete der Herr.

„Steh auf!“ rief er, ärgerlich, zweimal vergebens befohlen zu haben, mit Donnerſtimme. Wie

gekräftiget vom Schrecken, erhob ſich die Unglückſeligſte ſogleich auf die Kniee, faltete, wie vor einem Heiligenbilde, die Hände, ſah zu dem Unbekannten empor, ſchlug die Augen wieder zu Boden und ſagte: „Ich bin bereit, tödtet mich!“

„Ich ſagte Dir ſchon, daß ich nichts Böſes mit Dir vorhabe;“ ſagte der Unbekannte ſanfter, und betrachtetete die kummer- und angſterfüllte Geſichtsbildung.

„Muth! Muth!“ ſagte die Alte; „er ſagt es Euch ja ſelbſt, daß man Euch nichts anthun ſoll.“

„Und warum,“ fragte Luiſe mit einer Stimme, aus welcher, durch das Zittern der Furcht, eine gewiſſe Sicherheit hülfloſer Entrüſtung hervortrat, „warum gebt Ihr mich ſolcher Höllenqual Preis? Was habe ich Euch gethan ....?“

„Hat man Dich gemißhandelt? Sprich ....“

„Ach, gemißhandelt! gemißhandelt! Sie haben mich mit ſchändlichem Verrathe, mit Gewalt entführt. Und warum? — warum hält man mich gefangen? Warum bin ich hier? Wo bin ich? Ich bin ein armes Mädchen: was kann ich Euch gethan haben? Im Namen Gottes ....“

„Gott, Gott!“ unterbrach ſie der Unbekannte, „und immer Gott! wer ſich nicht ſelbſt vertheidigen kann, wer kraftlos iſt, hat immer und immer mit dieſem Gotte zu ſchaffen, als hätte er mit ihm ge-

ſprochen. Was verlangſt Du denn von ihm? Glaubſt doch nicht ....“ er hielt inne.

„Ach, Herr! Was ich verlange? Was kann ich Arme ſonſt verlangen, als Barmherzigkeit? Gott verzeiht viele Sünden für ein Werk der Barmherzigkeit! Gebt mich frei; habt Erbarmen, gebt mich frei. Es bringt keinem ſterblichen Menſchen Heil, ein armes Weſen ſo viel ausſtehen zu laſſen. Ihr ſeyd Herr, ach, befahlt ihnen, daß ſie mich frei laſſen. Sie haben mich mit Gewalt hierher geführt. Laßt dieſe Frau noch einmal mich begleiten, laßt mich nach *** zu meiner Mutter bringen. Ach, heilige Jungfrau, meine Mutter! meine Mutter, O Gott, meine Mutter! Vielleicht iſt ſie nicht fern von hier .... ich habe meine Berge geſehen. Warum laßt Ihr mich ſo leiden? Laßt mich in eine Kirche bringen; ich will für Euch beten, ſo lang ich lebe, beten. Was koſtet Euch ein Wort? Ach, ach! Ihr habt Mitleiden mit mir: ſagt ein Wort, ſagt es. Gott verzeiht gar Vieles für ein Werk der Barmherzigkeit!“

„Warum iſt ſie nicht die Tochter eines der Schurken, die mich verbannten!“ dachte der Unbekannte: „eines der Elenden, die meinen Tod wollten! Ich würde mich jetzt an ihren Leiden weiden können, und ſo ....“

„Erſtickt nicht die Stimme des Erbarmens in Euch!“ bat Luzie flehentlich weiter, ermuthigt von

dem Anblicke einer gewiſſen Unſchlüſſigkeit in Antlitz und Weſen ihres Tyrannen. „Habt Ihr kein Erbarmen mit mir, ſo wird es der Himmel haben: er wird mich ſterben laſſen und dann habe ich überſtanden, Ihr aber .... Dereinſt vielleicht auch Ihr .... Doch nein, nein, ich will den Herrn immerdar bitten, Euch vor allem Uebel zu bewahren. Was gilt Euch ein Wort? Wenn Ihr dieſe Leiden kenntet ....!“

„Nun, faſſe nur Muth!“ unterbrach ſie der Unbekannte mit einer Sanftheit, die die Alte in hohes Erſtaunen ſetzte, „Habe ich Dir denn ſchon etwas zu Leide gethan? Habe ich Dir etwa gedroht?“

„O nein! Ich ſehe, Ihr habt ein gutes Herz, habt Mitleiden mit einem armen Geſchöpfe. Ihr könntet mir, wolltet Ihr es, weit mehr Furcht als alle die Anderen einflößen, könntet mich tödten; und dagegen habt Ihr mir .... das Herz ein wenig erleichtert. Gott wird es Euch vergelten. Vollendet das Werk der Barmherzigkeit: gebt mich frei, gebt mich frei!“

„Morgen früh ....“

„Gebt mich jetzt frei, jetzt ....“

„Morgen früh ſehen wir uns wieder, will ich ſagen. Indes ſey gutes Muthes. Ruhe Dich aus. Du wirſt des Eſſens bedürftig ſeyn. Man ſoll Dir welches bringen.

„Nein, nein, ich ſterbe, wenn Jemand hier herein kommt: ich ſterbe. Bringt mich in die Kirche

.... Gott wird Euch vergelten, was Ihr für mich thut."

„Es wird Dir eine Frau zu essen bringen," sagte der Unbekannte; und als er es gesagt hatte, staunte er selbst über sich, wie er auf diese Ausflucht verfallen sey und wie es zugegangen, daß er sie, zum Troste eines Mädchens, habe suchen müssen.

„Und Du," sagte er, sich plötzlich zu der Alten wendend, „mache ihr Muth zu essen; laß sie auf dem Bette ausruhen: will sie Dich zur Bettgenossin, gut; sonst kannst Du schon einmal eine Nacht auf den Dielen zubringen. Ermuthige sie, sage ich Dir, ermuntere sie. Und daß sie keine Ursache habe, sich über Dich zu beklagen!"

Nach diesen Worten schritt er rasch der Thüre zu. Luzie stand auf, lief ihm nach, ihn zurückzuhalten und ihre Bitten zu erneuen; doch er war verschwunden.

„O ich Arme! Schließt zu, schließt rasch zu!"

Und als sie die Thüren an einander klappen, den Riegel rascheln hörte, wandte sie sich ab und legte sich wieder in ihren Winkel. „Ach, ich Arme!" schluchzte sie wieder. „Wen kann ich nunmehr bitten? Wo bin ich? Sagt, sagt mir, um des Himmels Willen, wer ist der Herr....? der eben mit mir sprach!"

„Wer er ist? Wer er ist? Das wollt Ihr, soll ich Euch sagen, ich? Könnt warten, bis ich es Euch sage! Weil er Euch schützt, seyd Ihr hochmüthig

geworden, wollt auf meine Unkoſten alles wiſſen. — Fragt ihn ſelbſt. Stellte ich Euch zufrieden, würde ich gar andere Worte hören müſſen, als Ihr jetzt zu hören bekommt. — Ich bin die Alte, ich bleibe die Alte;“ murmelte ſie zwiſchen den Zähnen, „verwünſcht wären die Jungen, die mit Lachen und Weinen Alles durchſetzen, immer Recht behalten.“ Als ſie Luzien ſchluchzen hörte, der Befehl des Herrn ihr drohend in das Gedächtniß kam, bog ſie ſich zu der armen Verkrochenen und ſagte mit kleinmüthiger, menſchlicherer Stimme: „Friſch, friſch! Ich habe nichts böſe gemeint: ſeyd munter! Fragt mich nur nicht um Sachen, die ich Euch nicht ſagen darf, und gebt Euch übrigens zufrieden. Ach, wüßtet Ihr, wie viele Leute froh ſeyn würden, redete er mit ihnen wie mit Euch! Seyd luſtig, es wird gleich zu eſſen kommen, und wie ich denke .... nach dem, wie er mit Euch geſprochen hat .... iſt es ſicherlich etwas Gutes. Und dann legt Ihr Euch nieder und,“ fügte ſie mit unterdrücktem Grimme hinzu, „werdet mir wohl auch ein Plätzchen verſtatten.“

„Ich will nicht eſſen, ich will nicht ſchlafen. Laßt mich in Ruhe; kommt nicht näher; geht nicht fort!“

„Nein, nein, nur Muth!“ ſagte die Alte, ging nach der andern Seite, ſetzte ſich auf einen Feldſtuhl, warf ſcheue, grellende Blicke nach dem armen Mädchen, gewahrte ihr Bette, heimlich ergrimmt,

es vielleicht die ganze Nacht entbehren zu müſſen, und jammerte über Froſt. Der Gedanke an das Abendeſſen tröſtete ſie mit der Hoffnung, es werde etwas für ſie übrig bleiben. Luzia empfand weder Froſt noch Hunger, ſchien gleichſam betäubt, und von allem Schmerz und Schrecken war ihr nur ein ſchwaches Bewußtſeyn geblieben, ähnlich den Traumphantaſieen eines Fieberkranken.

Sie fuhr zuſammen, als angeklopft wurde, ſah mit Entſetzen empor und rief: „Wer iſt da? Wer iſt da? Es darf Niemand herein!“

„Nichts, nichts, gutes Neues!“ ſagte die Alte. „Es iſt Marthe, die das Eſſen bringt.“

„Mache zu, mache zu!“ ſchrie Luzie.

„Ja doch, gleich, gleich,“ entgegnete die Alte; nahm Marthen einen Korb ab, ſchickte ſie eilig wieder fort, verſchloß die Thüre, ſetzte den Korb auf einen Tiſch, in mitten der Stube, und lud Luzien wiederholt ein, herbeizukommen, von den Gerichten zu eſſen. Sie bediente ſich, nach ihrem Dafürhalten, der wirkſamſten Worte, dem armen Mädchen Appetit zu machen und erließ ſich in Ausrufungen über die Auserleſenheit der Speiſen: „Biſſen, kennen gemeine Leute ſie nur riechen, haben ſie lange Zeit Würze für ſchlechte Koſt! Wein, den der Herr mit ſeinen Freunden trinkt, wenn einmal welche zu ihm kommen, die .... und wenn ſie luſtig ſeyn wollen! Ei, ei!“

— Da ſie ſah, daß kein Zureden half, ſagte ſie: „Nun, Ihr wollt nicht, ſagt aber morgen nicht etwa, ich hätte Euch nicht Muth zugeſprochen. Ich werde eſſen und es ſoll noch genug für Euch bleiben, im Fall Ihr Euch beſinnt und gehorchen wollt.“ Sie fiel nach dieſen Worten gierig über die Speiſen her, ſtand, als ſie ſatt war, auf, ging nach dem Winkel zu Luzien, beg ſich zu ihr hinab und ermahnte ſie abermals, zu eſſen und ſich niederzulegen.

„Nein, nein, ich will nichts,“ entgegnete Luzie, mit matter, ſchlaftrunkener Stimme; fügte feſter hinzu: „Iſt die Thüre verſchloſſen? Wohl verſchloſſen?“ ſah rings um ſich, ſtand auf und ging mit vorgehaltenen Händen, unſicheren Schritten, ſich ſelbſt zu überzeugen, darauf zu.

Die Alte lief voran, ſtreckte die Hand nach dem Schloſſe aus, ergriff die Klinke, drückte ſie auf und zu, rüttelte an dem Riegel, ſchob ihn hin und wieder, daß er in der eiſernen Klammer, wo er ruhete, knarrte.

„Hört Ihr? ſeht Ihr? Iſt es nicht verſchloſſen? Seyd Ihr nun zufrieden?“

„Zufrieden! Hier zufrieden!“ ſagte Luzie, nach dem Winkel gehend: „Aber der Herr weiß, daß ich hier bin!“

„Kommt zu Bette: was wollt Ihr dort wie ein Hund liegen? Iſt es wohl erhört, daß man Gemächlichkeiten, die man haben kann, ausſchlägt?“

„Nein, nein, laßt mich zufrieden.“

„Nun, Ihr wollt es ſo. Sehr, ich laſſe Euch den guten Platz, drücke mich hier an die Seitenbretter, er bleibt Euch immer frei. Wollt Ihr noch zu Bette gehen, ſo wißt Ihr es. Erinnert Euch aber, daß ich Euch mehrmals gebeten habe.“ Sie kroch hierauf, angekleidet wie ſie war, unter die Decke und alles ward ſtill.

Luzia kauerte unbeweglich, zuſammengekrümmt in dem Winkel, die Knie an den Leib gezogen, die Hände auf den Knieen, das Geſicht in den Händen. Sie ſchwebte zwiſchen Wachen und Schlaf, aber Gedanken, Einbildungen, Herzklopfen, folgten ſich im ſchnellſten, ungeſtümſten Wechſel. Jetzt war ſie ſich ſelbſt bewußter, alle geſehene, empfundene Schrecknisſe dieſes Tages ſtellten ſich ihr deutlicher dar, ſchmerzerfüllt überdachte ſie alle Umſtände der düſteren, entſetzlichen Wirklichkeit, welche ſie umfing; jetzt kämpfte ihr Gemüth, in noch nächtlichere Abgründe geſtürzt, mit den, der Ungewißheit und dem Schrecken entſtandenen Phantomen.

Dieſer Zuſtand währte ſehr lange; wir ziehen abermals vor, ſchnell darüber hinzugehen. Ermattet, kraftlos ſtreckte ſie ihre eingeſchlafenen Glieder von ſich, ſtreckte ſich oder ſank vielmehr ausgeſtreckt nieder und lag eine Weile in einer, wirklichem Schlafe ähnlichen, Bewußtloſigkeit. Plötzlich, wie auf inneren Ruf, erholte ſie ſich, fühlte das Bedürfniß, ganz zu

ſich zu kommen, alle ihre Denkkraft zu ſammeln, das Wo, Wie und Warum ihres Hierſeyns zu erforſchen. Sie lieh das Ohr, lauſchte auf ein Geräuſch: es war der Alten rauhes, langſames Schnarchen; ſie riß die Augen auf und ſah einen matten Schimmer, abwechſelnd ab- und zunehmen; es war der dem Erlöſchen nahe Lampendocht, der ſein Zitterlicht bald auswarf, bald, ſo zu ſagen, zurückzog, wie etwa das Anſchlagen und Abprallen der Uferwellen: das Licht entfloh den Gegenſtänden, bevor ſie noch Geſtaltung und Farbe von ihm empfingen und ließ dem Auge nichts als eine fortläufende Verwirrung, bis ihm die friſchen Erinnerungen der Seele zu Hülfe kamen und es Unbeſtimmtes beſtimmt wahrnahm. Die Unglückliche erwachte, erkannte ihren Kerker: alle die Schreckniſſe des verfloſſenen Tages, alle Schreckniſſe der Zukunft beſtürmten ſie mit einemmale: eben der neue Zuſtand der Ruhe, nach ſo vieler Trübſal, der Schein von Ruhe, die Erſchlaffung, in der ſie ſich befand, erfüllten ſie mit neuen Aengſten: ſie unterlag ſolchem Leid, daß ſie ſich nach dem Tode ſehnte. Da gedachte ſie, noch beten zu können, der Gedanke gab Troſt und Hoffnung; ſie nahm ihren Roſenkranz, betete ihn ab, und wie das Gebet ihren zitternden Lippen immer weiter entfloß, füllte ſich ihr Herz mit unbegrenztem Vertrauen. Plötzlich fiel ihr ein, um wie viel kräftiger ihr Gebet ſey, und wie weit eher es erhört werden müßte, drängte ſie in ihrem Elende

irgend ein Opfer dar. Sie gedachte deſſen, was ihr das Liebſte war, oder was ihr das Liebſte geweſen war; denn in dieſem Augenblicke war ihre Seele nur eines Eindruckes, deſſen der Furcht, fähig, kannte nur ein Verlangen, das nach Befreiung; ſie gedachte ſeiner und war entſchloſſen, es aufzuopfern. Sie erhob ſich auf die Kniee, preßte die Hände, von denen der Roſenkranz herabhing, an die Bruſt, hob Antlitz und Augen zum Himmel und ſagte: „O heilige Jungfrau! Du, deren Schutze ich mich ſchon ſo oft empfahl, die du mich ſo oft ſchon tröſteteſt! Du, die du ſo ſehr gelitten haſt und jetzt ſo glorreich biſt, die du ſo viele Wunder ſchon thateſt für nothleidende Arme: hilf mir! erlöſe mich aus dieſer Gefahr, führe mich ſicher zu meiner Mutter: o Mutter Gottes, ich verſpreche Dir! immer Jungfrau zu bleiben, ich verzichte für immer auf meinen Geliebten, ich will Niemand Anderem angehören als Dir!“

Nach dieſen Worten neigte ſie ihr Haupt, hing ſich den Roſenkranz, wie ein Zeichen der Weihe des Schutzes, eine Waffe des neuerwählten Standes, um den Hals; und als ſie ſich wieder auf die Dielen ſetzte, war ihr Herz voll ſicherer Ruhe, ſtärkeren Vertrauens. Sie gedachte des „morgen früh“ des unbekannten Gewalthabers und glaubte in dieſen Worten ein Verſprechen der Errettung zu finden. Ihre von dem langen Kampfe ermüdeten Sinne entſchliefen nach und nach in dieſer Gedankenſtille, und

endlich, kurz vor Anbruch des Tages, verſank auch Luzia, den Namen ihrer Beſchützerin leiſe leiſe den Lippen enthauchend, in tiefen, anhaltenden Schlummer.

Es war Jemand in dieſem Schloſſe, der gern ihrem Beiſpiele gefolgt wäre, es aber nicht vermochte. Als er Luzien verlaſſen, oder vielmehr geflohen, und Befehl gegeben hatte, ihr ein Abendeſſen zu bereiten, als er auch, wie er zu thun gewohnt war, einige Poſten des Kaſtells unterſucht hatte, zog er ſich, ihr Bild immerdar vor Augen, ihre Worte immerdar in den Ohren wiedertönend, in ſeine Schlafkammer zurück, ſchloß ſich haſtig daſelbſt ein, als wolle er ſich vor einer Schaar verfolgender Feinde retten, zog ſich eben ſo haſtig aus und legte ſich nieder. Aber ihr Bild trat ihm näher, als vorher, vor die Seele und ſagte: Du ſollſt nicht ſchlafen! „Welches einfältige Gelüſten,“ dachte er, „mußte mir beikommen, ſie ſehen zu wollen? Er hat Recht, der Teufel von Nibbio; man iſt kein Mann, es iſt wahr, man bleibt kein Mann! .... Ich? .... Ich habe alſo aufgehört ein Mann zu ſeyn? ich? Was iſt denn vorgefallen? Welcher Teufel iſt denn in mich gefahren? Was gieb's denn? Konnte ich nicht ſchon vorher wiſſen, daß Weiber jammern. Jammern doch auch Männer zuweilen, wenn ſie ſich nicht widerſetzen können. Was zum Henker! habe ich denn in meinem Leben noch keine Weiber winſeln gehört?“ Hier ſtellte ſich ſeinem Gedächtniſſe, ohne daß er gerade nöthig hatte, es

ſehr anzuſtrengen, mehr als Ein Fall dar, wo weder Bitten noch Klagen vermochten, ſeinen einmal genommenen Entſchluß wanken zu machen. Aber das Andenken an ihn erweckte ihm nicht nur nicht den ihm ſchon fehlenden Muth, bei dieſer Gelegenheit feſt zu bleiben, benahm ſeiner Seele nicht nur nicht das ihm ſo läſtige Mitleid, ſondern erfüllte ſie auch mit einem ganz eigenthümlichen Entſetzen, mit der ſtechendſten Reue, und zwar in ſolchem Grade, daß es ihm noch Erleichterung ſchien, vermochte er ſich zu dem Bilde Luzients zu wenden, gegen das er anfänglich verſuchte, ſich zu waffnen. „Sie lebt ja," ſagte er, „iſt hier; es iſt noch Zeit; ich kann ihr ſagen: geh, ſey fröhlich, kann ſehen, wie ſich ihr Antlitz umwandelt, kann ihr auch ſagen: verzeihe mir.... Verzeihe ....? Ich um Verzeihung bitten? ein Weib? Ich....! Ach, und doch! könnte ein Wort, ſo ein Wort mir das Herz erleichtern, mir die Hölle aus der Bruſt reißen, ich ſagte es; ach ja wohl, ich ſagte es. Wie weit iſt's mit mir gekommen! Ich bin kein Mann mehr, ich bin kein Mann!.... Auf!" — ſagte er dann und wendete ſich wüthend auf die andere Seite des ſo harten, harten Lagers, unter der ſo ſchweren, ſchweren Decke.

„Auf! Es iſt alles nichts als Einfalt, als Kinderein, ſind mir ehedem auch manchmal durch den Kopf gefahren; vergehen auch diesmal wie ehedem." —

Sie zu verſcheuchen, bemühete er ſich, an irgend

etwas recht Wichtiges zu denken, an irgend eines der Dinge, welche ihn vor allen Anderen zu beſchäftigen pflegten, er wollte ſich ihm ganz hingeben; fand aber keines. Alles erſchien ihm anders: was ehedem ſeine Begierde feſſelte, hatte jetzt keinen Reiz mehr: ſeine Leidenſchaft glich einem, durch irgend einen Gegenſtand plötzlich ſtätig gewordenen Pferde und wollte ihn nicht weiter führen. Dachte er an das, was er unternommen, noch nicht vollendet hatte, ſo empfand er, ſtatt des Triebes, zu vollenden, ſtatt durch Hinderniſſe angereizt zu werden, ſie im Zorne zu beſiegen, Traurigkeit, Verzagtheit über das ſchon Vollendete. Das Leben hatte für ihn alles Intereſſe verloren, er war unfähig, noch etwas zu wollen und zu thun, und das Andenken der Vergangenheit ward ihm unerträglich, alle Stunden erſchienen ihm nur wie die eine, die ihn ſo ſchwer drückte, ſo langſam entſchlich. Er verſammelte in Gedanken alle ſeine Bluthunde um ſich: fand auch nicht einen, dem er etwas hätte ſagen mögen oder können: ſelbſt der Gedanke, ſie wieder zu ſehen, ſich unter ihnen zu befinden, war eine neue Laſt, verurſachte ihm Verdruß und Verlegenheit. Und wollte er durchaus ein Geſchäft zu morgen auffinden, irgend etwas zu thun haben, ſo wich der Gedanke nicht von ihm, das arme Mädchen wieder zu Freiheit zu ſetzen.

„Ich will ſie frei geben; ja, ſo bald der Tag graut, gehe ich zu ihr, ſage ihr: Geh, geh! Laſſe ſie beglei-

ten.... Und mein Verſprechen? Meine Verpflichtung? Und Don Rodrigo? .... Wer iſt DonRodrigo? —

Der Unbekannte mühete ſich, wie Jemand, der ein unerwartetes, verwickeltes Verhör gegen einen Vorgeſetzten zu beſtehen hat, dieſes, ſich ſelbſt angeordnete, bald zu enden; der neue Gedanke wuchs aber reißend ſchnell in ihm an und drohete den älteren zu verdrängen. Er ging alle Urſachen durch, die ihn hatten verleiten können, faſt noch ehe er darum gebeten ward, die Verbindlichkeit auf ſich zu nehmen, ohne Haß oder Furcht, blos um zu dienen, eine arme Unbekannte ſo leiden zu laſſen; aber er fand nicht nur keine Urſachen, die ihm in dieſem Augenblicke gültig erſchienen, ihn entſchuldigten, ſondern konnte nicht einmal mit ſich ins Klare kommen, was ihn eigentlich zu dem ganzen Handel beſtimmte. Willkühr, nicht überlegter Entſchluß, augenblickliche Eingebung der alten, gewohnten Gefühlen huldigenden Seele, Folge tauſend vorgängiger Urſachen: das war es und — wollte der gepeinigte Selbſtergrübler ſich nur über eine einzige Handlung Rechenſchaft geben, fand er ſich in der That in Unterſuchung ſeines ganzen Lebens begriffen. Zurück, zurück, von Jahr zu Jahr, von Unternehmen zu Unternehmen, Blut zu Blut, Verbrechen zu Verbrechen: Alles ſchien der Seele bewußt und neu, von den Gefühlen geſondert, die Wollen und Vollbringen veranlaßten; Alles, Alles erſchien ſo ungeheuer, wie die Gefühle es damals nicht zeigten,

Alles gehörte ihm, war ganz sein! Das Entsetzen dieses Gedankens wuchs mit jedem neuen Bilde, war allen eigen, steigerte sich zur Verzweiflung. Er richtete sich wüthend im Bette auf, griff mit der einen Hand wüthend über die Bettwand, ergriff ein Pistol, spannte es, setzte an, und .... in dem Augenblicke, wo er ein unerträglich gewordenes Leben zu enden gedachte, ward seine Seele von einer Angst überrascht, von einer Unruhe, die nicht dem Leben anzugehören schienen, er mußte des Daseyns gedenken, in das er mit dem Tode einging. Mit Schauder erblickte er seinen entstellten, starren Leichnam, der Willkühr des ihn überlebenden Schandtrosses überlassen: das Staunen, die Verwirrung im Kastelle am nächsten Morgen: Alles drunter und drüber: er selbst kraftlos, lautlos, wo man ihn hinwarf. Er sah und hörte das Aufsehen, was überall entstehen würde, das Gerede hier, in der Nähe und Ferne, das Entzücken seiner Feinde. Auch Finsterniß und Schweigen trugen bei, ihm den Tod trüber, grausiger zu gestalten; und doch meinte er, er würde nicht zaudern, sich am lichten Tage, im Freien, Angesichts aller Welt, in das Wasser zu stürzen und zu versinken.

Vertieft in diese qualvollen Betrachtungen, zog er den Hahn des Pistoles abwechselnd auf, oder spannte ihn mit krampfhafter Hand ab; als ihm ein anderer Gedanke beikam: — „Wenn dieses andere Leben, von dem man mir, als Knaben, so

viel vorschwatzte, von dem man immerdar fabelt: es sey ausgemachte Sache, wenn es nun nicht ist? wenn es nichts ist, als Erfindung der Pfaffen? was nehme ich dann vor? warum sterben? was schiert mich, was ich thue? was hat es auf sich? Es ist Tollheit, daß ich .... Und wenn nun das andere Leben dennoch wäre ....!" —

Nach diesem Zweifel, dieser Besorgniß bemächtigte sich seiner noch schwärzere Verzweiflung, noch drückendere, der er auch im Tode nicht zu entgehen hoffte. Er ließ seine Waffe fallen, zerraufte sich die Haare, klapperte mit den Zähnen, erbebte an allen Gliedern. Mit einemmale drängten sich Worte in in sein Gedächtniß, die er vor wenigen Stunden erst mehr als einmal vernommen hatte: — „Gott verzeiht gar Vieles für ein Werk der Barmherzigkeit." — Nicht mit dem Tone demuthvoller Bitte, in dem sie gesprochen wurden: mit dem der ernstesten Würde, die zugleich einen fernen Schimmer von Hoffnung zuließ. Ein Augenblick der Erleichterung! Er legte die Hände vor die Stirn, führte sich die Gestalt vor das innere Auge, welche die Worte sprach, und erblickte sie, nicht als Gefangene, Bittende, sondern als Trost- und Gnadenspenderin. Ungeduldig erharrte er den Tag, um sie ohne Säumniß zu befreien, aus ihrem Munde neue Worte des Erbarmens und Lebens zu hören, sie ihrer Mutter selbst wieder zu bringen. — „Und dann? was soll ich den ganzen übrigen Tag beginnen?

was übermorgen? was ſpäter? Und die Nacht, die lange zwölfſtündige Nacht? Ach, die Nacht! nein, nein, die Nacht!“ — Zurückgeſunken in die entſetzliche Leere der Zukunft, ſuchte er vergebens Anwendung der Zeit, ſann vergebens nach, wie er Tage, wie er Nächte verbringen möge. Jetzt nahm er ſich vor, das Schloß zu verlaſſen, in ferne Länder zu wandern, wo man noch nicht von ihm reden hörte; aber er fühlte, daß er, er ſelbſt, ſich nimmer verlaſſen würde: jetzt ſchöpfte er die traurige Hoffnung, ſeinen alten Adam wieder anzuziehen, ſeine alten Lüſte wieder zu erneuen: es war nur flüchtiger Tollſinn; jetzt wünſchte er den Tag, wo er ſich den Seinigen in ſeiner jämmerlichen Umwandlung zeigen müſſe, fern, jetzt nah, als ob er auch in ſeine Gedanken Klarheit bringen werde. Und — gerade mit dem Anbruche der Morgendämmerung, wenige Augenblicke, nachdem Luzie eingeſchlafen war, als er noch regungslos, aufrecht im Bette ſaß, ſchlug eine unbeſtimmte Tonwelle, die etwas eigenthümlich Feſtliches in ſich führte, an ſein Ohr. Er horchte auf und vernahm fernes Feſtgeläute, näher das Echo in den Bergen, das jeden einzelnen Klang langſam wiederholte und mit ihm verſchmolz. Nach kurzer Weile vernahm er andere, ebenfalls feſtliche, nähere Glockentöne; dann noch andere. — „Was iſt das für Freude? Worüber freut ſich denn Alles? Weshalb iſt Allen ſo wohl? —“ Er erhob ſich von ſeinem Dornenlager, zog ſich in Haſt ein wenig an, öffnete

ein Fenſter und ſah hinaus. Die Berge waren noch halb nebelumhüllt; der Himmel nicht wolkig, ſondern eine einzige, aſchgraue Wolke; aber der Tagesſchimmer, der nach und nach anwuchs, erhellte das Thal und ließ hier eilige Wanderer auf dem Wege erblicken, dort Andere, die aus den Thüren traten und ihnen folgten. Alle nahmen die Richtung nach der Thalmündung, rechts vom Schloſſe, und in aller Weſen und Kleidung ließ ſich das Feſtliche nicht verkennen.

„Was der Teufel haben die vor? Was für Fröhlichkeit herrſcht denn in dieſem verwünſchten Lande? Wo rennt das Volk hin?“ — Er rufte einen, in dem anſtoßenden Zimmer ſchlafenden, vertrauten Bravo und fragte ihn um die Urſache dieſer Bewegung. Der Bravo kannte ſie ſo wenig wie er und entgegnete: er werde ſie ſogleich erfragen. Der Herr blieb im Fenſter lehnen, ſah dem munteren Treiben aufmerkſam zu. Es waren Männer, Weiber, Kinder, truppweiſe, paarweiſe, einzeln; Der holte den Andern vor ihm ein, ging mit ihm; Der trat aus ſeinem Hauſe, wandelte mit dem erſten, beſten Vorüberkommenden; es ſchienen Alle Freunde, ſchienen eine verabredete Reiſe anzutreten. Aller Geberden zeigten Eile, gemeinſchaftliche Freude deutlich an, und das nicht verabredete, aber übereinſtimmende, mehr oder minder deutlichere Geläute der verſchiedenen Glocken, näherer ſo wie fernerer, ſchien gewiſſermaßen die all-

gemeine Stimme dieſer Geberden, ſchien die, auf der Höhe nicht vernehmbaren, Worte zu erſetzen.

Er ſah und ſah, und empfand innerlich mehr als gemeine Neugierde, zu wiſſen, was im Stande ſey, ſo viele, verſchiedene Menſchen mit gemeinſchaftlicher Freude, gemeinſchaftlichem Willen zu erfüllen.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Bravo kam bald zurück und berichtete, der Cardinal Friedrich Borromeo, Erzbiſchoff von Mailand, ſey am vorigen Tage in *** angekommen, halte ſich den ganzen eben angebrochenen Tag daſelbſt auf, die Nachricht von ſeiner Ankunft ſey am vorigen Abende weit und breit erſchollen und habe alles Landvolk mit dem Wunſche erfüllt, dieſen Mann zu ſehen; das Glockengeläute deute ſowohl das Feſt als die Nachricht an. Als der Herr wieder allein war, ſchaute er gedankenvoller in das Thal hinab. — „Eines Menſchen wegen! Alles begierig, alles fröhlich, einen Menſchen zu ſehen! Und doch hat ſicherlich ein Jeder ſeinen Teufel, der ihn peinigt. Aber Keiner, Keiner kann ſo von ihm beſeſſen ſeyn, wie ich; Keiner kann eine ſolche Nacht wie ich gehabt haben! Was iſt mit die-

sem Menschen, daß er alles so fröhlich macht? Er wird vielleicht einige Soldi unter die Menge werfen. .... Aber nicht alles läuft nach Almosen. Nun wohl ein paar Faxen in die Luft, ein paar Worte .... Ach, wenn er auch für mich Worte des Trostes hätte! wenn ....! Warum gehe ich nicht auch hin? Warum nicht? .... Ich gehe: was sollte ich sonst thun? Ich gehe, will mit ihm sprechen, unter vier Augen mit ihm sprechen. Was kann ich ihm sagen. Nun ja, daß .... daß .... Ich will hören, was der Mensch dazu sagt!—"

Nachdem er diesen unbestimmten Entschluß gefaßt hatte, zog er sich rasch vollends an, zog über seine Kleidung eine Jacke von etwas militärischem Zuschnitte; nahm das im Bette liegende Terzerol und hing es an die eine Seite des Gürtels, ein zweites, das er von einem Nagel an der Wand nahm, in die andere, steckte seinen Dolch vor, nahm seinen fast so wie er selbst berühmten Karabiner von der Wand, hing ihn sich um, setzte den Hut auf, verließ das Zimmer und ging vor allen Dingen nach dem, wo er Luzien verlassen hatte. Er stellte den Karabiner am Eingange in eine Ecke, klopfte an und ließ zugleich seine Stimme hören. Die Alte sprang aus dem Bette, schlang sich einige, am Abend abgelegte, Lumpen wieder um, und beeilte sich zu öffnen. Der Herr trat ein, warf einen Blick über das Zimmer und sah Luzien ruhig in ihrem Winkel liegen.

„Schläft sie?“ fragte er die Alte mit leiser Stimme: „wie? dort schläft sie? war das mein Befehl, Unglückliche?“

„Ich habe alles Mögliche angewendet, entgegnete die Alte, „aber sie wollte weder essen noch sich ....“

„Laß sie in Frieden schlafen; hüte Dich, sie zu stören; und wenn sie erwacht .... Marthe wird hier in das Nebenzimmer kommen, und Du läßt ihr Alles holen, herbeibringen, was das Mädchen etwa verlangt. Wenn sie wach ist, ... sage ihr, ich .... der Herr, sey ausgegangen, auf kurze Zeit, werde bald zurückkommen, und .... werde Alles, was sie wünscht, thun.“

Die hocherstaunte Alte dachte bei sich: „Ist sie denn eine Prinzessin?“

Der Herr ging, nahm seinen Karabiner, schickte Marthen in das Nebenzimmer, beorderte den ersten Bravo, dem er begegnete, Wache zu halten, daß Niemand als diese Frau in das Zimmer komme, verließ das Schloß und schritt eilig den Berg hinab.

Des Kastells Entfernung von dem Dorfe, wo der Cardinal war, ist uns unbekannt; wahrscheinlich mochte sie wohl die eines guten Spazierganges nicht übersteigen. Wir wollen diese Vermuthung nicht durch das Zusammenströmen der Landleute nach dem Dorfe rechtfertigen; denn die uns aus jenen Zeiten verbliebenen Nachrichten besagen, daß man aus der

Entfernung von zwanzig und mehren Miglien herbeilief, den Cardinal Friedrich zu ſehen: aber es geht aus den zu erzählenden Begebenheiten dieſes Tages hervor, daß die Entfernung nicht größer ſeyn konnte. Die Bravi, welche er auf dem Berge, hie und da, von ungefähr, traf, blieben, als er vorbeiging, ehrfurchtsvoll ſtehen, in der Erwartung, daß er irgend Befehle zu ertheilen habe, oder ſie zu einem etwaigen Unternehmen mitnehmen werde, und ſtaunten nicht wenig über ſeine Mienen und die Blicke, mit denen er ihre Verbeugungen erwiederte.

Als er dem Abhange entſtiegen und auf der Landſtraße war, ging es ganz anders zu. Unter den erſten Wanderern, welche ſeiner anſichtig wurden, entſtand ein Gemurmel und Geziſchel, man ſahe ihn argwöhniſch von der Seite an, wich ihm überall aus. Auf dem ganzen Wege that er nicht zwei Schritte neben einem andern Wanderer: Jeder der ihn ſich zu nahe kommen ſah, machte ein ängſtliches Geſicht, verneigte ſich und hemmte ſeine Schritte, um zurückzubleiben. Im Dorfe angekommen, im dickſten Gedränge, ging ſein Name von Mund zu Mund, überall wich man zurück. Er wandte ſich an einen der vorſichtigen Leute und fragte ihn, wo der Cardinal ſey. „Im Pfarrhauſe;“ war des Ehrerbietigen Antwort, zugleich mit Ortsbezeichnung. Der Herr ging dahin, trat in einen engen Hof, wo ſich viele Prieſter befanden, die ihn alle erſtaunt und erſchrocken anblickten,

ſahe ſich gegenüber eine offene, nach einem gleichfalls mit Prieſtern überfüllten Vorhauſe führende Thüre, nahm ſich den Karabiner, den er in einen Winkel des Hofes ſtellte, von der Schulter und trat in das Vorhaus, wo abermalige Blicke, Gemurmel, leiſes Ausſprechen ſeines Namens und endlich Stillſchweigen erfolgte. Er wendete ſich an einen der Prieſter, fragte nach dem Cardinale und ſagte, er wolle ihn ſprechen.

„Ich bin fremd," ertgegnete der Gefragte, ſah ſich um und rufte den in einer Ecke des Vorſaales ſtehenden Kaplan, der eben heimlich zu ſeinem Nachbar ſagte: „Der? der Berüchtigte? Was will denn der? Fort, fort!" — Dennoch konnte er nicht umhin, dem durch das tiefe Schweigen laut ertönenden Rufe Folge zu leiſten, verneigte ſich gegen den Unbekannten, hörte ſein Verlangen, hob mit ängſtlicher Neugier die Augen zu ſeinem Antlitz, ſenkte ſie ſogleich wieder zu Boden, ſchwieg einige Augenblicke verlegen und ſagte oder ſtotterte vielmehr: „Ich weiß nicht, ob Seine Eminenz.'... in dieſem Augenblicke.... im Stande iſt.... möglich.... vermag.... doch, ich will zuſehen." Und er wackelte nach dem anſtoßenden Zimmer, ſeinen Auftrag dem Cardinale zu hinterbringen.

Wir können hier nicht umhin, mit unſerer Erzählung ein wenig anzuhalten: ſo wie man ſich wohl, müde, hinfällig von langer Wanderſchaft durch un-

fruchtbare Wildniſſe, im Schatten eines ſchönen Baumes, auf dem Raſen, bei einer friſchen Quelle ein wenig verweilt. Wir ſind zu einem Manne gelangt, deſſen Name und Andenken Jeden, der ſie ſich ins Gedächtniß ruft, mit ſanfter Rührung und Ehrfurcht, freudigem Gleichgefühle erfüllen muß; uns um ſo mehr, da wir nach ſo vielen, ſchmerzlichen Szenen, nach der Betrachtung ſo häufigen, hartnäckigen Mißgeſchickes, auf ſie zu ſprechen kommen.

Friedrich Borromeo ward 1564 geboren und gehörte zu den in jedem Zeitalter ſeltenen Männern, die, mit außerordentlichem Verſtande begabt, alle Hülfsmittel großen Reichthumes, alle Vortheile eines bevorrechteten Standes um ſich vereinten und immerdar den ernſten Willen bezeigten, Alles zum Beſten zu wenden. Sein Leben gleicht einem Bache, der, ſeinem Felſenriffe ſanft entquellend, ohne Aufenthalt, ohne ſich jemals zu trüben, ſich ruhig in den Fluß ergießt. Mitten in Pracht und Wohlleben, hielt er, von ſeiner Kindheit an, treulich an den Worten der Selbſtverleugnung und Demuth, an der Lehre der Nichtigkeit aller Freuden, der Ungerechtigkeit des Stolzes, wahrer Würde und wahren Gütern, die, ſie mögen Zugang in den Herzen finden oder nicht, von einer Generation zur anderen ſich in den Grundſätzen der Religion fortpflanzen.

Er hielt, ſage ich, an dieſen Worten und Grundlehren, prägte ſie ſich in das Herz, erfreute ſich ihrer,

fand sie überall bewähret, überzeugte sich, daß eben deßhalb keine anderen Worte, keine widerstreitenden Lehren, die sich mit ihnen ebenfalls von Zeitalter zu Zeitalter, mit derselben Sicherheit, oft in denselben Lippen überliefern, wahr und recht seyn könnten, und beschloß, als Vorbilder seiner Handlungen und Gedanken, jene zu erwählen, die wahrhaftig waren. Sie lehrten ihm, daß das Leben nicht, wie es ist, Vielen eine Bürde, Einigen ein Spielzeug seyn soll, sondern Allen ein Pfand, von dem ein Jeder verpflichtet ist, Rechenschaft abzulegen. Als Kind schon begann er nachzudenken, wie er das seinige nützlich und makellos gestalte.

Er erklärte bereits 1580 seinen Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und empfing das Ordenskleid aus den Händen seines Vetters Karl, den schon damals die allgemeine Stimme längst als Heiligen erkannte. Er trat bald darauf in das von demselben in Padua gestiftete Kollegium, das noch heut zu Tage den Namen ihres Hauses führt, und hier lebte er nicht nur eifrig allen Vorschriften des Ortes nach, sondern auch zwei anderen, sich selbst ertheilten: die Lehre des Christenthums den Unbändigsten, Rohesten des Volkes zu predigen und Kranke zu besuchen, zu pflegen, zu trösten und zu unterstützen. Er wendete die Autorität, deren er allgemein genoß, nicht anders an, als seine Gefährten zu gleichen Werken anzufeuern, war in jedem guten, heilsamen Werke

das Vorbild Anderer, was er bei seinem Geiste und Gemüthe sicherlich auch geworden seyn würde, hätte ihn das Schicksal, statt zu oberst, zu unterst gestellt. Alle Vortheile anderer Art, die ihm das Vorrecht seiner Geburt hätten gewähren können, suchte er nicht allein nicht nach, sondern lehnte sie sorgsam ab. Er zog dürftige Kost frugaler vor, kleidete sich lieber ärmlich als anständig, regelte nach diesem Maaßstabe sein ganzes häusliches und bürgerliches Leben und wich nie eine Hand breit davon ab, wenn auch viele seiner Verwandten lautes Geschrei und Gejammer erhoben: er vergebe die Würde des Geschlechtes. Einen andern Kampf hatte er mit den Oberen zu bestehen, die ihn immer heimlich und unter der Hand mit besserem, anständigerem Hausgeräthe, mit Etwas zu versehen trachteten, was ihn vor den Andern auszeichnen, als Fürst des Ortes zu erkennen gebe. Entweder glaubten sie, sich auf die Dauer dadurch angenehm zu machen, oder es war Liebedienerei, die mit Anderer Ansehen und Glanze steigt und sinkt, ihr Beweggrund, oder sie gehörten zu den Achselträgern, die sich Tugenden wie Untugenden gerecht machen, immer predigen, die Vollkommenheit sey in der Mitte, und die Mitte immer dahin stellen, wo sie eben stehen und sich wohl befinden. Er entzog sich nicht allein diesen Diensten, sondern tadelte auch die Dienstfertigen und zwar, halb noch im Knaben-, halb im Jünglingsalter.

Es war kein Wunder, daß der Knabe und Jüngling, Friedrich, so lange Cardinal Karl, der sieben und zwanzig Jahre älter als er war, lebte, sich nach dem Geiste und den Tugenden eines solchen Vetters zu bilden strebte, dessen würdevolles, ja beinahe feierliches, persönliches Wesen überall Huldigungen und ehrfurchtvolles Schweigen umgaben, der höchste Ruhm, der Glanz der Heiligkeit umstrahlte; verdient aber dagegen bemerkt zu werden, daß nach Karl's Tode kein Mensch an dem zwanzigjährigen Friedrich einen Führer oder Lehrer vermißte. Der steigende Ruf seines Verstandes, seiner Grundsätze und Frömmigkeit, Verwandtschaft und Schutz mehrer mächtiger Cardinäle, das Ansehen seiner Familie, der bloße Name, der durch Karl'n in allen Gemüthern, mit dem Gedanken der Heiligkeit und priesterlichen Berufes fast verschmolzen war, Alles, was zu hohen, geistlichen Würden führen kann und muß, traf bei ihm zusammen, weißagte sie ihm. Er aber war überzeugt, daß bei einem wahren Christen kein Unterschied sey zwischen That und Rede, daß ein Mensch einzig und allein durch seine Werke andere überrage; fürchtete also Würden, suchte ihnen zu entgehen, nicht etwa weil er Scheu trug, Anderen zu dienen, denn Keiner konnte dienstbarer seyn als er sein ganzes Leben über war; sondern weil er sich weder würdig noch fähig glaubte, so hohe, gefahrvolle Aemter zu bekleiden. Als ihm daher Cle-

mens VIII. 1595 das Erzbisthum Mailand antrug, war er nicht blos äußerst bestürzt darüber, sondern schlug es auch ohne Zaudern aus und verstand sich nur auf ausdrücklichen Befehl des Pabstes zur Annahme.

Auf ähnliche Sprünge kommt, wer weiß es nicht, die Heuchelei gar oft, ohne besondere Mühe; der Spott reibt sich deshalb eben so häufig an ihr, mit vollem Rechte. Hört deshalb aber eine solche Handelsweise auf, der natürliche Ausdruck eines tugendhaften, geweiheten Gemüthes zu seyn? Das Leben ist der Probirstein der Worte, und Worte dieses Ausdruckes, wären sie auch über die Lippen aller Heuchler und Spötter der Welt geflossen, sind und bleiben doch schön, gehen sie einem an Wohlthun und Selbstverläugnungen reichen Leben voran oder nach.

Erzbischoff Friedrich legte die besondere, unausgesetzte Willenskraft an den Tag, weder Zeit noch Lohn für sich zu haben, nur so viel für sich selbst zu sorgen, als unumgänglich nöthig war. Er sagte, was Jedermann zu sagen pflegt, die Einkünfte der Geistlichen seyen Erbtheile der Armen; aber er sagte es nicht allein, bewies es auch mit der That. Er ließ einen Ueberschlag machen, was sein und seiner Dienerschaft Unterhalt erforderte, und befahl, die sonach angegebenen sechshundert Scudi (Scudo hieß damals die an Gewicht und Werth nämliche Geldmünze, welche man jetzt unter dem Namen Zechino kennt)

alljährig aus seiner Privatkasse zu nehmen, da er sich nicht für berechtigt hielt, von jenem Erbtheile zu schwelgen. Mit allem seinem Eigenthume immer der beste, genaueste Wirth, erlaubte er sich z. B. nimmer, einen Anzug früher abzulegen, als er nicht gänzlich abgenutzt und verdorben war. Gleichzeitige Schriftsteller versichern, er sey, bei aller Einfachheit, der vortrefflichste Weltmann gewesen: Beides, in diesem geschmacklosen, prunkvollen Zeitalter, gleich seltene, herrliche Eigenschaften! Damit nicht das Geringste zu Schanden werde, schenkte er selbst die Ueberbleibsel seiner frugalen Tafel an ein Armenhaus, und auf seinen Befehl mußte täglich Jemand aus demselben in den Speisesaal kommen und sie abholen. Fühlte man sich etwa versucht, solche Sorgen, Anzeichen kleinlicher, dürftiger, knickriger Tugend, eines in den Alltäglichkeiten des Lebens untergegangenen, keiner erhabenen Entwürfe fähigen Gemüthes, zu nennen: so gedenke man der ambrosianischen Bibliothek. Es war Friedrich, der den Plan zu ihr und ihrem Glanze entwarf, sie mit außerordentlichem Aufwande von Grund aus stiftete, ihr die mit großer Gelehrsamkeit und bedeutenden Kosten selbstgesammelten Schätze von Büchern und Manuscripten schenkte und, um sie noch mehr zu bereichern, acht Männer, die erfahrensten, gelehrtesten, die er finden konnte, zu diesem Endzwecke durch ganz Italien, durch Spanien, Frankreich, Deutschland und Flandern, nach Grie-

chenland und Jerusalem und zu dem Libanon reisen ließ. Er vereinte auf diese Weise in ihr etwa dreißig tausend gedruckte Bände und vierzehn tausend Manuscripte; verband mit ihr ein Doktorenkollegium, (an Zahl neune, für die er, so lange er lebte, sorgte; nachher deckte die Einnahme die Ausgabe nicht mehr, und sie wurden auf zwei reduzirt) deren Mitgliedern oblag, das Studium der Theologie, Geschichte, Literatur, geistlichen Alterthümer und orientalischen Sprachen zu betreiben und zugleich jedes irgend ein Werk, über das ihm angewiesene Fach, herauszugeben; verband diesem Kollegium wieder ein anderes, das von ihm sogenannte: der drei Sprachen, für das Studium der griechischen, lateinischen und italienischen Sprache; ein Schülerkollegium, worin junge Leute in den genannten Wissenschaften und Sprachen, unterrichtet und zu dereinstigen Gelehrten gebildet wurden; eine Druckerei für die orientalische, hebräische, kaldäische, arabische, persische und armenische Sprache; eine Gemäldegallerie, eine Statuensammlung und eine Zeichenschule. Zu der letzteren fehlte es nicht an geschickten Professoren; was das Uebrige aber anlangt, haben wir bereits erwähnt, wie viele Mühe ihm die Anschaffung von Büchern und Manuscripten kostete: der Druck in jenen, damals noch bei weitem weniger als jetzt in Europa betriebenen Sprachen mußte ungleich größere Schwierigkeit machen; größere noch als die Druckerei, die Wahl jener anderen Professoren-

Wie er über den Zustand der Gelehrsamkeit und den Ruf der Gelehrten seiner Zeit dachte, kann man daraus abnehmen, daß er unter neun Doktoren acht aus den Schülern des Seminars erwählte.

Aus den Anordnungen, die er in Betreff des Gebrauches und der Verwaltung der Bibliothek erließ, geht die nicht nur an und für sich schon preisliche, sondern auch in vielen Stücken weise, gefällige, über Geist und Sitte der damaligen Zeit erhabene Absicht steten Nutzens, hervor. Er machte dem Bibliothekar eine ununterbrochene Gemeinschaft mit den gelehrtesten Männern von ganz Europa zur Pflicht, damit man von allerwärts Nachrichten vom Zustande der Wissenschaften und den besten neu erscheinenden Werken jeder einzelnen empfange und sie anschaffen könne; verordnete ihm, den Studirenden die zu ihrem Zwecke dienlichen Werke zu nennen und ihnen, es seyen Einheimische oder Fremde, alle Bequemlichkeit zu deren Benutzung zu gestatten. Wie natürlich, der Stiftung einer Bibliothek gemäß, uns diese Einrichtungen vorkommen, mußte man doch damals anderer Meinung seyn. Ein gewisser Pierpaolo Bosca, der nach Friedrichs Tode Bibliothekar der ambrosianischen Bibliothek war, erwähnt in seiner, im Style damaliger Zeit geschriebenen, Geschichte derselben, als etwas ganz Besonderes: daß man in dieser von einem Privatmanne, fast nur auf eigene Kosten, errichteten Anstalt, die Bücher einem Jeden zeige und sie nicht

nur einem Jeden, der sie verlange, bringe, sondern ihm auch Platz zum Studiren anweise, ihn mit Federn, Papier und Tinte zu Notizen und Auszügen versehe, während in anderen berühmten Bibliotheken Italiens die Bücher Jedermann unsichtbar, in Schränken versteckt seyen, aus denen sie, wie er sich ausdrückt, nur die Menschlichkeit der Präsidenten manchmal auf einen Augenblick hervorziehen und zeigen läßt; Raum und Bequemlichkeiten denen zu gönnen, welche herbeikämen, zu studiren, davon habe man gar keine Idee. Auf diese Weise entzog man denn nur, bereicherte man eine solche Bibliothek, die Bücher und ihren Nutzen der Welt, und eine Schenkung der Art ähnelte dem Anbaue eines Feldes, welcher, wie es bei manchem der Fall ist, den Boden nur unfruchtbarer macht.

Man frage nicht, welche Wirkungen diese Borromeische Stiftung auf die Kultur im Allgemeinen hatte? Je nach der Art dabei zu verfahren, könnte man mit zwei Worten beweisen, daß sie ins Unendliche gingen, daß sie nichtig waren; bis zu einem gewissen Grade aber nachzuforschen, wie weit sie in der That gingen, würde sehr schwierig, nutzlos und nicht an der Zeit seyn. Man bedenke nur, wie großmüthig, unterrichtet, mildthätig und ausdauernd dieser Beförderer der Sache der Menschheit seyn mußte, so etwas zu wollen, es so zu wollen und der Unwissenheit, Faulheit, allgemeinen Unlust an allem wissenschaftlichen Fleiße, zum Trotz, mitten unter

den: Zu was soll das führen? War an keine anderen Sachen zu denken? Eine schöne Geschichte! Das fehlte nur noch! und ähnlichen Reden, vollendete, deren wahrscheinlich mehre zum Vorschein kamen, als er Scudi für das Unternehmen ausgab (es kostete Fünftausend, die größtentheils aus seiner Kasse flossen).

Um einen solchen Mann mildthätig und freigebig in hohem Grade zu nennen, wäre es gar nicht nöthig, daß er noch viel zum unmittelbaren Besten Nothleidender ausgegeben hätte; und manche Menschen halten dafür, daß Ausgaben jener Art und Arbeitslohn überhaupt, das beste, nützlichste Almosen sey. Nach Friedrichs Ueberzeugung war aber das eigentliche Almosen eine Hauptpflicht, und auch hier stimmte, wie in Allem, was er that, mit dem überein, was er dachte. Sein Leben war eine fortwährende Wohlthat für die Armen. Bei Gelegenheit der Theurung, welcher unsere Erzählung gedenkt, werden wir in der Folge einige desfallsige Züge mitzutheilen haben, aus denen hervorgeht, mit welcher Weisheit, welchem Wohlwollen er auch bei diesen Wohlthaten zu Werke schritt. Von den vielen, besonderen Beispielen, von denen seine Biographen in Betreff dieser Tugend sprechen, erwähnen wir nur ein einziges. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß ein Nobile Kunstgriffe und Winkelzüge anwende, einer seiner Töchter, welche lieber verheirathet zu seyn wünschte, den Schleier aufzubürden; ließ ihn zu sich kommen, und, da er hörte, der wahre Beweggrund

zu dem Verfahren ſey, daß er nicht die, nach ſeiner Ueberzeugung, zu ſtandesgemäßer Vermählung ſeiner Tochter nöthigen, viertauſend Scudi beſitze, ſteuerte Friedrich dieſelbe mit dieſer Summe ſelbſt aus. Vielleicht hält dies Mancher für übertriebene, nicht erwogene Freigebigkeit, für zu außerordentliche Nachſicht mit den verſchrobenen Launen des Hochmuthes, hält dafür, daß viertauſend Scudi hätten beſſer angewendet werden können. Wir können nur den Wunſch entgegenſtellen, daß der Beiſpiele einer, über alle vorherrſchende Gebrechen des Zeitgeiſtes erhabenen Tugend, die ſich, ſo wie in dieſem Falle, durchaus von der allgemeinen Meinung ſondert und einen Menſchen veranlaßt, viertauſend Scudi auszugeben, damit man ein junges Mädchen nicht ins Kloſter zwinge, häufigere ſeyn möchten. Die grenzenloſe Menſchenliebe Friedrichs zeigte ſich nicht nur in ſeiner Wohlthätigkeit, ſondern in ſeinem ganzen Betragen. Für Jedermann leicht zugänglich, glaubte er vorzüglich den niederen Ständen mit einem freundlichen Geſichte, liebevollem Zuvorkommen um ſo mehr begegnen zu müſſen, als gerade ſie Beides am ſeltenſten in der Welt antreffen. Und auch hier hatte er beſtändige Händel mit den ſauberen Herren des ne quid nimis, die ihn gern in den Schranken, d. h. in denen ſie ſich hielten, gehalten hätten. Als Friedrich dereinſt ein in bergiger, wilder Gegend gelegenes Dorf beſuchte und, einige arme Bauerknaben unterrichtend,

sie zwischen Fragen und Belehren liebkoste, erinnerte ihn einer jener Herren, behutsamer mit den zu schmutzigen, zu widerwärtigen Kindern zu seyn: als ob er nicht hinlängliche Urtheilskraft besessen hätte, ihr Aussehen selbst zu bemerken und sich selbst diesen Rath zu ertheilen! Es geht aber einmal allen mit gewissen Würden bekleideten Männern, in gewissen Lagen und Zeitverhältnissen, nicht anders und besser: höchst selten findet sich Jemand, sie auf ihre wirklichen Versehen aufmerksam zu machen, während doch Jedermann den Muth hat, sie über ihr Rechtthun zu tadeln. Der würdige Bischoff entgegnete aber nicht ohne Unwillen: „Ich bin ihr Seelsorger, sie erblicken mich vielleicht niemals wieder, und Ihr wollt nicht, daß ich sie umarme?“ Unwillen hatte nur sehr selten Gewalt über ihn, man bewunderte überall die unzerstörbare Friedfertigkeit, Sanftheit seines Wesens und schrieb sie einer außerordentlich glücklichen Gemüthsart zu, während sie doch nur immerwährendem Kampfe mit einer heftigen, sehr lebhaften entpressen. Zeigte er sich zuweilen streng und hart, so war es gegen die ihm untergebenen Geistlichen, welche sich des Geizes, der Nachlässigkeit, oder anderer Vergehen, besonders solcher, die dem Geiste ihres heiligen Standes zu nahe traten, schuldig machten. Was sein eigenes Interesse, seinen zeitlichen Ruhm betraf, so gab er niemals Zeichen der Freude, des Verdrußes, der Begierde, oder Unruhe von sich: bewunderns-

werth, wenn dieſe Empfindungen nicht in ſeinem Innern erwachten, bewundernswerther, wenn ſie erwachten! Er trug aus den vielen Konklaven, denen er beiwohnte, nicht allein ſtets den Ruf davon, niemals nach der, vom Ehrgeize ſo erſehnten, der Frömmigkeit ſo gefährlichen, Würde geſtrebt zu haben; ſondern einmal ſogar, als einer ſeiner Kollegen, der großes Anſehen hatte, zu ihm kam und ihm ſeine und ſeiner Parthei Stimme (wie es heißt) anbot, wies er denſelben auf ſolche Weiſe von ſich, daß er ſogleich ſein Vorhaben aufgab und ſich anders wohin wendete. Eben dieſe Beſcheidenheit, Abneigung von Herrſchaft, zeigte ſich auch in den unbedeutendſten Vorfällen des Lebens. Sorgſam und unermüdlich im Anordnen und Befehlen, wo ſeine Pflicht es erheiſchte, miſchte er ſich niemals in fremde Angelegenheiten und ſuchte ſich, ſelbſt wenn man ihn dazu zog, ſo lang er vermochte, von ihnen fern zu halten: weiche Beſcheidenheit und Enthaltſamkeit, wie man weiß, nicht allen Verfechtern der guten Sache ſo eigenthümlich ſind. Wollten wir uns das Vergnügen geſtatten, alles Bemerkenswerthe ſeines Charakters zuſammenzuſtellen, ſo würde ſich wahrſcheinlich ein ſeltſames Gemiſch ſcheinbar ſich widerſtreitender, ſchwer zuſammen zu reimender Vorzüge ergeben. Eine andere Eigenthümlichkeit dieſes ſchönen Lebens können wir nicht umgehen: ſo ſehr auch Theaten, Herrſchaft, Aemter, Lehrämter, Audienzen, Kir-

chenvisitationen, Reisen, Unannehmlichkeiten, es in Anspruch nahmen, war es dennoch den Studien nicht weniger gewidmet, als das irgend eines wirklichen Gelehrten, und seine Zeitgenossen mußten ihm, neben so vielem andern Lobe, auch den Titel eines Gelehrten, im höchsten Sinne des Wortes, ertheilen. Dahingegen müssen wir allerdings gestehen, daß er, mit fester Ueberzeugung und langer Ausdauer an gewissen Meinungen hing, die man heut zu Tage allerwärts, wenn auch nicht übelbegründet, doch seltsam nennen würde, wäre man auch noch so sehr für sie eingenommen. Wer ihn hierin vertheidigen wollte, könnte wohl anführen, was man anzuführen pflegt und gelten läßt: es seyen nicht sowohl seine, als Schwächen der Zeit gewesen; wie gültig und anwendbar diese Entschuldigung aber auch bei dem ersten flüchtigen Anblicke erscheinen mag, betrachtet man sie näher, wie wir in diesem Falle zu thun verbunden sind, so zerfließt sie in nichts. Wir sind nicht gemeint, eine verwickelte Frage überhin mit wenigen Worten zu lösen, enthalten uns deshalb aller deskfallsigen, näheren Auseinandersetzungen und lassen uns genügen, in der Kürze angedeutet zu haben, daß wir keineswegs billigen, wollte man diesen Mann, bei allen seinen Vollkommenheiten, in Allem vollkommen nennen; denn wir beabsichtigen eben nicht, ihm eine Leichenrede zu halten. Fragt irgend Jemand, wie sich wohl erwarten läßt, ob ein so geistreicher, gelehrter Mann

der Nachwelt denn gar keine Früchte seines Wissens hinterlassen habe? Allerdings, antworten wir! Die Zahl seiner nachgelassenen Werke, größerer so wie kleinerer, in der lateinischen so wie in der italienischen Sprache geschrieben, sowohl gedruckter als Manuscripte, beläuft sich auf hundert, und sie finden sich sämmtlich in der ambrosianischen Bibliothek vor: Predigten, moralische sowohl, als geschichtliche Abhandlungen, Abhandlungen über heilige und klassische Alterthümer, Literatur, Kunst u. s.

Fragt man nun weiter: wie kommt es aber, daß alle diese Werke vergessen oder wenig gekannt, wenig beachtet sind? Hat sich denn bei so viel Verstand, Wissen, Menschen- und Weltkenntniß, Nachdenken, Enthusiasmus für alles Gute und Schöne, Seelengüte, bei so vielen anderen Eigenschaften, die alle geeignet sind, den großen Schriftsteller zu bilden, hat sich denn, in keinem einzigen der hundert Werke, der Geist dieses Mannes rein dargestellt, daß man, wenn man es auch nicht in Allem preisen und billigen kann, es zum wenigsten mit Interesse läse, zum wenigsten den Titel kennte? Haben alle diese Werke nicht einmal quantitativ zugereicht, dem Verfasser in der literarischen Welt einen Namen zu verschaffen? —

Die Frage wäre allerdings billig und gewiß beachtenswerth; denn die Ursachen dieses Phänomens liegen (zum mindesten müßte man sie da suchen) in vielen

allgemeinen Verhältniſſen, und man würde durch ihr Auffinden gewiß manches andere Räthſel zu löſen im Stande ſeyn. Die Aufgabe wäre aber ſehr verwickelt und umſtändlich; und würden andere Leſer nicht, während wir ſie abhandelten, die Geduld verlieren? — Es iſt alſo wohl am Beſten, wir wenden uns wieder zu unſerer Geſchichte und laſſen, ſtatt daß wir länger von ihm reden, dieſen Mann ſelbſt reden.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Cardinal Friedrich ſtudirte eben, wie er in allen Zwiſchenzeiten zu thun pflegte, und erwartete die Stunde des, von ihm in der Kirche zu haltenden, Gottesdienſtes, als der Kaplan mit finſterer, unruhiger Miene zu ihm eintrat.

„Seltſamer, gewiß ſeltſamer Beſuch, gnädigſter Herr!“

„Wer?“ fragte der Cardinal.

„Niemand anders als der Herr ....“ entgegnete der Kaplan und betonte jede Silbe des Namens, den wir nicht zu nennen vermögen. „Wie er leibt und lebt,“ fuhr er fort, „ſteht er da draußen, und

verlangt nichts Anderes, als Zutritt bei Euer Eminenz."

„Der!" sagte der Cardinal mit belebtem Gesicht, machte das Buch zu und stand auf: „Er soll kommen! soll gleich kommen!"

„Aber ...." entgegnete der Kaplan, ohne von der Stelle zu gehen, „Eminenz wissen doch, daß er eben der Bandit, der berüchtigte ...."

„Nun ja, ist es denn nicht ein Glück für einen Bischoff, wenn eben ein solcher Mensch den freien Antrieb empfindet, zu ihm zu kommen?"

„Aber ...." beharrte der Kaplan, „Eminenz pflegen zwar gewisse Dinge nicht ernsthaft zu nehmen; in gewissen Fällen kann man aber doch nicht umhin, pflichtschuldigst .... Eifer macht Feinde, gnädiger Herr; und wir wissen für bestimmt, daß schon mehr als ein Schurke sich unterstanden hat, sich zu rühmen, über kurz oder lang ...."

„Und was ist bis jetzt geschehen?" unterbrach ihn der Cardinal.

„Ja, Dieser hier ist aber ein privilegirter, ein verzweifelter Bösewicht, der mit den allerruchlosesten Menschen auf der Erde in geheimer Verbindung steht, der vielleicht ...."

„Das ist eine drollige Disciplin," unterbrach ihn Friedrich lächelnd; „die Soldaten ermahnen ihren General zur Furcht?" — Ernst und nachdenkend fuhr er fort: „Der heilige Karl würde nicht in den

Fall gekommen seyn, zu überlegen, ob er einem solchen Menschen Gehör geben solle, er würde ihn aufgesucht haben. Bringt ihn sogleich herein, er hat bereits zu lange gewartet!"

Der Kaplan ging und sagte bei sich: „Es hilft Alles nichts: die Heiligen sind doch alle Trotzköpfe!"

Als er wieder in den Vorsaal trat, sah er die versammelten Geistlichen, auf der einen Seite zusammengedrängt, die Köpfe zusammenstecken, den Fremden, der allein in der anderen stand, scheu anblicken. Er näherte sich ihm, sah ihn verstohlen, vom Kopf bis zu den Füßen, an, bedachte, was er nicht für Mordwerkzeuge unter der weiten Jacke könne verborgen haben, daß es wohl seine Schuldigkeit sey, ihn, bevor er ihn einführe, zu deren Ablegung zu vermögen, hatte aber nicht das Herz dazu. Er trat zu ihm und sagte: „Eminenz erwartet Euer Gnaden, kommt gefälligst mit mir;" führte ihn durch die Anderen, die rasch bei Seite wichen, und warf ihnen rechts und links Blicke zu, die etwa besagten: „da seht, ob er nicht in Allem nach seiner Weise handelt!"

Beide angekommen, öffnete der Kaplan die Thüre und führte den Unbekannten ein. Friedrich kam ihm mit heiterer, bedeutungsreicher Stirn, vorgestreckten Hän.. .. wie einem Erwarteten entgegen, und winkte dem K..plan, sogleich abzutreten, was auch geschah.

Beide standen sich einige Augenblicke schweigend

und ungewiß gegenüber. Der Unbekannte war gleichsam mit Gewalt, von unerklärlicher Wuth, nicht von überlegtem Entschlusse, hieher gezogen worden, ward von ihr hier fest gehalten, immerdar von zwei sich widerstrebenden Leidenschaften durchstürmt: dem Verlangen, der unsicheren Hoffnung, Linderung seiner inneren Qualen zu finden, und dagegen von Zorn und Schaam, das Ansehen eines armen, reuigen, demuthvollen Sünders zu haben, der sich schuldig bekennen und um Erbarmen flehen will: er fand keine Worte und suchte sie eigentlich auch nicht. Doch, als er die Augen zu diesem heiligen Manne erhob, fühlte er sich mehr und mehr von dem Gefühle sanft überwältigender Ehrfurcht durchdrungen; es stärkte sein Vertrauen, schwächte den Unwillen, entfernte seinen Stolz und brachte ihn, ohne ihn zu reizen, zum Schweigen.

Friedrichs Persönlichkeit gehörte wirklich zu denen, deren Ueberlegenheit sich fühlbar macht. Sein natürlicher Anstand war männlich, fast unwillkührlich majestätisch, vom Alter nicht im Geringsten gebeugt und beschwert, das Auge ernst und feurig, die Stirn ruhig und gedankenvoll, durch die Runzeln und Blässe des Gesichts, durch die Spuren der Enthaltsamkeit, der Betrachtungen, Beschwerden, trat immer noch eine gewisse Jugendlichkeit hervor, die ganze Bildung seines Gesichts verrieth deutlich, daß es in früheren Zeiten schön war. Vertrautheit mit feierlichen, wohl-

wollenden Gedanken, innerer Frieden eines langen Lebens, Menschenliebe und stete Freudigkeit einer unauslöschlichen Hoffnung hatten die verwelkte Schönheit des Mannes zur Schönheit des Greises erhoben, die in ihrer einfachen Würde herrlicher leuchtete als der Purpur. Der Cardinal ließ seinen durchdringenden Blick, seit lange gewohnt, die Gedanken Anderer aus ihren Mienen zu errathen, einige Sekunden auf dem Unbekannten ruhen und glaubte, unter der Düsterheit und Unruhe, immer klarer etwas, seine, bei Ankündigung des Besuches gefaßte, Hoffnung Bestätigendes, hervortreten zu sehen. Er sagte mit Lebhaftigkeit: „O, welcher erfreuliche Besuch! Wie dankbar muß ich Euch nicht für diesen Entschluß seyn; ob er mir gleich ein wenig zum Vorwurf gereicht!“

„Vorwurf!“ rief der Fremde staunend, von Sinn und Art der Rede jedoch sanfter gestimmt, und zufrieden, daß der Cardinal das Stillschweigen gebrochen und irgend ein Gespräch eingeleitet habe.

„Gewiß ist es mir ein Vorwurf,“ nahm dieser das Wort, „daß ich Euch mir habe zuvorkommen lassen, und doch schon seit so langer Zeit, so vielemale zu Euch hätte kommen können und sollen.“

„Zu mir, Ihr? Wißt Ihr, wer ich bin? Hat man Euch meinen Namen recht gesagt?“

„Glaubt Ihr denn, daß ich den Trost, den ich empfinde, der sich gewiß in meinem Gesichte darstellen muß, beim Besuche, beim Anblicke eines Unbekann-

ten empfinden würde? Ihr theilte mir ihn mit, Ihr, sage ich, den ich hätte aufsuchen sollen, Ihr, den ich zum Wenigsten so sehr geliebt und beweint, für den ich so innig gebetet habe, Ihr, den ich unter allen meinen herzlich geliebten Kindern mich am Meisten zu sehen und, hätte ich das hoffen dürfen, zu umarmen sehnte. Doch vermag nur Gott allein Wunder zu thun und der Schwäche und Saumseligkeit seiner geringen Diener beizustehen."

Der Unbekannte erstaunte über diese kräftigen Worte, die dem, was er noch gar nicht hatte sagen können, nicht einmal entschieden war, zu sagen, so deutlich antworteten; er schwieg gerührt, aber auch bestürzt. „Aber ...." sagte Friedrich noch liebreicher: „Ihr habt mir eine gute Nachricht zu bringen, und laßt mich so lange darauf warten?"

„Eine gute Nachricht? Ich? Der ich die Hölle im Herzen trage, soll Euch eine gute Nachricht zu bringen haben? Sagt mir doch, welcher guten Nachricht Ihr von Jemand meines Gleichen gewärtig seyn könntet!"

„Daß Gott Euer Herz getroffen habe, Euch zu dem Seinigen machen wolle," entgegnete der Cardinal ruhig.

„Gott! Gott! Gott! Wenn ich ihn nur sähe! Wenn ich ihn nur empfände! Wo ist denn Gott?"

„Das fragt Ihr mich? Ihr? Wem könnte er denn wohl näher stehen, als Euch? Fühlt Ihr ihn

denn nicht in Euch, der Euch niederdrückt, Euch beunruhigt, nicht von Euch weicht, und Euch doch wieder zu sich zieht, Euch die Hoffnung einflößt, Frieden und Trost, vollen, unendlichen Trost zu erlangen, sobald Ihr ihn erkennen, Euch ihm vertrauen, zu ihm beten wollt?"

„Ach! wohl drückt mich Manches nieder und zernagt mir das Herz! Aber Gott! Ist er der Gott, von dem sie reden, sagt, was kann er aus mir machen?" Diese Worte sprach er mit verzweifelter Stimme; Friedrich entgegnete ihm feierlich, sanft inspirirt: „Was er aus Euch machen kann? mit Euch machen will? Ein Wahrzeichen seiner Macht und Güte: will Euch eines Ruhmes entlasten, der ihm keinen Ruhm bringt. Daß die Welt seit so langer Zeit schon ihre Stimme gegen Euch erhoben hat, daß tausend und abertausend Stimmen Eure Thaten verfluchen, ..." Der Unbekannte erbebte und schien einen Augenblick von Staunen erfüllt, auf so ungewöhnliche Art mit sich reden zu hören, mehr aber, nicht Zorn, sondern Erleichterung darin zu empfinden .... „gereicht das zum Ruhme Gottes? Es sind Stimmen des Schreckens, Stimmen des Jammers, aber auch Stimmen der Gerechtigkeit, einer so leichten, so natürlichen Gerechtigkeit! Leider auch manche Stimme des Neides über Eure heillose Macht, Eure beneidenswerthe, innere Zuversicht bis zu diesem Tage! Aber wenn Ihr selbst Eure Stimme erhebt, Euer Leben zu verdam-

men, Euch ſelbſt anzuklagen, dann! dann verherrlicht Ihr den Herrn! Und Ihr fragt noch, was Gott aus Euch machen könne? Wer bin ich armer Sterblicher, Euch ſchon jetzt zu ſagen, zu welchem Nutzen Ihr einem ſolchen Herrn gereichen könntet? was er aus dieſem ſtürmiſchen Willen, dieſer unverſieglichen Beſtändigkeit machen kann, wenn er ſie mit Liebe, Hoffnung und Reue belebt und entflammt? Wer ſeyd Ihr, armer Sterblicher, daß Ihr größere Werke glaubtet im Böſen erdenken und ausführen zu können, als der Herr im Guten? Was Gott aus Euch machen kann? — Euch verzeihen, Euch erretten, das Werk der Erlöſung in Euch vollenden? Sind das nicht ruhmvolle, ſeiner würdige Werke? Bedenkt doch! wenn mir armen gebrechlichen, ſündhaften Menſchen, wie ich hier vor Euch ſtehe, das Heil Eurer Seele ſchon ſo ſehr am Herzen liegt, daß ich, Gott iſt mein Zeuge! mit Freuden die wenigen Tage, die ich noch leben kann, dafür hingeben möchte; bedenkt! wie groß muß nicht das Erbarmen Deſſen ſeyn, der mich mit dieſer ſo unvollkommenen, aber doch ſo innigen Menſchenliebe erfüllt; wie muß Euch der nicht lieben und wohlwollen, der mir dieſe Liebe für Euch, die mich ſo durchdringt, einflößte!"

Des Greiſes Antlitz und Blick, jede ſeiner Bewegungen trug, während er dieſe Worte ſprach, dazu bei, ihren Sinn zu verſtärken. Das anfänglich krampfhaft entſtellte Antlitz ſeines Zuhörers zeigte nach und nach Aufmerkſamkeit und Intereſſe; tiefere, weni-

ger angſtvollere Rührung, ſeine Augen, ſeit ſeiner Kindheit der Thränen entwohnt, ſchwollen, und als Friedrich ſchwieg, bedeckte er ſich das Geſicht mit beiden Händen und brach, die beſte, deutlichſte Antwort, in übermäßiges Weinen aus.

„Du großer, guter Gott!“ rief Friedrich, Augen und Hände zum Himmel erhebend: „wodurch habe ich unwürdiger Knecht, ſaumſeliger Hirte, denn verdient, daß Du mir dieſe Gnade zu Theil werden läßt, daß Du mich würdigeſt, bei einem ſo herrlichen Wunder mitzuwirken!“ — Und er ſtreckte die Hand aus, die des Unbekannten zu erfaſſen.

„Nein!“ rief dieſer, „nein! Fort, fort von mir: entweihet nicht dieſe ſchuldloſe, geſegnete Hand. Ihr wißt nicht, was die, welche Ihr faſſen wollt, Alles verſchuldete!“

„Laßt,“ ſagte Friedrich, ſie mit freundlicher Gewalt ergreifend, „laßt mich dieſe Hand drücken, die ſo viel Unrecht wieder gut machen, ſo viel Wohlthaten austheilen, ſo viel Traurige erheitern, waffenlos, friedfertig, demuthvoll ſich ſo vielen Feinden entgegenſtrecken wird.“

„Es iſt zu viel!“ ſchluchzte der Unbekannte. „Laßt mich, gnädiger Herr, laßt mich, guter Friedrich. Eine zahlreiche Menge, viele, viele gute, ſchuldloſe Menſchen, aus der Ferne genaht, Euch einmal zu ſehen, zu vernehmen, erwarten Euch: und Ihr laßt ſie warten .... um meinetwillen!“

„Laſſen wir die Heerde;“ entgegnete der Cardinal, „ſie iſt ſicher auf dem Berge: ich habe jetzt für das verirrte Schaaf zu ſorgen. Sie fühlt vielleicht jetzt innigere Zufriedenheit als der Anblick des armen Hirten ihr geben könnte. Vielleicht erfüllt ſie Gott, der in Euch das Wunder der Barmherzigkeit ausübte, mit einer, ihr noch unerklärbaren Wonne. Vielleicht iſt ſie, ohne es zu wiſſen, innerlich mit uns vereint; vielleicht ſenkt der Geiſt des Herrn unbewußte Innbrunſt des Erbarmens in ihre Herzen, Gebete, die er für Euch erhört, Dankopfer, die ſie, ohne es zu wiſſen, für Euch darbringen!“ Bei dieſen Worten wand er die Arme um den Hals des Unbekannten, der, nachdem er einige Augenblicke ſich ihnen zu entziehen verſuchte, wie von der Gewalt der Barmherzigkeit aber überwunden, nachgab, auch ſeinerſeits den Cardinal umarmte und ſein umgewandeltes, bebendes Antlitz an deſſen Schulter lehnte. Seine heißen Thränen floſſen über den reinen Purpur des Cardinals; Friedrichs ſchuldloſe Hände drückten des Schuldigen, von den Waffen der Gewalt und des Verrathes umgürteten Leib liebevoll an ſich.

Der Unbekannte entzog ſich der Umarmung, bedeckte ſeine Augen abermals mit der einen Hand, wendete das Geſicht zugleich gen Himmel und rief: „Du wahrhaft großer, wahrhaft guter Gott! Jetzt kenne ich mich, jetzt weiß ich, wer ich bin; meine Ruchloſigkeit liegt mir vor Augen, ich verachte mich ſelbſt;

und dennoch ....! dennoch empfinde ich eine Erleichterung, eine Freudigkeit, ja eine Freudigkeit, wie ich noch niemals in meinem entsetzlichen Leben empfand!"

„Es ist eine Gnade des Herrn," sagte Friedrich, „daß Ihr in seinem Dienste beharret, daß Ihr muthig und entschlossen das neue Leben beginnet, in dem Ihr so Vieles ungeschehen, wieder gut zu machen, zu beweinen habt!"

„Ich Unglücklicher!" rief der Fremde: „wie viele, viele .... Dinge kann ich nur beweinen! Aber zum Wenigsten kann ich doch Alles, was ich begonnen und noch nicht vollendet habe, abbrechen, aufgeben, ich kann Eines alsbald aufgeben, ungeschehen, wieder gut machen."

Friedrich ward aufmerksam, und der Unbekannte erzählte mit kurzen, aber vielleicht ausdrucksvolleren Worten des Abscheu's, als deren wir uns dabei bedienten, seinen auf Luzien ausgeführten Anschlag, die Leiden, das Entsetzen des armen Mädchens, ihre flehentlichen Bitten, die Vernichtung, welche sie ihm dadurch mittheilte, und daß sie sich noch bei ihm befinde ....

„Hier ist keine Zeit zu verlieren!" rief Friedrich, von Eifer und Mitleid durchglüht. Segne Euch der Himmel! das ist ein Pfand seines Erbarmens! Ihr, die Ihr sie verderben wolltet, werdet das Werkzeug ihrer Errettung. Gott segne Euch! Gott hat Euch

schen gesegnet! Wißt Ihr denn, aus welchem Orte unsere arme Unglückliche ist?"

Der Unbekannte nannte ihn.

„Der ist nicht weit von hier," sagte der Cardinal, „Gott sey gelobt; und wahrscheinlich ...." Er trat, indem er dies sagte, zu einem Nebentischchen, wo eine Klingel stand, und klingelte. Der Kaplan stürzte mit angstvoller Miene herein, warf den ersten Blick auf den Unbekannten, auf das so ganz verwandelte Antlitz, die rothgeweinten Augen, den zweiten auf den Cardinal; und da er mitten durch dessen unerschütterliche Haltung feierlichen, heiteren Ernst und ungewöhnliche Bewegung schimmern sah, blieb er, außer sich vor Verwunderung, mit offenem Munde, vor ihm stehen, würde lange so stehen geblieben seyn, hätte ihn der Cardinal nicht unvorzüglich aus dieser Starrsucht gerissen und ihn gefragt, ob sich unter der hier versammelten Geistlichkeit nicht der Pfarrer von *** befinde?

„Ja, gnädigster Herr, er ist hier," entgegnete der Kaplan.

„Er soll sogleich hereinkommen," sagte Friedrich, „und mit ihm zugleich der Pfarrer dieses Kirchsprengels."

Der Kaplan ging und trat wieder in den Versammlungssaal: Aller Augen wanden sich nach ihm. Mit immer noch offenem Munde, auf dem Antlitze alles Staunen seines Innern, die Hände hoch empor hebend,

rief er aus: „Meine Herren! Meine Herren! haec mutatio dexterae Excelsi!“ — Für einen Augenblick vermochte er nichts weiter zu sagen. Dann aber erhob er seine Stimme und fügte mit dem Tone des Befehles hinzu: „Seine Eminenz verlangt den Herrn Pfarrer dieses Kirchsprengels und den Herrn Pfarrer von ***.“ Der Erstgerufene war sogleich bei der Hand; und im nämlichen Augenblicke drang aus der Menge ein, mit dem Tone des Staunens hervorgepreßtes: ich?

„Seyd Ihr nicht der Herr Pfarrer von ***?“ fragte der Kaplan.

„Derselbe; aber....“

„Seine Eminenz verlangt Euch.“

„Mich?“ sagte dieselbe Stimme wieder und drückte in dieser einen Sylbe deutlich aus: „Was soll ich ihm denn?“ diesmal kam aber mit der Stimme zugleich der Sprecher, Don Abbondio's eigene Person, mit raschem Schritte, halb verwunderungsvoller, halb ärgerlicher Miene, selbst zum Vorschein. Der Kaplan machte ein Zeichen mit der Hand, das sagen wollte: „Kommt, bemüht Euch, mir zu folgen!“ schritt den beiden Pasteren voran, nach der Thüre, öffnete, und führte sie ein.

Der Cardinal ließ die Hand des Unbekannten, mit dem er unterdes verabredet hatte, was zu thun sey, fahren, sammelte sich ein wenig und winkte dem Ortspfarrer, näher zu treten. Er sagte ihm sogleich,

um was es sich handele, und fragte, ob er wohl unverzüglich eine willige Frau aufzufinden glaube, die sich mit einer Sänfte würde nach der Veste tragen lassen, um Luzien abzuholen: eine gute, geschickte Frau, die sich bei dieser ihr neuen Sendung wohl zu benehmen und zu beherrschen wissen und auch die rechten Worte finden werde, das arme Mädchen, der, nach so viel Angst und Zagen, die Befreiung selbst vielleicht neue Verwirrung in die Seele bringen möchte, zu ermuthigen und zu beruhigen. Der Pfarrer dachte einen Augenblick nach, sagte, er wisse eine Frau der Art und ging. Der Cardinal winkte nunmehr den Kaplan zu sich, trug ihm auf, sogleich die Sänfte anspannen und herbei tragen und zwei Maulthiere satteln zu lassen, und als auch der Kaplan fort war, wendete er sich zu Don Abbondio.

Derselbe stand ihm schon, um sich von dem andern Herren fern zu halten, nahe, warf manchen verstohlnen Blick, bald auf den Einen, bald auf den Andern, indem er bei sich nachgrübelte, was denn das Alles eigentlich zu bedeuten habe, trat nunmehr noch einige Schritte näher, verneigte sich und sagte: „Man hat mir gesagt, Euer Eminenz verlangten nach mir; ich muß aber wohl vermuthen, daß irgend eine Verwechslung....“

„Keine Verwechslung;“ entgegnete Friedrich, „ich habe Euch eine gute Nachricht und einen sehr mildthätigen, tröstlichen Auftrag zu geben. Eines

Eurer Pfarrkinder, das Ihr als verloren beweint haben werdet, Luzia Mondella, iſt wieder aufgefunden und hier in der Nähe, im Hauſe dieſes meines lieben Freundes; Ihr werdet jetzt mit ihm und einer Frau, nach der der Herr Pfarrer dieſes Ortes ſo eben gegangen iſt, das Mädchen abholen und hierher geleiten."

Don Abbondio that ſein Möglichſtes, den Verdruß, was ſage ich? den Kummer, den Schmerz, den ihm ein ſolcher Auftrag, oder vielmehr Befehl verurſachte, zu verhehlen, und da es nicht mehr Zeit war, eine häßliche Runzel, die ſich in ſeinem Geſichte gebildet hatte, zu löſen und zu zertheilen, ſo barg er ſie, indem er den Kopf zum Zeichen des gehorſamſten Aufmerkens tief ſenkte; und er erhob ihn in keiner andern Abſicht wieder, als ſich gegen den Unbekannten bis zur Erde zu neigen und ihm in einem frommen Blicke zu ſagen: „Ich bin in Euren Händen; habt Mitleid: parcere subjectis!"

Der Cardinal fragte, ob ſie Verwandte habe.

„Nahe, bei denen ſie lebt, oder lebte, nur eine Mutter," entgegnete Don Abbondio.

„Iſt die Mutter zu Hauſe?"

„Ja, gnädigſter Herr."

„Da," nahm Friedrich das Wort, „das arme Kind doch nicht ſo ſchnell wird nach Hauſe gebracht werden können, ſo wird es ihr zu nicht geringem Troſte gereichen, bald ihre Mutter zu ſehen: kehre

alſo der Herr Pfarrer nicht eher zurück, als ich zur Kirche muß, ſo bitte ich Euch, ihm zu ſagen, er ſolle einen Barroccio oder Maulesel bereiten laſſen und einen ſichern Mann alsbald abſenden, die Mutter herbeizuholen."

„Könnte ich das nicht thun?" ſagte Don Abbondio.

„Nein, nein, Ihr habt ſchon Euren Auftrag," antwortete der Cardinal.

„Ich meine," antwortete Don Abbondio, „um die arme Frau vorzubereiten. Sie iſt leicht reizbar, und man muß ſie kennen und zu behandeln verſtehen, um ihr nicht ſtatt Guten nur Böſes zuzufügen."

„Aus dieſer Urſache laſſe ich eben auch den Herrn Pfarrer durch Euch bitten, einen verſtändigen Mann zu erleſen: Ihr ſelbſt nützt anderwärts mehr;" entgegnete der Cardinal; wollte aber damit ſagen: das arme Mädchen bedarf ſicher des Troſtes, bald ein bekanntes, vertrautes Geſicht, an dieſem Orte, nach ſo heftigen Schrecken und in ſo trüber, hoffnungsloſer Lage, zu erblicken; was ſich in Gegenwart des Dritten nicht ausſprechen ließ. Es fiel dem Cardinal auf, daß Don Abbondio dies nicht aus ſeiner Miene errathe und nicht ſchon von ſelbſt darauf verfallen ſey; ja das wiederholte Anerbieten erſchien ihm ſo ſeltſam, daß er auf den Gedanken kam, es müſſe etwas Anderes dahinter ſtecken. Er ſah ihn ſcharf an und gewahrte die Furcht, mit dem entſetzlichen Menſchen

zu reisen, sich, wenn auch nur für wenige Augenblicke, mit ihm in seine Wohnung zu begeben. Um diese Feigheit zu verscheuchen, und da es ihm nicht schicklich vorkam, den Pfarrer, während sein neuer Freund gegenwärtig sey, bei Seite zu nehmen und Heimlichkeiten mit ihm zu haben, so bedachte er, das beste Hülfsmittel sey wohl, was er auch außerdem schon gethan haben würde, mit dem Unbekannten selbst zu sprechen, wo Don Abbondio aus dem Gespräche selbst abnehmen könne, daß nichts mehr zu fürchten sey. Er trat also zu ihm und sagte mit zuvorkommender Vertrautheit, die einem neuen, bedeutenden Verhältnisse so eigen ist, wie alter, freundschaftlicher Verbindung: „Glaubt nicht etwa, daß ich mir diesen Besuch für heute genügen lasse. Ihr kommt wieder mit, nicht wahr? In Gesellschaft dieses braven Geistlichen?“

„Ob ich zurückkomme?“ entgegnete der Unbekannte: „und wiest Ihr mich ab, so würde ich doch nicht von Eurer Thüre weichen, wie ein Bettler an ihr harren. Ich muß mit Euch sprechen! muß Euch hören, Euch sehen! kann Euch nicht missen!“ Friedrich nahm ihn bei der Hand, drückte sie und sagte: „Erzeigt also diesem Pfarrhause und mir die Ehre, mit uns zu Mittag zu speisen. Ich erwarte Euch. Unterdes gehe ich und bete und danke mit Allen; Ihr erndet die ersten Früchte der Barmherzigkeit.“

Don Abbondio vernahm und ſah dieſe Betheuerungen, wie etwa ein furchtſamer Knabe ſieht und hört, wenn Jemand einen häßlichen, borſtigen, unförmlichen Hund liebkoſt, von dem jener ſchon weiß, daß er wild und beißig iſt, und ihn ein gutes, liebes Thier nennt: er ſieht den Liebkoſenden an, giebt ihm weder Recht noch Unrecht, ſieht den Hund an und hat nicht den Muth, ihm näher zu treten, aus Furcht, er möge ihm die Zähne, wenn auch nur aus Gewohnheit, weiſen, wagt ſich aber auch, um nicht der Feigheit geziehen zu werden, nicht zu entfernen und denkt bei ſich: „Ach wär' ich doch ſchon zu Hauſe!“

Als der Cardinal ſich nach dem Ausgange in Bewegung ſetzte, noch immer die Hand des Unbekannten in der ſeinen haltend und denſelben mit ſich fortziehend, fiel ihm der einfältig, ſauertöpfiſch, zerknirſcht zurückbleibende Gottesmann in die Augen. Er dachte, deſſen Unmuth könne wohl auch daher rühren, daß er ſich überſehen und zurückgeſetzt glaube, beſonders gegen einen Verbrecher, den er ſo wohl aufnehme und liebkoſe, blieb deshalb im Vorübergehen einen Augenblick ſtehen und ſagte mit freundlichem Lächeln: „Herr Pfarrer, Ihr ſeyd immer mit mir im Hauſe unſers guten Vaters; aber dieſer .... perierat, et inventus est.“

„O wie freut es mich!“ ſagte Don Abbondio und verneigte ſich tief gegen Beide.

Der Erzbischoff ging weiter, griff an die Thüre, deren beide Flügel sogleich von zwei draußen stehenden Bedienten geöffnet wurden: und das außerordentliche Paar stand vor den gierigen Blicken des im Vorzimmer versammelten Klerus. Sie sahen die Beiden, in deren Gesichtszügen sich zwar ganz verschiedene, aber gleich tiefe Bewegung spiegelte: dankbare Herzlichkeit, demuthvolle Freude, in den des ehrwürdigen Friedrichs; in den des Unbekannten trostgemilderte Verwirrung, neue Schaam und Herzenszerknirschung, die jedoch überall die Kraft seiner wilden, ungebändigten Natur durchblicken ließ. Wir wissen, daß mehr als einem der Zuschauer damals die Worte Jesaias einfielen: „Wolf und Lamm sollen weiden zugleich, der Löwe wird Streh essen, wie ein Rind."

Don Abbondio kam zuletzt, von Niemand weiter beachtet. Als sie die Mitte des Zimmers erreicht hatten, trat von der Außenseite der Kammerdiener des Cardinals ein, und meldete, die vom Kaplan gegebenen Befehle seyen vollzogen, die Sänfte und die beiden Maulthiere ständen bereit und es fehle nur noch die Frau, welche der Kaplan hole. Der Cardinal entgegnete, so bald sie ankomme, solle man sie zu Don Abbondio führen, um dessen und des Unbekannten Befehlen nachzukommen. Er drückte diesem noch einmal zum Abschied die Hand, sagte: „Ich erwarte Euch;" grüßte mit einer Kopfbewegung Don Abbondio und begab sich auf den Weg zur Kir-

che. Der Klerus folgte ihm, halb in Prozeſſion, halb bunt durch einander, und die beiden Reiſegefährten blieben allein zurück.

Der Unbekannte ſtand in tiefen Gedanken, voller Ungeduld den Augenblick erharrend, wo er ſeiner Luzia, jetzt in einem ſo ganz andern Sinne, als am vorhergehenden Tage, ſein, Leiden und Gefangenſchaft ende, und ſein Antlitz drückte ſehr konzentrirte Seelenerſchütterung aus, die ſich dem argwöhniſchen Auge Don Abbondio's leicht als etwas Schlimmeres darſtellen konnte. Er ſah, ſchielte, blinzelte ihn an, hätte gern ein freundliches Geſpräch angeknüpft. „Was ſoll ich ihm denn aber ſagen?“ dachte er, „abermals, daß ich mich freue? Mich freue, worüber? daß er, bis dato ein Teufel, ſich endlich entſchloſſen hat, ein ehrlicher Mann zu werden, wie andere? Schöne Artigkeit! Ja, ja, ja, ich mag die Worte ſetzen, wie ich will, das: ich freue mich! beſagt doch nichts Anderes. Und iſt es denn auch ſchon ausgemacht, daß er es ward, ſo im Hui ward? Mit Verſprechungen iſt man auf der Welt immer bei der Hand, bald aus der, bald aus jener Urſache; was weiß ich! Und doch muß ich ihn begleiten! Ja jenes Raubneſt! Schöne Geſchichte! Schöne Geſchichte! Wer hätte mir das heute Morgen ſagen ſollen! Ja, bin ich nur erſt wieder aus der Klemme, ſoll ſie mir es ſchon entgelten, Jungfer Perpetua, mich ſo ohne Noth, mit aller Gewalt, aus meinen

vier Pfählen gejagt zu haben: weil alle Kirchſpiele weit und breit im Umkreiſe hinzuſtrömten, weil man nicht zurückbleiben dürfe, weil der und der und der auch hingehe; mir eine ſolche Suppe eingebrockt zu haben. Ach weh mir Armen! Aber ich muß ihm doch etwas ſagen.“ — Und er hatte auch etwas gefunden und wollte ihm ſagen: „Ich würde mir nie das Glück haben träumen laſſen, mich in ſo ehrbarer Geſellſchaft zu befinden,“ und wollte eben den Mund aufthun, als der Kammerdiener mit dem Ortspfarrer eintrat. Letzterer meldete, die Frau ſitze in der Sänfte bereit, und wandte ſich zu Don Abbondio, den zweiten Befehl des Cardinals zu empfangen. Don Abbondio entledigte ſich deſſelben, ſo gut er in der Angſt ſeines Herzens vermochte, wendete ſich zu dem Kammerdiener und ſagte: „Gebt mir aber nur ein frommes Thier, denn ich bin gewiß ein ganz erbärmlicher Reiter.“

„Das glaube man wohl,“ erwiederte der Diener mit halb verborgenem Lächeln; „es iſt das Maulthier des Sekretairs, eines Gelehrten.“

„Schon gut....“ ſagte Don Abbondio und dachte bei ſich: „Der Himmel ſey mir gnädig.“ —

Der Unbekannte war gleich bei der erſten Nachricht aufgebrochen: an der Hausſchwelle gewahrte er, daß Don Abbondio zurück ſey, blieb, ihn erwartend, ſtehen, und als er eilig ankam und mit ſeiner Miene um Vergebung bat, vermehrte er ſich gegen ihn und

beweg ihn mit höflicher, demüthiger Geberde, vorauszugehen, was dem armen Gepeinigten wieder ein wenig aufhalf. Kaum hatte er aber einen Fuß in den Hof geſetzt, ſah er wieder etwas Neues, wodurch der erlangte, geringe Troſt alsbald zu Schanden ward: der Unbekannte ging in einen Winkel, ergriff da ſeinen Karabiner mit einer Hand am Lauf, mit der andern am Gurt, und warf ſich ihn haſtig über die Achſeln.

„O weh, o weh, o weh!“ dachte Don Abbondio! was will er denn mit der Maſchine da machen? das paßt zu Sack und Aſche, eine ſchöne Bekehrung! Wenn ihm nun einmal die Luſt beikäme? Eine ſchöne Beſcheerung! eine ſchöne Fahrt!“ —

Hätte der Unbekannte nur im Geringſten geahnet, welchen Lauf die Gedanken ſeines Gefährten nahmen, er hätte gewiß Alles gethan, ihn zu ermuthigen, er würde ſich aber eher des Himmels Einſturz, als ſo etwas haben träumen laſſen, und Don Abbondio hütete ſich wohl, ihm irgend etwa zu bedeuten: ich traue Euer Gnaden nicht. Als ſie auf die Straße gelangten, fanden ſie die bereitſtehenden Thiere, und der Unbekannte beſtieg das ihm von einem Reitknecht zugeführte.

„Es hat doch keine Mucken?“ ſagte Don Abbondio zum Kammerdiener, als er einen Fuß in den Steigbügel ſetzte und mit dem andern noch feſtſtand.

„Es iſt ſo fromm wie ein Lamm,“ entgegnete

jener. Don Abbondio legt Hand an den Sattelknopf, der Kammerdiener hilft nach, nach, nach, und er ſitzt oben.

Die Sänfte, ebenfalls von Maulthieren getragen, hielt einige Schritte entfernt, der Führer trieb an und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Man mußte vor der mit Volk angefüllten Kirche vorbei, über einen freien Platz, der ebenfalls mit neu angekommenen Landleuten, die nicht in die Kirche hatte gelangen können, überſät war. Die große Kunde hatte ſich ſchon verbreitet, und als der Zug und der Mann nahete, der noch vor einer Stunde der Gegenſtand des Entſetzens und Abſcheues, jetzt des frohen Staunens war, entſtand in der Menge ein faſt beifallähnliches Gemurmel; man wich aus und drängte ſich doch auch hinzu, ihn zu ſehen. Die Sänfte kam vorbei, der Unbekannte kam auch vorbei, zog vor der offenſtehenden Kirchthüre den Hut ab und neigte das ſo gefürchtete Haupt faſt bis zur Mähne des Maulthieres, während wohl hundert Stimmen ihm zumurmelten: der Herr ſegne Euch! Auch Don Abbondio zog ſeinen Hut ab, neigte ſich, befahl ſich dem Himmel; als er aber den feierlichen Chorgeſang ſeiner Amtsbrüder vernahm, ſtürmte Neid, Andacht und Kummer mit einemmale ſo ſehr auf ihn ein, daß er ſich kaum der Thränen zu enthalten vermochte.

Außer dem Dorfe, im freien Felde, auf den Irrgängen des manchmal ganz verdeckten Weges, um-

fing ſeine Gedanken ein noch ſchwärzerer Schleier: wo er auch den Blick hinwendete, er hatte keinen Troſt ſonſt in der Nähe, als den einzigen Sänftenführer, der zur Dienerſchaft des Cardinals gehörte, alſo wohl ein ehrlicher Mann ſeyn mußte, der doch auch nichts Kriegeriſches an ſich hatte. Von Zeit zu Zeit begegneten ihnen einzelne Wanderer, auch ganze Schaaren, die ſich beeilten, den Kardinal zu ſehen; das tröſtete zwar ein wenig, aber nur flüchtig; man nahete dem gräßlichen Thale, wo Niemand hinkam, als Unterthanen des Freundes, und was für Unterthanen! Er wünſchte jetzt mehr als früher mit dieſem Freunde ein Geſpräch anzuknüpfen, ſowohl um ihn zu ſondiren als bei Gutem zu erhalten; ſah er ihn aber ſo ſinnend daſitzen, verging ihm alle Luſt. Alſo mußte er ſich zu ſich ſelbſt flüchten. Der arme Mann hielt ein Selbſtgeſpräch, das, wollten wir es ganz mittheilen, unſer Buch füllen würde, hier iſt ein Theil deſſelben: — „Es iſt wohl wahr, wenn es heißt, daß Heilige gleichwie Schurken nimmer Ruhe finden; es genügt ihnen nicht, ſich ſelbſt in Tod zu ſetzen, ſich ſelbſt Sorge zu machen, auch Andere laſſen ſie nicht ungeſcheren, wollen, wo möglich, alle Welt in Allarm bringen. Und da müſſen gerade die Allerſchlimmſten ſich immer mit mir zu ſchaffen machen, der ich mich doch gar nicht um ſie bekümmere, müſſen gerade mich bei den Haaren in ihre Händel ziehen, der ich doch weiter nichts verlange, als daß ſich Niemand um mich b.

kümmere! Der ruchlose Tollkopf, Don Rodrigo! Könnte er denn nicht, wenn er nur wollte, der allerseligste Mensch unter der Sonne seyn, hätte er nur ein klein wenig Verstand? Reich, jung, geachtet, geehrt wie er ist, befindet er sich mit allem dem Guten schlecht, müht sich ab, sich und Andern Kummer zu machen. Er könnte ja sein Spitzbubenhandwerk immerhin treiben; aber nein: er muß auch den Mädchenräuber machen wollen, das allertollste, allerabscheulichste, allerverworfenste Gewerbe der Welt: er könnte mit vier Pferden zum Paradiese fahren, und zieht vor, in die Hölle zu hinken. Und der hier?".... Er sah ihn an, als ob er fürchte, er möge seine Gedanken hören. „Der hier! hat erst die Welt mit seinen Verbrechen umgekehrt und kehrt sie nun noch mit seiner Bekehrung um.... wenn etwas dran ist. Ich werde es bald erfahren! Bringen sie die Teufeleien einmal mit auf die Welt, so lassen sie auch nimmermehr davon ab. Ist es nöthig, sein ganzes Leben über so ehrlich gewesen zu seyn wie ich? Keinesweges! Man mag viertheilen, morden, den Teufel loslassen, ... ach, ich Elender! .... wenn man nur rechten Lärm bei seiner Bekehrung macht. — Wem es mit seiner Bekehrung rechter Ernst ist, der kann sie friedlich und still zu Hause abthun, ohne so viele Umstände, ohne seinem Nächsten so zu Last zu fallen. Und der gnädige Herr! Gleich, gleich, mit offenen Armen, lieber Freund, lieber Freund; an alles, was er sagt, wie an das Evangelium glau-

den, über Hals über Kopf Entſchlüſſe faſſen, mit Händen und Füßen drein ſtören: das pflegt man bei mir zu Hauſe Uebereilung zu nennen. Und ihm einen armen Pfarrer, ſo ohne Pfand und Sicherheit, in die Hände geben, das heißt: Teufels mit einem Menſchen ſpielen! Ein ſo heiliger Biſchoff, wie er, ſollte auf ſeine Pfarrer, wie auf ſeine Augäpfel halten. Ein wenig Gleichmuth, ein wenig Klugheit, ein wenig Mitleiden, verträgt ſich, nach meiner Einſicht, mit aller Heiligkeit .... Und wenn er nun ein unverbeſſerliches Ungeheuer wäre? Wer kann alle Abſichten eines Menſchen, eines ſolchen Menſchen ergründen? Welcher Gedanke, mit ihm in ſeine Wohnung gehen zu müſſen! Was kann da nicht Alles dahinter ſtecken! Weh mir Armen! es iſt beſſer, gar nicht daran zu denken. Was iſt das für eine Geſchichte mit Luzien? Es iſt ausgemacht, daß Don Rodrigo mit im Spiele war. Was für Menſchen! doch wenn es wirklich an dem iſt: wie hat er ſie denn in ſeine Gewalt bekommen? Wer kann das Alles wiſſen? Iſt Alles nur der Eminenz vertraut, und ich, den ſie ſo in die Irre ſchicken, ich erfahre kein Wort davon. Mich ſchiert Anderer Thun und Treiben nicht im Geringſten, geht's aber dabei über mein Fell her, ſo will ich doch auch ein wenig von der Sache wiſſen. War es einmal nöthig, das arme Geſchöpf dort abzuholen, ſo hatte es doch noch einen Augenblick Zeit; er konnte ſie auf dem Rückwege mit ſich nehmen. Und übrigens, wenn er nun ſo ein neuer, ſo ein

heiliger Menſch geworden iſt, was bedurfte es denn da meiner? Welches Chaos! Nun, gebe nur der Himmel, daß Alles ſo iſt: es wird mir ſauer genug es zu überſtehen, aber nur Geduld! Es ſoll mich auch der armen Luzie halber freuen: auch ſie entgeht damit einer großen Gefahr: Gott weiß, was ſie mag gelitten haben: ich bedaure ſie; aber ſie iſt zu meinem Verderben geboren .... Könnte ich ihm nur einmal in das Herz ſchauen, was er wohl denkt; doch wer vermag daraus klug zu werden? Wie er daſitzt: einmal ſieht er aus, wie Sanct Antonius in der Wüſte, einmal wie der leibhaftige Holofernes. Ach, ich armer, armer Schlucker! Schon gut; der Himmel muß mir beiſtehen, denn ich bin ohne meine Schuld in die Klemme gerathen."

Ueber des Unbekannten Antlitz flogen die Gedanken, wie bei ſtürmiſchen Wetter die Wolken über das Antlitz der Sonne, grelle Lichter wechſelten mit tiefen Schatten. Die von Friedrichs milden Worten noch ganz trunkene Seele ſchwang ſich wie neuerſchaffen, verjüngt zu neuem Leben, zu den Gedanken des Erbarmens, der Vergebung, der Liebe auf, und verſank wieder unter der furchtbaren Laſt der Vergangenheit. Mit Aengſtlichkeit ſuchte er zu ergründen: für welche Verbrechen er Vergebung hoffen dürfe, welche Unthaten es noch zu hintertreiben Zeit ſey, welches die wirkſamſten, ſicherſten Mittel, wie alle dieſe ſchwierigen Knoten zu löſen, was mit

allen den Mitschuldigen anzufangen: der Gedanke daran verwirrete ihm schon die Sinne. Was empfand er nicht schon bei seinem jetzigen Vorhaben, dessen Ausführung doch so leicht und nahe war, für Angst und Ungeduld, bedachte er, daß das arme Geschöpf unterdessen, Gott mochte wissen, wie sehr leide, daß eben er, der doch entbrannt sey, sie zu erlösen, ihr diese Leiden verursache. Bei jedem Scheidewege wendete sich der Sänftenführer fragend nach ihm um, und er deutete mit der Hand den Weg und zugleich das Verlangen um Eile an.

Man gelangte zum Thale. Armer Don Abbondio! Warst also nun in diesem berüchtigten Thale, von dem Du so schwarze, gräßliche Geschichten gehört hattest: sahst diese berüchtigten Kerle, die Elite der ganzen Schurkenzunft Italiens, diese furcht- und erbarmenlosen Menschen; sahst sie, wie sie lebten und lebten; sahst, bei jeder Wendung des Weges, zwei, drei andere! Alle verneigten sich tief vor ihrem Herrn, aber gewisse schwarze, borstige Gesichter warfen gewisse Blicke, Don Abbondio meinte auf ihn, meinte, sie wollten nichts Anderes besagen, als: „sollen wir dem Pfaffen den Garaus machen?“ Er gerieth darüber in solche Angst und Pein, daß er sich plötzlich einmal über dem Gedanken betraf: „Hätte ich sie doch getraut! Schlimmeres hätte mir doch nicht zustoßen können!“

Auf kiesigem Pfade ging es indes immer weiter,

längs des Baches hin: jenseits der Anblick steiler, kahler, eisenfarbiger Felsen; diesseits die menschlichen Gestalten, bei deren Anblick Einem jede menschenleere Wüste in Gedanken zum Paradiese werden mußte. Dante konnte sich mitten in der Unterwelt nicht schlimmer befunden haben. Man kam vor dem Wachhause vorbei: Bravi an der Thüre, Verbeugungen gegen den Herrn, Seitenblicke auf den Begleiter und die Sänfte. Die Bravi wußten nicht, was sie denken sollten: „des Herrn einsamer Ausgang am Morgen war schon etwas Ungewöhnliches; die Rückkehr war es nicht minder. War es eine Beute, die er mit sich führte? und wie hatte er sie allein fangen können? Und eine fremde Sänfte? Wessen konnte die Livree seyn?“ Sie gukten und gukten, aber keiner rührte sich, denn dies war der Befehl, den sein Auge und seine Miene gab.

Man steigt den Berg empor, ist oben. Die Bravi vor und an dem Schloßthore weichen rechts und links zurück, um Platz zu machen. Der Unbekannte bedeutet sie, sich nicht weiter zu rühren, spornt sein Thier an, reitet vor der Sänfte hin, bedeutet Don Abbondio und den Sänftenführer, ihm zu folgen, reitet in den ersten Hof, dann in den zweiten, der Pforte zu und winkt einen Bravo, der herzulaufe, ihm den Bügel zu halten, mit den Worten zurück: „Du bleibst dort, und läßt Niemand näher.“ Dann steigt

er ab, geht, mit den Zügeln noch in der Hand, zur Sänfte, redet die Frau, welche den Vorhang weggezogen hatte, an und sagt ihr heimlich: „Tröstet sie recht bald, bringt ihr sogleich bei, daß sie frei ist und in Freundes Hand. Gott wird es Euch lohnen;“ worauf der Führer öffnen und der Frau heraushelfen muß.

Der Unbekannte nahete nunmehr Don Abbondio und reichte ihm mit Freundlichkeit und der auf seiner Stirn gehauchten Freude über das bald vollendete, gute Werk, die Hand zum Absteigen, indem er ihm mit leiser Stimme sagte: „Herr Pfarrer, ich bitte Euch nicht um Vergebung wegen der Unannehmlichkeiten, die ich Euch verursache: Ihr besteht sie für Einen, der wohl vergilt, und für das arme Wesen!“

Don Abbondio hatte den Unbekannten noch nicht so freundlich gesehen, hätte gar nicht geglaubt, daß er so freundlich aussehen könnte; diese freundlichen Worte gaben ihm den Muth wieder, er stöhnte einen schweren Seufzer aus, der sich schon seit einer Stunde in ihm hin- und herwand, ohne den Ausweg zu finden, entgegnete, man kann sich vorstellen, ob mit demüthiger Stimme:

„Zu viel Ehre, gnädiger Herr, aber, aber, aber aber....!“ und ergriff die höflich dargebotene Hand, mit deren Hülfe er sich bestmöglichst aus dem Sattel hob. Der Unbekannte ergriff die Zügel auch dieses Maulthieres, stellte beide dem Sänftenführer, dem

er das Gebeiß gab, an diesem Orte zu warten, zu, zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Pforte, ließ den Pfarrer und die Frau eintreten, folgte ihnen, schritt ihnen dann voran, zu der Treppe und alle drei stiegen schweigend empor.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Luzia war seit Kurzem wach und hatte sich die Zeit über bemüht, ganz wieder ihrer bewußt zu werden und die gräßlichen Traumbilder ihres Schlafes von den Erinnerungen und den Scenen der, gar zu sehr den nächtlichen Fieberphantasieen eines Kranken ähnlichen, Wirklichkeit, zu trennen. Die Alte war ihr alsbald wieder genaht und hatte ihr mit der erzwungenen Demuth ihrer Stimme gesagt: „Nun, habt Ihr ausgeschlafen? Ihr hättet im Bette schlafen können, ich habe es Euch gestern Abend doch so oft gesagt.“ Und da keine Antwort erfolgte, hatte sie ebenfalls mit dem Tone zorniger Bitte weiter gesprochen: „Und nun eßt einmal, seyd vernünftig. Ei, wärt Ihr aber auch! Essen ist Euch nöthig. Kommt er hernach zurück, so muß ich es ausbaden!“

„Nein, nein, ich will fort, ich will zu meiner

Mutter. Der Herr hat es mir versprochen, er hat gesagt: Morgen früh. Wo ist der Herr?"

„Er ist ausgegangen; hat aber gesagt, er werde bald wiederkommen und alles thun, was Ihr wünschtet."

„Hat er das gesagt? hat er das gesagt? Nun ich will zu meiner Mutter, schnell, schnell."

Im anstoßenden Zimmer ließen sich Schritte hören: man klopfte an. Die Alte lief zur Thüre, fragte: „wer ist da?"

„Mach' auf," erwiederte die bekannte Stimme leise. Die Alte schloß auf, der Unbekannte öffnete ein wenig, befahl der Alten, heraus zu kommen, ließ Don Abbondio und die andere Frau eintreten, machte die Thüren sodann wieder zu, stellte sich davor und schickte die Alte, wohin schon ihre Gefährtin, Marthe, geschickt war, in einen entfernten Winkel des Schlosses.

Dieser ganze Vorgang, die augenblickliche Erwartung, das erste Erscheinen neuer Personen verursachten Luzien einen abermaligen Furchtanfall; ihr gegenwärtiger Zustand war ihr zwar unerträglich, jede Aenderung desselben mußte aber unmittelbaren Schrecken herbeiführen. Sie sah auf, sah einen Priester, eine Frau; sammelte sich ein wenig; sah schärfer hin; ist er es oder ist er es nicht? Sie erkennt Don Abbondio und kann, wie bezaubert, die Augen nicht von ihm wenden. Die Frau tritt zu ihr, beugt sich zu ihr nieder, sieht sie mitleidig an und sagt, indem sie

ihre Hände ergreift, wie um sie zu liebkosen und emporzurichten: „Armes Kind, kommt, kommt mit uns.“

„Wer seyd Ihr?“ fragte Luzie, wartete aber die Antwort nicht ab, sondern wandte sich zugleich zu Don Abbondio, der zwei Schritte davon, mit gewiß barmherziger Miene, stand, sah ihn abermals an und rief aus: „Ihr? auch Ihr, Herr Pfarrer? Wo sind wir denn? Ach, ich Arme! Ich habe den Verstand verloren!“

„Nein, nein,“ entgegnete Don Abbondio: „ich bin es wirklich; faßt nur Muth. Seht Ihr nicht? Wir sind Euch abzuholen gekommen. Ich bin wirklich Euer Pfarrer, bin Euretwegen hierhergekommen, geritten ....“ Luzia schien in einem Moment alle ihre Kräfte wieder zu empfangen, sprang rasch empor, blickte noch einmal beide Anwesende forschend an und sagte: „So hat Madonna Euch mir geschickt!“

„Das glaube ich auch,“ sagte die gute Frau.

„Aber können wir wirklich gehen, können wir wirklich fortgehen?“ sagte Luzie wieder, mit leiserer Stimme, furchtsam, zweifelhaft um sich blickend. „Und die Leute alle ....?“ fuhr sie mit zusammengezogenen, vor Furcht und Schrecken bebenden, Lippen fort: „und der Herr ....! der Mann ....! Er hatte mir wohl versprochen ....“

„Er ist auch mit uns gekommen,“ sagte Don Abbondio, „er ist draußen und erwartet uns. Kommt nur schnell; solche Leute läßt man nicht gerne warten.“

Der, von dem die Rede war, machte nunmehr die Thüre auf, trat ein und näher. Kurz zuvor hatte Luzia sich nach ihm gesehnt, ja, da er ihre einzige Hoffnung war, sehnte sie sich nur nach ihm; jetzt, nachdem sie befreundete Stimmen vernommen und befreundete Gesichter erblickt hatte, konnte sie sich eines Schauders nicht erwehren, sie bebte, hielt den Athem an, drückte sich eng an die Frau und barg das Antlitz an ihre Brust. Beim Anblick des Gegenstandes, den er schon am vorigen Abend nicht hatte fest anblicken können, der jetzt bleicher, erschöpfter, hinfälliger von Leiden und Entsagens von Speise und Trank vor ihm stand, hatte er seine Schritte mitten im Zimmer gehemmt, beim Anblick ihres Schreckens, schlug er die Augen nieder, blieb einen Augenblick stumm und unbeweglich und antwortete endlich auf das, was das Mädchen nicht gesagt hatte. „Es ist wahr," rief er aus, „verzeiht mir!"

„Er kommt, Euch zu befreien; er ist nicht mehr derselbe, er ist gut geworden; hört Ihr nicht, er bittet Euch um Vergebung!" sagte die gute Frau Luzien ins Ohr. „Kann man denn mehr thun? Nun, richtet Euch auf, seyd nicht kindisch, daß wir bald fortkommen," sagte Don Abondio. Luzia erhob den Kopf, richtete ihre Augen nach dem Unbekannten, und als sie ihn in solcher Unruhe, Stirn und Blick gesenkt, sah, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl des Trostes, der Dankbarkeit und des Mitleidens und

sie sagte: „O Herr! Gott vergelte Euch Euer Erbarmen!“

„Und Dir, Die vergelte er tausendmal die Wohlthat, die diese Worte mir sind.“

Indem er dies sagte, wendete er sich um, schritt zur Thüre und hinaus; Luzia, wieder voller Muth, folgte ihm am Arm der Frau, Don Abbondio kam zuletzt. Sie entstiegen die Treppe und befanden sich wieder an der nach dem Hofe führenden Pforte. Der Unbekannte öffnete sie, schritt zur Sänfte, machte sie auf, reichte mit einer fast schüchternen, ihm bisher gänzlich unbekannten, Artigkeit, Luzien die Hand und half ihr und der Frau einsteigen. Hierauf nahm er dem Sänftenführer die Zügel wieder ab und bot auch Don Abbondio, der sich seinem Thiere wieder genähert hatte, den Arm.

„O, welche Herablassung!“ sagte dieser, und stieg viel geschickter als das erstemal auf, und sobald auch der Unbekannte im Sattel saß, setzte sich Alles in Bewegung. Des Unbekannten Stirn war wieder erhoben, sein Blick wieder so gebieterisch wie ehemals. Die Bravi, welche ihm unterweges begegneten, nahmen auf seiner Stirn wohl die Anzeichen tiefer Gedanken wahr, begriffen aber nichts weiter davon, oder konnten nichts weiter davon begreifen. Sie hatten noch nicht die geringste Kunde von der, mit ihm vorgegangenen, bedeutenden Umwandlung, und es war natürlich, daß kein Einziger von selbst darauf verfiel.

Die gute Frau hatte sogleich die Fensterverhänge der Sänfte zugezogen, Luzens Hände liebreich ergriffen und begonnen, ihr mit theilnehmenden, glückwünschenden, zärtlichen Worten Trost einzusprechen. Und da sie bemerkte, daß, außer der von so vielen Strapazen erregten Müdigkeit, die Verwirrung und Dunkelheit aller Ereignisse, das arme Mädchen am Meisten abhielten, sich über ihre Befreiung recht sehr zu freuen, so bot sie alles, was ihr nur beifallen wollte, auf, ihre Gedanken wieder zu entwickeln und in geregelten Gang zu bringen. Sie nannte ihr das Dorf, aus dem sie war und nach dem ihr Weg sie führte.

„Dahin?“ sagte Luzie freudig, weil sie wußte, daß es dem ihren sehr nahe lag. „Ach, du allerheiligste Madonna, wie danke ich Dir! Meine Mutter! Meine Mutter!“

„Wir lassen sie gleich holen,“ sagte die gute Frau, nicht wissend, daß schon nach ihr geschickt sey.

„Ja, ja, und Gott wird es Euch lohnen.... Aber Ihr, wer seyd Ihr denn? Wie seyd Ihr....“

„Unser Herr Pfarrer hat mich abgeschickt,“ sagte die gute Frau; „der Herr, dem der Himmel das Herz getroffen hat, den er segnen wolle, ist in unser Dorf gekommen, wo eben der Herr Cardinal Erzbischoff, der liebe Mann Gottes, ist und uns besucht, hat mit ihm gesprochen, hat seine schweren Sünden bereut und will sich bessern. Er hat dem Cardinal auch gesagt, er habe ein armes, schuldloses Mädchen,

Euch, im Einverständnisse mit einem andern gottlosen Menschen, den mir der Pfarrer nicht näher bezeichnet oder genannt hat, entführen lassen." Luzia blickte zum Himmel.

„Ihr kennt ihn vielleicht," fuhr die gute Frau fort; „nun, der Herr Cardinal hat also gedacht, da von einem Mädchen die Rede sey, so bedürfe man zu ihrer Begleitung einer Frau, und hat dem Pfarrer geheißen, eine zu holen, der denn so gut war, zu mir zu kommen."

„Gott wird Euch Eure Barmherzigkeit vergelten!"

„Ach, die hat keinen großen Werth, liebes Kind! Und der Herr Pfarrer sagte mir, ich solle Euch Muth machen, und Euch bald beruhigen und Euch erklären, wie wunderbar der Herr Euch gerettet habe."

„Ach ja, wie wunderbar! Madonna hat für mich gebeten."

„Seyd also frischen Muthes, verzeiht dem, der Euch Böses zufügte, freut Euch, daß Gott sich seiner erbarmte und betet für ihn; Ihr thut nicht allein ein frommes Werk damit, sondern werdet auch Euer Herz erleichtern.

Luzia antwortete mit einem Blicke, der deutlicher als Worte, und mit einer Sanftheit ihren Beifall ausdrückte, der Worten nicht eigen gewesen seyn würde.

„Wackeres Mädchen!" entgegnete die Frau. „Und da gerade unter den vielen, vielen Pfarrern,

die in unserem Dorfe versammelt sind, auch der Eure war, so hat der Herr Cardinal gemeint, ihn auch mit zu Euch zu schicken, obschon er wenig geholfen hat: ich hatte wohl schon gehört, daß nicht viel an ihm sey, aber bei dieser Gelegenheit spielte er doch eine recht armselige Figur."

„Und der...." sagte Luzia, „der, welcher gut geworden ist.... wer ist er denn?"

„Wie? das wißt Ihr nicht?" sagte die gute Frau und nannte ihn.

„Barmherziger Gott!" rief Luzia; wie oft hatte sie den Namen nicht in mehr als einer schrecklichen Geschichte, in der er immer war, was in den Mährchen der Popanz, nennen hören! Und jetzt, bei dem Gedanken, sich in seiner furchtbaren Gewalt befunden zu haben und unter seinem frommen Schutze zu stehen, bei dem Gedanken an die gräßliche Gefahr und so unerwartete Errettung, bei dem Gedanken, wessen das Gesicht angehöre, das sich ihr zuerst finster, dann bewegt, dann demuthvoll zeigte, war sie gleichsam außer sich und sagte einmal über das andere: Barmherziger Gott!"

„Ja, es ist eine große Gnade!" sagte die gute Frau. „Es ist eine Wohlthat für die halbe Welt in der Umgegend. Wenn man bedenkt, wie viele Menschen seinetwegen fast keine ruhige Stunde hatten vor Furcht und Zagen .... und jetzt, wie mir der Herr Pfarrer gesagt hat.... und man braucht ihm ja nur

in das Gesicht zu sehen, das ganz verklärt ist, und die Werke beweisen es ja auch schon....!"

Wir würden der Wahrheit untreu seyn, wollten wir etwa nicht sagen, daß die gute Frau große Neugierde verspürte, von den bedeutenden Ereignissen, an denen sie Theil nahm, etwas zu vernehmen. Wir müssen ihr aber zum Ruhme nachsagen, daß sie, von ehrfurchtsvollem Mitleid für Luzien erfüllt, und den Ernst und die Bedeutung des ihr anvertrauten Amtes einigermaßen empfindend, nicht daran dachte, eine unbescheidene, lästige Frage zu thun; alles, was sie unterwegs zu Luzien sagte, waren nur Worte des Trostes und der Theilnahme.

„Gott weiß, wie lange Ihr nicht werdet gegessen haben!"

„Ich besinne mich nicht mehr .... wohl lange keinen Bissen."

„Armes Kind! Und Ihr bedürft der Stärkung."

„Ja," sagte Luzia mit matter Stimme.

„Nun, bei mir zu Hause wird, Gott sey Dank! gleich Etwas fertig seyn. Seyd nur getrost, wir sind nicht mehr fern."

Luzia sank erschöpft, wie eingeschlafen in die Sänfte zurück, und die gute Frau ließ sie ungestört.

Für Don Akbondio war diese Rückreise zwar nicht so angstreich als die Hinreise; Vergnügen gewährte sie ihm aber dennoch nicht. Er hatte sich zwar im Anfange, nachdem seine Furcht geschwunden war, er-

was erleichtert gefühlt, bald aber bemächtigten sich seiner unzählige andere Sorgen. Eben so ist's wohl, wenn man irgendwo einen großen Baum entwurzelte, für eine Weile bleibt der Fleck kahl: dann treibt aber überall Unkraut aus dem Erdboden auf.

Er war für alle andere Dinge weit empfänglicher und empfindlicher geworden, und in der Gegenwart sowohl wie in den Gedanken an die Zukunft fehlte es ihm nicht an Stoff, sich zu beunruhigen. Er war an diese Art zu reisen nicht gewohnt, und sie fiel ihm jetzt, besonders bei dem Entsteigen des Schloßberges in das Thal, weit beschwerlicher, als bei der Reise nach dem Schlosse. Der Sänftenführer ließ auf einen Wink des Unbekannten seine Thiere tüchtig ausschreiten, die beiden Reiter trabten, Schritt haltend, neben her, und es ereignete sich dabei oft, daß, an abschüssigen Orten, der arme Don Abbondio, als wenn er von hinten emporgehoben werde, nach vorn rutschte und, um nicht hinabzustürzen, genöthigt war, sich mit den Händen an den Sattel fest zu klammern: einestheils wagte er nicht, um ein wenig Ruhe zu bitten, anderntheils hätte er auch, so schnell wie möglich, aus dieser Gegend gelangen mögen. Führte nun ferner der Weg zuweilen über eine Erhöhung, so schien das Maulthier, wie alle diese Thiere zu thun pflegen, absichtlich immer nach außen zu streben und wandelte dicht an dem Rande des Weges hin, so daß Don Abbon-

dio fortwährend den kleinen, manchmal senkrechten Abhang, oder wie er dachte Abgrund, zu seinen Füßen hatte. „Auch Du," sagte er im Herzen zu dem Thiere, „auch Du hast die vermaledeite Mucke, Gefahren aufzusuchen, da doch der Weg so breit ist!" — Er lenkte den Zaum der andern Seite zu, vergebens! und so ließ er sich denn, wie immer, von Furcht und Grimm jagen. Die Bravi flößten ihm jetzt nicht so heftigen Schreck ein, da er der Gesinnungen des Herrn doch ein wenig mehr versichert war. — „Aber," bedachte er dennoch, „verbreitete sich die Neuigkeit von der großen Bekehrung unter diese Kerle, während wir noch in ihrer Nähe sind, wer weiß, wie sie dieselbe aufnehmen? Wer weiß, was geschieht? Können sie sich nicht einbilden, ich sey gekommen, den Missionär zu spielen? Gott verhüte es! wie würden sie mich nicht martern!" — Das mürrische Aussehen des Unbekannten beunruhigte ihn nicht. „Um solches Gesindel in den Schranken zu halten," dachte er, „bedarf es sicherlich eines solchen Gesichtes; aber mußte es denn gerade mich betreffen, dem einen wie dem andern ins Gehege zu kommen?" —

Endlich hatte man die Anhöhe, endlich auch den Ausgang des Thales hinter sich. Die Stirn des Unbekannten klärte sich auf. Selbst Don Abbondio's Gesicht ward ein wenig natürlicher, er zog den Kopf ein wenig aus den Schultern, reckte Arme und Bei-

ne aus, schaute wieder ein wenig mehr in das Leben, das doch nun ganz anders aussah, seufzte tiefer auf und gerieth mit etwas ruhigerem Gemüthe zu Betrachtung fernerer Gefahren. „Was wird der Unmensch, Don Rodrigo, dazu sagen? So an der Nase herumgeführt zu werden, Schaden und Spott davon zu tragen; ob ihm das wohl in die Krone fahren muß! Jetzt wird erst der Teufel losgehen. Und es kommt darauf an, ob er es nicht auch mir entgelten läßt, daß ich mit geholfen habe. Hatte er vorher schon das Herz, mich von den beiden Schurken auf der Straße anfallen zu lassen, was, o Himmel, wird er jetzt nicht erst thun! Mit dem großen Herrn hier kann er nichts anfangen, der ist ihm zu hoch, da muß er in die Stange beißen; indessen hat er die Wuth einmal in sich, und muß sie an Jemand auslassen. Und was wird am Ende daraus werden? Die Schläge treffen immer nach unten, die Fetzen fliegen in die Luft. Luzien wird die Eminenz natürlich vor ihm in Sicherheit bringen, der andere arme Verführte ist außer seiner Gewalt, und hat denn auch schon das Seinige davon getragen, an wem Anderen als mir kann er sich also reiben? Es wäre barbarisch, müßte, nach so vielem Aerger, nach so vieler Unruhe, und ohne daß man mir selbst ein Verdienst daraus machte, ich noch den Schaden davon tragen! Was wird denn Seine Eminenz für mich thun, nachdem er mich aufs Spiel setzte? Kann er mir

dafür stehen, daß mir der Teufelskerl nicht einen schlimmeren Streich spielt als den ersten? Und an was hat er nicht alles zu denken? In was mengt er sich nicht alles: wie kann man für Alles sorgen? Und hernach wird dann das Schlimmste zuerst vorgenommen. Die welche Gutes thun, thun es im Großen: haben sie die Genugthuung darüber empfunden, so sind sie zufrieden und wollen sich nicht weiter um alle etwaige Folgen bekümmern; die aber am Bösen Geschmack finden, gehen sorgfältiger zu Werke, beharren dabei bis zum Ende, gestatten sich keine Rast und Ruhe, denn sie fühlen den Zahn, der immer an ihnen nagt. Soll ich sagen, ich habe auf ausdrücklichen Befehl seiner Eminenz gehandelt, nicht aus eigenem freien Antriebe? Habe ich da nicht den Anschein, es mit der Ruchlosigkeit zu halten? Ach, heiliger Gott! Ich es mit der Ruchlosigkeit halten! Um der Lust Willen, die sie mir gewährt? Halt! das Beste wird seyn, ich erzähle Perpetuen die Sache, wie sie ist, überlasse Perpetuen, sie unter die Menschen zu bringen. Wenn nur der gnädige Herr nicht auf den Einfall geräth, irgend eine unnütze Scene, irgend eine Oeffentlichkeit daraus zu machen, mich auch mit einzuschieben! Schon gut, sobald wir angelangt sind, sobald er aus der Kirche ist, mache ich ihm in aller Eile mein Kompliment, oder lasse mich gar nur entschuldigen, und begebe mich nach Hause. Luzia ist in guten Händen, mich bedarf Niemand mehr, und nach so vielen Mühen kann

auch ich mit Recht verlangen, daß man mich in Ruhe lasse. Und überdies .... könnte es nicht seiner Eminenz einfallen, die ganze Geschichte wissen, könnte er nicht die ganze Heirathsangelegenheit von mir erfahren wollen? Das fehlt noch! Und wenn er nun auch mein Kirchspiel besuchte? .... Das mag seyn, wie es will; jetzt will ich mir deshalb noch kein graues Haar wachsen lassen; ich habe so schon genug Kummer. Jetzt schließe ich mich alsobald in meine vier Wände ein. So lange der Cardinal in der Gegend ist, wird Don Rodrigo sich wohl nicht unterstehen, mit mir anzubinden. Und dann .... und dann? Ach ich werde wohl meine letzten Jahre nicht in Ruhe verleben können!" —

Die Reisenden kamen wieder zurück, bevor noch der Gottesdienst zu Ende war, gelangten durch die nicht minder als vorher bewegte Menge und trennten sich dann. Die beiden Reiter wendeten sich seitwärts nach einem freien Platze, in dessen Hintergrunde das Pfarrhaus stand; die Sänfte verfolgte den Weg nach der Wohnung der guten Frau. Don Abbondio hielt sich Wort, war kaum vom Pferde gestiegen, als er gegen den Unbekannten in die allerdemüthigsten Komplimente ausbrach und ihn ersuchte, seine Entschuldigung bei dem Cardinale zu übernehmen, indem er dringender Geschäfte halber sogleich nach seinem Dorfe zurück müsse. Er ging, suchte, was er sein Pferd nannte, seinen Stock hervor, den er in eine Ecke des Vorhauses verborgen

hatte, und begab ſich auf den Weg. Der Unbekannte harrte der Wiederankunft des Cardinals. Die gute Frau räumte Luzien den beſten Sitz in ihrer Küche ein und beeilte ſich, ein kleines Mahl für ſie zu bereiten, indem ſie mit einer gewiſſen herzlichen Derbheit alle ihre wiederholten Dankſagungen ablehnte. Sie legte raſch trockenes Reißig unter einen wieder ans Feuer geſetzten Kochtopf, in dem ein Kapaun ſchwamm, brächte die Fleiſchbrühe zum Wallen und goß davon in einen, mit Brodſchnitten angefüllten, Napf, den ſie Luzien darbot. Und als ſie ſah, wie dieſe mit jedem neuen Löffel ſich mehr erholte, wünſchte ſie ſich mit lauter Stimme Glück, daß gerade heute ein Tag ſey, wo ſie etwas Gutes zu eſſen und nicht, wie ſie ſich ausdrückte, die Katze auf dem Herde gewirthſchaftet habe. „Jedermann," fügte ſie hinzu, „ſucht heute etwas Beſſeres als gewöhnlich anzurichten, außer den armen Leuten, die kaum ihr Wickenbrod und ihre Polenta aus Haidekorn erſchwingen können und hoffen, es werden an dieſem Tage von der Tafel des mildthätigen Herrn einige Brocken für ſie abfallen. Wir, Gott ſey Dank! befinden uns nicht in dem Falle und haben vom Verdienſte meines Mannes und dem, was wir aufs Trockene brachten, zu leben. Eſſet alſo nur immer getroſten Muthes, bis der Kapaun gar iſt und ihr Euch noch ein wenig beſſer ſtärken könnt." — Sie nahm hier-

auf den Napf zurück und deckte und bereitete den Mittagstisch der Familie.

Nachdem Luzie besser bei Kräften und bei sich war, fing sie, von einem natürlichen Gefühle der Schaam und Reinlichkeit erregt, an, ihren Anzug zu ordnen, entwirrte und steckte ihre aufgelösten und durcheinander gerissenen Haarflechten wieder auf dem Kopfe zusammen, brachte ihr Hals- und Busentuch in Ordnung. Bei dieser Beschäftigung berührten ihre Finger den umgehangenen Rosenkranz, der Blick traf auf ihn und augenblicklich ist ihre ganze Seele in Verwirrung. Das Andenken an ihr Gelübde, bis jetzt von so vielen Ansprüchen der Gegenwart unterdrückt und erstickt, erstand in ihr plötzlich von Neuem und zwar recht klar und bestimmt. Und nun waren alle, kaum wieder erstandenen Kräfte ihrer Seele mit einemmale überwältigt; und wäre diese Seele nicht so sehr von Unschuld, Gottvertrauen und Ergebung durchdrungen gewesen, ihr Schrecken in diesem Augenblicke würde sich zur Verzweiflung gesteigert haben. Nach einen Andrange der Empfindungen, welche sich nicht in Worte kleiden, waren die ersten sich in ihr bildenden Gedanken: „Ach, ich Unglückselige, was habe ich gethan!“ —

Kaum hatte sie dies aber gedacht, als sie schon darüber erschrak. Sie gedachte wieder aller Umstände des Gelübdes, ihrer unerträglichen Todesangst, der Verzweiflung an jeder menschlichen Hülfe, der Inbrunst

ihres Gebetes, der Tiefe des Gefühles, mit dem sie das Gelübde gab. Und nun, nachdem sie Erhörung gefunden hatte, das Gelübde zu bereuen, schien ihr gottvergessener Undank, Treulosigkeit gegen Gott und die Jungfrau; es schien ihr, als müsse eine solche Untreue nur neues, entsetzlicheres Unglück, in dem sie selbst im Gebete keinen Trost finden könne, auf sie herabziehen, und verscheuchte hastig dieses augenblickliche Bereuen. Sie nahm sich ehrfurchtvoll den Rosenkranz ab, hielt ihn in der zitternden Hand, bestätigte, erneute ihr Gelübde, bat zugleich inbrünstig um die Kraft, es zu vollbringen, bat um Abwendung jeder Versuchung, durch Gedanken oder Ereignisse, die ihre Seele, wenn auch nicht treubrüchig machen, doch gar zu sehr quälen könnten. Renzo's Entfernung, ohne Wahrscheinlichkeit der Rückkehr, eine Entfernung, die ihr bis jetzt so schwer auf dem Herzen lag, schien ihr jetzt Maaßregel der Vorsehung, in beiden Begebenheiten ein Ziel zu verfolgen und sie bemühte sich, in der einen Grund zu finden, sich über die andere zu trösten. Nach diesem Gedanken stellte sie sich auch vor: dieselbe Vorsehung werde gewiß, ihr Werk zu krönen, zu vermitteln wissen, daß auch Renzo sie aufgebe, vergesse .... Kaum hatte dieser Gedanke aber Raum in ihrem Innern gefunden, als er sie ganz außer sich brachte. Das arme Mädchen fühlte, daß ihr Herz von Neuem bereuen wollte, nahm ihre Zuflucht zum Gebet, zu Betheuerungen

und entging diesem Kampfe, ist der Vergleich hier gestattet, wie der matte, verwundete Sieger dem mit dem niedergeworfenen Feinde.

Indem vernahm sie nahendes Geräusch und festlichen Jubel. Es war die aus der Kirche heimkehrende Familie. Zwei Mädchen und ein kleiner Knabe sprangen herein, blieben einen Augenblick, Luzien neugierig betrachtend, stehen, liefen dann zur Mutter und stellten sich um sie: Eines fragt nach dem Namen der Fremden, was sie hier mache, woher sie komme? das Andere will von den gesehenen Wundern erzählen: die gute Frau antwortete dem Einen wie dem Andern: „still, still!" Darauf tritt mit gemessenem Schritte, aber mit dem Ausdrucke der Herzlichkeit auf der Stirne, der Hausherr ein. Er war, wenn wir es noch nicht sagten, der Schneider des Ortes und eines Theils der Umgegend, ein Mann, der lesen konnte, in der That mehr als einmal die Leben der Heiligen und die Legendenbücher gelesen hatte und bei dem Landvolk für einen gelehrten, geschickten Mann galt, ob er schon dieses Lob bescheidentlich ablehnte und nur sagte: er habe seine Bestimmung verfehlt, hätte er nur, statt manches Andern, studiren können ....! Sonst war er die ehrlichste Haut von der Welt; hatte, da er eben zu Hause war, als der Pfarrer seine Frau aufforderte, dieses fromme Werk zu thun, nicht allein seine Zustimmung ertheilt, sondern würde sogar, wäre es nöthig gewesen,

geholfen haben, sie dazu zu bereden. Jetzt nun, da der Gottesdienst, die Pracht des Ritus, der Zusammenlauf, und vor Allem die Predigt des Cardinals, alle seine guten Gefühle aufgeregt hatten, kehrte er voller Erwartung, voller ängstlicher Ungeduld, zu erfahren, wie alles abgelaufen sey, und die arme, unschuldige Gerettete zu sehen, nach Hause zurück.

„Sieh da!“ sagte ihm die gute Frau, als er eintrat, und zeigte nach Luzien, die erröthete, aufstand und anfing, einige Entschuldigungen hervor zu stottern. Aber er ging zu ihr, unterbrach sie mit vielen herzlichen Liebkosungen und rief: „Willkommen! Willkommen! Der Himmel segne Euren Eintritt in dies Haus. Wie freue ich mich, Euch hier zu sehen! Wußte wohl schon, daß Ihr gerettet seyn würdet, weil es mir noch unerhört ist, daß der Himmel ein Wunder begonnen und nicht beendet hätte; aber ich bin doch froh, daß Ihr hier seyd. Armes Mädchen! Aber es ist doch immer etwas Großes, ein Wunder an sich erlebt zu haben!“

Man glaube nicht, daß er, weil er etwa die Legenden kannte, der Einzige war, der von dem Ereigniß auf diese Art dachte: im ganzen Dorfe, in der ganzen Umgegend ward es, so lange es in der Menschen Gedenken blieb, nicht anders ausgelegt; und im Grunde müssen wir selbst gestehen, daß man es, in Betracht aller Nebenumstände, nicht anders taufen konnte.

Der Mann ging langsam zu seiner Frau, die den Topf mit der Feuerzange aus dem Feuer zog, und fragte sie leise: „Es ist doch alles gut abgelaufen?“

„Herrlich, will Die es schon erzählen.“

„Ja, ja, recht ausführlich.“

Und als das Mahl auf dem Tische stand, ging die gute Frau zu Luzien, führte sie hinzu, ließ sie sich setzen, legte ihr einen Flügel des Kapauns vor, setzte sich dann mit ihrem Manne ebenfalls, und beide ermahnten das blöde Mädchen, Muth zu fassen und zu essen. Der Schneider fing schon bei den ersten Bissen an, mitten unter dem Lärm und den Ausrufungen der Kinder, die um den Tisch stehend aßen und in der That zu viel außerordentliche Dinge gesehen hatten, um auf die Dauer ruhige Zuhörer abgeben zu können, mit starkem Nachdrucke zu erzählen, die feierlichen Zeremonien zu beschreiben und endlich auf die erstaunenswerthe Bekehrung selbst zu kommen. Was den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte, worauf er am häufigsten zurückkam, war die Predigt des Cardinals.

„Wenn man ihn,“ sagte er, „einen solchen Mann, wie einen Pfarrer auf dem Altare stehen sah ....“

„Und die goldene Mütze, die er auf dem Kopfe hatte ....“ sagte ein Mädchen.

„Schweig! Wenn man bedenkt, sage ich, daß so ein Herr, so ein Gelehrter, der, wie sie sagen, alle Bücher,

die es auf der Welt giebt, gelesen haben soll, wie weit es noch Niemand, selbst nicht in Mailand, jemals bringen konnte, wenn man bedenkt, daß er sich so gemein zu machen wußte, uns die Sachen zu sagen, daß sie Jedermann verstand ...."

„Ja, ich habe sie auch verstanden," sagte die zweite Schwätzerin.

„Schweig! was willst Du davon verstanden haben?"

„Ich habe verstanden, daß er, statt des Herrn Pfarrers, das Evangelium erklärte."

„Schweig! Ich spreche nicht blos von denen, die ein wenig wissen, die müssen es wohl verstehen, aber selbst die Einfältigsten, die Unwissendsten vermochten ihm zu folgen. Geht Ihr jetzt hin und fragt Einen nach den Worten, die er predigte; ja, da wird Euch Keiner antworten können, aber den Sinn hat Jeder gefaßt."

„Und wie machte er es nicht, ohne den Namen des Herrn auch nur einmal auszusprechen, klar, daß er ihn meine! Um ihn zu verstehen, brauchte man nur hinzusehen, wie ihm die Thränen in den Augen standen. Und weinte doch auch die ganze Kirche ...."

„Ja, das ist auch wahr," fiel ihm der Knabe ins Wort, „was weinten denn Alle wie die Kinder?"

„Schweig! Wenn gleich es auch harte Herzen im Dorfe giebt. Und er hat es erklärt, daß man, bei aller Theurung, dem Herren dennoch danken und

zufrieden seyn müsse: thun müsse, was man thun könne, einander nach Kräften beistehen und zufrieden seyn müsse. Denn es sey kein Unglück, zu leiden und arm zu seyn, Unglück sey, schlecht zu handeln. Und das sind nicht blos glatte Worte; denn Jedermann weiß, daß es bei ihm nicht höher zugeht, wie bei einem armen Manne, daß er sich selbst das Brod vom Munde abdarbt, den Hungrigen zu speisen, während er sich doch bessere Tage machen könnte, als irgend Einer. Ja, dann thut die Rede eines Mannes erst wohl, wenn es bei ihm nicht wie bei so vielen heißt: richtet Euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken. Und er hat auch gesagt, daß Jedermann, nicht blos wer reich heiße, verpflichtet sey, von seinem Ueberflusse der Armuth mitzutheilen ...."

Hier hielt er, wie sich auf einen Gedanken betreffend, von selbst inne, besann sich einen Augenblick, nahm dann einen Theil der auf dem Tische stehenden Speisen, that sie in eine Schüssel, legte ein Brod dazu, schlug sie in eine Serviette, faßte diese bei den vier Zipfeln, sagte zu der ältesten Tochter: „Da, nimm!" gab ihr in die andere Hand ein Fläschchen Wein und fügte hinzu: „Geh damit zu der Wittwe Marie, gieb ihr alles und sage, sie solle sich und ihren Kleinen damit gütlich thun. Aber sag es ihr freundlich, dürft Du, daß es nicht herauskommt, als wolltest Du ihr ein Almosen geben. Und begeg-

net Dir Jemand, so sage nichts davon, und nimm Dich in Acht, nichts zu zerbrechen."

Luziens Augen wurden roth und sie empfand im Herzen das lebensstärkendste Gefühl der Menschenliebe. Schon vorher hatten ihr die Reden des Schneiders einen Trost gegeben, wie ihr keine ausdrückliche Trostpredigt würde haben geben können. Die v. den Beschreibungen, von den prunkenden Gemälden und den Gefühlen der Andacht und des Staunens aufgeregte, von dem Enthusiasmus des Erzählers selbst mit hingerissene Seele, verscheuchte die traurigen Gedanken an sich selbst und fand sich, kehrten sie zurück, weit stärker gegen sie als vorher. Der Gedanke an ihr großes Opfer hatte zwar nichts von seiner Bitterkeit verloren, zugleich mit ihm empfand sie aber eine ganz eigenthümliche, feierliche, ernste Freude.

Nach einer kleinen Weile trat der Pfarrer des Orts herein, und sagte, der Cardinal lasse sich nach Luzien erkundigen und ihr sagen, daß er sie noch heute zu sehen wünsche, brachte den Gatten von ihm viele Danksagungen, und alle drei waren so bewegt und überrascht, daß sie gar keine Worte fanden, die Höflichkeiten eines solchen Mannes anzuerkennen.

„Und Eure Mutter ist noch nicht da?" sagte der Pfarrer zu Luzien.

„Meine Mutter!“ rief diese; und als sie hierauf von ihm hörte, wie er, nach dem Willen und Ermessen des Erzbischoffs, nach der Mutter geschickt habe, zog sie sich die Schürze vor die Augen und brach in heftiges Weinen aus, das noch eine Weile anhielt, als der Pfarrer schon fort war. Und als die stürmischen Gefühle, die ihr diese Nachricht erregte, anfingen, ruhigeren Raum zu geben, erinnerte sich das arme Mädchen, daß sie auch um diesen, ihr jetzt bevorstehenden, vor wenig Stunden noch so wenig erhofften Trost eben damals besonders gebeten, ihn gleichsam zur anderen Bedingung ihres Gelübdes gemacht habe. Sie erinnerte sich deutlich und klar ihrer damals gesagten Worte: Führe mich sicher zu meiner Mutter! bestärkte sich mehr als zuvor in dem Vorsatze, ihr Gelübde zu halten und klagte sich mehr als zuvor eben erst darüber empfundener Reue und Verdrußes an.

Als man von Agnesen sprach, war dieselbe nur noch ein kleines Stück Weges entfernt. Es läßt sich denken, was die arme Frau bei der unerwarteten Einladung, bei der, nothwendigerweise verdrehten, dunkeln, Nachricht einer zwar vergangenen, aber furchtbaren Gefahr eines ungewissen Ereignisses, von dem der Bote weder Ursache noch Umstände anzugeben, das sie selbst nicht einmal aus der Vergangenheit sich zu erklären vermochte, empfand. Nachdem sie sich

die Haare zerrauft, einmal über das andere: ach, heiliger Gott! ach, heilige Jungfrau! gerufen, den Beten einmal über das andere nach Dingen gefragt hatte, auf die er gar nichts zu antworten wußte; hatte sie sich hastig in den Barroccio geworfen, und auch unterweges nicht geendet zu jammern und unnützerweise zu fragen. Endlich, nach einer gewissen zurückgelegten Strecke, war ihnen der an seinem Stocke gemächlich nach Hause wandernde Don Abbondio begegnet, war nach einem beiderseitigen: „O!“ stehen geblieben, Agnes hatte halten lassen, war ausgestiegen, und Beide waren in einen, dicht bei der Straße gelegenen Kastanienwald gegangen. Don Abbondio hatte ihr, was er gehört und gesehen, und zwar nicht eben sehr deutlich war, mitgetheilt, sie wußte Luzien doch wenigstens in Sicherheit und athmete freier. Er hatte sich noch in ein Langes und Breites auslassen wollen: über die Art, wie sie mit dem Erzbischoffe, wolle dieser, wie wahrscheinlich, sie und die Tochter sprechen, umzugehen habe; besonders aber, daß es nicht schicklich sey, der Heirath gegen ihn zu erwähnen.... Da Agnes aber bemerkte, daß er nur für sein eigenes Interesse spreche, verließ sie ihn, ohne etwas zu versprechen, noch sich etwas vorzunehmen. Sie dachte an Anderes, und begab sich auf den Weg.

Endlich langte der Barroccio an und hielt vor dem Hause des Schneiders. Luzia sprang hastig em-

vor, Agnes stieg ab und lief eben so hastig in das Haus: Eine liegt in der Anderen Armen! Die gute Frau, die allein gegenwärtig war, ermuthigte Beide, beruhigte sie, freute sich mit ihnen, und ließ sie, immer bescheiden, allein, wie sie sagte, ein Bett zu bereiten. Sie fand es schon zusammen; in jedem Falle würde sowohl sie als ihr Mann lieber auf der Erde geschlafen, als zugegeben haben, daß jene wo anders für diese Nacht Schutz gesucht hätten.

Nach den ersten, heftigsten Umarmungen und Thränenergüssen wollte Agnes Luziens Begebenheiten wissen, und diese begann, traurigen Muthes, zu erzählen. Der Leser weiß aber schon, daß es eine Geschichte war, aus der Niemand ganz klug wurde, und auch für Luzien gab es dunkle, unerklärliche Punkte. Vorzüglich der verhängnißvolle Umstand, daß die fürchterliche Kutsche gerade auf der Straße seyn mußte, als Luzien ein außerordentlicher Zufall vorbeiführte, brachte Mutter und Tochter in endlose Vermuthungen, ohne daß sie jemals die rechte, noch selbst eine nahgelegene trafen.

Was den Haupturheber des Anschlages anlangte, so konnte weder die Eine noch Andere umhin, Den Rodrigo zu nennen.

„O, Du schwarze Seele! Du Höllenbrut!“ rief Agnes! „aber auch seine Stunde wird schlagen.

Unser Herr Gott wird ihm geben nach seinen Werken, und dann wird auch er....“

„Nein, nein, Mutter, nein!“ unterbrach sie Luzia: „wünscht ihm keine Leiden, wünscht Niemand Unglück! Wenn Ihr wüßtet, was Leiden wären! Wenn Ihr welche gehabt hättet! Nein, nein, Laßt uns lieber Gott und Madonna für ihn bitten, daß Gott ihm das Herz rühre, wie dem andern armen Herrn, der schlimmer als er war und nun ein Heiliger ist.“

Der Widerwille, den Luzia empfand, die noch so frischen, so grausamen Erinnerungen in ihr Gedächtniß zurückzurufen, vermochte sie mehr als einmal, mitten in ihrer Rede inne zu halten; mehr als einmal erklärte sie, daß ihr der Muth fehle, fortzusprechen, und zwang sich nur nach vielen Thränen, ihre Rede wieder zu beginnen. Ein dem Widerwillen verschiedenes Gefühl hielt aber ihre Erzählung bei einem gewissen Punkte, dem des Gelübdes, auf: Furcht, daß die Mutter sie voreilig und unverständig schelten, oder ihr, wie bei der Heirathsgeschichte, irgend eine weitere Gewissensregel anrathen werde oder aufdringen wolle, oder daß die arme Frau etwa gar, wenn auch aus keiner weiteren Ursache, als um sich Licht und Rath zu verschaffen, es Jemand anvertraue, und dadurch unter die Leute bringe; welcher Gedanke schon

Luzien eine unerträgliche Schaam verursachte. Eine ihr schon gegenwärtige Schaam, unerklärliche Abneigung, von so Etwas zu sprechen, kamen dazu, und alles zusammen bestimmte sie, den wichtigen Umstand ganz zu verschweigen und nur, wie sie sich im Herzen versprach, dem Pater Christoforus zu eröffnen. Was ward aber aus der Armen, als sie nach ihm fragte und vernahm, er sey nicht mehr da, sey in eine ferne Gegend, in ein stockfremdes Dorf gesändt worden!

„Und Renzo?“ sagte Agnes.

„Ist doch in Sicherheit, nicht wahr?“ fragte Luzia heftig.

„Das muß wohl seyn, denn alle Welt sagt es ja: man glaubt bestimmt, er sey ins Bergamische gegangen, den eigentlichen Ort kann aber Niemand angeben: und bis jetzt hat er noch Nichts von sich hören lassen, hat wahrscheinlich noch keine Gelegenheit gefunden.“

„Ach, ist er in Sicherheit, so sey der Herr gelobt!“ sagte Luzia und suchte das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken; es ward aber durch eine unerwartete Neuigkeit unterbrochen: durch die Ankunft des Cardinal-Erzbischofs.

Als er aus der Kirche, wo wir ihn verließen,

zurückgekehrt war und von dem Unbekannten Luzens glückliche Erlösung vernommen hatte, begab er sich zur Tafel und ließ den Unbekannten, mitten in einem Kreise von Priestern, die gar nicht aufhören konnten, Blick um Blick auf den ohne Gewalt Bezähmten, ohne Erniedrigung Gedemüthigten zu werfen und die Ideen, die ihnen jetzt sein Ansehen von ihm gab, mit denen zu vergleichen, die sie seit so langer Zeit von ihm hegten, sich zu seiner Rechten setzen. Nach aufgehobener Tafel hatten sich Beide zusammen zurückgezogen und der Unbekannte war, nach einem Gespräche, das weit länger währte, als das erstere, auf demselben Maulthiere, das ihn am Morgen dahin trug, nach seinem Kastelle zurückgekehrt: der Cardinal hatte den Pfarrer kommen lassen und ihm gesagt, er wünsche nach dem Hause geführt zu werden, wo sich Luzia aufhalte.

„Ach, gnädiger Herr!“ hatte der Pfarrer entgegnet; „erlaubt doch, daß ich sogleich hinschicke und dem Mädchen, der Mutter, wenn sie angekommen ist, ihren Wirthsleuten, und allen anderen, die Eure Eminenz nur verlangen, sagen lasse, sie sollen herkommen.“

„Ich will selbst zu ihnen gehen,“ hatte Friedrich entgegnet.

„Es ist ja gar nicht nöthig, daß Eure Eminenz

sich bemühen: ich lasse sie rasch holen, sie sind gleich da," hatte der Pfuscher von einem Pfarrer, (sonst ein Ehrenmann) einzuwerfen, nicht einsehend, daß der Cardinal mit diesem Besuche der gebeugten Unschuld, der Gastfreundschaft und zu gleicher Zeit eben seinem Amte eine Ehre erweisen wolle. Nachdem aber der Obere seinen Wunsch zum zweitenmale wiederholt hatte, hatte sich der Untergebene verneigt und war mit gegangen.

Als man die beiden Personen unterweges sah, lief alles, was sich auf der Straße befand, auf sie zu, und in wenig Augenblicken strömte von allen Seiten Volk herbei, das sich zu beiden Seiten und hinterdrein mit fortbewegte. Der Pfarrer trug immer Sorge, ihnen zuzurufen: „Fort, zurück, weicht aus, hört Ihr, hört Ihr!" Friedrich sagte aber zum Pfarrer: „Laßt, laßt!" und ging weiter, indem er jezt die Hand aufhob die Menge zu segnen, jetzt sie niedersenkte, die kleinen Kinder, welche ihm immer zwischen die Beine kamen, zu liebkosen. So gelangten sie zum Hause und traten ein, das Volk blieb draußen stehen. Unter dem Volke befand sich auch der Schneider, der, ungewiß, was daraus werden solle, mit offenen Munde, unabgewandtem Blicke gefolgt war. Als er die Absicht des Ganzen gewahrte, machte er sich, man kann denken mit welchem Lärme, Bahn, immer schreiend und schreiend: „Laßt hinein

wer hinein gehört!“ und folgte in das Haus. Agnes und Luzia vernahmen das auf der Straße anwachsende Geräusch und muthmaßten noch, was es wohl bedeuten könne, als die Thüre aufging und der Cardinal und Pfarrer eintraten. „Ist sie das?“ fragte der erste den zweiten, und ging, auf einen bejahenden Wink, zu Luzien, die mit ihrer Mutter regungslos und stumm vor Staunen und Beschämung, dastand; Stimme jedoch, Anblick, Benehmen und vornehmlich die Worte Friedrichs hatten sie bald ermuthigt. „Armes Mädchen,“ fing er an: „Gott hat Dich schwer geprüft, Dir aber auch bewiesen, daß er sein Auge nicht von Dir wandte, Dich nicht vergaß. Er hat Dich gerettet, und durch Dich ein großes Werk vollbracht, einem Menschen eine große Gnade erzeigt, und viele damit aufgerichtet.“

Die Hausfrau, die bei dem Lärme an das Fenster der Oberstube getreten, und, als sie gesehen hatte, wer ihr Haus besuche, ihren Anzug eilig ein wenig ordnend, herabgestürzt war, trat jetzt ins Zimmer, mit ihr zugleich durch eine zweite Thüre der Schneider. Als sie das Gespräch schon eingeleitet sahen, traten sie in einem Winkel zusammen und verhielten sich daselbst in großer Ehrerbietung. Der Cardinal grüßte sie höflich, fuhr fort mit den beiden Fremden zu reden und mischte den Trostsprüchen manche Frage bei, um aus den Antworten Gelegen-

heit zu nehmen, ihnen, die so viel gelitten hatten, wohlzuthun.

„Ja, es müßten aber auch alle Geistlichen so wie Eure Eminenz seyn und den Armen und nicht denen beistehen, die ihnen Böses thun wollen, um sie vor Unglück zu bewahren;“ sagte Agnes, von Friedrichs mildem, liebreichen Wesen ermuthigt und über den Gedanken erbost, daß der Herr Don Abbondio, nachdem er Anderen Unrecht zugefügt habe, sie auch noch abhalten wolle, sich, wenn einmal die seltene, günstige Gelegenheit da sey, durch Klagen gegen seine Vorgesetzten ein wenig Luft zu machen.

„Sagt alles, was Ihr denkt,“ erwiederte der Cardinal: „sprecht frei.“

„Ich will sagen, hätte unser Herr Pfarrer seine Pflicht gethan, so würde es mit der Sache nicht so gekommen seyn.“

Als ihr nun aber der Cardinal von Neuem zuredete, deutlicher zu sprechen, kam sie in nicht geringe Verlegenheit, eine Geschichte zu erzählen, in der auch sie zum Theil eine Rolle spielte, die sie eben nicht gern, besonders keinem solchen Manne hätte mögen bekannt werden lassen. Sie half sich mit einer kleinen Abweichung, sprach von der verabredeten Heirath, von Don Abbondio's Weigerung, verschwieg nicht, (Ei, Agnes!) daß er auch seine Oberen, „die

Vernehmen," vorschob; sprang dann gleich zu Don Rodrigo's Anschlag über, wie sie gewarnt, ihm entgingen und fügte schüßlich hinzu: „ja, entgingen ihm aber doch nur, um in neues Elend zu gerathen. Hätte uns der Herr Pfarrer das Wahre von der Sache gesagt und meine armen Kinder rasch getraut, so machten wir uns eilig und im Stillen auf und davon, fern fern, wo uns kein Lüftchen hätte verrathen sollen. So haben wir Zeit verloren und die Sache ist so weit hinein böse geworden."

„Der Herr Pfarrer wird mir Rechenschaft ablegen," sagte der Cardinal.

„Nein, gnädiger Herr, nein!" sagte Agnes, „darum habe ich nicht gesprochen: ich klage ihn nicht an, denn Geschehenes ist doch nicht zu ändern; zu was hülfe es auch; er ist nun einmal so: träte der Fall wieder ein, er würde eben so handeln." Luzia war aber mit der Mutter Art zu erzählen nicht zufrieden und fügte hinzu: „auch wir haben gefehlt; der Herr wollte nicht, daß wir unsere Absicht erreichten."

„Worin habt Ihr denn gefehlt, armes Mädchen, fragte Friedrich.

Luzia erzählte, ungeachtet der unwilligen Seitenblicke, welche die Mutter ihr zuwarf, den in Don Abbondio's Hause vorgenommenen Versuch, und schloß mit den Worten: Wir haben gesündigt und Gott hat uns dafür bestraft."

„Nehmt die Leiden, die Ihr ertragen habt, aus seiner Hand an und seyd frohen Muthes," sagte Friedrich: „denn wer sonst, als wer Leiden ertrug und sich selbst anklagt, hat gerechteren Anspruch auf Freude und Hoffnung?"

Er fragte, wo der Bräutigam sey, und als er von Agnesen (Luzia stand mit gesenktem Kopfe und niedergeschlagenen Augen) vernahm, er sey außer Landes, empfand er und bezeigte Verwunderung und Mißvergnügen und fragte um die Ursache. Agnes stotterte das Wenige, was sie von Renzo's Geschichte wußte, hervor.

„Ich habe von diesem Menschen reden hören, sagte der Cardinal: „wie konnte denn ein Mensch, der sich in solche Händel verwickelte, mit diesem Mädchen verlobt seyn?"

„Er war ein guter Mensch," sagte Luzia erröthend, jedoch mit fester Stimme.

„Er war auch der friedfertigste Mensch von der Welt," fügte Agnes hinzu, „das muß Jedermann, den man fragt, auch unser Herr Pfarrer wahr seyn lassen. Wer weiß, welche Streiche und Kabalen sie ihm dort gespielt haben! Arme Leute kann man bald ins Verderben bringen."

„Leider allzuwahr!" sagte der Cardinal: „ich

will mich nach ihm erkündigen.“ Er ließ sich Vor- und Zunamen des jungen Burschen nennen und merkte sie an; sagte: er gedenke in wenig Tagen in ihr Dorf zu kommen, Luzia möge dann auch ohne Furcht zurückkehren, und er werde unterdes bedacht seyn, ihr, bis Alles nach Wunsche geordnet sey, einen sicheren Zufluchtsort zu bereiten. Dann wandte er sich zu den näherttretenden Hausleuten, wiederholte seine, ihnen schon mittelst des Pfarrers bezeigten, Danksagungen und fragte, ob sie zufrieden wären, für die wenigen Tage die ihnen vom Himmel gesandten Gäste zu herbergen.

„Ach, ja, gnädiger Herr!“ entgegnete die Frau, mit einem Tone und einer Miene, die weit mehr besagten, als die trockene, von Schaam gekürzte Antwort selbst. Der von der Gegenwart eines solchen Fragers, von dem Verlangen, sich bei einer so hochwichtigen Gelegenheit hervor zu thun, ganz aufgeregte Mann suchte jedoch ängstlich nach irgend einer schönen Floskel. Er legte die Stirn in Falten, verdrehte die Augen, zog den Mund zusammen, zog seinen Verstandeskasten, so weit er konnte, auf, durchstörte ihn und den verwirrten Haufen verstümmelter Gedanken und halber Worte, der darin lag; aber der Augenblick drängte, der Blick des Cardinals verlangte schon Erklärung des Stillschweigens: der arme Mann that den Mund auf und sagte: „Versteht

sich!“ Weiter vermochte er keine Sylbe hervorzubringen, und dieser Umstand vernichtete ihn nicht blos für den Augenblick, sondern der unselige Gedanke daran verbitterte ihm stets jede freudige Erinnerung an die ihm gewordene hohe Ehre. Wie oft er in der Folge ihrer und jener verwünschten zwei Worte: „Versteht sich,“ auch gedachte; jedesmal kamen ihm, wie zum Hohn, so viele andere in den Sinn, die alle, alle um so Vieles besser waren, und ihm doch alle nichts mehr halfen.

Der Cardinal ging und sagte: „Der Segen Gottes ruhe auf diesem Hause!“

Am Abend fragte er den Pfarrer, wie er wohl diesen Mann, der doch gewiß nicht reich sey, für die in diesen Zeiten so kostspielige Gastfreundschaft auf schickliche Weise entschädigen könne. Der Pfarrer entgegnete: allerdings würde weder der Verdienst dieses Mannes, noch der Ertrag einiger kleinen Felder, die sein Eigenthum wären, ihn in den Stand setzen, dieses Jahr gegen Jemand freigebig zu seyn; indes habe er in den vorhergehenden etwas zurückgelegt und sey wirklich einer der Wohlhabendsten der Gegend, dem eine solche Gabe nicht zur Last falle; brächte sie übrigens auch sicherlich mit gutem Herzen dar und würde es sehr übel nehmen, wolle man ihm Geld dafür bieten.

„Wahrscheinlich," sagte der Cardinal, „wird er Kunden haben, die nicht bezahlen können."

„Das ist außer Zweifel, gnädiger Herr: die armen Leute bezahlen vom Ueberschuß ihrer Erndte: vergangenes Jahr war kein Ueberschuß, und in diesem reicht sie selbst nicht zur Nothdurft hin."

„Nun wohl," sagte Friedrich, „ich nehme alle diese Schulden auf mich, und Ihr werdet mir einen Gefallen erzeigen, wenn Ihr Euch von ihm die Rechnungen geben laßt und sie tilgt."

„Es wird eine hübsche Summe seyn."

„Desto besser: und Ihr werdet auch genug der noch Unglücklicheren, noch Armseligeren wissen, die keine Schulden machen können, weil sie keinen Kredit haben."

„Ach, nur zu viele! Man thut, was man vermag; aber wie in solchen Zeiten Allen helfen?"

„Sagt ihm, er solle sie alle kleiden, und bezahlt ihn für meine Rechnung. Es kommt mir zwar dieses Jahr fast jede Ausgabe, die nicht Brod verschafft, sündlich vor; dies ist aber ein besonderer Fall."

Wir wollen die Geschichte dieses Tages nicht be-

schließen, bevor wir nicht berichteten, wie ihn der Unbekannte beschloß.

Dies zweitemal war ihm der Ruf seiner Bekehrung in das Thal vorausgedrungen, hatte sich bald überall verbreitet und allgemeines Schrecken, Angst, Aerger und Gemurmel erregt. Die ersten Bravi oder Bedienten, (Namen eines Begriffes) denen er begegnete, bedeutete er, ihm zu folgen, und so von Einem zum Andern. Alle folgten in großer Erwartung und mit gewohnter Ehrfurcht, bis er mit dem immer anwachsenden Gefolge ins Schloß gelangte.

Auch die an dem Thore Stehenden empfingen die Weisung, ihm mit den andern zu folgen; er ritt bis in die Mitte des ersten Hofes, erhob sich im Sattel und schrie mit Donnerstimme laut auf, das Zeichen, bei dem Jeder, der in seinen Diensten stand und es vernahm, herbeikommen mußte. In einem Augenblicke stürzten alle im Schlosse hie und da Zerstreute zu den schon Versammelten und Aller Augen waren auf den Gebieter gerichtet. „Erwartet mich im großen Saale," sagte er, harrte auf seinem Sattel, bis sie fort waren, stieg dann alsbald herab, führte das Maulthier selbst in den Stall und ging ihnen nach. Als er erschien, hörte sogleich ein in dem Saale herrschendes, leises Gemurmel auf, Alle, es mochten etwa dreißig seyn, zogen sich auf die eine Seite zurück

und ließen einen großen Raum für ihn frei. Der Unbekannte erhob, wie um das Stillschweigen, was schon seine Gegenwart erregt hatte, zu erhalten, die Hand, erhob den Kopf, der alle Köpfe der ganzen Bande überragte und sagte: „Hört Alle, und Keiner rede, bevor ich ihn frage! Kinder! Der Weg, auf dem wir bis jetzt wandelten, führt zur tiefsten Hölle. Ich will Euch damit keinen Vorwurf machen, denn ich bin ja der Erste, der Schlimmste unter Euch; aber hört, was ich Euch sage. Der allbarmherzige Gott hat mich aufgerufen, mein Leben zu ändern, ich werde es ändern, ich habe es schon geändert: mögt Ihr Alle Desgleichen thun! Wißt also, ein für allemal, daß ich entschlossen bin, eher zu sterben, als noch ferner Gottes heilige Gesetze auch nur in einem Punkte zu übertreten. Ich entnehme hiermit Jedem von Euch die verbrecherischen Befehle, die er von mir empfing. Ihr versteht mich! Befehle Allen, nichts weiter von dem zu thun, was ihnen befohlen war, und erkläre Allen, daß Keiner fürder unter meinem Schutze und in meinem Dienste Böses zu thun berechtigt ist. Wer von Euch unter diesen Bedingungen ferner bei mir bleiben will, soll es wie mein eigener Sohn haben, und ich würde, könnte ich mit dem Letzten von Euch mein letztes Brod theilen, froh den Tag beschließen, an dem ich nicht gegessen hätte. Wer nicht bleiben will, soll seinen rückständigen Gehalt und noch ein besonderes Geschenk empfangen, und mag gehen: er sehe

aber keinen Fuß wieder hierher, geschieht es nicht in der Absicht, sein Leben zu ändern, dann sollen ihm stets meine Arme geöffnet seyn. Beschlaft es: morgen früh werde ich Einen nach dem Andern um seinen Entschluß befragen und Euch neue Befehle ertheilen. Jetzt gehe Jeder an seinen Posten, und Gott, der mir so barmherzig war, lenke seine Gedanken!"

Er schwieg und alles schwieg. Wie verschiedenartig und wild auch die Gedanken seyn mochten, die in diesen Köpfen ihr Wesen trieben, man sah von keinem eine Spur. Sie waren gewohnt, die Stimme ihres Herrn als das Organ eines Willens zu betrachten, mit dem nicht zu rechten sey: und sagte diese Stimme, der Wille sey verändert, so war er deshalb nicht geschwächt. Es kam auch nicht einem Einzigen in den Sinn, etwa, weil er dußfertig sey, den Respekt vor ihm aus den Augen zu setzen und mit ihm, wie mit einem anderen zu reden. Sie sahen in ihm einen Heiligen; aber einen der Heiligen, die man mit hochtragendem Haupte, Schwert in der Hand, abzubilden pflegt. Außer der Furcht, empfanden sie auch für ihn (vorzüglich die auf seinem Gebiete Gebornen, deren nicht Wenige waren,) die Liebe von Unterthanen, entschiedene Bewunderung, und in seiner Gegenwart die Beschämung, welche auch den rohesten, verderbtesten Gemüthern, gegen eine ihnen schon bewährte Ueberlegenheit, eigen ist. Was sie jetzt aus seinem Munde vernommen hatten, klang ihren Ohren

ren allerdings nicht angenehm, war aber doch begründet und ihrem Verſtandesvermögen keineswegs gänzlich fremd. Hatten ſie ſich vordem tauſendmal darüber luſtig gemacht, ſo geſchah es nicht aus Unglauben, ſondern um durch Spott und Hohn, Furcht, die Frucht reiferen Denkens, zu umgehen. Und nun die Wirkung dieſer Furcht in der Seele eines Menſchen, wie ihr Herr? — nicht Einer, wenn auch der mehr, der weniger, konnte, es mochte noch ſo wenig Dauer haben, auch ſich ganz frei davon erhalten. Zu dem Allem füge man: daß die Bravi, welche zuerſt die große Kunde außerhalb des Thales empfingen, zugleich mit ihr die Freude und den Jubel des Volkes, die neue günſtige Stimmung für den Unbekannten, die für den alten Haß, dem alten Abſcheu ſo plötzlich eingetretene Verehrung, von welchen Allem ſie Zeugen waren, berichteten. Und ſo ſahen ſie denn den Mann, zu dem ſie immer nur, wenn ſie auch wußten, daß ſeine Macht hauptſächlich in ihnen beſtehe, demüthig aufgeblickt hatten, jetzt zum Wunder, zum Abgotte des Volkes geworden, ſahen ihn in ganz anderem, aber nicht geringerem Sinne, Andere überragen, immer über dem gemeinen Haufen, immer Gebieter.

Sie waren deshalb Alle beſtürzt, Einer des Anderen, jeder ſeiner ſelbſt, ungewiß. Der ärgerte ſich, der ſchmiedete Pläne, wo er Schutz und Arbeit

finden möge; der sondierte sich, ob er sich wohl zum ehrlichen Manne tauglich machen könne; der war von des Herrn Zuspruch ein wenig gerührt und empfand Neigung zum Guten; der, ohne etwas zu beschließen, nahm sich vor, vor der Hand immerhin zu geloben, das so großmüthig angebotene, jetzt so spärliche, tägliche Brod zu essen und das Uebrige der Zeit zu überlassen: keiner muchste. Und als der Unbekannte ausgeredet hatte und die Hand wieder, zum Zeichen des Abmarsches, gebieterisch bewegte, gingen sie, wie eine Heerde Schaafe, de- und wehmüthig ihrer Wege. Der Unbekannte ließ sie erst Alle sich entfernen, ging dann auch, begab sich zuerst mitten auf den Hof, gab in der Dämmerung Acht, wie sie auseinander und auf ihre Posten gingen, holte sich dann eine Laterne, durchstrich von Neuem alle inneren Höfe, alle Gänge und Säle, untersuchte alle Zugänge und ging endlich, da er alles ruhig fand, schlafen, ja, schlafen, denn es verlangte ihn nach Schlaf.

Verwickeltere, dringendere Sorgen, als jetzt, wie sehr er sie auch immer sich schuf, hatte er noch niemals; dennoch verlangte ihn nach Schlaf. Reue und Gewissen hatten ihn der vergangenen Nacht beraubt, waren auch in dieser nicht still, ihre Stimme mahnte lauter, ernster, entschiedener; dennoch verlangte ihn nach Schlaf. Die Ordnung, die Art von Herrschaft, die er im Verlaufe so vieler Jahre, mit so vieler Mü-

he, mit so besonderer Vereinung von Leichtsinn und Ausdauer hier feststellte, hatte er jetzt mit wenigen Worten selbst umgestoßen; die unbegrenzte Ehrfurcht der Seinen, ihre Bereitwilligkeit zu Allem, ihre Spitzbuben-Treue, der er so lange Jahre schon zu vertrauen gewohnt war, aufgehoben, sich aller seiner Hülfsmittel mit einemmale beraubt, Verwirrung und Gefahr in sein Haus getragen; und dennoch verlangte ihn nach Schlaf.

Er ging in seine Kammer, trat zu dem Bette, wo er in der vergangenen Nacht so viele Qualen empfand, kniete an den Pfosten nieder und wollte beten. In tiefen, fernem Grunde seines Herzens fand er wirklich die Gebete wieder, die er als Kind lernte; er fing an, sie abzustammeln, und die Worte, die so lange in ihm schlummerten, entflossen, eines nach dem Andern, neuerstanden seinen Lippen. Er empfand ein unerklärliches Gewirr von Gefühlen; sanft schmeichelte ihm die kleine Rückkehr zu der Unschuld des Kindes; schmerzte ihn schärfer der Gedanke an den Abgrund, zwischen damals und jetzt; erstand ihm Sehnsucht nach neuem Bewußtseyn, durch Opfer der Reue und Sühne, nach einem Zustande, der verlornen Unschuld näher als jetzt, erstand Vertrauen zu der göttlichen Allbarmherzigkeit, die ihn dahin zu führen vermochte; Dank für die ihm schon gegebenen Zeichen, daß sie es wolle.

Er stand auf, legte sich zu Bette und entschlief. So endete dieser verhängnißvolle Tag. Ripamonti und Rivola sprechen nicht weiter davon, sagen nur, der arge Tirann sey, nach einem Gespräche mit Friedrich, ein anderer Mensch geworden und geblieben. Und wer weiß, ob in dem Thale, wollte man es suchen, könnte man es finden, sich auch nur die kleinste Kunde, Sage von ihm erhielt? Es ist doch seitdem so viel geschehen!

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende des zweiten Theils.

Die Verlobten.

Geschichtlicher Roman

von

Alessandro Manzoni.

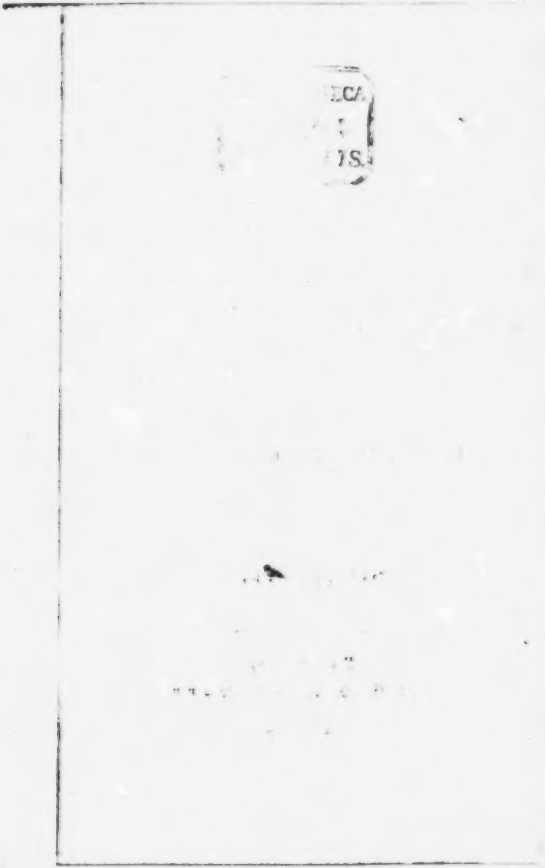
Deutsch

von

Eduard von Bülow.

Dritter Theil.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1828.



Die Verlobten

von

Alessandro Manzoni.

Dritter Theil.

Die Verlobten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am folgenden Tage sprach man in Luziens Dorfe, in dem ganzen Gebiete von Lecco, von nichts als von ihr, vom Unbekannten, vom Erzbischoffe und von einem Andern, der, so sehr es ihm auch sonst schmeichelte, lief sein Name von Mund zu Mund, diesmal gern auf die Ehre verzichtet haben würde: wir meinen Don Rodrigo.

Man sprach zwar schon früher von seinen Uebelthaten; es waren und blieben aber laute Geheimnisse, und es mußten zwei Personen einander sehr genau kennen, über solche Gegenstände zusammen zu reden. Sogar dann sprachen sie ihre Gefühle nicht rein und unumwunden aus; denn die Menschen pflegen im Allgemeinen, wann Unwille und Erbitterung sich nicht ohne große Gefahr kund geben lassen, nicht nur ihre Empfindung schwächer zu zeigen, mit ihr zurückzuhalten, sondern auch wirklich schwächer zu empfinden.

Wer hätte sich aber jetzt enthalten können, eine so schreiende Sache auszuforschen und durchzuhecheln, in der die Hand des Himmels so sichtbar, in der zwei solche Menschen figurirten, deren einer die eifrigste Liebe zur Gerechtigkeit mit der höchsten Gewalt vereinte, während in dem anderen sich der Uebermuth in Personen gedemüthigt, die Gewaltthätigkeit selbst die Waffen gestreckt und sich ergeben zu haben schien. Wie klein ward nicht Don Rodrigo, stellte man ihn ihnen gegenüber! Wer erkannte jetzt nicht, was es sey, die Unschuld zu peinigen, um sie zu entehren, sie mit so schamloser Hartnäckigkeit, so grausamer Gewalt, so schändlichen Fallstricken zu verfolgen! Alle andere Verbrechen dieses Herrn wurden nun zur Sprache gebracht, Jedermann sprach von ihnen wie er dachte, gegenseitige Uebereinstimmung machte Einen immer kühner wie den Andern. Allgemeines Gemunkel und Gemurmel! — wenn auch nur, wegen der Bravi, auf Schußweite.

Einen guten Theil dieser allgemeinen Entrüstung trug man auf Don Rodrigo's Freunde und Höflinge über; sagte, was man von dem Herrn Amtmanne zu sagen wußte: daß er immer taub und blind und stumm sey bei den Unthaten des Tirannen: aber auch das nur in gehöriger Entfernung, denn der Amtmann hatte Häscher. Mit dem Doktor Rothstall, der, außer Klatschereien und Kabalen, keine Waffen hatte, und mit einigen anderen Anhängern verfuhr man

ohne ſolche Rückſichten, wies mit Fingern auf ſie, ſahe ſie ſcheel an, und ſie fanden gerathen, ſich für einige Zeit nicht öffentlich blicken zu laſſen.

Don Rodrigo ſelbſt, vom Blitzſtrahle dieſer Nachricht getroffen, die der von Tag zu Tag, von Minute zu Minute erwarteten, ſo wenig glich, blieb, Gift und Galle einſaugend, mit ſeinen Bravi zwei Tage lang in ſeinem Pallaſte verborgen; am dritten reiſte er nach Mailand. Hätte es ſich um ſonſt nichts gehandelt, als um das Gemurmel der Menge, ſo würde er vielleicht, da die Sachen einmal ſo weit gediehen waren, geblieben ſeyn, getrotzt haben, würde bei Gelegenheit Allen, an dem Einen oder Andern der Verwegenſten, ein Exempel ſtatuirt haben; was ihn vertrieb, war aber das allgemeine Gerücht, daß der Cardinal auch in dieſe Gegend komme.

Der gräfliche Oheim, der von der ganzen Sache nichts wußte, als was Attilio ihm etwa geſagt haben mochte, würde wahrſcheinlich verlangt haben, daß Don Rodrigo dem Cardinale bei dieſer Gelegenheit den erſten Beſuch mache, um, was doch ganz anders würde geworden ſeyn, bedeutende, öffentliche Auszeichnungen zu empfangen. Er würde es verlangt, würde die ausführlichſte Rechenſchaft davon verlangt haben; denn es war eine wichtige Gelegenheit, das Anſehen zu zeigen, deſſen das ganze Geſchlecht bei einer der höchſten Würden genoß. Um ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen, ſtand Don Rodrigo eines Mor-

gens vor Sonnenaufgang auf, setzte sich in einen Wagen, Greise und einige andere Bravi mußten sich vorn und hinten von außen aufsetzen; er gab Befehl, daß sämmtliche Dienerschaft folge, und floh, fleh (man gestatte diesen Vergleich aus dem hohen Alterthume) wie Catilina aus Rom, zornentbrannt, geschändet, bald, auf andere Weise, zurückzukehren, sich zu rächen.

Der Cardinal besuchte jeden Tag ein anderes Kirchspiel in der Nähe von Lecce. An dem Tage, wo man ihn in Luziens Dorfe erwartete, hatte sich eine große Anzahl der Einwohner auf den Weg, ihm entgegen gemacht. Am Eingange des Dorfes, gerade neben dem Häuschen unserer beiden Frauen, war eine Ehrenpforte, aus eingerammelten Baumstämmen, errichtet, mit Aesten durchflochten, mit Stroh und Bisam überkleidet und mit grünen Zweigen, von Dornsträuchen und Stechpalmen mit röthlichen Beeren, geziert. Die Vorderseite der Kirche war mit Teppichen umhangen, von jeder Fensterbrüstung flatterten Betttücher hernieder, Kinderwindeln, als Fahnen aufgesteckt, weheten in den Lüften; alles das wenige Nöthige, was geschehen konnte, war, wohl oder übel, hinlänglich geschehen. Zur Vesperzeit, zu welcher Stunde Friedrich in den zu besuchenden Kirchspielen anzukommen liebte, zogen auch die noch zu Hause Gebliebenen, meistens Greise, Weiber und Kinder, theils in Reihen, theils haufenweise, ihm entgegen. Vor ihnen her ging Don Abbondio, mißvergnügt bei allen

Festlichkeiten, über den Lärm, der ihn betäubte, über das Drängen und Treiben der Leute, über dem, wie er zu sich selbst sagte, ihm Hören und Sehen vergehe, und über die geheime Befürchtung, daß die Weiber vielleicht geschwatzt haben möchten und er nun wegen der Heirath werde zur Rede gesetzt werden. Der Cardinal, oder vielmehr die Menge, in deren Mitte er in seiner, vom Gefolge rings umgebenen Sänfte saß, erschien, denn von ihm und seinem Gefolge selbst sah man nichts, als ein Zeichen in der Luft, die Spitze des vom Kaplane, auf einem Maulesel vorgetragenen Kruzifixes. Als die mit Don Abbondio wandernde Menge die mit dem Cardinale nahende von fern erblickte, lief sie ihr eilig und ungeordnet entgegen. Don Abbondio rief drei, viermal: „Halt, halt, bleibt in Reihe und Glied! was thut Ihr?“ kehrte dann ärgerlich wieder um, murmelte vor sich hin: „O Babilon! Babilon!“ ging in die leere Kirche und erwartete da die Ankommenden.

Der Cardinal nahete, mit der Hand Segen spendend, aus aller Munde Segen empfangend, und sein Gefolge hatte vollauf zu thun, den Andrang nur ein wenig abzuhalten. Die guten Leute glaubten sich, als aus einem Dorfe mit Luzien, verbunden, den Erzbischoff außerordentlich zu ehren; was aber, da nach alter Gewohnheit, jedes Dorf, wohin er kam, schon sein Möglichstes that, eine sehr schwere Sache war. Schon im ersten Anfange seines Pontifikats,

bei der ersten feierlichen Prozession in den Dom, war der Volkszudrang um seine Person so bedeutend, daß man für sein Leben fürchtete und einige der ihm zunächst gehenden Edelleute sich genöthigt sahen, die Masse mit bloßen Degen in Furcht zu setzen und zurückzutreiben. Man sieht, wie schrankenlos und toll die Sitten damals seyn mußten, daß selbst, wenn man einem Bischoffe, in der Kirche, während des Gottesdienstes, seine Ehrfurcht beweisen wollte, Mord und Todschlag unfern waren. Selbst die Vertheidigung der Edelleute würde fruchtlos geblieben seyn, hätten nicht zwei rüstige, muthvolle Priester den Cardinal auf die Arme genommen und vom Eingange des Tempels bis zu den Stufen des Hochaltares getragen. Man kann in vollem Ernste diesen ersten Kirchgang, so wie jeden folgenden, jeden Besuch der Kirchsprengel, als von Friedrich bestandene, mehr oder minder bedeutende Gefahren ansehen. Auch diesmal kostete es ihm Mühe, zur Kirche zu gelangen; er ging zum Altare, predigte eine Weile, sagte, nach seiner Gewohnheit, zwei Worte zu den Umstehenden, von seiner Liebe zu ihnen, von seinen innigen Wünschen für ihre Seligkeit, wie sie sich auf den morgenden Gottesdienst bereiten sollten, und nachdem er sich in die Wohnung des Pfarrers begeben hatte, fragte er denselben, unter vielen mit ihm zu besprechenden Dingen, über Renzo's Aufführung und Charakter. Don Abbondio meinte, er sey ein wenig wild, starr-

köpfig, jähzornig; mußte aber auf umſtändlichere, beſtimmtere Fragen doch erwiedern, er ſey ein rechtſchaffener Menſch, und er ſelbſt begreife nicht, wie derſelbe in Mailand alle die Teufeleien, die man ihm nachſage, haben begehen können.

„Was das Mädchen anlangt,“ fuhr der Cardinal fort: „glaubt Ihr denn wohl, daß ſie jetzt ſicher in ihrem Hauſe ſey?“

„Jetzt,“ entgegnete Don Abbondio, „jetzt kann ſie in guter Ruhe hier ſeyn; aber,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu, „Eure Eminenz müßten immer hier oder wenigſtens in der Nähe bleiben, ...“

„Der Herr iſt immer nah,“ ſagte der Cardinal, „doch will ich ſie in Sicherheit bringen.“ Er gab Befehl, morgen bei Zeiten eine Sänfte mit Bedeckung, die beiden Frauen zu holen, abzuſenden; und Don Abbondio ging ſehr zufrieden, daß er der Verlobten erwähnt hatte, ohne ihn wegen ſeiner Weigerung, ſie zu trauen, zur Rede zu ſtellen. „Alſo weiß er doch nichts,“ ſagte er bei ſich: „Agnes hat geſchwiegen: Wunder! Sie haben ſich noch nicht geſehen; will ihr ſchon nochmals Alles einprägen, will ſie ſchon abrichten.“ Der arme Mann wußte nicht, daß Friedrich nur deshalb nicht von der Sache angefangen hatte, um ſie bei mehr Muſe, längere Zeit mit ihm abzuhandeln, und, ehe er ihm, was ihm gebührte, werden laſſe, ſeine Gründe anzuhören.

Die Gedanken des guten Prälaten über Luzieus

Versorgung waren unnütz geworden. Hören wir, was sich mit ihr, seitdem wir sie verließen, ereignete. Jede der beiden Frauen begann, während des mehrtägigen Aufenthaltes in dem Hause des Schneiders, frühere, gewohnte Lebensweise: Luzia hatte Arbeit verlangt und nähete, wie im Kloster, fern von aller Welt Augen, in einer entlegenen Kammer; Agnes trieb sich ein wenig außen umher, nähete und flickte ein wenig auch ihrerseits. Beider Unterredungen eben so traurig als zärtlich. Eine wie die Andere war auf Trennung vorbereitet; denn das Lamm konnte doch der Höhle des Wolfes nicht so nahe weiden: und was ward am Ende aus dieser Trennung? Die Zukunft schien besonders Luzien dunkel und unerforschlich; Agnes schob bald hier bald da heitere Gedanken ein. War Renzo'n kein Unglück zugestoßen, so mußte man bald Nachrichten empfangen; hatte er Arbeit und Obdach gefunden (was gar nicht zu bezweifeln), wollte er Luzien seine Treue halten, so konnte man ja ohne Weiteres zu ihm ziehen! Sie plauderte viel von diesen Hoffnungen, und ich weiß nicht, mußte Luzia größeren Schmerz empfinden, sie anzuhören, oder größere Pein, darauf zu antworten? Sie hatte ihr schweres Geheimniß treu bewahrt, unwillig zwar, vor einer so guten Mutter Heimlichkeit zu haben; unüberwindliche Schaamhaftigkeit und die schon oben erwähnten Besorgnisse hielten sie aber von Tag zu Tag im Schweigen bestärkt. Ihre Pläne waren himmelweit von

denen der Mutter verschieden, eigentlicher hatte sie gar keine, hatte sich ganz der Vorsehung ergeben; suchte deshalb auch immerdar das Gespräch fallen zu lassen, zu hintertreiben; sagte wohl im Allgemeinen: sie habe keine Hoffnung mehr, wünsche nichts mehr auf dieser Welt, als bald wieder mit ihrer Mutter vereint zu leben, und mehr als einmal drängten sich Thränen in ihre Rede.

„Weißt Du, weshalb es Dir so erscheint?“ sagte Agnes, „weil Du zu viel gelitten hast und nicht glauben kannst, daß noch alles gut werde. Aber laß nur den Herrn walten, laß nur erst eine Hoffnung wieder kommen; und dann magst Du mir sagen, ob ich nicht manchmal Recht habe?“ Luzia küßte der Mutter Hand und weinte.

Uebrigens war zwischen ihnen und ihren Wirthsleuten große Freundschaft; zwischen wem könnte Freundschaft auch eher entstehen, als zwischen guten Menschen, die Wohlthaten säen, und guten Menschen, die sie ernten? Agnes hatte gar viel mit der Hausfrau zu schwatzen. Der Schneider unterhielt alle Drei mit moralischen Geschichten und Verträgen, besonders über Tische hatte er immer eine schöne Geschichte von den Vätern in der Wüste zu erzählen.

Wenige Miglien unfern dieses Dorfes lebte auf einem Landsitze ein sehr vornehmes Paar: Don Ferrante und Donna Praxedia, deren Geschlechtsname uns unbekannt. Donna Praxedia war eine alte, sehr

zum Wohlthun geneigte Edelfrau. Wohlthun ist nun zwar das Edelste, was der Mensch thun kann, er kann es aber auch, wie alles Andere, verpfuschen. Um Anderen wohlzuthun, muß man Anderer kennen; alles, was wir kennen, demnach auch Anderer Wohl, sehen wir nur in dem Lichte unserer Leidenschaften, unserer Neigungen, unserer Gedanken, und um diese sieht es manchmal närrisch genug aus. Mit den Gedanken hielt es Donna Praxedis, so wie man, wie es heißt, es mit Freunden halten soll: sie hatte wenige, war diesen wenigen eifrig ergeben. Unter den wenigen waren unglücklicherweise einige verdrehte, und zufälligerweise war sie diesen gerade nicht am Wenigsten ergeben. Es geschah also, entweder, daß sie Etwas für Wohlthun hielt, was es nicht war, oder daß sie Mittel anwendete, die eher den entgegengesetzten Zweck beförderten, oder daß sie unerlaubte Mittel, zufolge des irrigen Gedankens, daß der Zweck alle Mittel heilige, für erlaubt hielt. Es geschah, daß sie bei dem, was sie that, Manches übersah, Anderes zu sehen wähnte; es geschahen manche andere, ähnliche Dinge, die geschehen, und zwar einem Jeden, dem Besten, geschehen können, der Donna Praxedis aber leider allzuoft und oft sogar alle zugleich geschahen.

Als sie Luziens wunderbares Geschick und alles, was man sich bei dieser Gelegenheit von dem Mädchen erzählte, vernahm, bekam sie Neugierde, sie zu

ſehen und ſandte eine Kutſche mit einer Kammerfrau ab, Mutter und Tochter zu holen. Luzia erſchrak, als der Schneider ihr die Botſchaft hinterbrachte, und bat ihn, ſie, ſo gut er vermöge, zu entſchuldigen. So lange es nur darauf ankam, geringe Leute abzuweiſen, die das Wundermädchen wollten kennen lernen, hatte der Schneider ihr dieſen Dienſt willig erzeigt; in dieſem Falle wollte ihm Widerſpenſtigkeit Empörung bedünken. Er ſchnitt ihr ſo lange Geſichter, brummte ihr ſo lange die Ohren voll, machte ihr ſo lange Vorſtellungen über Vorſtellungen: daß ſo etwas keine Art und kein Geſchick habe, daß es eine vornehme Frau ſey, daß man vornehmen Leuten nie etwas abſchlagen, daß es ihr Glück machen könne, daß Donna Praxedis auch eine Heilige ſey; kurz, er redete ihr ſo viel vor, daß Luzia am Ende nachgeben, um ſo mehr nachgeben mußte, als Agnes alle dieſe Gründe mit beiſtimmenden: „Ja, ja, Gewiß gewiß!“ unterſtützte. Die Dame empfing ſie, bei der Ankunft, mit vielen Artigkeiten und Glückwünſchen, fragte, rieth: Alles mit einer gewiſſen, wie angeborenen Ueberlegenheit, der aber doch ſo viele demuthsvolle Ausdrücke, die ſo dringendes Intereſſe milderten, die auf ſolchem Geiſtreichthume beruhete, verfloſſen, daß Agnes augenblicklich, Luzia nach und nach, anfingen, ſich, von der drückenden Ehrfurcht, welche die vornehme Gegenwart zuerſt einflößte, befreit, ſelbſt zu ihr hingezogen zu fühlen. Und als Donna

Praxedia vernahm, daß der Cardinal sich verbindlich gemacht habe, Luzien einen Zufluchtsort zu bereiten, erbot sie sich, von dem Verlangen angetrieben, diese gute Absicht sowohl zu befördern, als zu vereiteln, das Mädchen zu sich zu nehmen, wo sie keine weiteren Dienste verrichten solle, als stricken, nähen und spinnen. Sie fügte hinzu, sie werde den Cardinal davon in Kenntniß setzen.

Außer dem unmittelbaren, hauptsächlichen Wohle, das ein solches Werk stiftete, sah Donna Praxedia in ihm, setzte sich bei ihm, noch ein anderes, nach ihrem Dafürhalten Bedeutenderes vor: ein Gemüth, das sehr irre, zu leiten, ihm den rechten Weg zu offenbaren. Gleich nach den ersten Worten, die sie über Luzien vernahm, hatte sie die Meinung gefaßt: ein Mädchen, das sich einem Taugenichtse, einem Bösewichte, einem Galgenstricke verloben könne, müsse doch ein wenig verschroben seyn, es müße mit ihrer Seele irgend einen verborgenen Haken haben. Gleiches gesellt sich Gleichem! Luziens Besuch hatte diesen Argwohn bestätigt. Nicht etwa, daß sie ihr nicht im Grunde für ein geartetes Mädchen erschienen wäre; aber es mochte doch nicht Alles seyn, wie es seyn sollte.

Das gesenkte Köpfchen, das der Halsgrube zugesenkte Kinn, das Antwort-schuldig-bleiben, das säumige, gleichsam erzwungene, Antworten, mochten immer Schaamhaftigkeit andeuten; verriethen aber sicherlich vielen Eigenwillen: es bedurfte gar

keines besonderen Nachdenkens, um zu wissen, daß das Köpfchen auch seinen Kopf habe. Und das Erröthen bei, das Geseufze nach jedem Worte .... Und dann die beiden gewaltigen Augen, die der Donna Praxedia gar nicht gefallen wollten! Sie hielt sich so überzeugt, als wenn man sie überzeugt habe, daß alles Mißgeschick [illegible]ziens nur Strafe des Himmels, für ihre Befre[illegible]dung mit jenem Schurken, nur Mahnung sey von ihm zu lassen. Diesen festgestellten Punkten gemäß wollte sie wohlthun. Sie pflegte zwar immer zu sich und Anderen zu sagen: all ihr Sinnen und Trachten ziele nur dahin, die Absichten des Himmels zu befördern; wobei sie sich dann manchmal gar arg trog und die Grillen ihres Sinnes für den Willen des Himmels nahm — aber sie hütete sich dennoch, die eben erwähnte, geheime Absicht zu verrathen. Nach einer ihrer Maximen durfte man, in den meisten Fällen, wo man irgend einen Zweck glücklich erreichen wollte, sich durchaus nichts von ihm merken lassen.

Mutter und Tochter sahen sich an. Die Nothwendigkeit der Trennung an und für sich war da, der Antrag erschien Einer wie der Anderen sehr annehmbar, schon aus dem alleinigen Grunde der Nähe des Ortes bei ihrem Dorfe, dem zu Folge sie im äußersten Nothfalle ungesäumt zu einander ihre Zuflucht nehmen konnten. Eine las in der Anderen Augen Zustimmung und Beide wandten sich an Donna Praxedia mit dem Danke für genehmigte Gabe.

Sie erneute ihre Freundlichkeiten und Verheißungen und sagte, sie sollten bald einen Brief für seine Eminenz empfangen. Als die Frauen sich wieder entfernt hatten, mußte Don Ferrante, der, wie wir näher berichten werden, Gelehrter war, und dessen sie sich in wichtigen Angelegenheiten als Sekretäres bedienten, den Brief aufsetzen. Don Ferrante bot, bei einem Auftrage dieser Art, allen seinen Witz auf und empfahl der Ehegenossin, als er ihr sein Koncept zum Abschreiben überbrachte, die genaueste, ängstlichste Rechtschreibung; denn diese war eine der vielen schönen Sachen, die er studirte, und eine der wenigen, über die er das Regiment im Hause führte. Donna Prarebia schrieb den Brief mit außerordentlichem Fleiße ab und sandte ihn nach dem Hause des Schneiders, was zwei bis drei Tage früher geschah, als die vom Cardinal abgeordnete Sänfte kam, die Frauen nach Hause zu tragen.

Da sie, bevor er sich zur Kirche begeben hatte, anlangten, stiegen sie vor dem Pfarrhause ab. Es war Befehl gegeben, sie unverzüglich einzuführen; der Kaplan, der sie zuerst wahrnahm, that es, und hielt sie nur so lange auf, sie in aller Geschwindigkeit ein wenig wegen des mit dem Cardinale zu beobachtenden Zeremoniels und der ihm zu ertheilenden Titel, in die Schule zu nehmen; was er, konnte er es heimlich für sich thun, bei keiner Gelegenheit unterließ. Es war dem armen Manne ein immerwährendes Kreuz

und Leid, ſehen zu müſſen, wie geringe Ordnung in dieſem Punkte um die Perſon des Cardinals beobachtet wurde. „An Allem,“ pflegte er zu der anderen Dienerſchaft zu ſagen, „iſt nur die allzugroße Güte dieſes Gebenedeiten, nur ſeine allzugroße Herablaſſung Schuld;“ hatte er doch ſchon mehrmals mit ſeinen leiblichen Ohren gehört, daß man demſelben ein bloßes: „Ja“ oder „Nein“ zur Antwort gab! Da der Cardinal eben beſchäftigt war, mit Don Abbondio über Kirchenſachen zu reden, ſo blieb dieſem keine Zeit, den Frauen, wie er ſich vorgenommen hatte, gute Lehren zu geben, und er konnte nichts für ſich thun, als ihnen, indem er das Zimmer verließ und ſie näher traten, mit den Augen zu verſtehen zu geben, daß er mit ihnen zufrieden ſey und ſie fortfahren ſollten, redlich zu ſchweigen. Nach den erſten freundlichen Bewillkommungen auf der einen, den erſten tiefen Verbeugungen auf der andern Seite, zog Agnes den Brief aus ihrem Bruſttuche und reichte ihn dem Cardinale mit den Worten dar: „Er iſt von Donna Prazedia, die uns ſagte; daß ſie Euer Gnaden Eminenz ſehr gut kenne; wie natürlich ein Großer und Vornehmer den anderen kennt. Ihr werdet ſchon ſehen, wenn Ihr geleſen habt.“

„Gut,“ ſagte Friedrich, als er geleſen und den eigentlichen Sinn der Redeblumen Don Ferrante's erforſcht hatte. Er kannte das Haus ſo weit, um verſichert zu ſeyn, daß die Einladung in guter Abſicht geſchehe und Luzia daſelbſt vor jeder Liſt und Gewalt

ihres Verfolgers geschützt sey. Wie er eigentlich von Donna Praxedia dachte, wissen wir nicht; wahrscheinlich war sie nicht die Person, welche er zu solchem Zwecke gewählt haben würde; wir haben aber schon gesagt, zum Mindesten zu verstehen gegeben, daß es nicht seine Sache war, was Andere in ihren eigenen Angelegenheiten thaten, zu ändern, um es zu bessern.

„Ertragt in Geduld auch diese Trennung und die Ungewißheit, in der sie Euch ferner erhält," fügte er hinzu: „haltet den Glauben fest, daß es zu baldiger Beendung Eurer Leiden geschieht, daß Gott Alles zu dem Ende führen wird, das er ihm bestimmte, daß Alles, was er über Euch verhängt, Euer Bestes ist." Er gab Luzien noch insbesondere eine liebreiche Ermahnung, richtete an Beide zugleich einige Trostsprüche, segnete und entließ sie. An der Hausthüre fanden sie einen Haufen Freunde und Freundinnen, man kann sagen die ganze Gemeinde, die ihrer harrete und sie, wie im Triumphe, nach Hause begleitete. Alle Weiber wetteiferten mit einander im Glückwünschen, Bedauern, Fragen; alle jammerten und klagten laut, als sie hörten, daß Luzia morgen wieder fortgehe. Die Männer überboten einander mit Dienstanerbieten, Jeder wollte das Haus diese Nacht über bewachen. Wer keiner Hülfe bedarf, findet immer die meiste!

So viele Bezeigungen von Wohlwollen und Freundschaft betäubten Luzien, thaten ihr im Grun-

de aber wohl, indem sie ihre Gedanken ein wenig von den Erinnerungen ablenkten, welche ihr dieser Weg, die Häuser, kurz der Anblick jedes Gegenstandes, bei allem Lärm, verursachten. Als die Glocken den nahen Anfang des Gottesdienstes verkündeten, zog alles nach der Kirche und die Rückkehr glich abermals einem Triumphzuge. — Nach vollendetem Gottesdienste ward Don Abbondio, der eben zusehen wollte, ob Perpetua alles zum Mittagsessen bereitet habe, benachrichtigt, der Cardinal verlange ihn zu sprechen. Er beeilte sich nach dem Zimmer seines hohen Gastes; derselbe ließ ihn näher treten und fing an: „Herr Pfarrer!“ welche Worte durch ihre Betonung deutlich besagten, daß sie der Anfang eines langen, ernsten Gespräches seyen: „Herr Pfarrer! warum habt Ihr nicht das Ehebündniß zwischen Luzien und ihrem Verlobten geschlossen?“

— „Haben sich also heute früh Luft gemacht,“ — dachte Don Abbondio und erwiederte: „Ihr werdet wohl von allen den Verwirrungen gehört haben, gnädiger Herr, die sich in dieser Sache bildeten: die allgemeine Verwirrung war so groß, daß man, selbst heute noch nicht klar durchzusehen vermag: Euer Eminenz werden es selbst daraus abnehmen können, daß das Mädchen nach so vielen Unfällen nur wie durch ein Wunder hierher gelangt ist; der Bursche aber, nach so viel anderen Unfällen, wer weiß wo, in der Welt herumschwärmt.“

„Ich frage," entgegnete der Cardinal, „ob es wahr ist, daß Ihr Euch, vor allen diesen Ereignissen, weigertet, die Trauung an dem festgestellten Tage zu vollziehen, und warum?"

„In der That.... wenn Euer Eminenz wüßten .... wie man mir zu wissen gethan, ... wie entsetzlicherweise man mir geboten hat, nicht zu reden...." Und ohne auszureden verhielt er sich in einer gewissen Stellung, die in aller Ehrfurcht andeuten wollte, es werde unbescheiden seyn, mehr wissen zu wollen.

„Aber," sagte der Cardinal mit außergewöhnlich ernster Stimme und ernstem Antlitz: „es ist Euer Bischoff, der pflichtschuldigst und zu Eurer Rechtfertigung von Euch zu wissen verlangt, warum Ihr nicht thatet, was Ihr, gemäß Eurem Amte, zu thun verbunden wart?"

„Gnädiger Herr!" sagte Don Abbondio, und ward immer kleiner und kleiner, „ich wollte damit nur sagen.... Aber ich meinte, da es so verwickelte, so alte und unabänderliche Sachen, so sey es unnütz, sie wieder aufzustören.... Aber, aber, Seine Eminenz wird Seinen armen Pfarrer nicht verrathen; denn der gnädige Herr sehen wohl, daß Seine Eminenz nicht an allen Orten zugleich seyn kann.... und ich bin hier preis gegeben...."

„Sprecht! ich wünsche Euch nur schuldlos zu erfinden."

Don Abbondio erzählte nunmehr seine klägliche

Geschichte; unterdrückte aber den Namen und sagte dafür blos: ein großer Herr, um doch die Klugheit so wenig aus den Augen zu setzen, als er in dieser argen Klemme vermochte.

„Und Ihr hattet sonst keinen Beweggrund?“ fragte der Cardinal, nachdem er wohl zugehört hatte.

„Habe ich mich vielleicht nicht deutlich genug ausgedrückt?“ erwiederte Don Abbondio. „Man verbot mir bei Todesstrafe, diese Heirath zu schließen.“

„Und Euch scheint diese Ursache vollgültig, Eure Pflicht zu verletzen?“

„Ich habe mich immer bestrebt, meiner Pflicht nachzukommen, selbst der größten Unbequemlichkeiten nicht geachtet; wenn es aber an das Leben geht....“

„Und als Ihr Euch der Kirche widmetet,“ sagte Friedrich mit noch ernsterer Stimme, „und dieses Amt empfingt, bürgte die Kirche für Euer Leben? Sagte sie Euch, daß die Pflicht Eures Amtes aller Schwierigkeiten, aller Gefahren los und ledig wäre? oder sagte sie Euch, daß, wo die Gefahr begönne, Eure Pflicht aufhöre? — Sagte sie Euch nicht ausdrücklich das Gegentheil? Verkündete sie Euch nicht eben, daß sie Euch, ein Lamm unter die Wölfe, sende? Wußtet Ihr nicht, daß es schändliche Menschen giebt, denen das, was Euch befohlen wurde, mißfallen konnte? Bedingte sich Der, dessen Lehre und Beispiel wir befolgen, nach dessen Beispiel wir uns Hirten nennen und nennen lassen, als er auf die

Erde kam, sein Hirtenamt zu vollziehen, Sicherheit des Lebens? Soll die heilige Weihe, soll das Auflegen der Hände, soll die Gnade der Priesterwürde etwa berechtigen, sich das Leben auf Kosten der Pflicht und der christlichen Liebe zu erretten, oder nur für einen einzigen Tag der Erde zu erhalten? Mag die Welt diese Tugend ausüben, dieser Lehre anhängen! Was sag ich? O Schande! Selbst die Welt verwirft sie; selbst die Welt hat ihre Gesetze, die sowohl Gutes wie Böses vorschreiben; hat ihr Evangelium, ein Evangelium des Hochmuthes und Hasses; und gestattet nicht, daß man ihre Verordnungen der Liebe zum Leben nachsetze. Sie gestattet es nicht und man gehorcht. Und wir? wir Söhne und Verkünder des Heils! Was würde aus der Kirche werden, wenn diese Eure Sprache die aller Eurer Amtsbrüder wäre? Was wäre aus ihr geworden, hätte sie der Welt solche Lehren zugeführt?"

Don Abbondio stand gesenkten Hauptes: seinem Geiste war zu Muthe wie einem Huhne in den Klauen des Falken, der es in unbekannte Regionen, in eine Luft, die es noch niemals einathmete, emporführt. Da er fühlte, daß irgend etwas gesagt werden müsse, so sagte er mit gewisser, ungläubiger Demuth: „Gnädiger Herr, ich muß Unrecht haben. Wenn man das Leben nicht in Anschlag bringen darf, weiß ich nichts zu sagen. Hat man aber mit gewissen Leuten zu thun, mit Leuten, die die Macht in Händen

haben, keine Vernunft annehmen wollen, so weiß ich doch nicht, zu was es führen könnte, wollte man ihnen ebenfalls Gewalt entgegensetzen. Jenen Herrn kann man weder überwinden, noch ihm die Spitze bieten.

„Und wißt Ihr nicht, daß wir eben nicht anders siegen, als wenn wir Märtyrer der Gerechtigkeit werden? Wißt Ihr das nicht, was predigt Ihr denn? Welches Amt übt Ihr aus? welches Heil verkündet Ihr den Armen? Wer verlangt von Euch, daß Ihr der Gewalt mit Gewalt begegnen sollt? Gewiß werdet Ihr nicht eines Tages gefragt werden, ob Ihr Euch mit den Mächtigen zu messen verständen habt; denn dazu hat man Euch weder Auftrag noch Mittel gegeben. Wohl aber wird man Euch fragen, ob Ihr die Mittel, die Euch zu Gebote standen, wuchern ließet, ob ihr Euren Pflichten nachkamt, selbst wenn man die Kühnheit hatte, Euch daran hindern zu wollen!“

„Auch die Heiligen sind wunderlich,“ — dachte Don Abbondio, „im Grunde, wenn man ihnen auf den Zahn fühlt, liegt ihnen die Liebschaft zweier jungen Leute mehr am Herzen, als das Leben eines Priesters.“ — Was ihn anlangte, so würde er gar nichts dawider gehabt haben, hätte das Gespräch hier sein Ende erreicht; aber er gewahrte, daß der Cardinal bei jeder Pause inne hielt und eine Antwort, eine

Beichte, eine Vertheidigung, kurz irgend etwas erwartete.

„Ich gestehe nochmals, gnädiger Herr," antwortete er also, „daß ich Unrecht habe.... den Muth kann man sich aber nicht geben."

„Warum also, könnte ich Euch sagen, habt Ihr ein Amt übernommen, das von Euch stete Bekämpfung der Schwächen des Jahrhunderts verlangt? Wie könnt Ihr aber zweifeln, antworte ich Euch lieber, daß wenn Euch in diesen Aemter, das Ihr denn einmal verwaltet, der Muth fehlt, Euren Obliegenheiten zu entsprechen, der Herr ihn Euch nicht geben werde, wenn Ihr ihn darum bittet? Glaubt Ihr, daß alle die Millionen Märtyrer von Natur Muth hatten? das Leben von Natur schon für Nichts achteten? So viel Menschen in ihrer ersten Jugend, die zu dem Leben eben erst Neigung faßten, so viele Greise, die sein nahes Ende schon beklagten, so viele Mütter und Töchter: alle hatten sie Muth; denn Muth war nöthig und sie vertrauten. Und habt Ihr, im Bewußtseyn Eurer Schwäche und Pflichten, jemals daran gedacht, Euch auf die schweren Lagen, in die Ihr kommen könntet, in die Ihr denn auch wirklich gekommen seyd, vorzubereiten? Ach, wenn Ihr während so vieler Jahre Eures Hirtenamtes Eure Heerde geliebt habt, (und wie hättet Ihr nicht?) wenn Ihr sie von Herzen geliebt, Freud und Leid mit ihnen getheilt habt, kann Euch der Muth, wenn

Ihr seiner bedürft, nicht fehlen: die Liebe ist unerschrocken! Nun, und wenn Ihr sie liebtet, die Eurer Seelsorge anvertraut sind, die Ihr Kinder nennt, und Ihr sahet zwei von ihnen, zugleich mit Euch in Gefahr, o gewiß! so wie Ihr aus Schwäche des Fleisches für Euch selbst zittertet, so mußtet Ihr aus Barmherzigkeit für sie zittern; werdet Euch Eurer übereilten Furcht geschämt haben, als einer Folge Eurer Gebrechlichkeit; werdet um Stärke, diese Versuchung zu überwinden, sie von Euch zu entfernen, gefleht haben: aber die heilige, edle Furcht für Eure Nächsten, für Eure Kinder werdet Ihr haben walten lassen, sie wird Euch keine Ruhe gelassen, Euch angeregt, gezwungen haben, nachzudenken, alles Mögliche zu Abwendung der über ihnen schwebenden Gefahr, anzuwenden .... Was hat Euch diese Furcht und Liebe eingegeben? Was habt Ihr für sie gethan? gedacht?"

Er schwieg erwartungsvoll.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Bei einer solchen Frage blieb Don Abbondio, der wohl auf minder bestimmtere Antwort gesunden hatte, lautlos. Und in der That, empfinden selbst wir, vor unserem Manuscripte, die Feder in der Hand, die wir nichts anderes als widerspenstige Redesätze zu

bestreiten, nichts anderes zu fürchten haben, als die Kritik unserer Leser, empfinden selbst wir, sage ich, eine gewisse Unlust fortzufahren, finden es selbst ganz seltsam, daß wir so ohne besondere Mühe, so viele gute Regeln der Stärke und Milde, der unermüdlichen Sorge für Andere, der unbegrenzten Aufopferung unserer selbst auspacken. Denken wir aber hinwieder, daß sie Jemandes Mund entflossen, der sie auch ins Werk setzte, so fahren wir eifrig fort.

„Ihr antwortet nicht," nahm der Cardinal das Wort. „Hättet Ihr Euererseits gethan, was Pflicht und Gewissen von Euch verlangten, Ihr würdet, wie dann auch immer die Sachen abgelaufen wären, jetzt zu antworten vermögen. Sagt also selbst, was Ihr gethan habt? Ihr habt der Ruchlosigkeit Folge geleistet, unbekümmert um die Stimme Eurer Pflicht; Ihr habt ihr die pünktlichste Folge geleistet: sie war Euch genahet, hatte Euch erklärt, was sie von Euch verlange; aber sie wollte verborgen bleiben, daß man sich nicht gegen sie zu schützen und zu wehren vermöge; wollte nicht Verdacht erregen, wollte das Geheimniß, um ihre Absichten durch List oder Gewalt ungestört zu vollziehen, verlangte von Euch Pflichtverletzung und Geheimniß: Ihr verletztet Eure Pflicht und schwiegt. Jetzt frage ich Euch, ob Ihr sonst nichts gethan habt; Ihr werdet mir Antwort geben, ob es wahr ist, daß Ihr noch überdies einen Vorwand erlogt, damit man dem wahren Grunde Eurer Weigerung nicht auf die Spur

komme.“ Er hielt abermal, einer Antwort gewärtig, inne.

— „Haben sie ihm auch das gesagt, die Plappermäuler!“ — dachte Don Abbondio; verzog aber den Mund nicht, als ob er auch nur eine Sylbe zu sagen habe; deshalb fuhr der Cardinal fort: „Es ist also wahr, daß Ihr die armen, schuldlosen Menschen belogt, um sie in der Unwissenheit, in der Verwirrung zu erhalten, in der die Ruchlosigkeit sie erhalten wollte .... Ich muß es also nun glauben, muß also mit Euch darüber erröthen und nur hoffen, daß Ihr mit mir darüber weinen werdet. Seht also, wohin Euch diese Liebe zum zeitlichen Leben, die Ihr, großer Gott! so eben noch als Rechtfertigung anführen wolltet, verführt hat. Sie hat Euch .... bestreitet mir freimüthig diese Worte, wenn sie Euch ungerecht scheinen, laßt sie Euch aber zur heilsamen Warnung gereichen, wofern nicht .... sie hat Euch verleitet, die Schwachen zu betrügen, Eure Kinder zu belügen.“

— „So geht's nun in der Welt,“ — dachte Don Abbondio abermals — „dem Teufel“ — er gedachte des Unbekannten — „die Arme um den Hals, mir, wegen einer Nothlüge, um mein eigenes Fell zu schützen, ein solcher Teufelslärm. Aber es sind die Oberen, die müssen immer Recht haben. Es ist nun einmal mein Unglücksstern, der mir Jedermann, nun auch die Heiligen, auf den Hals hetzt.“ Er sagte mit lauter Stimme: „Ich habe gefehlt, ich sehe ein,

daß ich gefehlt habe; was konnte ich denn aber in solcher Verlegenheit anfangen?"

„Das fragt Ihr noch? Habe ich es Euch noch nicht gesagt? Muß ich es Euch erst sagen? Lieben, mein Sohn, lieben und beten. Dann würdet Ihr empfunden haben, daß die Gottlosigkeit wohl drohen und strafen, aber nicht befehlen kann; Ihr würdet mit Gottes Hülfe vereint haben, was ein Mensch trennen wollte; würdet den armen Unglücklichen den Dienst geleistet haben, den sie mit Recht von Euch verlangen konnten: für die Folgen würde Gott Euch gestanden haben: denn Ihr befolgtet sein Gebot: da Ihr aber ein andres befolgtet, so standet Ihr selbst für die Folgen! Und für welche Folgen! Und würden Euch denn alle menschlichen Hülfsmittel benommen gewesen seyn, würdet Ihr denn gar keinen Ausweg gefunden haben, wenn ihr ernstlich daran gedacht, darnach geforscht hättet? Und Ihr konntet wissen, daß Eure armen Kinder, wären sie verbunden gewesen, hätten sie an ihre Rettung denken können, vor dem mächtigen Unterdrücker geflohen seyn würden, bereits einen Zufluchtsort kannten. Aber auch davon abgesehen, erinnertet Ihr Euch denn nicht, einen Oberen zu haben, der doch eben deshalb, weil es ihm zusteht, Euch für Pflichtverletzung zu tadeln und zu strafen, Euch zu Pflichterfüllung behülflich seyn muß? Warum gedachtet Ihr nicht, Euren Bischoff in Kenntniß

zu sehen, daß schändliche Gewaltthätigkeit Euch an der Ausübung Eures Amtes hindern wolle?"

— „Was rieth mir Perpetua?" — dachte Don Abbondio ärgerlich; mitten unter den Reden des Cardinals stand ihm aber doch nichts lebhafter vor Augen als das Bild der Bravi, und nichts lebhafter vor dem Geiste als der Gedanke, daß Don Rodrigo frisch und gesund sey und, über kurz oder lang, ruhmreich und siegend und zornentbrannt zurückkehren werde. Und obwohl die vor ihm stehende hohe Würde, ihr Anblick und ihre Rede ihn verwirrten und einschüchterten; so brachte sie ihn doch nicht um die Besinnung und hinderte ihn nicht, sich in Gedanken gegen sie aufzulehnen, zu bedenken, daß der Cardinal am Ende doch weder Flinte, noch Degen, noch Bravi gegen ihn anwenden könne.

„Konntet Ihr nicht denken," fuhr dieser fort, „daß, wenn den Unglücklichen auch sonst kein Asyl blieb, ich doch noch da war, sie zu schützen und in Sicherheit zu bringen, wenn Ihr sie mir zusandtet; wenn Ihr die Hülflosen ihrem Bischoffe zusandtet, als ein köstliches Theil seines Reichthumes, nicht seiner Bürden? Und was Euch betrifft, so würde ich für Euch gesorgt haben, würde keine ruhige Nacht gehabt haben, bevor ich nicht versichert gewesen wäre, es vermöge Niemand Euch ein Haar zu krümmen; bevor ich nicht auf irgend eine Weise Euer Leben aller Gefahr entzogen hätte. Und glaubt ihr denn,

daß dieser Mensch, der so kühn war, es nicht bei weitem minder geworden sein würde, hätte er gewußt, daß seine Schliche anderwärts, daß sie mir bekannt wären, daß ich wache und entschlossen sey, zu Euer Vertheidigung alle Mittel aufzubieten, die in meinen Kräften ständen? Wißt Ihr nicht, daß, wenn der Mensch nur allzuoft mehr verspricht, als er zu halten vermag, er auch nicht selten mehr als er vollbringen kann, androht? Wißt Ihr nicht, daß die Lasterhaftigkeit nicht blos auf ihren eigenen Kräften beruht, sondern auch eben so sehr auf dem Schwachmuthe, dem Schrecken Anderer?"

— „Gerade was Perpetua sagte," — dachte Don Abbondio abermals, ohne zu bedenken, daß gerade dieses besondere Zusammentreffen der Meinungen Friedrich Borromeo's und seiner Magd, bei Betrachtung dessen, was er hätte thun sollen und können, sehr wider ihn zeuge.

„Ihr aber," fuhr der Cardinal fort und schloß, „habt nichts weiter gesehen, nichts weiter sehen wollen, als zeitliche Gefahren; kein Wunder also, wenn sie Euch so groß erschienen, daß Euch nichts außer ihnen beachtenswerth blieb!"

„Habe ich sie doch auch gesehen, die Gesichter," brach Don Abbondio unwillkührlich aus, „habe ihre Worte gehört. Euer Eminenz haben gut reden; aber man muß sich nur in die Haut eines armen Geistlichen denken, man muß so etwas selbst erlebt haben."

Kaum waren die Worte von seinen Lippen, so biß er sich in die Zunge, bemerkte, daß ihn der Aerger zu weit geführt habe und sagte bei sich: „Nun wird's erst les gehen!“ — Als er aber den Blick zweifelhaft aufschlug, erstaunte er nicht wenig über den Anblick des Mannes, den es ihm nie gelingen wollte, weder zu errathen, noch zu verstehen: der strenge, strafende Ernst seiner Züge ging in be.euendes Nachdenken über.

„Zuviel!“ sagte Friedrich, „so armselig und entsetzlich ist unser Zustand! Wir machen die strengsten Forderungen an Andere und der Himmel weiß, ob wir sie selbst würden erfüllen können; wir verdammen, strafen, tadeln, und der Himmel weiß, was wir im nämlichen Falle thun würden, was wir in ähnlichen gethan haben. Wehe mir! sollte ich meine eigene Schwäche Anderen zum Maaßstabe ihrer Pflichten, zum Spiegel meiner Lehren aufstellen. Und doch ist es gewiß, daß wir mit unseren Lehren zugleich Anderen ein Beispiel geben sollen und nicht, wie die Pharisäer, ihnen unerträgliche Lasten aufbürden und sie selbst mit keinem Finger anrühren. Also, mein Sohn und Bruder! da die Irrthümer der Herrschenden Anderen oft besser als ihnen selbst bekannt sind; wißt Ihr, daß ich aus Kleinmuth, oder irgend jonst einer Ursache, eine meiner Pflichten verletzte, so sagt es mir ohne Rückhalt, bringt mich zur Erkenntniß, damit ein sündiges Beispiel zum Wenigsten ein reuiges Be-

kenntniß erwecke. Werft mir freimüthig meine Gebrechen vor und dann werden auch die Worte meines Mundes größeren Werth erhalten, denn Ihr werdet lebhafter fühlen, daß sie nicht von mir, sondern von Dem kommen, der Euch wie mir die Kraft geben kann, zu thun, was sie vorschreiben!"

— „O welcher heilige Mann! Aber, welcher Plagegeist," dachte Don Abbondio, „sogar seiner selbst! immer muß er etwas zu stören, grübeln, ändern, tadeln haben, sogar mit sich selbst." — Laut sagte er: „Gnädiger Herr! scherzt Ihr denn? Wer kennt nicht das große Gemüth, den unermüdlichen Eifer Euer Eminenz?" Im Herzen fügte er hinzu: „Nur zu sehr!"

„Ich wollte kein Lob von Euch hören, das mich schaudern macht," sagte Friedrich: „denn Gott kennt meine Schwächen und, so viele ich selbst kenne, reichen hin, mich zu demüthigen. Aber ich hätte gewünscht, ich wünschte, daß wir uns zusammen vor Ihm demüthigten, um uns beide im Vertrauen zu stärken. Ich wünschte um Euretwillen, daß Ihr fühltet, wie strafbar Euer Benehmen war, wie sehr Eure Sprache dem Gebote entgegen ist, das Ihr doch prediget und nach dem man Euch richten wird."

„Es hat sich Alles gegen mich verschworen," sagte Don Abbondio, „aber die Angeberinnen haben nicht gesagt, daß sie mit Verrath in mein Haus bra-

chen, mich überfielen, um auf unerlaubte Weise eine Heirath zu vollziehen."

„Sie haben es gesagt, mein Sohn; aber es kränkt mich, es vernichtet mich, daß Ihr Euch noch zu entschuldigen denkt, daß Ihr Euch durch Anklagen zu entschuldigen denkt, daß Ihr mit dem, was einen Theil Eurer Beichte ausmachen sollte, Andere noch anklagen wollt. Wer hat sie denn, ich will nicht sagen, in die Nothwendigkeit, aber in die Versuchung gebracht, zu thun, was sie thaten? Würden sie diesen unerlaubten Weg betreten haben, wäre ihnen der erlaubte nicht verschlossen gewesen? Würden sie auf den Gedanken gekommen seyn, ihren Pfarrer zu hintergehen, wenn er sie in seine Arme aufgenommen, ihnen beigestanden hätte mit Rath und That? Würden sie Euch überfallen haben, wenn Ihr Euch nicht vor ihnen verborgen hättet? Und ihr wollt ihnen ein Verbrechen daraus machen? Ihr seyd unwillig, daß sie nach so vielem Unglücke, was sage ich? mitten im Unglücke ein herzerleichterndes Wort ihrem, Eurem geistlichen Führer sagten? Die Welt vernimmt allerdings nicht gern den Jammer der Betrübten, die Beschwerden der Unterdrückten; aber wir! Was würde es geholfen haben, wenn sie geschwiegen hätten? Hättet Ihr Euch dann besser überzeugen können, daß ihr Geschick ganz in Gottes Händen ruhe? Muß es Euch nicht neue Ursache seyn, zu allen die Ihr schon habt, diese Menschen zu lieben, daß sie Euch Veranlassung

wurden, die aufrichtige Mahnung Eures Hirten zu vernehmen? Daß sie Euch Veranlassung wurden, die große Schuld, die Ihr gegen sie habt, besser zu erkennen und einen Theil davon abtragen zu können? Und wenn sie Euch erzürnt, beleidigt, gequält hätten, würde ich Euch (und muß ich Euch das erst sagen?) ermahnen, sie zu lieben, eben deshalb zu lieben. Liebt sie, weil sie gelitten haben, weil sie leiden, weil sie Euch angehören, weil sie schwach sind, liebt sie um der Vergebung willen, die Ihr bedürft; bedenkt, was sicherlich ihre Fürbitte vermag!" Don Abbondio schwieg, doch schwieg er nicht mehr so ärgerlich und verstockt wie früher, sondern wie Jemand, der mehr zu bedenken als zu sagen hat. Die Worte, welche er vernahm, waren unerwartete Folgen, neue Auslegungen einer, auch in seinem Gemüthe, alten, unbestreitbaren Lehre. Anderer Kummer, dessen Mitgefühl ihn immerdar der Furcht für sich selbst enthoben hatte, übte jetzt einen ganz neuen Eindruck auf ihn aus. Wenn er auch nicht alle die Reue empfand, die die Reden des Cardinals ihm erregen wollten, (denn eben jene Furcht war allzeit wach, und bereit, seinen Sachwalter abzugeben) so empfand er doch einige Reue, empfand ein Mißbehagen mit sich, Mitleiden mit Anderen, empfand ein Gewirr von Zärtlichkeit und Betäubung, glich, wenn der Vergleich statthaft, einem feuchten Lampendochte, der, wenn man ihn an eine Flamme hält, anfänglich dampft und sprüht und knistert und

nichts von ihr wissen will, am Ende sich aber dennoch entzündet und, wohl oder übel, glimmt. Ohne den Gedanken an Don Rodrigo würde er sich haben laut anklagen, weinen können; bei alle dem gab er aber dennoch Zeichen von Rührung von sich, und der Cardinal gewahrte, daß nicht alle seine Worte auf unfruchtbaren Acker gefallen waren. „Jetzt," fuhr er fort, „ist der eine seines Hauses flüchtig, die Andere im Begriff, das ihre zu verlassen: Beide haben dazu nur allzuviele Ursache, haben keine Hoffnung, sich jemals wieder hier zu vereinen, wenn es auch Gottes Wille wirklich wäre, sie wieder zusammen zu führen. Jetzt haben sie leider! Eurer nicht mehr nöthig, Ihr habt leider! keine Gelegenheit, ihnen wohlzuthun, und unsere Kurzsichtigkeit vermag aus dem Dunkel der Zukunft keine zu erspähen. Vermag deshalb der allbarmherzige Gott nicht, und dennoch eine oder die andere darzubieten? O, laßt keine vorübereilen! Sucht sie auf, seyd unermüdlich, bittet Gott, sie Euch an die Hand zu geben!"

„Das will ich thun, gnädiger Herr, gewiß das will ich thun," entgegnete Don Abbondio, mit einer Stimme, die von Herzen kommen mußte. „Wohl, mein Sohn, wohl!" rief Friedrich und schloß mit der liebreichsten Würde: „der Himmel weiß, ob ich gewünscht hätte, mit Euch auf ganz andere Weise reden zu können. Wir stehen beide schon in hohem Alter: der Himmel weiß, ob es mir hart ankam,

bittere Vorwürfe auf Euer graues Haupt laden zu müssen, ob ich mich nicht um so viel lieber mit Euch, nach unsern gemeinschaftlichen Sorgen und Leiden, im Gespräche von der seligen Hoffnung, der wir Beide schon so nahe sind, getröstet hätte. Der Himmel gebe, daß die Worte, deren ich mich mit Euch bedienen mußte, für uns Beide Früchte tragen! Ihr werdet nicht verlangen, daß er mich dereinst an jenem Tage zur Rede stelle, Euch ein Amt gelassen zu haben, das Ihr auf so unselige Weise vernachlässigtet. Theilen wir unsere Zeit ein! Mitternacht ist nicht fern; der Bräutigam naht; sorge ein Jeder, daß sein Licht leuchte! Bringen wir Gott unsere hülfsbedürftigen, sündigen Herzen dar, daß seine Milde sie mit der Menschenliebe erfülle, die die Vergangenheit sühnt, die Zukunft erhellt, die Furcht und Vertrauen, Freude und Trauer in uns mit Weisheit eint; die immerdar die Tugenden in uns erweckt, deren wir bedürfen!"

Nach diesen Worten entfernte er sich, und Don Abbondio folgte. Obgleich diese Unterredung nicht die einzige war, welche zwischen den beiden Männern Statt fand; Luzia nicht der einzige Gegenstand ihrer Unterredungen: so müssen wir doch die anderen hier verläugnen, um nicht zu sehr von dem Hauptgegenstande unserer Erzählung abzuweichen. Aus eben diesem Grunde lassen wir auch alles, noch so Bemerkenswerthe, unberührt, was Friedrich im Verlaufe dieser Kirchenvisitation sagte und that: seine Freigebigkeit

ſowohl, als alle ſeine beendeten Geſchäfte: geſchlichtete, (oder was leider! nur häufiger) beigelegte Händel zwiſchen Einzelnen ſowohl, als Familien und ganzen Dörfern: gänzliche, oder doch wenigſtens augenblickliche Bekehrung gottloſer Gewalthaber; was Alles, mehr oder weniger, in jeder Ortſchaft der Diöceſe, welche dieſer treffliche Mann beſuchte, zur Sprache kam.

Wir haben zu berichten, daß am folgenden Morgen Donna Praxedia in der Abſicht anlangte, Luzien abzuholen, und den Cardinal, der ſie ihr mit vielem Lobe warm anempfahl, zu bekomplimentiren. Luzia trennte ſich gewiß unter zahlloſen Thränen von ihrer Mutter, verließ ihr heimiſches Häuschen, ſagte ihrem Dorfe zum zweitenmale mit der geſchärfteren Wehmuth Lebewohl, die wir beim Scheiden von einem Orte empfinden, der uns über alles theuer war und es nicht mehr ſeyn kann. Der Abſchied von der Mutter ward indeß erſt vorläufig genommen, denn Donna Praxedia hatte erklärt, ſie werde noch einige Tage auf ihrem, dem Dorfe unfernen Landſitze weilen, und Agnes verſprach der Tochter, dahin zu kommen, um ihr dort das letzte, ſchmerzlichere Lebewohl zu ſagen. Als auch der Cardinal ſich eben in Bewegung nach einem andern Kirchſpiele zu ſetzen im Begriffe war, kam der Pfarrer deſſen, in welchem das Kaſtell des Unbekannten lag, an, und verlangte, ihn zu ſprechen. Vorgelaſſen, überreichte er einen Brief und eine Rolle Geld von Seiten des Unbekannten,

der den Cardinal im ersteren ersuchte, die Mutter Luziens zur Annahme in der Geldrolle befindlicher hundert Gold-Scudi zum Hochzeitgeschenk für das Mädchen oder zu sonstigem, in Beider Belieben stehenden Zwecke, zu bewegen. Er bat, ihnen ferner zu sagen: glaubten sie jemals, er vermöge ihnen einen Dienst zu erzeigen, so wisse das arme Mädchen nur zu gut, wo er wohne, und ihm würde es ein sehr ersehntes Glück seyn. Der Cardinal schickte nach Agnesen, theilte ihr den Auftrag mit, den sie mit gleichem Erstaunen wie Entzücken vernahm, und übergab ihr das Geld, das sie sich ohne lange Weigerungen in die Hand legen ließ. „Gott vergelte es dem Herrn," sagte sie, „danken Euer Gnaden ihm tausend, tausendmal, und sagen ja Niemand etwas davon, denn in dem Dorfe .... Ach, verzeihen mir Euer Eminenz, was rede ich auch da! Ich weiß wohl, daß ein so vornehmer Herr nicht von solchen Dingen plaudern wird; aber .... der gnädige Herr wird mich schon verstehen."

Sie ging still und leise nach Hause, schloß sich in ihre Kammer ein, schüttete die Rolle aus und sah nun, wie sehr sie auch auf den Anblick vorbereitet war, voller Verwunderung den großen, ihr gehörigen Haufen Goldstücke an, von denen sie niemals mehr als eines und auch das nur sehr selten, gesehen hatte. Sie zählte sie, quälte sich lange, sie wieder einzupacken und alle hundert Stück in eine Reihe ne-

den einander zu halten, denn in jedem Augenblicke sprangen einige wieder heraus, oder entglitten ihren ungeübten Fingern, und als sie endlich, so gut es angegangen, wieder gerollt waren, wurden sie in ein Stück Leinwand gewickelt, mit Bindfaden umschnürt und in das Bette, in eine Ecke des Strohsackes, verborgen. Während der übrigen Tageszeit wurde nachgegrübelt, wurden Pläne ersonnen, wurde der morgende Tag ersehnet, und als sich die arme Frau zu Bette gelegt hatte, blieb sie noch lange wach, gedachte immer der hundertfältigen Genossenschaft unter ihr: eingeschlafen, stellte sie sich ihr im Traume dar. Sobald der Tag graute, stand sie auf und wanderte bald der Villa, wo Luzia war, zu. Ob Luzia gleich noch dieselbe Abneigung empfand, von ihrem Gelübde zu sprechen, war sie jetzt doch entschlossen, sich Gewalt zu thun und ihrer Mutter in der Unterredung, welche für lange Zeit die letzte seyn sollte, sich zu eröffnen.

Man hatte Beide kaum allein gelassen, als Agnes mit ganz belebtem Gesicht, aber mit so leiser Stimme, als wäre noch Jemand zugegen, der sie nicht hören solle, anfing: „Ich habe Dir etwas Großes zu hinterbringen;“ und den unerwarteten Glück-fall erzählte.

„Gott segne den Herrn,“ sagte Luzia: „so könnt Ihr Euch doch hegen und pflegen und auch wohl Anderen eine Wohlthat erzeigen.“

„Wie?“ erwiederte Agnes! „merkst Du denn nicht, was wir alles mit so vielem Gelde anfangen können? Höre! ich habe Niemand als Dich, als Euch Beide, kann ich wohl sagen, denn ich habe Renzo'n, von dem ich mit Dir reden will, immer als meinen Sohn angesehen. Es kommt nur darauf an, daß ihm nicht etwa ein Unglück zugestoßen ist, weil er so gar nichts von sich hören läßt! Aber es wird doch nicht alles schief ablaufen! Wir wollen das Beste hoffen, wollen's hoffen. Was mich betrifft, ich würde zwar gern in dem Dorfe, wo ich lebte, gestorben seyn; aber da Du jetzt, der Nachstellungen des Schurken und schon seiner bloßen Nähe halber, nicht mehr bleiben kannst, bin ich meinem Dorfe gram geworden, und will leben, wo Ihr lebt. Ich war bis jetzt immerdar entschlossen, mit Euch, und wäre es bis an das Ende der Welt, zu ziehen, ich war auch immerdar dazu bereit; aber es geht doch nicht ohne Geld! Verstehst Du mich nun? Die vier Scudi, die der arme Mensch mit so vielem Fleiß und Anstrengung sammelte, haben die Gerichte mitgehn heißen; dafür entschädigte uns der Herr aber mit diesem Schatze. Ist es Renzo'n erst gelungen, uns zu wissen zu thun, ob er lebt, und wo, und was er thun will, so hole ich Dich selbst in Mailand ab, nehme Dich mit mir. Sonst würde ich an so etwas nicht gedacht haben; aber Unglück giebt Muth und Erfahrung. Ich bin ja doch schon bis Monza gekommen, und weiß also, was rei-

ſen iſt. Ich nehme einen ſichern Mann, einen Verwandten mit mir, etwa den Alexis aus Maggianico: denn im Dorfe ſelbſt giebt es eigentlich gar keinen ſichern Mann: komme mit ihm, die Zehrung iſt unſre Sache und ...., verſtehſt Du wohl? ....“

Als ſie aber empor ſah und gewahrte, daß Luzia, ſtatt froh nur immer bekümmerter zu werden ſchien, nur die troſtloſeſte Zärtlichkeit an den Tag legte, hielt ſie mitten in ihrer Rede inne und ſagte: „Was haſt Du denn aber? Weinſt Du nicht ſo?“

„Arme Mutter!“ rief Luzia, einen Arm um ſie ſchlingend und das weinende Geſicht auf ihre Bruſt neigend.

„Was iſt's denn?“ fragte die Mutter ängſtlich.

„Ich hätte es Euch vorher ſagen ſollen,“ ſagte Luzia, ihr Antlitz erhebend und ſich faſſend, aber ich habe immer nicht den Muth dazu gehabt: habt Mitleid mit mir.“

„Nur weiter, weiter, alſo ....?“

„Ich kann nicht mehr die Frau des armen Menſchen werden!“

„Wie? was?“

Mit geſenktem Kopfe, hochklopfender Bruſt, thränenloſem Kummer, wie man wohl etwas Unſeliges, was nicht zu ändern iſt, erzählt, entdeckte Luzia ihr Gelübde; bat mit gefaltenen Händen wiederholt um Vergebung, ſo lange geſchwiegen zu haben; bat die Mutter, mit keiner Menſchenſeele davon zu

sprechen; ihr beizustehen, und Mittel und Wege, zu Vollziehung des Gelobten, erleichtern zu helfen.

Agnes war ganz erstaunt und bestürzt: wollte über die lange Zurückhaltung zürnen; aber das Hochwichtige der Sache an und für sich selbst erstickte persönlichen Aerger: wollte noch Auswege finden; bedachte aber, daß so etwas ein Eingriff in des Himmels Rechte sey: um so mehr, als Luzia von neuem, lebhafter als vorher, jene Nacht, jene finstere Verzweiflung und die so unerwartete Rettung, zwischen denen sie das Gelübde so ausdrücklich, so feierlich that, ausmalte. Während dessen rufte sich die Zuhörerin auch dieses und jenes Beispiel, von dem sie oftmal hatte reden hören, das sie der Tochter selbst erzählte, nach welchem der Uebertreter eines Gelübdes gar sonderbar, gar entsetzlich gestraft worden war, ins Gedächtniß zurück. Und als sie eine Weile in solcher Bestürzung geschwebt hatte, sagte sie: „Und was willst Du jetzt beginnen?“

„Jetzt,“ sagte Luzia, „hat der Herr daran zu denken, der Herr und Madonna. Ich habe mich in ihre Hand begeben, sie haben mich bis jetzt nicht verlassen und werden mich auch jetzt nicht verlassen, wo .... Die Gnade, die ich vom Herrn für mich erbitte, die einzige Gnade nach dem Heil meiner Seele, ist, daß er mich zu Euch zurückgeleite. Damals .... jene Kutsche .... heilige Jungfrau! .... jene Männer .... wer hätte mir damals sagen sollen, daß sie mich

zu dem führten, der mich nächsten Tages zu Euch zurückführen mußte?“

„Daß Du aber nicht gleich gegen Deine Mutter offen warst!“ sagte Agnes mit von Mutterliebe und Mitleid unterdrücktem Unwillen.

„Beklagt mich; ich hatte nicht den Muth .... und warum sollte ich Euch vor der Zeit betrüben?“

„Und Renzo?“ sagte Agnes, den Kopf bewegend.

„Ach!“ rief Luzia, plötzlich erbebend, „ich darf nicht mehr an den Armen denken. Gott hat ja nicht gewollt .... Ihr seht ja, daß er uns nach dem, wie es jetzt gekommen ist, selbst getrennt hat. Und wer weiß? .... aber nein, nein: der Herr wird ihn vor Gefahren behütet haben, wird ihn, ohne mich, nur um so glücklicher werden lassen.“

„Aber hättest Du Dich nur nicht für immer von Allem losgesagt, Dich nicht gebunden,“ nahm Agnes das Wort, „ist unterdes auch Renzo'n kein Unglück zugestoßen, so könnten wir nun mit diesem Gelde ....“

„Aber würden wir dieses Geld denn bekommen haben,“ entgegnete Luzia, „wenn ich jene Nacht nicht gelobt hätte? .... der Herr hat alles so haben wollen: es geschehe sein Wille!“ Thränen erstickten ihre Stimme.

Agnes ward über diesen unerwarteten Grund nachdenkend. Luzia unterdrückte ihr Schluchzen und fuhr

nach einigen Augenblicken fort: „Jetzt, da es nun einmal geschehen ist, muß man sich auch willig drein ergeben; und Ihr, meine gute Mutter, Ihr vermögt mir beizustehen, einmal, indem Ihr zu dem Herrn für Eure arme Tochter betet, und dann .... muß es ja auch der Arme erfahren. Denkt Ihr daran, erzeigt mir die Barmherzigkeit, daß Ihr daran denkt! Wenn Ihr Nachricht habt, wo er sich aufhält, so laßt ihm schreiben, verschafft Euch Jemand .... vielleicht eben Euren Vetter Alexis, der ein kluger, theilnehmender Mann ist, uns immer wohl wollte und nicht davon schwatzen wird: laßt ihm die Sache schreiben, wie sie ist, wie es mir ergangen, wie ich gelitten habe; daß es Gottes Wille sey, daß er sich zufrieden gebe, daß ich niemals, niemals Jemand angehören kann. Und daß er ihm die Sache nur auch recht auseinander setze, ihm begreiflich mache, daß ich es versprochen, daß ich es gelobt habe .... weiß er, daß ich es der Mutter Gottes gelobte .... er war ja immer ein guter Mensch, ... und wenn Ihr Nachricht von ihm habt, so laßt mir schreiben, laßt mich wissen, daß er gesund und wohl ist; und dann .... dann gar nichts weiter."

Agnes versicherte ihrer Tochter voller Zärtlichkeit, es solle alles geschehen, was sie wünsche.

„Noch eins muß ich Euch sagen," begann Lusia wieder, „ohne die Liebe des armen Menschen zu mir, würde ihn nicht das Unglück, was ihn betroffen

hat, befallen haben. Er iſt in die Welt hinausgeſtoßen, ſie haben ihm ſein Glück zerſtört, haben ihm Hab und Gut, ſeine Erſparniſſe geraubt, und warum, warum?.... Und wir haben ſo viel Geld! Ach, Mutter! da der Herr uns ſo reichlich bedacht hat, da Ihr den Armen ja immerdar mit Recht als Euren Sohn liebtet, ſo — theilt mit ihm; Gott wird es uns deshalb an nichts fehlen laſſen. Thut Euch nach einem ehrlichen Boten um und ſchickt es ihm; der Himmel weiß, wie ſehr er es nöthig haben mag!“

„Nun ja doch! Was glaubſt Du denn?“ entgegnete Agnes: „ich thue es gern. Armes Kind! Glaubſt Du, ich ſey auf das Geld ſo beſeſſen? Aber .... war ich doch ſo fröhlich und zufrieden hierher gekommen! .... Weg da; ich werde es ihm ſchicken; Du armes Mädchen! Aber auch er.... ich weiß wohl, was ich ſage; wer es nöthig hat, dem macht Geld gewiß Freude; aber er wird ſich über dies Geld doch nicht von Herzen freuen können.“

Luzia dankte ihrer Mutter für die bereitwillige, mildthätige Zuſtimmung, mit einer Erkenntlichkeit, mit einer Liebe, die Jemand, der ſie mit angeſehen, gewiß glauben gemacht hätte, daß ihr Herz noch immer, vielleicht mehr als ſie ſelbſt glaube, Renzo'n angehöre.

„Und was werde ich arme Frau ohne Dich anfangen?“ ſagte Agnes, nun ihrerſeits in Thränen ausbrechend.

„Und ich ohne Euch, meine arme Mutter! unter fremden Leuten! und da unten in dem Mailand ....! Aber der Herr wird mit uns Beiden ſein, wird uns wieder zuſammen führen. Nach acht, neun Monaten, ich hoffe wohl noch eher, ſehen wir uns hier wieder, und bis dahin wird Er zu unſerm Troſt über Allem gewaltet haben. Verlaſſen wir uns auf Ihn! Ich werde die heilige Jungfrau immer, immer um ihre Huld bitten. Könnte ich ihr ſonſt noch etwas anbieten, ich würde es thun; aber ſie hat ja ſolches Erbarmen, daß ſie mir ihre Huld und Gnade auch ſo ſchenken wird.“ Mit dieſen und anderen ähnlichen, oft wiederholten Worten des Jammers, des Troſtes und der Ergebung, mit Bitten und Zuſicherungen des Schweigens, mit vielen Thränen und langen, oft erneuten Umarmungen, trennten ſich die Frauen, ſo ſpät es nur anging, nachdem ſie ſich, wie es in ſolchen Fällen immer zu geſchehen pflegt, und als wenn es nur von ihrem Willen abhinge, ſich gegenſeitig verſprochen hatten, ſich im kommenden Herbſte wieder zu ſehen.

Es verſtrich immer längere Zeit, und Agnes vermochte auch nicht das Geringſte über Renzo in Erfahrung zu bringen. Keine Briefe, keine Nachrichten; Niemand aus dem Dorfe oder aus der Umgegend, ſie mochte fragen, wen ſie wollte, Niemand hatte das Geringſte von ihm vernommen. Sie war auch nicht die Einzige, die vergebliche Nachforſchun-

gen anſtellte: Cardinal Friedrich hatte den beiden Frauen nicht blos zum Scherz verſprochen, über den armen Menſchen Erkundigungen einzuziehen, er hatte ungeſäumt ſeinetwegen geſchrieben, und als er wieder nach Mailand zurückgekehrt war, die Antwort vorgefunden: man könne über den angefragten Menſchen nichts Befriedigendes mittheilen: er habe ſich allerdings eine Zeitlang in dem beſagten Dorfe, wo man ihm gar nichts nachſagen könne, aufgehalten; ſey aber eines Morgens plötzlich verſchwunden, und ſein Verwandter, bei dem er ſich aufgehalten habe, wiſſe nicht, was aus ihm geworden und könne ſeinetwegen nur einige ſich widerſprechende, auf nichts beruhende Gerüchte, wiederholen, nach denen er ſich habe nach der Levante anwerben laſſen, nach Deutſchland geflohen und auch beim Durchwaten eines Fluſſes ertrunken ſey; man werde nicht ermangeln, ferner wachſam zu bleiben, um jede etwaige, beſſer begründete Nachricht Seiner Eminenz alſobald mitzutheilen.

Späterhin verbreiteten ſich dieſe und andere Gerüchte auch in der Gegend um Lecco und kamen auch Agneſen zu Ohren. Die gute Frau that ihr Möglichſtes, das eigentlich Wahre zu erforſchen, dieſem oder jenem nachzuſpüren; es gelang ihr aber durchaus nicht mehr als: „es heißt," was noch heut zu Tage zur Glaubhaftigkeit ſo vieler Sachen hinreicht, zu erfahren. Man hatte ihr zuweilen kaum das Eine oder Andere hinterbracht, als ſchon Jemand anders

kam und ihr versicherte, es sey ganz und gar nichts daran; aber etwas Anderes, nicht minder Seltsames und Entsetzendes, sey für gewiß anzunehmen. Es war alles bloßes Gerede, denn die Sache verhielt sich folgendermaßen: Der Gouverneur von Mailand und Generalkapitain von Italien, Don Gonzalo Fernandez de Cordova, hatte sich bei dem venetianischen Residenten in Mailand höchlich beschwert, daß man einem Schurken und ausgemachten Böswichte, einem Beförderer von Mord und Plünderung, dem berüchtigten Lorenzo Tramaglino, der, um sich zu befreien, selbst in der Gewalt seiner Richter noch Aufruhr erregt habe, im Gebiete von Bergamo Aufenthalt und Schutz gewähre. Der Resident hatte entgegnet, er wisse nichts davon, werde aber nach Venedig schreiben, um Seiner Excellenz mitzutheilen, wie sich die Sache verhalte. Venedig fand es seinem Interesse gemäß, die Neigung der Mailänder Seidenarbeiter, nach Bergamo auszuwandern, auf alle Weise zu befördern und zu erhalten, und gewährte ihnen deshalb alle nur mögliche Vortheile, vornehmlich, ohne welchen kein anderer in Betracht kommt, den persönlicher Sicherheit. Wie es nun aber zwischen zwei streitenden mächtigen Partheien immer, mehr oder weniger über einen Dritten hergeht; so wurde Bortolo, unter der Hand, wir wissen nicht von wem, benachrichtigt, Renzo habe seinen Aufenthalt in diesem Dorfe nicht gut gewählt und würde besser thun, sich in eine an-

dere Fabrik zu begeben und auch seinen Namen eine Zeitlang zu verheimlichen. Bertolo verstand den Wink, säumte nicht, ihn zu benutzen, steckte ihn seinem Vetter, setzte sich mit demselben in eine Kalesche und fuhr nach einer anderen, neuerrichteten Seidenspinnerei, die etwa funfzehn Miglien entfernt lag, und deren ebenfalls aus Mailand gebürtigem Eigenthümer, der sein alter Bekannter war, er ihn unter dem Namen Antonio Rivolta vorstellte. Wie karg und ungünstig die Zeiten auch waren, ließ sich der Fabrikherr nicht lange bitten, einen ihm von einem verständigen Manne als geschickt und ehrlich empfohlnen Arbeiter aufzunehmen, und bei angestelltem Versuche hatte er nur Ursache, sich deshalb Glück zu wünschen; obgleich es ihm im Anfange vorkam, als müsse der junge Mensch, der, wenn man: Antonio! rufte, fast niemals antwortete, von der Natur ein wenig vernachlässigt seyn.

Bald nachher empfing der Capitano von Bergamo von Venedig den gemessenen Befehl, Erkundigungen einzuziehen und Auskunft zu geben: ob in seiner Gerichtsbarkeit, namentlich in jenem Dorfe, der fragliche Mensch sich aufhalte. Der Capitano stellte seine Nachforschungen auf eine Weise an, die er Ursache hatte, für die gewünschte zu halten; seine Antwort lautete also verneinend und wurde dem Mailänder Residenten für Don Gonzalo Fernandez de Cordova zugestellt. Es fehlte nunmehr nicht an Neugierigen, die von Bertolo zu wissen verlangten,

warum jener Bursche nicht mehr da, und wohin er gekommen sey? Die ersten Fragen beantwortete er mit einem: „Nun, er ist verschwunden!“ Und um die Hartnäckigsten zufrieden zu stellen, ohne sie der Wahrheit auf die Spur zu bringen, hatte er die verschiedenen, eben angeführten Nachrichten erfunden und bald dem Einen, bald dem Andern, jedoch nur als ungewisse Gerüchte, die auch er, ohne Angabe der Quelle vernommen habe, vertraut. Als man ihm auf Veranlassung des Cardinals, ohne denselben zu nennen, mit einer gewissen Wichtigkeit, geheimnißvoll fragte, und nur so viel errathen ließ, daß es auf Anstiften einer hohen Person geschehe, war Bortolo um so mehr auf seiner Huth, hielt nur um so mehr für räthlich, am Verschweigen der Wahrheit festzuhalten, und gab, da es sich um eine hohe Person handelte, alle sonst nur einzeln ausgetheilten Lügen zugleich zum Besten.

Man glaube nicht, daß es einem Manne, wie Don Gonzalo Fernandez de Cordova, ernstlich um einen armen Seidespinner zu thun war, weil derselbe etwa die Ehrfurcht gegen ihn ein wenig außer Acht gelassen oder seinem Mohrenkönige, mit der Schlinge um den Hals, eins angehangen hatte, oder, weil er denselben für einen in so hohem Grade gefährlichen Menschen hielt, ihm auch flüchtig nachzustellen und ihm, wie der römische Senat dem Hannibal, auch in der Ferne keine Ruhe zu gönnen.

Don Gonzalo hatte zu viele, große Dinge im

Kopfe, um ſich um Renzo's Thun und Treiben bekümmern zu können; ſchien er ſich darum zu bekümmern, ſo war die Urſache ein ſonderbarer Zuſammenfluß von Umſtänden, demzufolge der arme Menſch, ohne es zu wollen, ja ohne es zu wiſſen, ohne es jemals zu erfahren, mit einem feinen, unſichtbaren Faden an jene großen Dinge feſtgeſponnen war.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wir haben ſchon des Krieges gedacht, der damals wegen der Erbfolge in den Staaten des Herzogs Vincens Gonzaga, des zweiten ſeines Namens, herrſchte; es geſchah aber flüchtig und wir konnten die, jetzt zum Verſtändniß unſerer Geſchichte nöthigen, näheren Notizen noch nicht geben. Es ſind Dinge, die der Geſchichtskundige kennt; da wir aber im Gefühle unſerer ſelbſt vorausſetzen müſſen, daß dieſes Werk nur Unkundigen zu Geſichte kommt, ſo ſagen wir hier davon, ſo viel zum Ueberblick genügt.

Wie wir bereits erwähnten, hatte nach dem Tode jenes Herzogs, der ihm nächſtverwandte Karl Gonzaga, Oberhaupt einer nach Frankreich verpflanzten Nebenlinie und Herr der Herzogthümer Nevers und Rhetel, von

Mantua und, wie wir jetzt hinzufügen, auch von Montferrat Besitz genommen. Das spanische Kabinet wollte, wie wir ebenfalls sagten, den neuen Fürsten, es koste was es wolle, dieser beiden Lehen berauben, bedurfte zu diesem Ende eines Grundes, weil doch grundlose Kriege ungerechte genannt zu werden pflegen, und trat demnach auf die Seiten: Ferrante's, Fürsten von Guastalla, eines andern Gonzaga's, der auf Mantua, und Karl Emanuel's I. Herzogs von Savoyen, so wie Magareten Gonzaga's, verwittweten Herzogin von Lorena, die auf Montferrat Ansprüche machten.

Don Gonzalo, der aus dem Hause des großen Feldherrn, dessen Namen er führte, war, und schon den Krieg in Flandern mit bewirkt hatte, brannte vor Verlangen, das Kriegsfeuer auch in Italien anzuzünden, und hatte vielleicht die meiste Schuld, daß es wirklich geschah; denn er schloß, die Absichten seines Kabinets sich auslegend und dessen Befehlen zuvorkommend mit dem Herzoge von Savoyen einen Vertrag zur gemeinschaftlichen Besitznahme und Theilung Montferrats ab, und erlangte leicht Genehmigung des Grafen-Herzogs, indem er ihm die Einnahme von Casale, des von der feindlichen Parthei am meisten vertheidigten Punktes, als etwas sehr Leichtes vorstellte. Im Namen seines Königs erklärte er, er werde keinen Finger breit Landes anders als interimistisch, bis zum Ausspruche des Kai-

sers besetzen, der, theils aus Rücksichten für Andere, theils aus eigenem Interesse, dem neuen Herzoge vorläufig die Belehnung verweigert und die Weisung ertheilt hatte: unterdessen die Verwaltung der bestrittenen Staaten ihm zu überlassen, bis er, nach Anhören beider Partheien, dem Rechte Recht zusprechen. Nevers wollte sich hierauf nicht einlassen. Auch er hatte mächtige Freunde: den Cardinal Richelieu, die Republik Venedig und den Pabst. Den ersteren beschäftigte nur damals zu sehr die Belagerung von La Rochelle, und ein Krieg mit England, und da noch überdies die Königin Mutter, Maria von Medizis, dem Hause Nevers aus gewissen Ursachen feind war, so vermochte er keine Hoffnung zu geben. Die Venezianer wollten nicht eher etwas thun, ja sich sogar nicht eher erklären, bis ein französisches Heer in Italien stehe, halfen dem Herzoge einstweilen im Geheim und standen mit dem Hofe von Madrid und dem Gouverneur von Mailand bald auf freundlichem bald auf feindlicherem Fuße. Urban VIII empfahl den Herzog seinen Freunden, verwendete sich für ihn bei den Gegnern, suchte Vergleiche zu Stande zu bringen, wollte aber nichts von Truppenausrüstungen hören.

Unter diesen Umständen konnten die beiden alliirten Gegner ihr gemeinschaftliches Unternehmen um so sicherer beginnen. Karl Emanuel war seinerseits in Montferrat eingedrungen; Don Gonzalo hatte mit großem Eifer, nicht aber mit erwünschtem

Erfolge, die Belagerung von Casale begonnen, denn auch die Rosen des Krieges sind nicht ohne Dornen. Sein Hof unterstützte ihn bei weitem nicht mit den verlangten, erforderlichen Hülfsmitteln; sein Alliirter war zu hülfreich: d. h. nahm, nachdem er seinen Antheil schon weg hatte, auch noch den dem Könige von Spanien bestimmten in Besitz. Don Gonzalo entrüstete sich zwar nicht wenig darüber, fürchtete aber, es möge Jener, der Verhandlungen eben so leicht begann, als er Verträge leicht brach und der sehr kriegserfahren war, sobald er laut deshalb werde, sich auf Frankreichs Seite wenden. Er drückte also ein Auge zu, biß in die Stange und machte zu diesem Spiele gute Miene. Mit der Belagerung ging es schlecht, zog es sich in die Länge, ging es zuweilen selbst rückwärts: theils vermöge des standhaften, umsichtigen, entschlossenen Widerstandes der Belagerten: theils wegen Mangel an Truppen; theils auch, will man einigen Historikern Glauben beimessen, vieler begangenen Fehler halber. In diesen Nöthen kam die Nachricht von der Empörung in Mailand an, und Don Gonzalo begab sich augenblicklich in Person dahin.

Unter den Berichten, die ihm daselbst erstattet wurden, befand sich auch den von Renzo's gewaltsamer, Aufsehen erregender Flucht, der wahren und unwahren Ursachen seiner Verhaftung, und seinem Aufenthalte in Bergamo. Dieser Umstand er-

regte Don Gonzalo's Aufmerkſamkeit. Er hatte ſchon von ganz anderer Seite die Nachricht empfangen, daß man in Venedig ſehr erfreut über den Aufſtand geweſen ſey, anfänglich vermeint habe, er werde ihn zu Aufhebung der Belagerung Caſale's nöthigen, und ſich überall daſelbſt erzähle, er gehe mit geſenktem Haupte, in tiefen Gedanken umher, beſonders weil auch die von ihnen ſo lang erſehnte, von ihm gefürchtete Nachricht, von der Uebergabe von La Rochelle, eingetroffen. Da er nun ſowohl perſönliches, wie politiſches Mißfallen empfand, daß man ſo von ihm und ſeinen Thaten denke, ſo haſchte er ſtets nach Gelegenheiten, den Venetianern den vorigen Glauben an ſeine Kühnheit wieder beizubringen und einzureden, obſchon es eigentlich nichts ſagen will, wenn Jemand ſagt: ich habe keine Furcht. Ein paſſendes Mittel dazu ſchien ihm: den Beleidigten zu ſpielen, zu zanken und zu klagen: und als daher der Venetianiſche Reſident ihm einen Beſuch abſtattete, um aus ſeinen Mienen und Benehmen zu erforſchen, wie tief er in der Verlegenheit ſitze; that Don Gonzalo, nachdem er des Tumultes überhin und als bereits beſeitigter Sache gedacht hatte, jenen Schritt in Betreff Renzo's. Nachher kam ihm die für ihn unwichtige Sache nicht wieder ins Gedächtniß, und als er nach geraumer Zeit im Lager vor Caſale, wohin er zurückgekehrt war, die Antwort empfing und ganz andere Dinge im Kopfe hatte, hob er den Kopf em-

por und bewegte ihn, wie ein nach dem Blatte suchender Seidenwurm, sann einen Augenblick nach, um sich den Vorfall, von dem ihm kaum noch ein Schatten geblieben war, wieder ins Gedächtniß zu bringen, erhaschte ihn auch, hatte eine flüchtige, unklare Idee von dem in Frage stehenden Menschen, dachte an anderes und dachte nicht wieder daran.

Renzo aber, der nach dem Wenigen, was ihm davon zu Ohren gekommen war, ganz etwas anderes als eine solche nachsichtige Geringschätzung erwarten mußte, dachte eine Zeitlang an nichts anderes, aber besser, bedachte eine Zeitlang nichts anderes, als wie er unerkannt bleibe. Er fühlte allerdings gewaltiges Verlangen, den beiden Frauen Nachrichten von sich zu ertheilen und von ihnen Nachrichten zu empfangen, aber das hatte zwei große Schwierigkeiten: Erstens, mußte auch er sich einem Sekretaire anvertrauen, da der arme Mensch ebenfalls nicht schreiben konnte, und in gewissem Sinne des Wortes auch nicht lesen; er hatte wohl die Frage des Doktor Nothfall, ob er lesen könne, bejaht, und es war keine bloße Prahlerei oder Floskel, denn Gedrucktes vermochte er mit einiger Mühe zu entziffern, mit Geschriebenen war es aber ganz etwas Anderes. Er mußte also einen Dritten in sein Interesse ziehen, ihm sein so wichtiges Geheimniß anvertrauen; und ein Mann, der die Feder zu führen verstand, dem man sich auch anvertrauen konnte, war zu damaliger Zeit, besonders in

einem Dorfe, wo man noch Niemand genau kannte, nicht so leicht zu haben. Die zweite Schwierigkeit verursachte das Auffinden eines Boten, eines Mannes, der gerade nach jener Gegend wandere, den Brief mitnehmen und sich wirklich die Mühe geben wolle, ihn richtig zu bestellen; welches alles sich schwer in einem einzigen Menschen vereinen ließ.

Endlich, nach langen Suchen und Prüfen, fand er Jemand, der den Brief schrieb. Da er nicht wußte, ob die Frauen noch in Monza, wo sie wären, fand er für dienlich, den an Agnesen gerichteten Brief mit einem Umschlage an den Pater Christoforus zu versehen und diesem ebenfalls einige Zeilen zu schreiben. Der Schreiber der Briefe übernahm auch die Besorgung und übergab sie Jemand, der nicht weit vor Pescarenico vorbei mußte, und sie unterweges in einem Wirthshause, an dem dem Kloster nächsten Punkte ließ und die Bestellung sehr angelegentlich empfahl. Da sie an ein Kloster gerichtet waren, gelangten sie auch wirklich dahin; was aber weiter aus ihnen ward, hat man nicht erfahren. Als Renzo keine Antwort empfing, ließ er einen, dem ersteren ähnlichen Brief schreiben und ihn einem anderen, an einem seiner Bekannten oder Verwandten in Lecco, beischließen. Es wurde ein anderer Bote gesucht und gefunden, und diesmal erreichte die Botschaft wirklich ihre Bestimmung. Agnes lief nach Maggianico, ließ sich den Brief von ihrem Vetter Alexis lesen und erklären,

besprach mit ihm eine Antwort, die er zu Papier brachte, und fand Mittel und Wege, sie an Antonio Rivolta, nach dem Orte seines Aufenthaltes, gelangen zu lassen; was aber keineswegs in der kurzen Zeit abgethan war, wie wir es erzählen. Renzo empfing die Antwort, beantwortete sie mit der Zeit und es entstand zwischen beiden Theilen ein zwar nicht eben schneller oder regelmäßiger, aber doch, mit einigen Unterbrechungen und Sprüngen, fortdauernder Briefwechsel.

Um eine Idee von einem solchen Briefwechsel zu haben, muß man ein wenig wissen, wie es damit damals zuging und auch jetzt noch zugeht, denn es dürfte sich wohl nur wenig verändert haben. —

Der Landmann, welcher nicht zu schreiben versteht, und doch zu schreiben hat, wendet sich an Jemand, der diese Kunst versteht, und sucht ihn, wo möglich unter Leuten seines Standes, zu finden, weil er Anderen entweder nicht traut oder Scheu vor ihnen trägt, unterrichtet ihn von der Sache mit mehrer oder minderer Ordnung und Deutlichkeit und giebt ihm zu gleicher Zeit die zu ertheilende Antwort an. Halb versteht ihn der Studirte, halb mißversteht er ihn, giebt seinen Rath dazu, schlägt hie und da eine Aenderung vor, sagt: laßt mich machen, ergreift die Feder, bringt das mündlich Erfahrene, so gut er kann, zu Papier, verdreht es auf seine Weise, verbessert, übertreibt, mildert, läßt aus, je nachdem es ihm

gutdünkt; denn wer mehr als Andere weiß, will kein todtes Werkzeug in Anderer Hand abgeben, will auch, läßt er sich einmal auf Anderer Angelegenheiten ein, daß sie nach seinem Sinne gehen. Bei alle dem ist es auch nicht immer der Fall, daß der Schreiber gerade das schreibt, was er schreiben will, es trägt sich oft zu, daß er etwas ganz anderes schreibt. Gelangt nun der auf diese Weise geschlossene Brief in die Hand dessen, an den er lautet, und versteht auch dieser nichts vom Abc, so trägt er ihn zu einem andern Gelehrten gleichen Schlages, der ihm denselben vorliest und verdollmetscht. Entsteht mit unter eine Frage über das Verständniß, indem der Empfänger, auf vorgängige Ereignisse sich stützend, behauptet, gewisse Worte wollen das und das besagen, so stützt sich der Leser hier wieder auf seine Kenntniß des Geschriebenen und legt sie ganz anders aus. Und am Ende muß sich der Unkundige den Händen des Kundigen vertrauen, ihn mit der Antwort beauftragen, die denn wieder, auf dessen Weise abgefaßt, ähnlicher Auslegung unterworfen ist. Ist nun überdies noch der Gegenstand des Briefwechsels ein wenig bedenklich, handelt es sich um Geheimnisse, die man, im Fall der Brief in unrechte Hände käme, keinem Fremden preisgeben möchte, schreibt man aus diesem Grunde schon absichtlich nicht ganz deutlich; so hört es zuletzt, wie kurze Zeit auch der Briefwechsel dauert,

damit auf, daß keiner von beiden Theilen mehr weiß, was der andere von ihm will.

Mit unsern beiden Briefwechselnden trat eben dieser Fall ein. Der erste, in Renzo's Namen geschriebene Brief handelte über viele Dinge: erstens gab er ausführliche, aber auch eben so verworrene Nachrichten von der Flucht, und von seinen gegenwärtigen Umständen, aus denen Agnes so wenig als ihr Dollmetscher auch nur im Entferntesten klug wurden: geheime Warnung, Namensveränderung, sicherer, aber verborgener Aufenthalt; alle diese Dinge waren ihnen schon an und für sich fremdartig, der Brief sprach von ihnen nun gar noch oftmals in Räthseln. Außer diesem enthielt er noch bekümmerte, leidenschaftliche Fragen über Luzens Befinden, dunkle, traurige Andeutungen über die Gerüchte, die sich bis zu Renzo'n verbreitet hatten; endlich och ungewisse, ferne Hoffnungen, weitaussehende Pläne für die Zukunft und einstweilen Versprechungen und Bitten, die gelobte Treue zu halten, Geduld und Muth nicht zu verlieren, Alles von der Zeit zu erwarten.

Einige Zeit darauf fand Agnes einen zuverläßigen Mann, dem sie ihre Antwort mit den funfzig Scudi, die sie in Luzens Auftrag sandte, für Renzo'n anvertraute. Beim Erblicken so vielen Geldes wußte er nicht, was er denken sollte, seine Seele war so voller Verwunderung und Erwartung, daß er keine Freude empfinden konnte, er lief in der größten Geschwin-

digkeit zu seinem Sekretair, sich den Brief von ihm verdollmetschen und den Schlüssel zu einem so seltsamen Geheimnisse geben zu lassen. In dem Briefe beschrieb Agnesens Sekretair, nach einigen Klagen über die Unverständlichkeit dessen, dem er antwortete, zum Wenigsten auf gleich jämmerliche Weise, das furchtbare Geschick jener Person (so sagte er), gab Rechenschaft von den funfzig Scudi und ging endlich, mit vielen Umschweifen, auf den Punkt des Gelübdes über, indem er mit bestimmteren, deutlicheren Ausdrücken den Rath hinzufügte, sich darein zu ergeben und nicht weiter an die Sache zu denken.

Es fehlte wenig, so hätte sich Renzo an dem verdollmetschenden Leser vergriffen: er erbebte, entsetzte sich, wüthete über das, was er verstanden, nicht minder über das was er nicht verstanden hatte; ließ sich die unselige Schrift wohl drei, viermal vorlesen, verstand jetzt besser, was er das vorigemal nicht verstanden hatte, jetzt erschien ihm wieder dunkel, was ihm vorher klar gewesen war. Und in diesem Sturme der Leidenschaften wollte er, daß der Sekretair sogleich wieder die Feder ergriff, und antwortete. Nach den allerstärksten Ausdrücken von Mitleid und Entsetzen, die ihm Luziens Geschick erregte, sagte er zu dem Schreiber: „Schreibt Ihr, daß ich mich nimmermehr drein ergeben will und werde, daß das kein Rath ist, den man einem Burschen, wie mir, geben kann, daß ich das Geld nimmermehr anrühren werde, daß

ich es zurücklege und zur Aussteuer ihrer Tochter aufhebe, daß das Mädchen mein werden muß, daß ich von keinem Gelübde etwas weiß, daß ich wohl oft gehört habe, die Mutter Gottes helfe den Nothleidenden, und bringe Heil und Segen, keineswegs aber, daß sie Kummer verursache und wortbrüchig mache, daß daraus nichts werden kann, daß wir uns mit diesem Gelde hier ankaufen können, daß ich jetzt wohl ein wenig im Unglücke sitze, dies aber auch vorüber gehe." Und Aehnliches. Agnes empfing diesen Brief, ließ antworten, und der Briefwechsel ging denn seinen besagten Gang fort.

Als Luzia von ihrer Mutter, ich weiß nicht wie die Nachricht empfing, der Gewisse sey gesund, in Sicherheit, in Kenntniß gesetzt, fühlte sie sich sehr erleichtert und hatte nun weiter keinen Wunsch, als daß er sie vergesse, oder vielmehr zu vergessen sich bestrebe. Was sie selbst betraf, so nahm sie sich wohl hundertmal des Tages vor, ihn zu vergessen, that ihr Möglichstes, diesen Vorsatz ins Werk zu setzen, blieb unermüdlich bei ihrer Arbeit, versuchte Alles, auch ihre Gedanken immer bei derselben zu erhalten, und betete still für sich, wollte Renzo's Bild sich ihrer Seele aufdringen. Aber dieses Bild kam, als wenn es seinen Vortheil gekannt hätte, zum öftern gar nicht etwa so offenbar zu ihr; es schlich sich unbemerkt hinter anderen in ihre Seele, sie bemerkte immer erst, nachdem es lange schon in ihr weilte, seine Ankunft. Waren Luzien

Gedanken oft bei ihrer Mutter, und wie hätte das nicht seyn sollen? so kam bald auch der unsichtbare Renzo leise leise als der Dritte hinzu, wie der wirkliche Renzo so oft zu thun pflegte, und auf gleiche Weise führten ihn alle Personen, alle Orte, alle Erinnerungen der Vergangenheit ihr zu. Ließ sich das arme Kind zuweilen verleiten, einen Blick in das Dunkel ihrer Zukunft zu thun, so stand er auch da vor ihr und sagte: ich werde nicht bei dir seyn! Wie es aber auch Luzien unmöglich war, gar nicht an ihn zu denken, so gelang es ihr doch in der That, es seltener und bis zu einem gewissen Grade minder heftig zu thun; es würde ihr selbst noch besser damit gelungen seyn, wenn sie es für sich allein gewollt hätte. Donna Praxedia hatte aber mit dem ernsten Verlangen, sein Bild aus ihrem Herzen zu vertilgen, kein besseres Mittel dazu auffinden können, als oft mit ihr von ihm zu reden.

„Nun?“ sagte sie ihr, „denken wir noch immer an ihn?“

„Ich denke an Niemand,“ entgegnete Luzia.

Donna Praxedia ließ sich an einer solchen Antwort nicht genügen, antwortete, man müsse handeln, nicht bloß reden, erzürnte sich über der Mädchen Weise, „die,“ sagte sie: „haben sie sich einmal an einen liederlichen Menschen weggeworfen, den sie gerade immer am liebsten haben, nicht wieder von ihm lassen wollen. Auf eine anständige, vernünftige Heirath mit einem ordentlichen, rechtschaffenen Manne, verzichten sie, kann aus ihr

vermöge irgend eines Unfalles nichts werden, den Augenblick; einen Galgenstrick aber sind sie im Stande ihr ganzes Leben hindurch zu beweinen." Und nun begann die Lobrede auf den armen Entfernten, auf den Schurken, der nach Mailand gekommen sey, es um und um zu kehren, zu rauben und zu morden: Luzia möge nur alle die Verbrechen eingestehen, die er auch in seinem Dorfe begangen habe.

Luzia entgegnete und betheuerte, mit vor Schaam und Schmerz erbebender Stimme, mit dem Unwillen, dessen ihr sanftes Herz fähig war: daß man dem armen Menschen in seiner Heimath nicht das Geringste nachsagen könne, außer alles Gute; daß sie nur den Wunsch hege, es möge Jemand von da anwesend seyn, die Wahrheit dieses Zeugnisses zu bekräftigen. Auch in seinen Abentheuern in Mailand, von denen sie keine nähere Kenntniß erlangen konnte, vertheidigte sie ihn eben nur deshalb, weil sie ihn und seine Aufführung von Jugend an als untadelhaft kannte. Sie vertheidigte ihn oder wollte ihn wenigstens vertheidigen, aus bloßem Mitleid, aus bloßer Liebe zur Wahrheit und, um den eigentlichen Namen, den sie ihrem Gefühle beilegte, zu nennen, aus bloßer Menschenliebe. In allen diesen Schutzreden fand Donna Praxedia nur neue Gründe, Luzien einzureden, daß ihr Herz dem Menschen noch immerdar gänzlich anhänge und in eben solchen Augenblicken mochte die Sache wohl auch in der That so stehen. Das häßliche

Bild, was die alte Frau von dem armen Flüchtlinge entwarf, rufte in dem Herzen des Mädchens lebhafter und bestimmter als jemals die Idee, welche sie sich durch lange Gewohnheit von ihm bildete, zum Widerstande wach; die gewaltsam unterdrückten Erinnerungen erstanden in Menge, Mißwollen und Verachtung rufte so viele alte Ursachen zu Achtung und Gleichgefühl wieder hervor; der blinde, unbändige Haß gab dem Mitleiden nur neue Kräfte, und wer vermag zu bestimmen, wie viel unter diesen Gefühlen von jenem verborgen seyn mochte, das mit ihnen so leicht in den Herzen Zugang findet, und sich, wo es schon weilt und wo man es gewaltsam entfernen will, wohl sicherlich nicht geringe fühlbar machen wird. Wie dem aber auch sey, Luzia konnte das Gespräch niemals lange führen, ohne daß ihre Worte sich in Thränen auflösten.

Hätte ihr Donna Praxedis diese Behandlung etwa aus Haß oder Groll widerfahren lassen, so hätten ihn Thränen vielleicht überwunden und sie zu schweigen vermocht; sie sprach aber für die gute Sache, sprach also ungerührt weiter: wir flehen, seufzen, schreien, wohl die Waffe eines Feindes, nicht aber das Messer des Wundarztes abzuwenden im Stande. Als sie auch diesmal ihre Pflicht wohl erfüllt hatte, ging sie von Vorwürfen und Verweisen zu Ermahnungen, Rathschlägen über und versetzte sie selbst mit einigen Lobsprüchen, das Bittere durch

Süßes zu mildern und ihren Endzweck beſſer zu bewerkſtelligen, indem ſie auf jede Weiſe auf das Gemüth wirke. So viel war gewiß, daß die gute Luzia aus allen dieſen Wortſtreiten (die immer, ohne Ausnahme, einen Gang, einen Anfang und ein Ende hatten) im Grunde keinen Groll gegen die bittere Predigerin nahm, die ſie im Uebrigen ſehr menſchlich behandelte, und doch auch in dieſem Punkte eine gute Abſicht hatte. Es blieb ihr aber wohl eine Wallung, ein Aufruhr der Gedanken und Gefühle, daß es ihr nicht wenig Zeit, vieles Bemühen koſtete, ihre frühere Ruhe wieder zu erlangen.

Zu ihrem großen Glücke war ſie nicht die Einzige, der Donna Praxedia wohlzuthun hatte, denn dies verhinderte allzuhäufigen Wortwechſel. Außer der ganzen übrigen Familie, alles Köpfe, die mehr oder weniger nöthig hatten, geleitet oder zurecht gewieſen zu werden; außer allen anderen, ſich darbietenden oder aufgeſuchten Gelegenheiten, dieſelben Dienſte aus gutem Herzen, ſo vielen Menſchen, denen ſie gar keine Verbindlichkeit ſchuldig war, zu leiſten, hatte ſie auch noch fünf Mädchen, von denen zwar keine im Hauſe war, die ihr aber bei weitem mehr zu ſchaffen machten, als wären ſie im Hauſe geweſen. Drei waren Nonnen, zwei verheirathet; wonach Donna Praxedia alſo drei Klöſter und zwei Haushaltungen in Zucht zu halten hatte: ein großes, ſchwieriges Unternehmen, ein um ſo bedenkliches Un-

ternehmen, als zwei Ehemänner, unterstützt von Vätern, Müttern, Brüdern, zwei Aebtissinnen, mit dem Beistande anderer Würden und vieler Nonnen, von ihrer Oberaufsicht nichts wissen wollten. Es war ein Krieg, waren fünf Kriege, die zwar immer nicht hell aufbrachen, bis zu einem gewissen Grade höflich blieben, aber immer anhielten, immer wach erhielten: man war in jenen Orten fortwährend bedacht, ihre Einmischung zu vermeiden, ihren Rathschlägen den Zugang zu versperren, ihrem Verlangen geschickt auszuweichen, sie, so viel als möglich, über alles, was man that, im Dunkeln zu erhalten. Ich erwähne gar nicht aller der Zänkereien und Unannehmlichkeiten, die sie in der Betreibung anderer, ihr noch weit fernerer Angelegenheiten zu bestehen hatte: man weiß schon, daß die Menschen sich Wohlthaten gar oft mit Gewalt widersetzen. Der einzige Ort, wo ihr Eifer ganz freien Spielraum hatte, war ihr Haus: Jedermann stand daselbst in allem unter ihrer Herrschaft, und nur Don Ferrante machte eine Ausnahme, mit dem man auf einem ganz eigenthümlichen Fuße lebte.

Als Gelehrter wollte er weder befehlen noch gehorchen. Es war ihm recht, daß seine Frau in allem und jedem den Herrn im Hause spiele; aber er wollte nicht Diener seyn, und wenn er ihr bei Gelegenheit auf Verlangen seine Feder widmete, so geschah es, weil es ihm so anstand, denn, war er von dem, was

er schreiben sollte, nicht selbst überzeugt, so wußte auch er zu Zeiten sein: nein! anzubringen. „Bemüht Euch selbst," pflegte er dann zu sagen, „scheint Euch die Sache so ausgemacht, so vollbringt sie selbst." Donna Praxedia hatte eine Zeitlang vergebens versucht, ihn zu stimmen und ihrem Willen zu unterwerfen; mußte sich dann aber genügen lassen, ihn oft auszuschelten, ihn einen verdrossenen, eigensinnigen Menschen, einen Gelehrten zu nennen; welcher Titel, wenn er auch spottweise ertheilt ward, ihm doch ein wenig Wohlgefallen erregte. Don Ferrante verlebte viele Stunden des Tages in seinem Studirzimmer, wo er eine beträchtliche Büchersammlung, nicht viel weniger als dreihundert Bände aufgestellt hatte: lauter ausgesuchte Sachen, lauter hochberühmte Werke verschiedenen Wissens, in denen allen er, ohne Ausnahme, mehr oder weniger bewandert war. In der Astrologie hielt man ihn aus guten Gründen für mehr als bloßen Dilettanten, er hatte nicht blos die allgemeinsten Begriffe, den bekannteren Wortschwall von Influenzen, Aspekten, Konjunktionen, inne, sondern verstand, wie vom Katheder, über die geheimsten, abstraktesten Lehrsätze dieser Wissenschaft zu räsonniren. Schon seit zwanzig Jahren führte er einen hartnäckigen Streit mit einem gelehrten Widersacher, der sich im Grunde um weiter nichts drehte, als um den, in einem gewissen Falle von ihm bestrittenen Punkt: daß die Neueren,

auch wenn sie wirklich Recht hätten, gegen die Alten Unrecht haben müßten. Auch die Geschichte seiner Lieblingswissenschaft kannte er sehr genau, wußte, wenn es darauf ankam, die berühmtesten, eingetroffenen Weissagungen, verstand sich auf die gelehrtesten und kritischsten Abhandlungen über andere, berühmte, fehlgeschlagene Weissagungen und that allemal dar, daß nicht die Wissenschaft, sondern das Ungeschick des Wissenschafters Schuld daran habe. Von der Philosophie der Alten hatte er so viel begriffen, als er bedurfte und schritt in ihrem Verständniß durch das Studium des Diogenes Laertius immer weiter vor. Da man nun aber nicht, wie trefflich alle diese Systeme auch seyn mögen, an allen halten kann, wenn man Philosoph seyn will, sondern einem Autor anhängen muß, so hatte sich Don Ferrante den Aristoteles erkohren, der, wie er sich ausdrückte, weder antik noch modern sey und vorzugsweise der Philosoph zu heißen verdiene. Er besaß auch verschiedene der besten, scharfsinnigsten Werke seiner Anhänger unter den Neueren; wollte aber niemals die irgend eines seiner Gegner lesen, um, wie er zu sagen pflegte, seine Zeit nicht zu vergeuden, noch sie kaufen, um sein Geld nicht wegzuwerfen. Als alleinige Ausnahme räumte er in seiner Bibliothek den berühmten zwei und zwanzig Büchern de subtilitate, und einigen anti-peripatetischen Werken Cardano's, um seiner Verdienste in der Astrologie willen, einen Platz ein; denn er meinte, wer die Abhandlung De restitutione tem-

porum et motuum coelestium und das Buch: Duodecim geniturarum habe schreiben können, verdiene auch gehört zu werden, wenn er ungereimtes Zeug rede; der große Fehler dieses Mannes sey nur gewesen, daß er zuviel Geist gehabt habe; es sey gar nicht zu bestimmen, wie weit er, wäre er nicht von der rechten Bahn gewichen, es auch in der Philosophie gebracht haben würde. In wie großem Rufe Don Ferrante aber auch als vollkommener Peripatetiker bei allen Gelehrten stand, so glaubte er selbst doch immer noch nicht genug zu wissen, und er kam mehr als einmal in den Fall, mit großer Bescheidenheit zu erklären: daß das Wesen der Welt, die Weltseele und die Natur der Dinge gar nicht so klare und ausgemachte Sachen wären, als man sich wohl vorstelle. Die Naturphilosophie hatte ihm mehr zum Zeitvertreibe als zum Studium gedient, und selbst Aristoteles desfallsige Schriften hatte er nicht sowohl studirt als gelesen: nichts desto weniger verstand er mit diesem sowohl als mit denen aus mehren Abhandlungen über die allgemeine Philosophie zufällig zusammen gelesenen Notizen, mit Einigem, was er aus der Magia naturale des Porta, aus den drei Geschichten lapidum, animalium, plantarum des Cardano, aus den Abhandlungen von Kräutern, Pflanzen und Thieren des Albertus Magnus und einigen anderen Werken geringeren Werthes aufgeschnappt hatte, eine Gesellschaft gebildeter Männer zu unterhalten; in-

dem er ihnen von den bewundernswerthen Eigenschaften, seltenen Kräften vieler Gegenstände erzählte: auf das genaueste Bildung und Wesen der Syrenen und des Phönixes beschrieb: erklärte, wie der Salamander unverbrennlich im Feuer wäre: wie einem einzigen kleinen Fischchen die Kraft und Geschicklichkeit eigen sey, auf dem hohen Meere ein noch so großes Schiff so fest wie angenägelt zu halten: wie aus Thautropfen in Muscheln Perlen werden: wie das Chamäleon von der Luft lebe: wie aus langsam verhärtetem Eise, im Verlaufe von Jahrhunderten, Krystall werde — und indem er andere der erstaunenswerthesten Geheimnisse der Natur eröffnete.

In die Geheimnisse der Magie und Hexerei hatte er sich am meisten vertieft, denn sie galten damals als weit beliebtere und nothwendigere Künste, deren Resultate, von ungleich größerer Wichtigkeit, weit schneller herbeizuführen wären. Es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß er bei einem solchen Studium keinen andern Zweck verfolgte, als den, sich zu unterrichten, die schlimmsten Kunstgriffe der Zauberer und Hexen kennen zu lernen, um sich gegen sie zu vertheidigen und vorzusehen. Namentlich aber fähigte ihn die Führung des großen Martino Delrio, ex professo über alle Arten Liebes- Schlaf- und Haßzauber und ihre täglichen Folgen abzuhandeln.

Seine geschichtlichen Kenntnisse waren nicht minder umfassend und gründlich, seine Autoren: Tacag-

neta, Dolce, Buzzetti, Compana, Guazzo, kurz die vorzüglichsten. „Aber was ist Geschichte," pflegte Don Ferrante oft zu sagen, „ohne Politik? Ein Führer, der immer wandert und wandert und doch Niemand führt, eben so wie Politik allein ein Wanderer ohne Führer ist." Es war demnach der Statistik in seinem Bücherschranke ein besonderes Fach überlassen, wo unter Anderen, minder geachteten und bedeutenderen: Bodino, Canalcanti, Sansovino, Paruta und Boccalini prangten. Zwei Bücher dieser Gattung zog Don Ferrante allen andern vor, schätzte sie außerordentlich, man hat sie bis zu einem gewissen Zeitpunkte stets als die vorzüglichsten genannt, ohne dem einen oder dem andern den Vorrang zu geben, das eine: il Principe und i Discorsi des berühmten florentinischen Staatssekretairs: „ein Spitzbube sicherlich," sagte Don Ferrante, „aber ein durchtriebener:" das andere: la Ragion di Stato des nicht minder gefeierten Giovani Botero: „ein Ehrenmann," sagte Don Ferrante, „aber ein scharfer." Es war aber kurz vor der Zeit unserer Geschichte ein Werk an das Licht getreten, das die Frage des Vorranges entschied und, wie Don Ferrante sagte, auch jene beiden Matadore überbot; das Buch, aus dem man alle nur erdenkliche Bosheit, von der es gleichsam durchdrungen ist, kann kennen, aber auch alle Tugenden kann ausüben lernen; das an Umfang geringe, an Inhalt aber goldene Werk, mit einem Worte, der: Statista Regnante des Valeriano Ca-

stiglione, dieses hochberühmten Mannes, den die größten Gelehrten fast im steten Wetteifer lobten und priesen, den ein Großer dem andern abzugewinnen strebte, den Pabst Urban VIII, wie man weiß, mit den glänzendsten Auszeichnungen überhäufte, den der Cardinal Borgheſe sowohl als der Vizekönig von Neapel, Don Pedro de Toledo, vergebens ersuchten, ersteren, das Leben des Pabstes Paul V, letzteren, die Kriege der katholischen Majestät in Italien zu beschreiben; dieses Mannes, den Ludwig XIII von Frankreich, auf Anrathen des Cardinals Richelieu, seinen Historiographen nannte, den Herzog Karl Emanuel von Savoyen mit der nämlichen Würde bekleidet und dem endlich vieler anderer glorreicher Zeugnisse zu geschweigen, die Herzogin Christiane, Tochter des allerchristlichen Königs, Heinrich IV, in einer Urkunde, unter vielen anderen ehrenden Titeln, auch den des ersten Schriftstellers der Zeit zuwandte.

Kannte man unsern Don Ferrante in allen vorerwähnten Wissenschaften bewandert nennen, so gab es noch eine andere, in der ihm der Titel eines Professors mit vollem Rechte gebührte; es war die Wissenschaft vom Ritterthume. Er pflegte nicht nur von ihr mit wahrhafter Gönnerschaft zu reden, sondern gab in ihr, zur Vermittelung mancher Ehrensache berufen, auch den Schiedsrichter ab. In seiner Bibliothek, ja man kann sagen, in seinem Kopfe, befanden sich die Werke der anerkanntesten Schriftsteller für dieses Fach:

Paris del Pezzo, Fausto da Longiano, Urrea, Muzio, Remei, Albergato, Torquato Tasso, von dem er auch alle Stellen des befreiten, so wie des eroberten Jerusalems, die irgend Bezug auf Ritterſachen haben konnten, auswendig wußte und augenblicklich recitirte. Der Autor aber aller Autoren, nach ſeinem Sinne, war unſer berühmter Francesco Berago, mit dem er ſelbſt mehrmals, Ehrenſachen halber, perſönliche Berathungen pflog, und der ſeinerſeits von Don Ferrante nur mit Ausdrücken der größten Achtung zu reden pflegte. Und als die Discorsi Cavallereschi dieſes trefflichen Autors ans Licht traten, prophezeihte er vom erſten Augenblicke an, ohne zu zaudern: dieſes Werk werde die Autorität des Olevano vernichten und mit ſeinen anderen hochehrbaren Brüdern der Nachwelt ein unangreifbares Geſetzbuch bleiben. Es wird wahrſcheinlich jedem unſerer Leſer nunmehr Genügendes zur Charakteriſtik Don Ferrante's geſagt ſeyn; wir haben noch einen weiten Weg mit unſerer Erzählung zurückzulegen und laſſen ihr demnach ihren Lauf.

Bis zum Herbſte des folgenden Jahres 1629 blieben alle Perſonen unſerer Geſchichte, theils gutwillig, theils nothgedrungen, faſt ganz in dem Zuſtande, wie wir ſie verließen, ohne daß ſich mit irgend einer Etwas Bemerkenswerthes zugetragen hätte. Dieſer Herbſt, in dem Lucia und Agnes gehofft hatten, ſich wiederzuſehen, war da; aber ein großes, öffentliches Er-

eigniß vernichtete dieſe Hoffnung und hatte noch ganz andere Folgen. Es bewirkte andere große Ereigniſſe, die zwar anfänglich auf das Schickſal aller unſerer Helden keinen weiteren Einfluß übten, endlich aber, wie denn der Welt Lauf, durch allgemeinere, ſtärkere, äußerſte Folgen auch bis zu ihnen, bis zu dem Geringſten von ihnen ſich erſtreckten. So erfaßt auch endlich der gewaltige, wilde, umherſtürmende Wirbelwind, Bäume entwurzelnd, Dächer enthebend und Thürme zerſtörend, wenn er die Trümmer ungeſtüm mit ſich auf- und niederwirft, auch die unterm Graſe verborgenen Steine und Splitter, erfaßt die in Winkel und Ecken von leichteren Winden gewehten welken Blätter und führt ſie tobend mit ſich auf und davon.

Damit wir nun die perſönlichen Begebenheiten klar und deutlich ferner mittheilen können, iſt es durchaus nöthig, daß wir vorher bei den öffentlichen verweilen, weit ausholen.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Seit jenem Tumulte am Sankt Martinstage und dem darauf folgenden, ſchien, wie durch einen Zauberſchlag, in Mailand der Ueberfluß heimiſch geworden. Die Bäckerläden waren überreichlich mit Brod ver-

sehen, die Brod- und Mehlpreise wie in den fruchtbarsten Jahren. Wer an jenen beiden Tagen geschrieen, oder noch mehr vorgenommen hatte, konnte sich, mit Ausnahme der Wenigen die man festnahm, deshalb Glück wünschen, und man glaube nicht, daß sie es, vom ersten Schreck wegen der Verhaftungen zurückgekommen, unterließen. Auf allen freien Plätzen, an den Straßenecken, in den Wirthshäusern, war ein fortwährendes, geheimes Drängen und Treiben, halblautes Glückwünschen und Jubeln, daß man die Art und Weise verstanden habe, wie Brod wohlfeil zu erlangen sey. Mitten aber unter dem allgemeinen Uebermuthe gab sich, und wohl sehr begreiflicherweise, Unruhe, Vorgefühl kund, daß die Sache keinen Bestand haben könne. Die Läden der Bäcker und Mehlhändler waren stets wie belagert, wie schon früher bei jenem künstlichen, vorübergehenden Ueberflusse, den die erste von Antonio Ferrer gegebene Taxe erzeugte. Wer nur ein paar Heller in der Tasche hatte, verwandelte sie auch in Mehl und Brod; Pfannen, Kasten, Fässer mußten zur Aufbewahrung dienen, und indem sie nun so wetteiferten, des gegenwärtigen Vortheiles zu genießen, machten sie, ich will nicht sagen, die längere Dauer desselben unmöglich, denn die war es schon an und für sich, aber erschwerten selbst die augenblickliche. Und am 15 November erschien denn auch, De order de Su Excelencia, ein Befehl Antonio Ferrer's, der

Allen, welche Brod oder Mehl im Hause hätten, untersagte, von dem einen wie dem andern ferner das Geringste einzukaufen; jedem Andern ward das Gehelß ertheilt, bei körperlicher Züchtigung oder Geldstrafe, je nachdem es Seiner Excellenz beliebe, überhaupt auf nicht mehren Brodvorrath zu halten, als auf das Bedürfniß für zwei Tage. Es ward allen Volksältesten (eine Art Diener der Gerichte), es ward Jedermann eingeschärft, die Uebertreter dieses Befehles anzugeben, ward allen Behörden zur Pflicht gemacht, an den ihnen etwa angegebnen Orten Haussuchung zu thun; zugleich aber auch den Bäckern von Neuem eingeschärft, im Uebertretungsfalle, bei fünf- und mehrjähriger Galeerenstrafe, je nach Gutdünken Seiner Excellenz, ihre Läden immer wohlversorgt zu halten. Man kann sich denken, wie weit die Ausführbarkeit einer solchen Verordnung reichte, und gewiß ist, daß, wenn damals für jeden Uebertretungsfall ein Schuldiger auf die Galeeren hätte gebracht werden sollen, das Herzogthum Mailand halb auf das Meer würde versetzt worden seyn. Jedenfalls war es nöthig, daß, wenn man den Bäckern anbefehlen wollte, so viel Brod zu backen, man andrerseits auch Sorge tragen mußte, daß es ihnen nicht an dem fehle, woraus sie Brod backen könnten. Wie man gewöhnlich bei Brodmangel und Theuerung auf die Hülfe verfällt, das Mehl mit Nahrungsmitteln, die man sonst nur in anderer Gestalt verzehrt, zu vermischen, so hatte man auch

diesmal die Hälfte Reis darunter gebacken. Am 23. November abermalige Verordnung, (die vernünftigste von allen) nach der alle Reisvorräthe der Verwaltung des Oberproviantmeisters und des Tribunals anheim gestellt werden; wer ohne Erlaubniß dieser Herren Vorrath anschafft, verliert die Hälfte der Waaren und zahlt eine Geldbuße von drei Scudi für den Malter.

Die Preise des Reises waren gegen die des Brodes in keinem Verhältnisse. Die Last des ungeheuren Unterschiedes sollte die Stadt tragen; der Rath der Zehne aber, der für sie darein gewilligt hatte, beschloß noch am nämlichen 23. November, dem Gouverneur die Unmöglichkeit vorzustellen, es auf die Dauer zu ertragen. Demzufolge bestimmte der Gouverneur am 7 December den Preis des Reises auf zwölf Lire den Malter und ertheilte dem, der einen höheren Preis verlange, oder zu diesem nicht verkaufe, gänzlichen Verlust der Waare und, überdies noch, ihrem Werthe gleiche oder größere Geldstrafe, oder körperliche Züchtigung, ja, wenn Seine Excellenz gut erachte, nach Ansehen der Umstände und Personen, sogar Galeere zu.

Da nun Brod und Mehl somit in Mailand wohlfeil erhalten waren, so kam natürlicherweise eine Menge Leute zur Stadt gelaufen, sich damit zu versehen. Um, wie er es nennt, diesem Uebelstande abzuhelfen, verbot Don Gonzalo in einer anderen Verordnung

vom 15. December die Ausführung von Brod, über den Werth von zwanzig Soldi; und zwar bei Verlust des Brodes selbst und einer Geldstrafe von fünfundzwanzig Scudi; oder, im Falle der Zahlungsunfähigkeit, öffentlicher Auspeitschung, oder auch (wie gewöhnlich) nach Ermessen S. E. schärferer Strafe. Am 22. desselben Monats kam ein ähnliches Verbot in Betreff des Mehls und Korns nach. Die Volksmenge hatte den Ueberfluß durch Plünderung und Feuersbrunst erzeugen wollen, die Obrigkeit wollte ihm durch Galeere und Peitschenhiebe Dauer verschaffen. Diese Mittel waren einander entsprechend; was sie mit dem Zwecke zu thun hatten, mag der Leser selbst beurtheilen; in wie fern sie ihm aber in der That nachkamen, soll er gleich hören. Es ist leicht zu fassen und eine nützliche Betrachtung, wie diese seltsamen Vorkehrungen sich doch eng aneinander schließen, sich selbst bedingen und erklären; jede war unvermeidliche Folge der vorgängigen, alle jener ersten, die dem Brode einen so außer Verhältniß mit dem Preise stehenden Preis bestimmte, welcher aus dem natürlichen Stande der Dinge hervorgegangen seyn würde. Der Menge erschien von jeher und mußte auch eine solche Vorsorge der Billigkeit eben so angemessen erscheinen, wie leicht und bequem in Ausübung zu bringen: deshalb ist es sehr natürlich, daß sie dieselbe, in der Angst und Noth der Theuerung, wünscht, verlangt und wenn sie kann, anbefiehlt. Jemehr nun die desfallsigen

Folgen hervortreten, desto mehr müssen die, welchen es obliegt, sie zu verhüten, besorgt seyn; sie geben deshalb ein Gesetz, welches den Leuten das zu thun verbietet, zu was jene sie verleitet.

Die Hauptfrüchte der Empörung waren also zweierlei: Verwüstung und wirklicher Verlust von Lebensmitteln in dem Tumulte selbst; ungeheurer, unbeschränkter Verbrauch, ja Vergeudung derselben, so lange die Taxe währte und zwar auf Unkosten der geringen Vorräthe, die doch bis zur nächsten Erndte ausreichen sollten. Man kann die Hinrichtung von vier Menschen dazu rechnen, von denen, als Rädelsführer des Aufruhrs, zwei an dem Krückenofen, zwei an der Straßenecke, unfern dem Hause des Oberproviantverwalters, aufgeknüpft wurden.

Die geschichtlichen Notizen aus jener Zeit sind übrigens so unzusammenhängend, daß man nicht sagen kann, wie und wann jener gewaltsame Tarif zurückgenommen wurde. Vermuthen möchten wir, daß es wahrscheinlich entweder kurze Zeit vor oder nach dem 24. December, als an dem Tage jenes Gerichtes geschah. Und was die Verordnungen wegen des Proviantes anlangt, so finden wir nach jener letzteren vom 22. desselben Monats, keine weiteren; mögen sie uns nun entgangen seyn, oder sich verloren, oder die entmuthigten, wenn nicht von der Unwirksamkeit ihrer Hülfsmittel anders belehrten, von den Umständen übermannten Behörden, allen Dingen freien Lauf ge-

lassen haben. Demungeachtet finden wir in den Berichten mehr als eines Geschichtschreibers, die immer geneigter waren, große Ereignisse zu beschreiben, als von ihren Ursachen und Fortschritten zu sprechen, das Gemälde von Land und vornehmlich Stadt, im Spätwinter und Frühlinge; wo die Ursache des Uebels, das Mißverhältniß zwischen Vorräthen und Verbrauch von den angewendeten Mitteln nicht gehoben war, sondern nur nach augenblicklicher Abstellung um so mehr um sich gegriffen hatte; nicht gehoben war, von unzureichender Zufuhr vom Auslande, der die öffentlichen sowohl als Privathülfsmittel, die Theuerung auch in den Nachbarstaaten, Handelsverträge, Langsamkeit und schlechter Zustand des Handels, ja die Gesetze selbst, die immerdar Wohlfeilheit hervorrufen und erhalten wollten, entgegen standen; wo, sage ich, die eigentliche Ursache der Theuerung, oder besser, die Theuerung selbst vollkräftig und unbeschränkt wüthete. Hier ist das traurige Gemälde.

Ueberall geschlossene Läden, die meisten Werkstätten verödet; auf allen Straßen ein unbeschreibliches Schauspiel, nichts als Elend und Nothleidende. Die eigentlichen Bettler, jetzt der kleinste Theil Bettelnder, verloren sich in der neuen, sie verdrängenden Menge, mußten oft mit Leuten um ihre Almosen kämpfen, von denen sie ehedem selbst welche empfingen: Diener und Gesellen der Kauf- und Handelsleute, die wegen des geschmälerten oder gänzlich geschwundenen, täg-

lichen Verkehres waren entlassen worden; Kauf- und Handelsleute selbst, nach dem Aufhören des Handels und Wandels, und nach zugesetztem Eigenthume, dem Verderben und Hunger anheimgefallen; Handwerksleute jeder Profession und Kunst, von der gemeinsten bis zu der am meisten verfeinerten, von der allernothwendigsten bis zu der dem Luxus am zugehörigsten, wanderten von Thüre zu Thüre, von Straße zu Straße, lehnten an den Straßenecken, lagen auf dem Pflaster, vor Häusern und Kirchen, sprachen kläglicherweise um Almosen an, oder zauderten zwischen der Nothwendigkeit und noch nicht ganz überwältigter Schaam; elend, entkräftet, vor Hunger und vor Frost in abgenutzten, wenigen Kleidungsstücken, die noch die Spuren ehemaliger Wohlhabenheit an sich trugen, erzitternd: während doch mitten durch Erniedrigung und Müßiggang ein gewisses thätiges, muthiges Wesen blickte. Keinen geringen Theil der unglücklichen Menge bildeten verabschiedete Bediente, deren Herren aus Wohlstand in Dürftigkeit versetzt waren oder, wenn vornehm und reich, doch in diesem Jahre unmöglich ihren gewohnten Aufwand fort zu betreiben vermochten. Und durch jeden dieser verschiedenen Nothleidenden war eine Anzahl Anderer dazu geworden, für deren Unterhalt er ganz oder theilweise gesorgt hatte: Kinder, Weiber, alte, schwache Aeltern, theils um ihre sonstigen Erhalter versammelt, theils hie und da bettelnd verstreut.

Auch nicht Wenige erblickte man, die ſich durch ihr eigenthümlich zugeſchnittenes Stirnhaar, ihre zerriſſene, vordem prächtige Kleidung, oder auch durch eine gewiſſe, bezeichnende Haltung, durch den Stempel, den ſeine Lebensweiſe jedem Menſchen auf die Stirn drückt, um ſo beſtimmter und kenntlicher, je ungewöhnlicher ſie iſt, als Bravi ergaben, die in der allgemeinen Noth auch ihren ſchändlichen Erwerb eingebüßt hatten und nun Andere um Erbarmen flehten, denen ſie es nimmerdar gewährten. Vom Hunger gedemüthigt, mit Niemand anders als bittweiſe ſprechend, ſchleppten ſie ſich durch die Stadt, durch die ſie vordem ſo oft hochmüthig, mit verdächtigen, wilden Blicken, in ſeltſamer, herrlicher Livree und Federſchmuck, geſchniert, duftend und gebügelt, gezogen waren; und ſtreckten demuthvoll die Hand aus, die ſich ſo oft frech, drohend oder meuchelmordend erhoben hatte.

Die zahlreichſten, jammervollſten, entſtelltеſten Bettlerhaufen beſtanden aber aus Bauern, einzelnen, paarweiſen, oder ganzen Familien; Väter, Mütter, Säuglinge in den Armen oder auf dem Rücken tragend, andere Kinder an der Hand führend, von Greiſen gefolgt. Einigen hatten einquartirte oder durchmarſchirende Soldaten die Häuſer verwüſtet und geplündert, und ſie flohen nun verzweiflungsvoll, und wieſen, zu wirkſamerer Erregung des Mitleidens, wie als Zeichen ihres weit ſtärkeren Elendes,

die braunen und blauen Flecke und Schmarren der Hiebe, welche sie bei der Vertheidigung ihrer letzten, wenigen Habe, oder nur bei der Flucht vor blinder, zügelloser Gewaltthätigkeit empfangen hatten. Andere, wohl frei geblieben von dieser besonderen Bürde und Geisel, aber von jenen Beiden verfolgt, denen kein Winkel verborgen bleibt: dem Mangel und unerschwingbaren Abgaben, die, wie man sagte, zu Bestreitung der Kriegsbedürfnisse so übertrieben hatten angeordnet werden müssen, kamen nun zur Stadt, waren zur Stadt gekommen, wie zu dem alten Aufenthalte, dem letzten Asyle des Ueberflusses und frommer Mildthätigkeit. Man konnte die Neuangekommenen, mehr noch als an dem zweifelhaften Gange, unbekannten Wesen, an einer gewissen, zerrissenen Verwunderung erkennen, solche Fülle und Ueberfluß mitbewerbenden Elendes da zu finden, wo sie geglaubt hatten, ganz besondere Gegenstände des Mitleidens zu sein und aller Augen und Beistand auf sich zu lenken und für sich zu gewinnen. Die Anderen, welche seit längerer oder kürzerer Zeit sich auf den Straßen der Stadt herumtrieben, oder sie bewohnten, und ihr Leben mit dem fristeten, was ihnen der Zufall vorwarf, oder sie ihm abgewannen, zeigten bei einer solchen immer mehr anwachsenden Unzulänglichkeit der Hülfe für solche Noth, in ihren Gesichtern und Bewegungen immer ängstlichere, düstrere Bestürzung. Verschieden an Kleidern, Lumpen, Aus-

sehen überhaupt, erblickte man in der allgemeinen Verwirrung die fahlen Gesichter aus den niederen Landen, die sonnenverbrannten, aus den ebenen oder hügeligen, die vollblütigen der Gebirgsbewohner, alle abgezehrt und mager, hohläugig, wie ausgeraubt, gräßlich umherblickend, mit zerzausten Haaren, langgewachsenen, häßlichen Bärten, Körpern, ehedem stämmig und abgehärtet, jetzt dem Kummer und den Beschwerden unterliegend, mit zusammengeschrumpfter Haut auf den braunen Armen und Schienbeinen und der knochigen Brust, die unter den zerlumpten Hüllen hervorsahen. Verschieden von diesem Anblicke der gebeugten Männlichkeit, aber nicht weniger als er betrübend, der Anblick einer leichter unterliegenden Natur, einer Mattigkeit und hülfloseren Ohnmacht des anderen Geschlechtes und Greisenalters. Hie und da, in Straßen und Kreuzgängen, an den Mauern, unter den Schutzdächern, eine Schütte Stroh, zertretene, zerstoßene Halme, mit unsauberem Plunder vermischt. Und ein solches unfläthiges Lager war doch noch Gabe und Werk der Barmherzigkeit, irgend einem der Unglückseligen bereitet, daß in der Nacht sein Haupt darauf ruhe. Von Zeit zu Zeit sah man auch bei Tage Einen darauf liegen oder hinstürzen, dem Müdigkeit und Hunger die Kraft bezwangen, der sich nicht mehr aufrecht zu erhalten im Stande war; zuweilen trug das schauderhafte Lager einen Leichnam; zuweilen sank der tödtlich Er-

mattete auf das Straßenpflaster nieder, sich nicht wieder zu erheben. Hie und da sah man auch bei einem der Sterbenden, Gesunkenen, einen Fremden oder Angehörigen, vom Mitleiden erfaßt, knieen; erschien auch eine, mit größerer Umsicht herbeigeschaffte Hülfe, von einer an Mitteln reichen, an Wohlthun gewohnten Hand, von der Hand des guten Friedrichs geleitet. Er hatte sechs Priester erwählt, deren eifrige, ausdauernde Menschenliebe eine robuste Leibesbeschaffenheit unterstützte, ihnen je zweien und zweien ein Drittheil der Stadt zu versorgen gegeben; jedem Paare folgten Lastträger mit verschiedenen Arten Lebensmitteln, anderen Stärkungen und Kleidungsstücken.

Allmergentlich setzten sich die drei Paare nach verschiedenen Seiten in Bewegung, näherten sich Allen, die sie verlaßen auf der Erde liegen fanden, ertheilten Jedem die Hülfe, deren er bedurfte. Der lag schon in den letzten Zügen, war nicht mehr im Stande, Nahrung zu sich zu nehmen, empfing den letzten Beistand, die Tröstungen der Religion. Wem Speise noch helfen konnte, dem theilten sie Suppe, Eier, Brod und Wein mit; Andere, Hinfälligere empfingen, hatte man sie mit Stärkungsmitteln und mit Essig wieder zu sich gebracht, Kraftbrühen und bessere Weine; die Kleidungsstücke wurden den Nackendsten und Zerlumptesten überlassen. Ihr Beistand hatte

damit noch nicht ihr Ende erreicht: der gute Hirt wollte, daß, zum Wenigsten so weit sein Einfluß, lange, durchdringende, dauernde Hülfe gereicht werde. Die Unglücklichen, denen diese erste Labung hinreichende Kräfte wiedergegeben hatte, aufzustehen und zu gehen, empfingen von eben diesen Priestern auch Geld, damit erneuter Mangel und Hülflosigkeit sie nicht alsbald wieder in den vorigen Zustand versetze; den Anderen suchten sie Obdach und Unterhalt in irgend einem der nächsten Häuser auszumitteln. Es fanden sich oft wohlthätige Menschen, die die Bitte aus Menschenliebe und auf Empfehlung des Cardinals gewährten. Fanden sich zuweilen manche, denen bei guten Willen die Mittel fehlten, so verlangten die Priester, daß man die Unglücklichen in die Kost nehme, verstanden sich wegen des Preises, bezahlten ihn sogleich theilweise voraus; ertheilten sodann den Distriktspfarrern Auftrag, sie zu besuchen und kehrten auch selbst wieder zu ihnen zurück.

Es braucht wohl auch nicht erst erwähnt zu werden, daß Friedrich seinen Beistand nicht nur dem äußersten Elend ertheilte, nicht nur von ihm gerührt ward. Seine heiße, überströmende Menschenliebe empfand Alles mit, mühete sich für alles, half, wo sie nicht mehr verhüten konnte, nahm, im eigentlichen Sinne, alle Formen an, in denen Unglück und Leiden nur erschienen. Er hatte wirklich, durch Vereinigung aller seiner Mittel, durch noch schärfere Spar-

samkeit, indem er alle Summen zusammennahm, die zu anderen, großmüthigen, jetzt als von minderer Wichtigkeit nachstehenden Zwecken bestimmt gewesen waren, auf alle Weise getrachtet, Geld herbeizuschaffen, um alles zur Erleichterung der Hungersnoth zu verwenden. Er hatte große Ankäufe von Getraide gemacht, einen guten Theil derselben in die am meisten bedrängten Ortschaften seiner Diöces versendet; da diese Hülfe bei weitem nicht dem Bedürfnisse gleichkam, schickte er auch noch große Quantitäten Salz nach; „mittelst dessen," sagt Ripamonti, die Sache erzählend, „das Gras der Wiese und das Laub der Bäume sich in menschliche Nahrung verwandeln läßt." Auch an die Kirchsprengel der Stadt vertheilte er Korn und Geld; begab sich selbst aus dem einen in das andere und spendete Almosen; unterhielt im Geheim viele dürftige Familien; in dem erzbischöflichen Pallaste wurde täglich eine große Menge Reis zubereitet; und nach einem gleichzeitigen Schriftsteller (dem Arzte Alessandro Tadino, den wir noch mehrmals anführen werden), wurden daselbst allmorgentlich zweitausend Näpfe vertheilt. Dennoch, wie großartig auch diese Thaten der Barmherzigkeit, betrachtet man, daß ein einziger Mensch aus eigenen Mitteln sie bestritt, (denn Friedrich gab sich nur selten zum Werkzeuge Anderer Großmuth her), genannt werden müssen; wie zahlreich auch, wenn auch nicht so überreich, die Beisteuern anderer Privatpersonen waren; wie sehr auch

selbst der Rath der Zehne, mittelst des Proviantt-
tribunals dem Uebel zu steuern suchte, blieb doch alle
Hülfe nur gering und unverhältnißmäßig zu dem vor-
handenen Bedürfnisse. Während durch den Beistand
des Cardinals Einem und dem Andern das Leben ge-
fristet ward, gelangten Andere zum letzten Grade des
Elendes; Jene folgten ihnen dahin, wenn die ge-
messene Hülfe verbraucht war; an anderen, zwar
nicht vergessenen, als minder bedrängt aber, von einer
zur Wohl genöthigten Wohlthätigkeit, nachgesetzten
Orten, gelangte die Bedrängniß unterdes zu ihrer
furchtbarsten Höhe; an allen Orten und Enden kam
man Hungers um: von allen Orten und Enden strömte
man der Stadt zu. Hier, wollen wir annehmen,
hatten zweitausend Verhungerte, die am geschicktesten
und stärksten gewesen waren, im Durchdringen der
Menge und Platz machen, eine Suppe erworben,
um nicht an diesem Tage umzukommen; aber viele
andere Tausende blieben zurück, beneideten jene
Glücklicheren und es waren vielleicht ihre Weiber, Söhne,
Väter! Und während in drei Gegenden der Stadt
einige der Elendesten und Hülflosesten wieder aufge-
richtet, ermuthigt, errettet und auf einige Zeit ver-
sorgt wurden, sanken an hundert anderen Orten An-
dere nieder, verschmachteten, gaben den Geist auf,
ohne Hülfe, ohne Rettung.

Den ganzen Tag über erscholl auf den Straßen
ein verwirrter Lärm, klägliche Bitten, während der

Nacht Seufzen und Stöhnen, dann und wann von plötzlich ausbrechendem Geheul, lautem, langanhaltendem Aechzen, dringenden Anrufungen, die zuletzt in heftigem Geschrei endeten, unterbrochen.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß in so außerordentlicher Noth, in so endlosem Jammer, auch nicht ein einziger Versuch gemacht wurde, auch nicht eine Stimme erscholl, Empörung zu bewirken; ich finde zum Wenigsten nirgends die geringste desfallsige Andeutung. Und dennoch waren unter den so lebenden und sterbenden Menschen so viele an nichts weniger, als an Duldung gewöhnt, es waren der Hunderte deren dabei, die am Sankt Martinstage einen solchen Lärm machten. Es ist nicht glaubhaft, daß das Beispiel jener vier Hingerichteten, die für alle Andere hatten büßen müssen, bewirkt habe, alle Andere so gänzlich im Zaume zu halten; welche Macht könnte denn auch, nicht die Gegenwart von, aber die Erinnerung an Leibes- oder Lebensstrafen, auf die Gemüther einer unstät und verzweifelt umirrenden Menge haben, die sich gleichsam zu einer, schon angebrochenen, immerwährenden Strafe verdammt sieht? So sind aber im Allgemeinen die Menschen; unwillig, ja empört werfen sie sich gegen erträgliche Leiden auf und unterwerfen sich schweigend den äußersten; ertragen, nicht mit Ergebung, sondern mit Gefühllosigkeit, den Gipfel dessen, was sie im Anfange unerträglich nannten.

Das Opfer, welches aus dieser beweinenswerthen Volksmasse tagtäglich der Sterblichkeit gebracht wurde, ward immer reichlicher: unaufhörlicher Zusammenfluß, anfänglich aus den benachbarten Ortschaften, dann aus der ganzen Umgegend, dann aus den Städten des Herzogthums und zuletzt auch aus fremden; während dagegen wieder ohne Unterlaß ältere Bewohner dieser Stadt auswanderten, einige, sich dem Anblicke so vieler Plagen zu entziehen; andere, weil sie gewissermaßen von so vielen neuangekommenen Bettlern aus dem Felde geschlagen waren und einen letzten, verzweifelten Versuch machen wollten, auswärts Unterhalt zu finden, gleichviel an welchem Orte, nur an einem, wo zum Wenigsten die almosenflehende Menge nicht so groß, der Andrang nicht so rasend. Die einen wie die anderen Wanderer begegneten sich auf ihrem Wege, die einen zu der anderen Schauder und Entsetzen. Jammervoller Beweis, finsteres Anzeichen, welches Ende den einen wie den anderen bevorstehe! Dennoch verfolgte Jeder seinen Weg, wenn auch nicht mit der Hoffnung, sein Schicksal zu ändern, doch um wenigstens nicht wieder unter einen Himmel zurückzukehren, der ihm entsetzlich geworden war, um Orte nicht wieder zu sehen, die ihn in Verzweiflung sahen; dennoch verfolgte jeder seinen Weg, wenn nicht einer oder der andere, hatte der Hunger seine letzten Lebenskräfte aufgezehrt, auf dem Wege umsank und sein

Leben aushauchte, seinen Leidensgefährten ein noch furchtbareres Wahrzeichen, den anderen Wanderern ein Gegenstand des Schreckens, vielleicht des Vorwurfs. „Ich sah," schreibt Ripamonti, „auf der um die Stadtmauer führenden Straße den Leichnam einer Frau liegen .... aus dem Munde hing ihr halb gekautes Gras und die schmutzigen Lippen schienen sich noch mit krampfhafter Anstrengung bewegen zu wollen, ... auf dem Rücken trug sie ein Bündel, an der Brust hing, mit Windeln befestigt, ein Säugling, der um Nahrung winselte .... hinzugekommene, mitleidige Menschen hoben das arme Geschöpf vom Boden auf und trugen es, Mutterstelle an ihm vertretend, davon."

Der Gegensatz von Staatskleidern und Lumpen, von Ueberfluß und Elend, in gewöhnlichen Zeiten etwas sehr Gewöhnliches, hatte jetzt aufgehört. Lumpen und Elend herrschten fast überall, zeichnete sich noch etwas von ihnen aus, so war es nur der Anschein beschränkten Wohlstandes. Man sah die Nobili in sittsamer, bescheidener, ja selbst abgenutzter, unschicklicher Kleidung einhergehen, einige, weil die Ursachen des allgemeinen Elendes auch ihre Umstände so weit zerrüttet, oder schon zerrütteten den letzten Stoß gegeben hatten; andere, weil sie entweder fürchten mochten, die öffentliche Verzweiflung durch Prunk zu reizen, oder sich schämen, das öffentliche Elend zu beleidigen. Die hochgeehrten, gehaßten

Gewaltshaber, gewohnt mit einer herausfordernden Schaar Bravi umherzuwandeln, gingen jetzt fast ganz allein, mit gesenktem Haupte, schienen in ihren Gesichtszügen Frieden zu verlangen und zu bieten. Andere, die im Glücke menschlicher, freundlicher gesinnt waren, sich betragen hatten, zeigten sich bestürzt, verwirrt, gleichsam überwältigt vom unaufhörlichen Anblick solcher Noth, die nicht nur die Möglichkeit aller Hülfe überstieg, sondern selbst die Kräfte des Mitleidens überbot. Wer etwas zu geben hatte, mußte doch einen traurigen Unterschied machen zwischen Hunger und Hunger, Noth und Noth. Kaum ward bemerkbar, daß eine milde Hand sich für die eines Nothleidenden aufthat, so versammelte sich rings umher ein Haufen anderer Unglücklicher; die, welche noch die meisten Kräfte besaßen, drängten sich vor und baten dringender; die Entkräfteten, Greise, Kinder erhoben ihre dürren Hände, Mütter erhoben in der Ferne ihre weinenden Säuglinge und streckten sie, nur halb in die zerrissenen Windeln gewickelt, zusammengekrümmt vor Mattigkeit, wie sie waren, entgegen.

So verging Winter und Frühling: das Sanitätstribunal hatte schon seit einiger Zeit dem Proviantribunale die dringende Gefahr ansteckender Seuche, die der Stadt von solchem, in ihr zusammengedrängten, grenzenlosen Elende drohe, vorgestellt; vorgeschlagen, daß man die herumziehenden Bettler in verschiedene Häuser aufnehme. Während

man diese Frage untersucht, den Vorschlag billigt, beschäftigt ist, über Mittel, Wege und Orte der Ausführung zu berathschlagen, werden der Leichname allerwärts in den Straßen immer mehre, mit ihnen mehrt sich der Ueberfluß an Ekel, Nothdurft und Gefahr. Man schlägt dem Provianttribunale ein anderes Hülfsmittel, als das am schnellsten, leichtesten zu bewirkende vor: alle Bettler, gesunde sowohl als hinfällige, in einem einzigen Orte, dem Lazarete zu versammeln, sie daselbst auf öffentliche Kosten zu nähren und zu heilen: es geschieht, trotz der Einwendungen des Sanitätkollegiums, welches erklärt: die Gefahr, der man vorbeugen wolle, wachse dadurch nur an. Das Lazareth von Mailand ist ein vierseitiger, fast quadratförmiger Bezirk, außerhalb der Stadt, links von der Porta orientale, von der Bastei durch den Graben, einen verschanzten Weg und kleineren, um den Bezirk selbst gezogenen Graben geschieden. Die zwei Hauptseiten des Bezirkes sind etwa fünfhundert Schritte lang, die beiden anderen etwa funfzehn weniger, das Gebäude ist auf allen Seiten ein Stock hoch und in nach außen zugehende, kleine Zimmer getheilt; im innern Raume läuft drei Seiten entlang eine von kleinen, dünnen Säulen getragene, gewölbte Halle. Der Zimmer waren damals etwa zweihundert acht und achtzig, jetzt ist durch einen, in der Mitte angebrachten, großen Eingang, und durch einen kleineren,

in der längs der Hauptstraße sich hinziehenden Seite diese Anzahl, ich weiß nicht um wie viel, verringert. Zur Zeit unserer Geschichte gab es nur zwei Zugänge, einen mitten in der, mit der Stadtmauer gleichlaufenden Seite, der andere in der gegenüberstehenden. Mitten in dem innern, ganz freien Raume stand, und steht noch jetzt, eine im Achteck gebaute Kirche. Die anfängliche Bestimmung des ganzen, im Jahre 1489 mit einem Privatvermächtnisse begonnenen und mit öffentlichen Geldern und anderen Stiftungen und Schenkungen fortgesetzten Gebäudes, war, wie schon der Name giebt, Pestkranke darin im Falle der Noth aufzunehmen und zu heilen; denn dieses Uebel wüthete schon lange vor und nach dieser Periode mehremale, ja zum öfteren, in einem Jahrhunderte, bald in diesem, bald in jenem Lande von Europa, oft von einem Ende des Welttheiles zum andern zu gleicher Zeit. In dem Augenblicke, wo wir davon sprechen, diente das Lazareth nur zum Magazine für der Quarantäne unterworfene Waaren.

Jetzt, um es seiner neuen Bestimmung gerecht zu machen, folgten die nöthigen Befehle blitzschnell auf einander; die Waaren wurden, nach den vorher eiligst und schleunigst damit vorgenommenen Reinigungen und angestellten Versuchen, insgesammt herausgeschafft. In allen Zimmern wurden Strohlager bereitet, von allerwegs Lebensmittel aller Art hinzu gefahren und durch öffentliche Bekanntmachungen alle Bettler aufgefor-

dert, sich dahin zu begeben. Viele kamen freiwillig; alle auf den Straßen und Plätzen krank und hülflos Liegende wurden hingeschafft; in wenigen Tagen waren daselbst, auf beide Weisen, mehr als dreitausend versammelt, obgleich wie viele noch zurückblieben. Einestheils mochten sie wohl erwarten, durch der Anderen Entfernung, bei geringerer Anzahl, mit besserem Glücke betteln zu können; anderntheils die natürliche Abneigung gegen jede Einschließung, oder das den Armen eigene Mißtrauen gegen diejenigen, welche im Besitz von Reichthum und Macht sind (ein Mißtrauen, dessen Größe sich immer nach der Unwissenheit derer, die es empfinden, und derer, die es einflößen, nach der Menge der Armen und der Verkehrtheit der Befehle richtet) oder die Erkenntniß, was im Grunde an der dargebotenen Wohlthat sey, oder alles dies zusammen oder sonst etwas anderes, sie bestimmen; kurz, der größte Theil der Herumzügler ließ die Einladung unbeachtet und fuhr fort, sich bettelnd auf den Straßen zu verhalten.

Hierauf fand man für gut, der Einladung mit Gewalt zu Hülfe zu kommen. Ueberall wurden Häscher ausgesandt, die Bettler nach dem Lazarethe zu treiben, Widerspenstige gebunden hinzuführen, und für Jeden der letzteren zahlte man (so werden selbst in der äußersten Noth die öffentlichen Gelder gemißbraucht!) eine Prämie von zehn Soldi! Ob nun wohl zufolge dieser Maaßregel, wie man vermuthet

und sogar beabsichtigt hatte, eine Menge der Unglücklichen aus der Stadt flüchtete, um anderswo doch wenigstens in Freiheit zu leben und zu sterben, so stieg die Zahl der im Lazarethe theils als Gefangene, theils als Gäste Beherbergte, bald auf zehntausend. Weiber und Kinder mochten wohl, wenn auch die schriftlichen Denkmale jener Zeit davon schweigen, von den Männern getrennt seyn. An Regeln und Befehlen zu Erhaltung der Ordnung wird es auch nicht gefehlt haben; man bedenke aber selbst, welche Ordnung, besonders in den damaligen Zeiten und unter den damaligen Verhältnissen, an einem Orte festgestellt und aufrecht erhalten werden konnte, wo sich eine so zahlreiche und verschiedenartige Versammlung befand: freiwillig Gekommene und gefangen Hergeführte, Leute, die den Bettelstab, nur von der äußersten Noth gezwungen, schmerz- und schaamerfüllt ergriffen, und solche, die ihn schon seit Jahren als Broderwerb führten, Leute, in redlicher Thätigkeit, auf Feldern und in Werkstätten und Läden aufgewachsen, und so viele andere in Gemeinheit versunkene, an ein Schenkenleben und Gesellschaft von Schurken ihres Gleichen, an Müßiggang, Verbrechen, Frechheit und Gewaltthätigkeiten gewohnte.

Von der Art, wie sie zusammen wohnten und lebten, würde man sich, auch wenn man keine gewissen Nachrichten deshalb besäße, eine traurige Vorstellung machen können; wir wissen aber Näheres: Sie

schliefen, zu zwanzigen und dreißigen, in jene Zellen geschichtet und geworfen, oder unter den Hallen zusammengekrochen, auf moderndem, stinkendem Strohlager oder auf den nackten Quadern; es war zwar wohl angeordnet, immer auf frisches und zureichendes Stroh zu halten, es häufig zu wechseln; ward aber nur weniges, schlechtbeschaffenes, sehr selten frisch aufgeschüttet. Es war gleichfalls angeordnet, für gutes Brod zu sorgen; denn welche Verwaltung hätte wohl jemals zugegeben, daß sie schlechte Waare anschaffe und austheile? Wie sollte man aber, was selbst in gewöhnlichen Verhältnissen, in weit geringeren Quantitäten nicht würde zu erlangen gewesen seyn, wie sollte man es in diesem Falle, in solcher Verwirrung erlangen? Man sprach damals davon, das Brod sey mit schweren, unverdaulichen Substanzen verfälscht gewesen, und es ist nur gar zu glaubwürdig, daß dies kein bloßes, aus der Luft gegriffenes Gerede gewesen sey. Sogar an Wasser, nämlich an frischem, gesundem Wasser war Mangel. Der allgemeine Tränkort, der an der Bezirksmauer hinlaufende Mühlgraben, seicht, fast stehend, schlammig, wie er schon war, wie mußte er nicht erst durch die Nähe einer solchen, unsauberen Menge durch den Gebrauch, den sie von ihm machten, werden!

Zu allen diesen Ursachen der Sterblichkeit, die um so mehr wirkten, da es auf siechc, ungesunde Körper geschah, kam eine sehr ungünstige Witterung:

anhaltende Regengüsse, darauf anhaltendere Trockenheit, vor ihr drückende Hitze. Zu den Uebeln füge man das Gefühl der Uebel, Ueberdruß, Wuth über die Gefangenschaft, Verlangen nach ehemaligen Beschäftigungen, Schmerz über verlorene Geliebte, Unruhe über geliebte Abwesende, gegenseitig erregte Beschwerden und gegenseitiger Abscheu, so viele andere niederdrückende oder empörende, mitgebrachte oder da drinnen entstandene Leidenschaften; Furcht endlich vor dem Tode, unaufhörlicher Anblick des durch so viele Ursachen häufigen Todes, der eben dadurch sich selbst die kräftigste Ursache war. Und man wird nicht staunen, daß die Sterblichkeit in diesem Orte so sehr herrschte und überhand nahm, daß sie pestähnlich und bei vielen die eigentliche Pest selbst heißen konnte: sey es nun, das der Zusammenfluß, das Anwachsen aller dieser Ursachen nur die Wirksamkeit einer blos epidemischen Influenz steigerte: sey es (was schon, bei weniger bedeutender und dauernder Hungersnoth als diese, Statt gefunden zu haben scheint), daß wirkliche Seuche da war, die in den, von Ungemach, Verderbtheit der Lebensmittel, ungleicher Witterung, Schmutz, Erniedrigungen und Strapatzen angegriffenen und vorbereiteten Körpern gerade die Eigenschaften, den Zustand, kurz alle nothwendigen Bedingungen findet, zu entstehen, sich zu erhalten und anzuwachsen (wenn es nämlich einem Laien gestattet ist, diese von vielen Physikern aufgestellte, neuerdings von ei-

nem eben so fleißigen als verständigen Manne*) wieder vorgetragene und mit vielen Gründen unterstützte Hypothese, nachzusagen): sey es, daß die Ansteckung schon vorher im Lazarethe vorhanden war, welcher Meinung, dunkeln, unbestimmten Berichten zufolge, die Aerzte des Sanitätkollegiums gewesen zu seyn scheinen: sey es, daß sie überall schon früher bestand und nur versteckt blieb (was dadurch wahrscheinlicher wird, daß das Uebel schon alt und allgemein, die Sterblichkeit so groß war); als aber in das Lazareth verpflanzt, sich mit neuer, furchtbarer, durch das Zusammendrängen der, von der zunehmenden Wirksamkeit der anderen Ursachen, ihrer Aufnahme geneigteren Körper, erzeugter Schnelligkeit, verbreitete. Es mag von diesen Vermuthungen Grund haben, welche will: der täglich im Lazarethe Gestorbenen waren bald mehr als hundert.

Während nun daselbst nichts herrschte als Entkräftung, Angst, Schrecken, Jammer und Entsetzen; war das Proviantkollegium voller Beschämung, Bestürzung und Unentschlossenheit. Es fragte das Sanitätkollegium um Rath und Hülfe: es war nichts anders zu thun, als, was mit so vielen Vorbereitungen, so vielem Aufwande und solcher Gewaltthätigkeit geschehen war, ungeschehen zu machen. Man

*) Dr. F. Enrico Acerbi, Cap III. § 1 und 2 seines Werkes: Del morbo petecchiale.... und über andere ansteckende Krankheiten überhaupt.

öffnete das Lazareth, gab zwar allen gesunden Armen die Erlaubniß zu bleiben; sie stürzten aber alle mit tobender Freude von dannen. Die Stadt hallte abermals von den sonstigen Wehklagen, nur schwächer und unterbrochener, wieder; denn die Menge war verringert und elender. Die Kranken brachte man nach Santa Maria della Stella, dem damaligen Armenhospitale, wo sie meistentheils starben.

Unterdes begannen aber die gesegneten Gefilde bleich zu werden. Die Bettler vom Lande verließen die Stadt und gingen, jeder nach seiner Heimath, der so ersehnten Erndte entgegen, und der gute Friedrich ergötzte ihnen auch noch beim Abschiede mit seinen letzten Kräften eine Wohlthat: jeder Landmann, der sich nach dem erzbischöflichen Pallaste begab, erhielt einen Giulio und eine Sense zum Erndten.

Mit der Erndte hörte endlich die Theuerung auf; die epidemische Sterblichkeit nahm von Tage zu Tage ab; zog sich aber dennoch bis zum Spätherbste hin. Sie war ihrem Ende nahe, als eine neue Geißel erschien.

Diese Zwischenzeit war an vielen, wichtigen geschichtlichen Begebenheiten reich gewesen. Nachdem der Cardinal Richelieu, wie wir bereits meldeten, La Rochelle genommen und auch mit England obenhin und, so gut es anging, Frieden geschlossen hatte, war er mit seinem Vorschlage und mächtigem Willen, dem Herzoge von Nevers nachdrücklich zu helfen, im Staats-

rathe durchgedrungen und hatte sogar den König überredet, sich der Unternehmung persönlich an die Spitze zu stellen. Während man mit den Zurüstungen beschäftigt war, hinterbrachte der Graf von Nassau, als kaiserlicher Commissar, dem neuen Herzoge in Mantua den Bescheid: seine Staaten, wofern er nicht wolle, daß man ein Heer absende, sie zu besetzen, in des Kaisers Ferdinand Hände zu geben. Der Herzog, der schon in verzweifelteren Umständen eine so harte, verdächtige Bedingung abgewiesen hatte, verweigerte sie jetzt im Vertrauen auf die nahe Hülfe Frankreichs um so mehr, wenn auch auf eine Weise, in der das Nein so viel als möglich verdeckt und bemäntelt war und mit zwar scheinbaren, aber minder geltenden Unterwerfungsvorschlägen. Der Commissar ging und versicherte, die Gewalt werde nicht zaudern. Im März war endlich der Cardinal mit dem an der Spitze des Heeres stehenden Könige herabgekommen, hatte vom Herzoge von Savoyen den Durchzug verlangt, unterhandelt, aber kein Resultat zu Stande gebracht. Nach einem zum Vortheile der Franzosen ausgefallenen Treffen hatte man die Unterhandlungen von Neuem begonnen und einen Vertrag geschlossen, dem zufolge der Herzog sich unter anderm auch anheischig machte, die Aufhebung der Belagerung Casale's zu bewirken, oder, im Fall Cordova sich nicht dazu verstehe, vereint mit den Franzosen das Herzogthum Mailand zu besetzen.

Don Gonzalo wünschte sich Glück, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen und hob sein Lager vor Casale, wo französische Truppen zu Verstärkung der Garnison alsbald einzogen, auf. Nachdem dies geschehen war, beschloß der Cardinal Richelieu wegen Dingen, die ihm bei weitem wichtiger erschienen, nach Frankreich zurückzukehren, und obwohl Girolamo Soranzo von den Venetianern abgeschickt wurde, diesen Entschluß durch stärkere Gründe und Vorstellungen zu hintertreiben, nahmen der Cardinal und König darauf keine Rücksicht, kehrten mit der Hauptmacht wieder um und ließen nur sechstausend Mann in Susa zurück, die Communication zu unterhalten und auf Beobachtung des Vertrags zu wachen.

Während sich dieses Heer auf der einen Seite entfernte, näherte sich das Ferdinands, unter Anführung des Grafen Collalto, von der anderen; hatte Graubünden und das Veltlin überströmt und schickte sich an, nach Mailand zu entsteigen. Zu dem Schrecken, den dieser Heereszug schon an und für sich verbreitete, gesellte sich auch noch das traurige Gerücht, ja die bestimmte Nachricht, daß die Pest unter den Truppen wüthe, von der, wie Varchi bei Gelegenheit der ein Jahrhundert früher durch sie nach Florenz gebrachten, spricht, den deutschen Truppen immer etwas anhing. Alessandro Tadino, einer der Mitglieder des Sanitätskollegiums (außer dem Präsidenten, bestand es aus vier Magistratspersonen und zwei Aerzten) bekam von

demſelben den Auftrag, wie er ſelbſt in ſeinem ſchon erwähnten, Ragguaglio *) erzählt, dem Gouverneur die furchtbare Gefahr vorzuſtellen, die dem Lande drohe, wenn man dieſen Truppen den Durchmarſch nach Mantua, wie es verlaute, zugeſtehe. Es geht aus Allem, was Don Gonzalo vollbrachte, hervor, daß er großes Verlangen trug, ſich in der Geſchichte einen Platz zu erwerben, die allerdings nicht umhin konnte, ſich um ſein Thun und Laſſen zu bekümmern; wie es denn aber zu geſchehen pflegt, kannte er die That nicht, trug keine Sorge, ſie ins Werk zu ſetzen, welche des Andenkens und der Aufmerkſamkeit am Würdigſten geweſen ſeyn würde und in der Antwort beruhete, welche er bei dieſer Gelegenheit dem Doktor Tadino zu ertheilen hatte. Er entgegnete, er wiſſe nicht, was zu thun ſey; die Vortheile und das Anſehen, welches dieſer Heereszug Spanien brächte, wögen ſchwerer, als die geſchilderten Gefahren; man müſſe alle mögliche Vorkehrungen treffen und von der Vorſehung das Beſte hoffen.

Um die möglichen Vorkehrungen zu treffen, ſchlugen die beiden Aerzte des Sanitätstribunales (Tadino und der Senator Settala, Sohn des berühmten Ludovico) vor, man ſolle unter den ſchärfſten Strafen verbieten, Gegenſtände, ſie mögten ſeyn,

*) Ragguaglio dell' origine et giornali successi della gran peste contagiosa, venefica, e malefica seguita nella città di Milano etc. Milano 1648.

welcher Art ſie wollen, von durchmarſchirenden Soldaten zu kaufen. Es war aber unmöglich, von der Nothwendigkeit eines ſolchen Befehles den Präſidenten zu überzeugen, „der,“ ſo ſagt Tadino, „ein gutmüthiger Mann war, und nicht glauben wollte, daß der Handel mit jenen Soldaten und der Ankauf ihrer etwaigen Waaren, den Tod ſo vieler Tauſende von Menſchen herbeiführen könne.“ Wir führen dieſen Zug als einen der jene Zeit charakteriſirenden an: denn ſicherlich kam es, ſo lange es Sanitätstribunale giebt, keinem andern Präſidenten bei, ſo zu rathſchlagen.

Was Don Gonzalo betrifft, ſo war dieſe Antwort ziemlich das Letzte, was er hier vollzog. Der ſchlimme Ausgang des von ihm beförderten und geführten Krieges verurſachte, daß man ihm den in dieſem Staate bekleideten Poſten nahm. Als er Mailand verließ, ſtieß ihm Etwas zu, das ein gleichzeitiger Schriftſteller als das erſte der Art nennt, was jemals in Mailand einem Manne ſeines Gleichen zugeſtoßen ſey. Als er nämlich, in Begleitung vieler Nobili, das Stadthaus verließ, fand er einen großen Volkshaufen verſammelt, der ſich ihm theilweiſe in den Weg warf, theilweiſe ihm nachlief, und unter großem Geſchrei und Verwünſchungen vorwarf, er trage die Schuld an der vom Volke ausgeſtandenen Hungersnoth, indem er die Erlaubniß ertheilt habe, Getraide und Reis außer Lands zu führen. Seine hinterherfahrende Kutſche bewarf man

mit Schlimmerem, als Schimpfreden, mit Steinen, Zügeln, Krautstrünken und Unrath aller Art, der zu solcher Gelegenheit schon öfteremale diente. Die Wache trieb das Volk zurück; es rannte aber, immer anwachsend, durch die Straßen und besetzte die Porta ticinese, wo der Gouverneur bald durchfahren mußte. Der Wagen kam mit vielen anderen an, und alle empfingen, aus Händen und Schleudern, einen Steinhagel; weiter geschah nichts. An Don Gonzalo's Statt kam der Marchese Ambrogio Spinola, der sich schon in den Kriegen in Flandern militärischen Ruhm erworben hatte. Das deutsche Heer hatte unterdes zu dem Zuge nach Mantua bestimmten Befehl bekommen und betrat im Monat September das Mailänder Gebiet.

Das Militär der damaligen Zeit bestand noch größtentheils aus Freibeutern, von Condottieri oder Rottenführern von Profession, in Auftrag dieses oder jenes Fürsten, manchmal auch für eigene Rechnung, um sich mit ihnen zugleich zu verdingen, angeworben. Wer sich auf solche Art anwerben ließ, fühlte sich gewöhnlich nicht so sehr durch den Sold, als durch die Aussicht auf Plünderungen und sonstige Gewinne der zügellosesten Freiheit angezogen. Allgemeine, feste Disciplin gab es in keinem Heere, hätte auch nicht mit der unabhängigen Autorität der verschiedenen Condottieri bestehen können, die entweder selbst nicht eben sehr streng darauf hielten, oder nicht

im Stande waren, sie festzustellen und zu erhalten. Soldaten solches Schlages würden sich entweder gegen einen zu Neuerungen geneigten Condottiero, der etwa die Plünderungen hätte abschaffen wollen, empört, oder ihn zum Wenigsten allein gelassen haben, die Fahnen zu bewachen. Und da auch die Fürsten, welche solche Banden in Sold nahmen, gewöhnlich, um ihre Unternehmen desto sicherer zu stellen, nicht genug Truppen erlangen konnten und nicht darauf sahen, ob ihre meistens sehr geringen Hülfsmittel zu deren Unterhalt ausreichten; so wurde der Sold sehr oft zu spät, abschläglich, langsam ausgezahlt, und die in den feindlichen oder den Landen, durch die man zog, gemachte Beute, als ein stillschweigend bewilligter Zuschuß betrachtet. Wallenstein's Ausspruch: es sey leichter, ein Heer von hunderttausend Mann, als eines von zwölftausend zu unterhalten, ist fast eben so berühmt wie sein Name. Der größte Theil des Heeres, von dem wir zu reden haben, bestand aus Leuten, die unter seinen Befehlen Deutschland in jenem, durch sich und seine Folgen so weltberühmten Kriege, der späterhin nach seiner Dauer der dreißigjährige genannt wurde, und dazumal erst in das elfte Jahr ging, verwüstet hatten. Es befand sich in ihm Wallensteins, von einem seiner Offiziere befehligtes, eigenes Regiment; von den anderen Condottieri hatten die meisten unter ihm gedient, und Mancher war mit dabei, der nach vier Jahren seinem

Feldherrn ein so schlimmes Ende bereiten half. Das Heer bestand aus achtundzwanzigtausend Mann Fußvolk und siebentausend Reitern, kam aus dem Veltlin herniedet, hatte den ganzen Weg der Adda entlang, wo sie als zwei Seearme erscheint, dann, wo sie wieder Fluß ist, bis zu ihrem Erguß in den Po, näher oder entfernter zurückzulegen und mußte eine Strecke mit dem Po selbst wandern: im Ganzen hatte es acht Tagemärsche im Herzogthume Mailand. Ein großer Theil der Einwohner flüchtete sich auf die Berge, nahm sein bestes Eigenthum mit, und trieb auch das Vieh hinauf; ein anderer blieb, entweder zur Pflege Kranker, oder zum Schutze der Häuser gegen Feuersgefahr, oder um verborgene, vergrabene Kostbarkeiten immer im Auge zu behalten; Andere blieben, weil sie nichts zu verlieren hatten; Andere wohl auch, um etwas zu gewinnen. Als die erste Rotte in dem Dorfe, wo sie die erste Nacht rasten sollte, angelangt war, verstreute sie sich ungesäumt durch dasselbe und die nächstgelegenen und begann sie rein auszuplündern: was man genießen oder fortbringen konnte, ward genommen; das Uebrige zertrümmert und zerstört, die Felder verwüstet, Häuser niedergebrannt, Menschen geschlagen, geschändet, verwundet. Suchte man seine Habe zu retten und zu schützen, half es gewöhnlich nichts, machte die Sache oftmals nur schlimmer. Die Soldaten, in den Kriegslisten, auch in den Listen dieses

Krieges sehr wohl erfahren, durchforschten alle Winkel der Häuser, rissen Mauern um, hieben alles in Stücke, entdeckten in den Gärten leicht die frisch aufgegrabnen Stellen, stiegen bis in die Berge hinauf, durchkrochen unter Leitung irgend eines ruchlosen, verrätherischen Menschen die Höhlen, suchten die wohlhabenderen, daselbst versteckten Leute auf, zogen sie aus, schleppten sie zu ihren Häusern und zwangen sie mit Drohungen und Schlägen, die Orte der verborgenen Schätze anzugeben.

Und gingen sie endlich, waren sie gegangen, verhallte in der Ferne der Klang ihrer Trommeln oder Trompeten, so erfolgten einige Stunden scheuer Ruhe, und neues, heilloses Trommelgewirbel, neues, heilloses Trompetengetön verkündeten schon einen neuen anrückenden Haufen. Fand dieser nichts mehr zu rauben, so verwüstete und zertrümmerte er nur um so ärger das Gebliebene, verbrannte Hausgeräth, Thüren, Balken, Fässer, Kufen, selbst Häuser; legte mit noch größerer Wuth Hand an die Menschen, mißhandelte sie noch ärger und trieb es so immer schlimmer und schlimmer, zwanzig Tage lang; denn in so vielen Abtheilungen marschirte das Heer.

Colico war das erste Dorf des Herzogthumes, dem sie auf so teuflische Weise mitspielten; dann ging es über Bellano her; von da tobten sie durch Valsassina und erreichten nach ihm das Gebiet von Lecco.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Hier finden wir unter den armen Furchtvollen alte Bekannte. Wer Don Abbondio nicht an dem Tage erblickte, wo die Nachrichten vom nahenden Heere und seiner Aufführung mit einemmale eintrafen, hat von Furcht und Entsetzen keinen Begriff. „Sie kommen; es sind dreißig, vierzig, funfzigtausend; es sind Teufel, Arianer, Antichristen; haben Cortenuova rein ausgeplündert; haben Primaluna in Schutt und Asche gelegt, verwüsten Introbbio, Pasturo, Varsio; man hat sie in Balabbio gesehen; morgen sind sie hier.“ Das waren die Gerüchte, welche von Mund zu Mund gingen; alles läuft zusammen, eines hält das andere an, lärmendes Berathschlagen, Zaudern zwischen Fliehen und Bleiben, Weibergeklatsch, Haarzerraufen. Don Abbondio ist vor allen andern, mehr als alle andere entschlossen zu fliehen, auf jeden Fall zu fliehen, und sieht doch an jedem Zufluchtsorte unübersteigliche Hindernisse, entsetzende Gefahren. „Was soll ich thun?“ rief er: „wo soll ich hin?“ Das Gebirge, abgesehen von den Schwierigkeiten des Weges, war unsicher: man hatte schon gehört, daß die Landsknechte wie Katzen emporkletterten, wo es nur den geringsten Anschein oder Hoffnung von oder auf Beute

für ſie habe. Der See war angeſchwollen, ſtürmiſch: überdies hatten ſich auch die meiſten Barkenführer, aus Furcht, zum Transporte der Soldaten oder Bagage gezwungen zu werden, mit ihren Barken zum anderen Ufer geflüchtet; die wenigen gebliebenen waren ſchon, mit Menſchen überladen, abgeſtoßen und, wie verlautete, vermöge der unmäßigen Laſt und des Sturmes bereits untergegangen. Weit fort, aus dem Bereiche des Weges zu fliehen, den das Heer nahm, war es unmöglich, weder eine Kaleſche, noch ein Pferd, noch ſonſt ein Mittel zum Fortkommen aufzutreiben: zu Fuß hätte Don Abbondio nicht weit kommen können, und fürchtete auch, eingeholt zu werden. Die Grenze von Bergamo war wohl ſchon nahe genug, daß ihn ſeine Beine in einem Marſche hätten hintragen können; aber, wie man vernahm, war bereits von Bergamo eine Schwadron Cappelletti*), lauter eingefleiſchte Teufel, nicht ſchlimmer und nicht beſſer, als die Landsknechte, zur Bewachung der Grenzen beordert.

Der arme Mann lief mit verdrehten Augen, halb ſinnlos, im Hauſe hin und her; lief hinter Perpetuen drein, um mit ihrer Hülfe zu einem Entſchluſſe zu gelangen; aber Perpetua, den beſten Hausrath geſchäftig zuſammenſuchend und auf dem Oberboden in alle möglichen Schlupfwinkel verſteckend, lief eilig,

*) Capelletto, Art Sturmhaube; woher der Name für tragender Soldaten. A. d. Ueb.

ängstlich, an anderes denkend, mit vollen Händen und Armen an ihm vorüber und entgegnete: „Laßt mich nur erst dies noch in Sicherheit bringen, dann laufen wir beide mit den Anderen davon!“ Don Abbondio wollte sie aufhalten, mit ihr die verschiedenen Auswege besprechen; aber Geschäftigkeit, Eile, Furcht, die auch ihr in allen Gliedern lag, Zorn über die Furcht ihres Herrn, machten sie in diesem Augenblicke noch weit unbiegsamer und eigenwilliger als sie sonst war. „Die Anderen retten, was sie retten können, wir thun es auch. Verzeiht, Ihr haltet mich ja nur auf. Glaubt Ihr denn, daß andere nicht auch ihr Hab' und Gut in Sicherheit bringen? Wollen denn die Soldaten mit Euch Krieg anfangen. Ihr könntet in einem solchen Falle auch ein wenig helfen, statt mir in den Weg zu laufen, zu jammern und zu klagen!“ Mit diesen und ähnlichen Antworten machte sie sich von ihm los und hatte sich, noch vor Beendigung ihres eiligen Treibens, vorgesetzt, ihn, am Ende, wie ein Kind beim Arme zu nehmen und auf einen Berg zu ziehen. Verlassen trat er an ein Fenster, guckte, horchte und scheie, ging Jemand vorüber, mit halb weinerlicher, halb ärgerlicher Stimme: „seid barmherzig gegen Euren armen Pfarrer, verschafft ihm ein Pferd, ein Maulthier, einen Esel. Ist es denn möglich, daß kein Mensch mir beistehen mag! O, was für Menschen! Wartet zum Wenigsten einen Augenblick, daß ich mit Euch gehen kann,

warten, bis ihr zehn oder zwanzig seyd, und mich zusammen fortbringen könnt, daß ich nicht ganz verlassen bleibe. Wollt Ihr mich in der Gewalt der Teufel lassen? Wißt Ihr nicht, daß alle Lutheraner sind, die ein gutes Werk zu stiften glauben, wenn sie einen Priester ermorden? Wollt Ihr mich hier von ihnen martern lassen? Ach, welche Menschen! welche Menschen!"

Zu wem sagte er denn aber das alles? Zu Leuten, die, niedergedrückt von der Last ihrer geringen Habe, mit dem Gedanken an alles, was sie der Plünderung Preis gaben, vorbei liefen. Der trieb seine Kuh vor sich hin, der schleppte sich hinter seine ebenfalls übermäßig beladenen Kinder drein, und die Frau trug die kleinsten, die noch nicht laufen konnten, auf den Armen. Einige rannten vorbei, ohne zu antworten, ohne empor zu sehen; ein Anderer sagte: „Ei, Herr! macht Euch, so gut Ihr könnt, aus dem Staube; Ihr seyd glücklich, Ihr habt für keine Familie zu sorgen; helft Euch, bemüht Euch."

„O weh mir!" rief Don Abbondio: „Welche Leute! Welche Herzen! Kein Erbarmen: Jeder denkt nur an sich, an mich will kein einziger denken." Er suchte abermals Perpetuen.

„Gleich, gleich," sagte sie: „und das Geld?"

„Ja, wohin damit?"

„Gebt es mir; gebt, behaltet ein paar Soldi für den Nothfall; laßt mich für das andere sorgen."

Don Abbondio geherchte, ging zu seinem Schranke, zog seinen Schatz hervor, übergab ihn Perpetuen. Sie sagte: „Ich vergrabe ihn in den Garten, unter den Feigenbaum;“ und ging. Bald nachher kam sie mit einem Handkorbe, mit Mundvorrath und einem kleinen, leeren Tragkorbe wieder, füllte ihn eiligst mit der nöthigsten Wäsche für sich und ihren Herrn und sagte: „Das Brevier müßt Ihr aber selbst tragen.“

„Wo wollen wir denn hin?“

„Wo die Andern hinlaufen! Vor allen Dingen erst auf die Straße; da werden wir ja hören und sehen, was zu thun ist.“

Agnes, auch einen Tragkorb auf dem Rücken, mit einer Miene, die eine wichtige Mittheilung anzukündigen schien, trat ein. Sie wollte, allein wie sie war, mit einem kleinen Reste vom Golde des Unbekannten, auch ihrerseits die schlimmen Gäste nicht erwarten und war eine Zeit lang zweifelhaft, wohin sie sich wenden könne. Eben der Rest ihrer Scudi, die ihr in den Hungermonaten so nützlich gewesen waren, trug das Meiste zu ihrer Angst und Unschlüssigkeit bei, weil man ihr sagte, in den verwüsteten Dörfern sey gerade, wer ein wenig Geld gehabt habe, weit schlimmer daran gewesen als Andere, und habe, von irgend einem schlechten Menschen verrathen, von den Fremden die ärgsten Mißhandlungen erleiden müssen. Sie hatte

zwar von dem ihr gleichsam in den Schooß gefallenen Segen Niemand als Don Abbondio ein Wort vertraut, bei dem sie sich immer einen Scudo nach dem andern wechseln ließ, und dem sie dann jedesmal eine Kleinigkeit für irgend einen Nothleidenden zustellte. Wer aber einen verborgenen Schatz besitzt und nicht gewohnt ist, mit vielem Gelde umzugehen, trägt immer Scheu vor Anderer Argwohn. Indem sie nun jetzt ebenfalls beschäftigt war, was sie nicht mit sich nehmen konnte, hier und dahin zu verbergen, und der Scudi gedachte, die sie sich in die Schnürbrust genäht hatte, fiel ihr ein, daß der Unbekannte ihr doch seinen Beistand bei allen Gelegenheiten angetragen habe; es fiel ihr ein, was sie so oft schon hatte sagen hören, daß sein Kastell an einem der sichersten Orte stehe, wohin, wenn der Herr nicht wolle, nur allenfalls die Vögel gelangen könnten, und sie beschloß, in ihm Zuflucht zu suchen. Sie bedachte, wie sie sich diesem Herrn kenntlich zu machen im Stande sey, und da fiel ihr Don Abbondio ein, der ihr, nach jenem Gespräche mit dem Erzbischoffe, immerdar ganz besondere Zeichen von Wohlwollen gegeben hatte, die um so mehr von Herzen kamen, als er sie geben konnte, ohne sich deshalb mit Jemand zu vereinigen und ohne, bei der Abwesenheit der jungen Leute, in die Gefahr eines Antrags zu kommen, der dieses Wohlwollen auf eine schwere Prüfung gestellt haben würde. Sie vermuthete, der

arme Mann müsse sich in einem solchen Gewühle in noch weit ärgerer Bedrängniß und Herzensnoth als sie selbst befinden, Hülfe der Art müsse ihm gewiß sehr erwünscht seyn; deshalb kam sie mit ihrem Vorschlage an ihn und Perpetuen angerückt.

„Was sagst Du dazu, Perpetua?" fragte Don Abbondio.

„Ich sage, daß es eine Eingebung des Himmels ist, daß man keine Zeit verlieren darf, laufen muß, was man laufen kann!"

„Aber, aber...."

„Nun, nun, wenn wir dort sind, werden wir uns schon wohl befinden. Der Herr thut jetzt allen Leuten Gutes; wird sich gewiß freuen, uns schützen zu können. So weit ab, so hoch in die Luft versteigen sich keine Soldaten. Und wir haben auch zu essen, denn sind wir in den Bergen, und das liebe Gottesgut (sie wies in den Korb, auf ein ausgebreitetes, weißes Tuch) ist alle, so möchte es uns übel ergehen."

„Bekehrt! ob er denn auch wirklich bekehrt seyn mag? Wie?...."

„Wie? ist denn daran noch zu zweifeln, nach alle dem, was man weiß, nach dem, was Ihr selbst gesehen habt?"

„Und wenn wir nun selbst in den Käfig flögen?"

„Was Käfig? Nehmt nicht übel, wenn man es aber bei allen Dingen machen wollte, wie Ihr, so würde man im Leben zu keinem Entschluß gelangen. Brav,

Agnes! Ihr habt einen gescheuten Gedanken gehabt.“ — Sie setzte ihren Tragkorb auf ein Tischchen, fuhr mit den Armen in die Gurte und hob sich ihn auf den Rücken.

„Könnte man denn nicht,“ sagte Don Abbondio, „ein paar Männer auffinden, die mit uns kämen, ihrem Pfarrer das Geleite gäben? Wenn wir nun unterwegs einem oder dem andern Buschklepper, deren es leider! genug in der Welt giebt, begegneten; was könnt Ihr mir helfen?“

„Sollen wir noch mehr Zeit verlieren?“ rief Perpetua: „Jetzt, wo Jeder für sich allein zu sorgen hat, sollen wir umher laufen und Leute für Euch auftreiben. Geht, geht, holt Euer Brevier und Euren Hut, daß wir fortkommen!“

Don Abbondio ging, kam alsbald mit seinem Brevier unterm Arme, Hut auf dem Kopfe, Stock in der Hand wieder, und alle drei verließen durch eine auf den Gottesacker führende Hinterthüre das Haus.

Perpetua verschloß es, nicht sowohl, weil sie großes Vertrauen in das Vorlegeschloß und die Thüre setzte, als bloßer Förmlichkeit willen, und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Don Abbondio warf im Vorübergehen einen Seitenblick auf die Kirche und murmelte zwischen den Zähnen: „das Volk mag sie bewahren, sie dient ihm. Halten sie auf ihre Kirche, so werden sie an sie denken, halten sie nichts darauf, so ist's ihre Schuld.“

Sie nahmen den Weg in die Felder, still und schweigend; Jeder dachte an seine Hühner und Gänse und sah sich, besonders Don Abbondio, von Zeit zu Zeit um, ob nicht etwa irgend wo eine verdächtige, nicht geheure Gestalt zum Vorschein komme. Es begegnete ihnen Niemand: Jedermann war entweder zu Hause, das Seinige zu hüten, oder sein Bündel zu schnüren oder zu verstecken, oder auf dem Wege nach dem Hochlande.

Nach mannichfaltigen Stoßseufzern und Ausrufungen fing Don Abbondio an, mehr im Zusammenhange zu brummen. Zuerst ging es über den Herzog von Nevers her: der in Frankreich hätte bleiben und zufrieden seyn können, dort Fürst zu heißen, ohne, aller Welt zum Trotz, Herzog in Mantua werden zu wollen. Dann kam die Reihe an den Kaiser, der vernünftiger hätte seyn können als die Anderen und ungerade hätte sollen gerade seyn lassen; er würde immer Kaiser geblieben seyn, wäre auch Hinz oder Kunz Herzog von Mantua geworden. Am Schlimmsten kam aber der Gouverneur weg, der, statt alles aufzubieten, eine solche Geißel dem Lande fern zu halten, sie gerade, blos um seine leidige Lust zum Kriege zu kühlen, herbeziehe. „Sie sollten nur hier seyn, die Herren," meinte er, „sollten nur zusehen, fühlen, wie es thut. Sie haben schwere Dinge dereinst zu verantworten! Unterdessen geht es aber über der Unschuldigen Fell her."

„Bekümmert Euch nicht um die Leute," sagte Perpetua: „die können und werden uns doch nichts helfen. Ihr habt, nehmt mir's nicht übel, immer mit solchem Geschwätz zu schaffen, bei dem gar nichts herauskommt. Mir macht es nur den Kopf warm, daß...."

„Was denn?"

Perpetua hatte auf dem Wege bis hierher alles, was sie im Hause in Hast vornahm, noch einmal überdacht und fing nun an zu jammern: das und das vergessen, das an den unrechten Ort verborgen, hier den Schurken eine Spur gelassen zu haben, dort...."

„Daß Dich ...!" sagte Don Akkondio, der nach und nach wieder in so weit zur Besinnung gekommen war, sich wegen seines Eigenthumes zu beunruhigen: „Daß Dich ....! Was hast Du gemacht? Wo hast Du den Kopf gehabt?"

„Wie?" rief Perpetua und blieb, die Hände unter dem Korbe in die Seiten stemmend, mitten auf dem Wege stehen: „Wie? Ihr kommt nun und wollt mir noch Vorwürfe machen, da Ihr es doch nur waret, der mir den Kopf verdrehte, statt daß Ihr mir hättet helfen und Muth einsprechen sollen! Ich habe wohl mehr noch für Euer Eigenthum als für meine lieben Sachen gesorgt, und Niemand hat mir beigestanden. Ich hatte alle Hände voll zu thun: läuft etwas schlimm ab, ich sage mich los; ich habe mehr als meine Schuldigkeit gethan."

Agnes unterbrach sie, indem auch sie anfing, ih-

re Noth zu klagen; ſie betrübte ſich nicht ſo ſehr über ausgeſtandene Sorgen und Plagen, erlittenen und noch gefürchteten Schaden, als über die vereitelte Hoffnung, ihre Luzia bald wieder zu umarmen. Es war eben jetzt der Herbſt, in dem ſie ſich wieder ſehen wollten, ließ ſich aber doch unter ſolchen Umſtänden erwarten, daß Donna Praxedis nicht ihren Landſitz beziehen, vielmehr, wäre ſie ſchon da geweſen, ungeſäumt, wie alle anderen Städter, verlaſſen würde. Der Anblick der Gegend machte Agneſens Gedanken um ſo bunter, ihr Verlangen um ſo heftiger. Von den Feldwegen waren ſie auf die Landſtraße, auf dieſelbe gelangt, auf der die arme Frau ihre Tochter für ſo kurze Zeit nach Hauſe führte, als ſie die Wohnung des Schneiders verließen. Das Dorf lag vor ihnen.

„Wir müſſen die braven Leute beſuchen,“ ſagte Agnes.

„Und ein wenig ausruhen, denn der Korb wird mir blutſauer, wir müſſen auch einen Biſſen eſſen,“ ſagte Perpetua.

„Daß wir nur nicht zu viel Zeit verlieren,“ meinte Don Abbondio: „wir reiſen nicht zum Vergnügen.“

Sie wurden mit offenen Armen empfangen und fanden freundliche Geſichter, denn ſie führten das Andenken einer guten Handlung zurück. Wann man keine Gelegenheit verſtreichen läßt, Gutes zu thun,

so wird man allerwärts Menschen ansichtig werden, die unser Herz erfreuen.

Als Agnes die gute Frau umarmte, brach sie in lautes Weinen aus, das ihr Herz sehr erleichterte; sie beantwortete unter Schluchzen die Fragen, die Mann und Frau Luziens halber an sie ergehen ließen.

„Ihr ist wohler als uns," sagte Don Abbondio, „sie ist in Mailand außer Gefahr, fern von dem Teufelsspuk."

„Der Herr Pfarrer und die Gesellschaft ist flüchtig, nicht wahr?" sagte der Schneider.

„Ja wohl," sagten Herr und Magd einstimmig. „Ihr dauert mich."

„Wir sind unterweges nach dem Schlosse ***," sagte Don Abbondio.

„Da thut Ihr wohl daran, Ihr werdet wie im Paradiese seyn."

Und hier fürchtet man nichts?" sagte Don Abbondio.

„Ich will Euch sagen, Herr Pfarrer, als eigentliche Einquartirung bekommen wir sie wohl nicht, unser Dorf liegt, Gott sey Dank! außer ihrem Wege. Höchstens so eine Streifrotte was der Himmel verhüten wolle: in jedem Falle hat es noch Zeit und wir hören mehr darüber von den armen Leuten, in deren Dörfern sie Wirthschaft treiben."

Man kam überein, hier ein wenig der Ruhe zu pflegen, und da es eben Mittagszeit war, so sagte der

Schneider: „Wollen meine werthen Gäste meinem geringen Mahle die Ehre anthun, so wird es mich freuen; wir theilen es herzlich gern mit Euch.“

Perpetua meinte, sie habe auch ein wenig Mundvorräthe bei sich, und nach einigen gegenseitigen Komplimenten kam man überein, alles zusammen zu thun und zusammen zu genießen.

Die Kinder hatten sich mit großem Jubel um Agnesen, ihre alte Freundin, versammelt.

Der Schneider rufte hurtig das eine Mädchen, das er neulich zu der armen Wittwe, Marie, geschickt hatte, zu sich, hieß sie einige, in einer Ecke liegende frühzeitige Kastanien aushülsen und auf den Rost legen; „und Du,“ sagte er zu dem einen Knaben, „geh in den Obstgarten, schüttele den Pfirschenbaum, bring, was abfällt, her, geh, lauf! — Und Du,“ zum andern: „klettre auf den Feigenbaum, pflücke die reifen Feigen ab, du wirst das Handwerk wohl zu gut verstehen.“ Er selbst machte den Stöpsel einer Flasche los, seine Frau holte weißes Tischzeug, Perpetua kramte ihren Korb aus, man deckte den Tisch, legte eine Serviette und einen steinguthnen Teller, mit einem Besteck, das Perpetua im Korbe mitgebracht hatte, an den Ehrenplatz für Don Abondio, richtete an, setzte sich, aß, wenn auch nicht mit großer, doch mit mehr Lustigkeit, als jedes der Tischmitglieder an diesem Tage sich vorausgesagt haben würde.

„Was sagt Ihr, Herr Pfarrer, zu einer solchen tollen Wirthschaft im Lande?“ fragte der Schneider: „mir ist es, als läse ich die Geschichten von den Mauren in Frankreich.“

„Was ich dazu sage? das fehlte nur noch!“ „Ihr habt Euch aber einen guten Zufluchtsort gewählt,“ antwortete Jener: „jetzt geht Niemand mehr gezwungen da hinauf! Ihr werdet Gesellschaft finden: man weiß schon, daß sich gar viele Leute hingeflüchtet haben und immer mehr hinflüchten.

„Ich will hoffen,“ sagte Don Abbondio, „daß uns ein guter Empfang wird. Ich kenne den wackern Herrn, und als ich schon einmal die Ehre hatte, mit ihm in Gesellschaft zu seyn, war er so höflich.“

„Und mir,“ sagte Agnes, „hat er durch seine Gnaden Eminenz sagen lassen, wenn ich wegen irgend etwas in Noth wäre, sollte ich mich nur an ihn wenden.“

„Eine herrliche, ruhmwürdige Bekehrung!“ sagte Don Abbondio wieder: „und er hält aus, nicht wahr, er hält aus?“

Der Schneider erließ sich in ein Langes und Breites über das heilige Leben des Unbekannten und wie er, ehedem die Geißel der Umgegend, jetzt aller Vorbild und Wohlthäter sey.

„Und die Leute alle, die er hielt.... das .... das Gesinde....?“ fragte Don Abbondio, der wohl schon

die und da etwas, aber nie Genügendes hatte reden hören.

„Die Meisten sind fortgejagt," erwiederte der Schneider, „wer geblieben, ist anders, und wie anders! geworden. Kurz es ist mit diesem Schlosse gekommen, wie in der Thebaide: Ihr wißt schon."

Er erinnerte sich nun mit Agnesen des Cardinals. „Ein großer Mann!" sagte er: „Ein großer Mann! Jammerschade, daß er so eilig hierdurchkommen mußte, daß man gar nicht im Stande war, ihm ein wenig Ehre zu erweisen. Wie gern möchte ich doch wieder einmal so recht gemüthlich mit ihm sprechen!"

Als man von Tische aufgestanden war, zeigte er ein in Kupfer gestochenes Brustbild des Cardinals vor, das er an einer Stubenthüre, sowohl ihn zu ehren, aufgehangen hatte, als Jedem, der in sein Haus kam, sagen zu können, es sey nicht ähnlich, er habe den Cardinal in eben diesem Zimmer also ganz in der Nähe, mit aller Gemächlichkeit betrachten können.

„Das soll der Cardinal seyn?" sagte Agnes: „die Kleidung ist's, ja; aber...."

„Nicht wahr, es ist nicht ähnlich?" sagte der Schneider: „ich habe es auch immer gesagt; aber, thut nichts; sein Name steht doch darunter: es ist ein Andenken."

Don Abbondio trieb an; der Schneider nahm es auf sich, einen Bauccio, der sie bis zum Fuße des Hügels bringe, aufzutreiben; ging sogleich darnach

aus und kam bald mit der Kunde zurück: er komme. Er wendete sich zu Don Abbondio und sagte: „Herr Pfarrer, wenn Ihr vielleicht wünschtet, dort oben Bücher zu haben, zum Zeitvertreibe; ich kann Euch mit meinem Bischen Armuth aushelfen, verstehe zur Noth zu lesen; nicht solche Sachen wie ihr; ungelahrte Bücher; aber...."

„Vielen Dank, vielen Dank;" erwiederte Don Abbondio: „unter den jetzigen Umständen ist man aber froh, wenn man nur denken kann, was man denken muß.

Während sie sich Artigkeiten sagen und abschlagen, sich beklagen und auf bessere Zeiten vertrösten, Einladungen und Versprechungen zu abermaligem Zuspruche bei der Rückkehr geben, ist der Baroccio vor der Hausthür angelangt. Die Körbe werden aufgepackt, man steigt ein und beginnt mit ein wenig mehr Bequemlichkeit und Gemüthsruhe die zweite Hälfte der Reise.

Der Schneider hatte zu Don Abbondio die Wahrheit, in Betreff des Unbekannten, gesagt. Von dem Tage an, wo wir ihn verließen, war er immer, seinem damaligen Vorsatze treu, bemüht gewesen: Unrecht gut zu machen, Frieden zu stiften, den Armen beizustehen, kurz, alles ihm mögliche Gute zu befördern. Eben den Muth, den er sonst angewendet hatte, Andere zu beleidigen, sich zu vertheidigen, bewies er jetzt, indem er weder das eine noch das andere that.

Er hatte alle Waffen abgelegt, ging immer allein, immer bereit, die möglichen Folgen so vieler begangener Unthaten zu bestehen, überzeugt, daß es nur eine neue zu nennen seyn würde, wollte er ein Haupt, das sich so vielfältig, an so Vielen versündigte, vertheidigen; überzeugt, daß alles Böse, was man ihm zufüge, wohl Gott beleidige, ihm aber gerechte Vergeltung, daß er weniger als jeder Andere berechtigt sey, das Strafamt gegen Beleidiger auszuüben. Bei alle dem blieb er so unverletzt als sonst, wo er seine und so vieler Anderer Arme, zu seiner Vertheidigung, bewaffnet hielt. Das Andenken an seine ehemalige Gottlosigkeit, der Anblick seiner jezigen Menschlichkeit, welche erstere so vieles Verlangen der Rache erregen mußte und welche letztere die Befriedigung so leicht machte, bewirkten, erhielten ihm nur die beste Schutzwehr: Verehrung. Der Mann, den Niemand zu demüthigen vermochte, hatte sich selbst gedemüthigt. Der von seinem früheren Uebermuthe und Anderer Furcht gespornte Groll verschwand vor seiner gegenwärtigen Demuth; die Beleidigten hatten, über alle Erwartung, ohne alle Gefahr eine Genugthuung empfangen, die ihnen die glänzendste Rache nicht verschafft haben würde, die Genugthuung: einen solchen Mann sein Unrecht bereuen, gewissermaßen ihren eigenen Unwillen theilen zu sehen. Mehr als Einer, lange Jahre von bitterem Aerger zernagt, nicht die mindeste Aussicht zu haben, ihm irgend ein schweres Un-

recht entgelten zu lassen, seiner Herr zu werden, begegnete er ihm jetzt, sah er ihn allein, waffenlos, mit einer Miene, die von Vertheidigung nichts zu wissen schien, konnte zu nichts Anderem umhin, als ihm Ehre zu erweisen. Durch diese freiwillige Erniedrigung hatte sein Wesen etwas Erhabenes, Edles, ohne daß er es wußte, erlangt, gab seine Gegenwart diesen Eindruck, bezeugte mehr als früher gänzliche Furchtlosigkeit. Selbst der roheste, wildeste Haß ward von der allgemeinen Ehrfurcht für den reuigen, wohlthuenden Menschen gebändigt und gebunden. Es ging so weit, daß er oft verlegen war, wie sich der ihm überall dargebrachten Ehre zu entziehen, besorgt, das innere Gefühl der Zerknirschung nicht zu sehr in Gesicht und Benehmen hervortreten zu lassen, sich nicht zu sehr zu erniedrigen, um nicht zu sehr erhöht zu werden. Er hatte sich in der Kirche den untersten Platz auserlesen, und Jedermann sah sich vor, ihm denselben nicht wegzunehmen, denn man würde es für Anmaßung eines Ehrenplatzes ausgelegt haben. Einen solchen Mann etwa gar beleidigen, ihm unehrerbietig begegnen, würde man nicht sowohl bloßes Verbrechen oder Niederträchtigkeit, als Schändung des Heiligen genannt haben; und eben die, gegen welche dieses Gefühl der Anderen hätte Anwendung finden können, fühlten sich gezwungen, es mehr oder minder zu theilen. Diese und andere Ursachen schützten ihn gleichfalls vor der entfernteren Ahndung der Obrigkeit, be-

wirkten ihm auch von dieser Seite die Sicherheit, um die er sich ganz und gar nicht zu kümmern schien. Sein Rang und seine Verwandtschaften, die ihm von jeher einigermaßen zu statten kamen, lagen jetzt um so schwerer in seiner Wagschale, als sich dem schon berühmten und berüchtigten Namen nun auch persönlicher Werth, der Ruhm der Bekehrung, zugesellten. Alle hohe, obrigkeitliche, sowie vornehme Personen hatten sich über die Bekehrung, mit dem Volke, öffentlich gefreut, und es würde seltsam gewesen seyn, den Gegenstand so vieler Glückwünsche zur Verantwortung zu ziehen. Ueberdies konnte sich auch eine in immerwährende, oft unglückliche Kriege gegen bedenklichen, hartnäckigen Aufruhr verwickelte Obrigkeit zufrieden geben, des unbändigsten, empfindlichsten ledig zu seyn, um nichts Weiterem nachstreben, sie konnte es um so mehr, als diese Bekehrung, was die Obrigkeit gar nicht gewohnt war zu erlangen, nicht einmal zu verlangen, wieder gut machte. Einen Heiligen zu quälen, war kein gutes Mittel, sich von der Schaam zu befreien, einen Widerspenstigen nicht zu bändigen verstanden zu haben, und das dadurch gegebene Beispiel hätte keine andere Wirkung hervorbringen können, als Andere abzuhalten, dem Beispiele zu folgen. Wahrscheinlich diente dem Unbekannten auch der Antheil des Cardinals Friedrich an der Bekehrung und daß dessen Name stets mit dem seinen zugleich genannt ward, zum heilbringenden

Schirme. Und aus diesem Zustande der Dinge und Ideen, aus diesen seltsamen Rückwirkungen der geistlichen und weltlichen Gewalten, die oft mit einander stritten, ohne je zu beabsichtigen, sich gegenseitig zu untergraben, die auch in ihren Feindseligkeiten sich gegenseitig anerkannten und sich ihrer Ergebenheit versicherten, die so häufig gemeinschaftliche Ziele verfolgten, ohne je einig zu werden, geht gewissermaßen hervor, daß die Versöhnung mit der ersten das Vergessen wenn nicht Vergeben der anderen zur Folge hatte, als in sofern jene allein bewirkte, was beide bewirken wollten.

Wäre dieser Mensch gefallen, so würde Groß und Klein, Vornehm und Gering ihn um die Wette mit Füßen getreten haben; er legte sich freiwillig nieder, und alle verschonten, viele verehrten ihn. Zwar gab es auch Viele, denen diese geräuschvolle Umwandlung nichts weniger als erwünscht kam: viele besoldete Helfershelfer, viele andere Lastergenossen, die nunmehr eine so starke Hülfsmacht, auf die sie gewohnt waren in allen Stücken Rechnung zu machen, verloren, die mit einemmale die Fäden lang ausgesponnener Gewebe, vielleicht in dem Augenblicke zerrissen sahen, wo sie die Kunde ihrer Vollendung zu empfangen hofften. Wir haben aber gesehen, wie verschiedene Gefühle jene Bekehrung den Schurken erregte, die sich um ihren Herrn befanden, als er sie verkündete: Staunen, Schmerz, Niedergeschlagenheit, Aer-

ger! ein wenig von Allen, nur weder Haß noch Verachtung. Dasselbe ereignete sich mit den anderen, die er an verschiedenen Orten hie und da verstreut hatte; dasselbe mit den vornehmeren Spießgesellen, als sie die schreckbare Nachricht empfingen; und zwar fanden bei Allen die einen und dieselben Ursachen Statt. Haß ward, wie Ripamonti anzieht, dem Cardinale Friedrich ausschließlich zu Theil. Sie betrachteten ihn wie Einen, der sich ihnen als Feind entgegengestellt hatte; der Unbekannte wollte seine Seele retten: darüber hatte Niemand das Recht, sich zu beklagen. Nach und nach waren die Meisten der Hausdienerschaft, weil sie sich weder an die neue Disciplin gewöhnen konnten, noch die Wahrscheinlichkeit einer Aenderung voraussahen, gegangen. Der mag sich vielleicht unter den alten Freunden seines alten Herrn einen neuen gesucht haben; der sich von irgend einem Rottenmeister für Spanien oder Mantua oder eine andere kriegführende Macht haben werben lassen; der sich auf der Straße ansäßig gemacht und im Kleinen, auf seine eigene Faust, Krieg geführt haben; der sich haben genügen lassen, als Gauner von Profession, frei umherzuwandern. Und ein ähnliches mögen wohl auch alle die Andern vorgenommen haben, die vordem an verschiedenen Orten unter seiner Obergewalt standen. Wer sich mit der Zeit an die neue Lebensweise hatte gewöhnen können, oder sich derselben aus freiem Antriebe widmete, kehrte, war er in dem Thale

geboren, zum Feldbaue zurück oder zu dem Gewerbe, das er anfänglich erlernte und mit dem Schurkengewerbe vertauschte; Auswärtige blieben als Hausbediente im Kastell: die einen wie die andern schienen mit ihrem Herrn gesegnet, thaten es ihm in ihrem ferneren Benehmen gleich, stifteten und empfingen kein Unrecht, wandelten unbewaffnet und geehrt einher.

Als nun bei dem Einbrechen der deutschen Rotten mehre Flüchtlinge aus zerstörten oder bedroheten Dörfern im Schlosse ankamen und Schutz suchten, nahm der Herr, froh, daß die Schwachen seine Mauern, die sie seit langer Zeit nur wie ein ungeheures Schreckbild von ferne anzusehen gewagt hatten, jetzt als Asyl betrachteten, die Vertriebenen eher mit Zeichen der Erkenntlichkeit als bloßer Höflichkeit auf, ließ überall verkünden, daß sein Haus jedem offen stehe, der in ihm Schutz suche, und dachte alsbald darauf, nicht blos das Schloß selbst, als das ganze Thal in Vertheidigungszustand zu setzen, im Falle jemals Landsknechte oder Cappelletti es sich einfallen ließen, zu kommen, um daselbst zu hausen. Er versammelte die gebliebenen wenigen, aber tapferen Diener, stellte ihnen die schöne Gelegenheit vor, die Gott ihm und ihnen gäbe, einmal zum Dienst ihrer Nächsten, die sie so sehr unterdrückt und beängstet hätten, etwas zu vollbringen, deutete ihnen im Allgemeinen, mit Befehlstone, der die Gewißheit des Gehorsams voraussetzte, an, was sie nach seinem Wil-

len zu thun hätten, und schrieb ihnen vor, wie sie sich benehmen sollten, damit alle Leute, die sich hierher flüchteten, nur Freunde und Vertheidiger in ihnen gewahrten. Er ließ aus einer Bodenkammer die Feuergewehre, Lanzen, Schwerter und Dolche, die daselbst auf einen Haufen waren geworfen worden, herabholen, vertheilte sie unter die Leute; ließ seinen Bauern und Pachtern im Thale sagen, es möge ein Jeder, der den guten Willen habe, mit Waffen auf das Schloß kommen; wer keine mitbrachte, empfing sie; wählte einige zu Officieren und Befehlshabern der anderen aus, ließ an den Ausgang und an verschiedene Punkte des Thales, an den Abhang und die Thore des Kastelles Wachen stellen und bestimmte Art und Stunden der Ablösung, wie nach Kriegsgebrauch, und wie es schon früherhin vor der Bekehrung Statt fand.

In einem Winkel jener Bodenkammer, fern von den anderen Waffen, lagen, die er ehemals zu tragen pflegte: sein wohlbekannter und gefürchteter Karabiner, Musketen, Degen, Schwerter, Pistolen, Hirschfänger, Dolche, auf der Erde oder an die Wände gelehnt. Keiner der Diener legte Hand daran; sie fragten den Herrn, welcher er sich bedienen wolle. „Keiner," entgegnete er, und, geschah es aus Gelübde oder Entschluß, er blieb an der Spitze seiner kleinen Heerschaar immer unbewaffnet.

Er hatte andere männliche und weibliche Bedie-

nungen in Trab gesetzt, im Kastelle, für so viele Menschen es nur möglich sey, Wohnstätten zu bereiten, Betten aufzuschlagen, Streuen, Matrazen, Strohsäcke in Stuben und Sälen, zu Schlafstätten, zu bereiten; hatte Veranstaltung getroffen, daß zu Beköstigung der ihm von Gott gesandten, sich immer mehrenden Gäste hinreichende Lebensmittel herzugeschafft wurden. Er selbst war niemals auf einem Orte fest; in und außer dem Schlosse, den Berg hinab und hinauf, rings um das Thal: anzuordnen, zu befestigen, Posten zu visitiren, zu sehen, sich sehen zu lassen, alles mit Worten, Blicken und seiner Gegenwart, in Ordnung zu bringen und zu erhalten. Im Hause, unterwegs, wo er sie erblickte, bewillkommte er die Neuankommenden; alle, sie mochten ihn gesehen haben, oder zum erstenmale sehen, waren entzückt über diesen Mann, vergaßen einen Augenblick Weh und Schrecken, die sie zu ihm trieben, konnten nicht ablassen, ihm nachzustaunen, wenn er sich längst von ihnen los gemacht hatte und seinen Weg verfolgte.

Dreißigstes Kapitel.

Wenn gleich der Haupttrubel nicht auf der Seite, von welcher unsere drei Flüchtigen dem Thale naheten,

sondern an dem entgegengesetzten Ausgange war, so fanden sie doch bald Reise- und Unglücksgefährten, die überall von Seitenwegen und Stegen herbeiströmten. In solchen Lagen ist Jedermann, dem man begegnet, ein Bekannter. Jedesmal, daß der Barroccio einen Fußgänger erreichte, wurden Fragen und Antworten gewechselt. Einer war, wie unsere Flüchtlinge, vor Ankunft der Soldaten geflohen, einer hatte die Trommeln und Pfeifen schon gehört, die Soldaten schon gesehen, die er, wie Furchterfüllte zu beschreiben pflegen, beschrieb.

„Wir sind noch glücklich," sagten die beiden Weiber, „der Himmel sey gepriesen. Hab und Gut geht zwar drauf; wir kommen aber doch mit heiler Haut davon."

Don Abbondio fand die Sache gar nicht so erfreulich; auch dieser Zudrang und der, wie man ihm sagte, noch größere auf der andern Seite fing an, ihm unbehaglich vorzukommen. „Eine schöne Geschichte!" murmelte er den Weibern in einem Augenblicke zu, wo Niemand in der Nähe war; schöne Geschichte! Begreift Ihr denn nicht, daß man die Soldaten gleichsam mit den Haaren herbeizieht, wenn man so viele Menschen an einem Orte versammelt? Alle verstecken, alle schleppen fort; in den Häusern bleibt nichts zurück; müssen sie nicht glauben, daß hier oben Schätze gehäuft werden? Sie kommen sicherlich und gewiß. Ach, ich Armer! wohin bin ich gerathen!"

„Wie können sie denn hierher kommen?“ sagte Perpetua: „sie müssen ja ihrer Straße ziehen. Und dann hab ich ja auch immer sagen hören, daß es in Gefahren besser ist, zu Viele als zu Wenige zu seyn.“

„Zu Viele? zu Viele?“ erwiederte Don Abbondio: „arme Frau! Weißt Du denn nicht, daß ein Landsknecht hundert von dem Schlage auf sich nimmt? Nun, und wenn sie nun Dummheiten anfangen wollten? Eine schöne Freude, in einer Bataille zu stecken! Wehe mir Armen! War es nicht besser, in die Berge zu klettern? Was wollen sie denn Alle an dem einen Orte!.... Tolles Volk!“ murmelte er leiser: „Alles hierher; und immer zu, zu, zu; Einer hinter dem Andern, wie unvernünftiges Vieh.“

„Auf diese Weise,“ meinte Agnes, „könnten sie ja aber eben so von uns reden.“

„Schweigt, schweigt!“ sagte Don Abbondio: Das Geschwätz hilft nichts. Geschehenes ist nicht zu ändern. Wir sind da und müssen da bleiben. Wir stehen in Gottes Hand, er sey uns gnädig!“

Aber wie schlimm ward es ihm erst am Eingange des Thales, beim Anblicke einer Schaar Bewaffneter, die theilweise vor einem Hause stand, theilweise in den Stuben des Erdgeschosses zu erblicken war. Er schielte hin: es waren wohl nicht die Gesichter, die er bei seinem ersten unseligen Einzuge hatte sehen müssen, oder wenn dennoch, waren sie sehr verändert; demungeachtet ist es aber unbeschreiblich, wie fatal

sie ihm vorkamen. „Ach, ich Armer!“ dachte er: „wenn sie nun ihre Dummheiten anfingen! Es konnte aber schon nicht anders seyn, ließ sich von einem Menschen seines Schlages nicht anders erwarten. Was will er denn machen? Will er Krieg führen? Will er den König spielen? Er? Ach ich Armer! Unter solchen Umständen, wo ein Jeder sich in die Erde verkriechen möchte, thut der, was er kann, sich bemerkbar zu machen, in die Augen zu stechen; es fehlt nur noch, daß er sie bittet, herzukommen!“ —

„Seht Ihr wohl, Herr Pfarrer,“ sagte Perpetua, „ob es hier wackere Leute giebt, die uns zu vertheidigen wissen? Sie mögen immerhin kommen, die Soldaten: das sind hier andere Leute als unsere Bauern, die zu nichts nütze sind, als die Beine unter die Arme zu nehmen.“

„Schweig!“ sagte Don Abbondio heimlich, aber mit verhaltenem Zorne: „Schweig, Du weißt nicht, was Du sagst. Bitte Deinen Gott, daß die Soldaten Eile haben und kein Gelüsten verspüren, zu wissen, was hier vorgeht, daß man den Ort wie eine Festung zurichtet. Weißt Du nicht, daß es gerade ihr Handwerk ist, Festungen zu nehmen? Sie würden gar nichts weiter verlangen; ein Sturm ist ihnen eine Hochzeit, alles, was sie finden, gehört ihnen und sie dürfen alle Welt der Reihe nach aufspießen. Ach, ich Armer! Schon gut, ich will schon zusehn, ob es kein Mittel giebt, auf einem oder dem andern Feisen

aufs Trockene zu kommen. In eine Schlacht bringen sie mich nicht: hu! in eine Schlacht bringen sie mich nicht!“

„Ja, wenn Ihr Euch auch fürchten wollt, wenn man Euch hilft und schützt....?“ begann Perpetua wieder; Don Abbondio harschte sie aber, wenn gleich mit leiser Stimme, an: „Schweig! hüte Dich, von diesen Gesprächen etwas verlauten zu lassen: verstehst Du? Hier muß man immer gute Miene machen, muß alles gut heißen, was man sieht.“

An dem Sonnenwirthshause fanden sie einen anderen Posten Bewaffneter, vor denen Don Abbondio ehrfurchtsvoll den Hut abzog, im Herzen aber sagte: „O weh, o weh! i.. bin mitten in den Krieg gerathen!“ — der Baroccio hielt an; Don Abbondio bezahlte und verabschiedete in aller Eile den Führer und stieg mit seinen beiden Begleiterinnen, ohne einen Laut von sich zu geben, bergauf. Der Anblick dieser Orte weckte seiner Einbildung das Andenken vormals hier ausgestandener Angst wieder auf und verschmolz sie mit der jetzt ausstehenden. Agnes, die sie noch nie gesehen, sich innerlich ein fantastisches Gemälde davon entworfen hatte, das sie jedesmal, wenn sie es sich vorführte, an alle Dinge erinnerte, die hier vorgefallen waren, empfand, als sie jetzt alles in der Wirklichkeit sah, die sie so nahe angehenden, schmerzlichen Erinnerungen lebhafter und schärfer. „Ach,

Herr Pfarrer!“ rief sie aus: „wenn ich bedenke, wie meine arme Luzie dieser Straße zog....!“

„Wollt Ihr wohl schweigen, Ihr unverständige Frau!“ schrie ihr Don Abbondio ins Ohr; „sind das Dinge, von denen man hier reden mag? Wißt Ihr nicht, daß wir uns in seinem Hause befinden? Ein Glück, daß Euch jetzt Niemand gehört hat; wollt Ihr aber auf diese Weise....“

„Ach!“ sagte Agnes: „Jetzt, wo er ein Heiliger ist....!“

„Schweigt,“ rief Don Abbondio ihr abermals in das Ohr: „glaubt Ihr, daß man mit den Heiligen so wie nichts die nichts reden könne, wie es einem um das Herz ist? Denkt lieber nach, wie Ihr ihm für das Gute danken wollt, das er Euch erzeigte.“

„Ach, was das anlangt, daran habe ich schon gedacht; meint Ihr denn, daß ich nicht auch ein wenig zu leben wisse?“

„Man weiß zu leben, wenn man nichts sagt, was mißfallen kann, besonders solchen Leuten, die nicht gewohnt sind, etwas der Art zu hören. Und merkt Euch wohl, alle Beide, daß dies hier nicht der Ort ist, alles zu beschwatzen und alles heraus zu sagen, was Euch etwa durch den Kopf fährt. Es ist das Haus eines großen Herrn, das wißt Ihr schon; seht nur, was überall für Dienerschaft läuft, Leute jeder Art und jeden Schlages: seyd also vernünftig, wenn Ihr könnt: wägt Eure Worte ab,

sagt nicht zu viele und nur, so viele die höchste Noth verlangt: Schweigen thut immer gut."

„Ihr treibt es schlimmer, mit allen Euren...." fing Perpetua an; aber: „still!" raunte ihr Don Abbondio ins Ohr, riß den Hut vom Kopfe und verneigte sich bis zur Erde, denn als er zufällig empor sah, kam der Unbekannte abwärts auf sie zu, hatte ihn schon gesehen, erkannt und eilte ihnen entgegen.

Als er nahe war, sagte er: „Herr Pfarrer, ich hätte Euch gern bei freudigerer Gelegenheit bei mir gesehen, freue mich aber darum nicht weniger, Euch dienen zu können."

„Im Vertrauen auf die hohe Güte Euer Gnaden," erwiederte Don Abbondio: „habe ich mich in diesen bejammernswerthen Umständen erkühnt, mich zu Euch zu flüchten, Euch zur Last zu fallen; und wie Euer Gnaden bemerken, hat mich die Stärke dieses Vertrauens verleitet, auch Gesellschaft mitzubringen. Diese ist meine Haushälterin...."

„Seyd willkommen," sagte der Unbekannte.

„Und diese," fuhr Don Abbondio fort, „eine Frau, der Eurer Gnaden schon wohlgethan haben: die Mutter jener .... jener ...."

„Luzia," sagte Agnes.

„Luzia!" rief der Unbekannte und wandte sich mit gesenkter Stirn zu Agnesen. „Wohl gethan! ich! großer Gott! Ihr, Ihr thut mir wohl, daß Ihr hierher kommt .... zu mir .... in dieses Haus.

Seyd willkommen. Ihr bringt des Himmels Segen!“

„Ach, gewiß,“ sagte Agnes: „mache ich Euch Beschwer. Ich habe Euch auch,“ fuhr sie fort und näherte sich seinem Ohr, „zu danken, für ....“

Der Unbekannte unterbrach ihre Worte, indem er dringend nach Luzien fragte. Als er unterrichtet war, ging er, seine neuen Gäste begleitend, wieder mit zum Schlosse zurück, obwohl sie es mit vielen Komplimenten verhüten wollten. Agnes warf dem Pfarrer einen Blick zu, der besagte: „Seht Ihr wohl, ob es nöthig ist, daß Ihr Euch mit Eurem Rathgeben zwischen uns mischt?“

„Sind sie schon in Eurem Kirchspiele?“ fragte der Unbekannte.

„Nein, gnädiger Herr, ich mochte die Teufel nicht erst erwarten,“ entgegnete der Pfarrer. „Der Himmel weiß, ob ich ihren Klauen lebend entkommen wäre und dann zu Euer Gnaden hätte kommen können.“

„Nun, faßt nur Muth,“ erwiederte der Unbekannte: „Jetzt seyd Ihr in Sicherheit. Hier herauf kommen sie nicht, und wollten sie es ja versuchen, so sind wir zum Empfange bereit.“

Wir wollen hoffen, daß sie nicht kommen,“ sagte Don Abbondio. „Wie ich höre,“ fuhr er fort und deutete mit dem Finger nach der gegenüberliegen-

den Bergwand: „Wie ich höre, treibt sich auch auf jener Seite ein Schwarm herum, und, und ....“

„Es ist wahr,“ antwortete der Unbekannte: „aber ich versichere Euch, daß wir auch sie zu empfangen nicht faul sind.“

„Zwischen zwei Feuern!“ dachte Don Abbondio: „also zwischen zwei Feuern! Wo habe ich mich hin schleppen lasse.n! und von zwei Klatschmäulern! Und der scheint aufgelegt, uns erst recht hinein drücken zu wollen! Ach, was für Menschen giebt es auf der Welt!“

Im Schlosse angelangt, ließ der Herr Agnesen und Perpetuen in ein Zimmer, in den zur Frauenwohnung bestimmten Theil führen, der drei der vier Seiten des zweiten Hofes einnahm und den auf einen entlegenen Felsenvorsprung gebauten, über einem Abgrunde schwebenden Rücken des ganzen Gebäudes bildete. Die Männer bewohnten beide Flügel des zweiten Schloßhofes, mit der Aussicht nach dem freien Platze. Das beide Höfe trennende und die Kommunikation durch einen langen, geräumigen, dem Schloßthore gegenübergelegenen, offenen Gang befördernde Mittelgebäude diente zur Aufbewahrung der Lebensmittel und Vorräthe und theilweise auch der Waaren und Gegenstände, welche die Geflüchteten mitbrachten. In der Männerwohnung war ein kleines Zimmer für etwa ankommende Geistliche bestimmt, wohin der Unbekannte Don Abbondio, den ersten Besitznehmer, in Person führte.

Unsere Flüchtlinge blieben etwa dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Tage, in fortdauernder Bewegung, in grösser in der ersten Zeit von Tag zu Tag zunehmender Gesellschaft, ohne daß sich etwas Wichtiges ereignet hätte, im Schlosse. Es verging fast kein Tag, wo man nicht zu den Waffen rief. Hier waren Landsknechte herbeigekommen, dort hatten sich Capelletti sehen lassen. Der Unbekannte sandte jedesmal Kundschafter aus, nahm, wo es nöthig war, Leute mit sich, die zu dem Zwecke immer bereit waren, und begab sich mit ihnen vor das Thal, der Gegend zu, wo die Gefahr drohte. Es nahm sich sonderbar aus, eine solche Schaar von Kopf bis zu Füßen Bewaffneter, in kriegerischer Ordnung, von einem Manne ohne Waffen angeführt, ausziehen zu sehen.

Zum öfteren waren es Furaschirer und zusammengerottete Räuber, die, ehe sie überfallen werden konnten, sich aus dem Staube machen. Einstmals aber, als er auf der Jagd einer solchen Bande begriffen war, benachrichtete man den Unbekannten, daß so eben ein nahes Dorf verwüstet und geplündert werde. Es waren von verschiedenen Trupps zurückgebliebene, marodirende Landsknechte, die sich geschaart hatten, aufs Gerathewohl die nächsten Dörfer an den Rastorten des Heeres überfielen, plünderten und brandschatzten. Der Unbekannte haranguirte seine Leute und marschirte mit ihnen dem Dorfe zu. Sie kamen unerwar-

tet: die Spitzbuben waren auf nichts gefaßt als zu beuten, und liefen, als sie kampffertige, geordnete Männer anrücken sahen, ihren Raub im Stiche lassend, einzeln eiligst davon, ohne daß sich der Eine erst besonnen hätte, welchen Weg der Andere nahm. Der Unbekannte verfolgte sie eine Weile, ließ dann Halt machen, wartete ab, ob sich noch etwas Neues zeige, und kehrte wieder um. Man kann denken, mit welchem Beifalls- und Segensgeschrei die Schaar der Befreier und ihr Anführer begleitet wurden, als sie wieder durch das Dorf zogen. Im Kastelle entstand niemals, wie groß auch die zusammengedrängte Menge war, verschieden an Stand, Sitten, Geschlecht und Alter, eine Unordnung von Bedeutung. Der Unbekannte hatte an verschiedene Orte Wachen gestellt, die jede Ungebührlichkeit mit dem Eifer entfernten, mit dem ein Jeder dem oblag, wovon er Rechenschaft geben mußte. Er hatte ferner die unter den Geflüchteten befindlichen Geistlichen und angesehensten Leute gebeten, überall umher zu gehen und zu wachen; und so oft es ihm möglich war, ging er selbst umher, war überall zugegen; aber selbst wenn er nicht zugegen war, hielt schon der Gedanke, daß er im Hause sey, Jeden, der es etwa bedurfte, im Zaum. Es waren überdies lauter geflüchtete, demnach im Allgemeinen friedfertige Leute, und die Gedanken an Heimath und Eigenthum, zurückgebliebene Freunde oder Verwandte und deren Gefahren, die von Außen an-

langenden Nachrichten, drückten die Gemüther zu Boden und erhielten oder bestärkten jene Stimmung immer mehr.

Es gab aber auch der leichteren Sinne, Männer von beständigerer Gemüthsstimmung und frischerem Muthe, bemüht, ihre Tage lustig zu verbringen. Sie hatten ihre Häuser verlassen, weil sie sich zu schwach fühlten, sie zu vertheidigen; deshalb aber waren sie keineswegs geneigt, über etwas Unabänderliches zu jammern und zu wehklagen, noch sich schon in der Einbildung mit der Verwüstung abzugeben, die sie bald genug mit eigenen Augen erblicken würden. Bekannte Familien waren mit einander gegangen, hatten sich oben getroffen; neue Freundschaften waren geschlossen worden; die Menge hatte sich, nach Launen und Sitten, in Gesellschaften getrennt. Wer Geld hatte und bescheiden war, ging, die Bedürfnisse seines Magens zu stillen, hinab ins Thal, wo in aller Geschwindigkeit Schenken und Gasthäuser entstanden waren: in einigen nahm man abwechselnd Bissen zu sich und gab Wehklagen von sich und es war nicht gestattet, von anderem als Unheil zu sprechen; in anderen geschah des Unheils nur Erwähnung, um zu sagen, daß man es sich aus dem Sinn schlagen müsse. Wer auf seine eigenen Kosten nicht leben konnte oder wollte, empfing im Kastelle Brod, Suppe und Wein: außerdem gab es einige täglich angerichtete Tafeln für die von dem Herrn

besonders dazu Geladenen, worunter unsre Bekannten.

Um ihr Brod nicht umsonst zu essen, hatten Agnes und Perpetua verlangt, in den zu einer so großen Wirthschaft nöthigen Diensten angestellt zu werden; damit verbrachten sie einen guten Theil des Tages, der andere verging im Geplauder mit einigen frisch geschlossenen Freundschaften und dem armen Don Abbondio. Dieser hatte gar nichts zu thun, langweilte sich aber dennoch nicht, denn die Furcht war seine stete Gesellschafterin. Die eigentliche Furcht vor einem Ueberfalle mochte ihm wohl vergangen seyn, oder bereitete ihm, war sie wirklich noch da, das mindeste Leid, weil er jedesmal, dachte er nur ein klein wenig nach, finden mußte, wie unbegründet sie sey. Aber das Bild des von beiden Seiten von räuberischen Soldaten überschwemmten Landes, die Waffen und Bewaffneten, die er beständig vor Augen sah, ein Kastell, dies Kastell, der Gedanke an tausend Dinge, die sich in solcher Lage aller Augenblicke ereignen konnten, alles bewahrte ihm eine unbestimmte, allgemeine, fortwährende Beklemmung, der Sorge um sein eigenes Haus zu gestatten. Während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes im Schlosse entfernte er sich keinen Fuß breit von demselben, setzte keinen Fuß auf den Abhang des Berges: sein einziger Spaziergang war über den freien Schloßplatz im Schlosse ab und zu, auf und nieder, durch alle Ab-

gründe und Felsenhänge, wo er sich im Fall der Noth verbergen möge. Allen seinen Unglücksgefährten machte er tiefe Bücklinge und Verneigungen, gab sich aber nur mit äußerst wenigen ab. Am häufigsten sprach er, wie wir schon sagten, mit den beiden Frauen und schüttete gegen sie sein Herz auf die Gefahr aus, von Perpetuen zuweilen auf den Mund geschlagen, von Agnesen beschämt zu werden. Bei Tische, wo er nur kurze Zeit verweilte und wenig sprach, vernahm er die Berichte über den furchtbaren Durchmarsch, die sich entweder von Dorf zu Dorf, von Mund zu Mund fortpflanzten, oder von irgend einem neuangekommenen Flüchtlinge mitgebracht wurden, der anfänglich zu Hause bleiben wollte, zuletzt aber, ohne etwas zu retten, oft sogar übel zugerichtet, davon laufen mußte: tagtäglich neue Unglücksmähren! Einige Neuigkeitskrämer von Profession sammelten sorgsam alle Gerüchte, würdigten alle Nachrichten, und theilten die Quintessenz den Anderen mit. Man stritt mit einander über die Frage, welche Regimenter die verteufeltsten wären, ob Fußvolk schlimmer als Reiterei: man führte, so gut man konnte, die Namen gewisser Condottieri an, erzählte sich ihre frühern Thaten, nannte die Rastorte und Märsche: an diesem Tage durchzog das und das Regiment die und die Orte, morgen gelangte es zu denen und denen, wo schon das und das andere das Unterste zu Oberst gekehrt hatte. Besonders suchte man zu erfahren, genaue Kenntniß zu

erlangen, was für Regimenter von Tag zu Tag die Brücke von Lecco paſſirten, weil man ſie ſodann als wirklich außer Landes betrachten konnte. Es paſſirten nach und nach die Fuß- und Reiterregimenter: Wallenſtein, Anhalt, Marradas, Brandenburg, Montecuccoli, Ferrari, Altringer, Fürſtenberg, Colloredo, Torquati Conti, die Kroaten und viele viele andere, bis es denn endlich dem Himmel gefiel, auch das letzte und zwar Galoſſo hinüberzuſchicken. Auch das fliegende Corps Venetianer entfernte ſich und rechts und links ward alles Land wieder frei. Die, deren Dörfer am erſten geplündert und verwüſtet wurden, hatten ſchon angefangen, das Kaſtell zu räumen; tagtäglich folgten ihnen Andere: gleichwie nach einem Herbſtſturme aus dem dichten Laubdache eines Baumes nach allen Seiten hin Vögel entfliegen, die er ſchützte. Ich vermuthe, daß unſere Drei zuletzt gingen, und zwar nach Don Abbondio's Willen, der befürchtete, bei ſchnellerer Heimkehr, verſtreute, nachzüglernde Landsknechte anzutreffen. Perpetua mochte reden und reden wie ſie wollte, daß, je länger man zaudere, man den einheimiſchen Spitzbuben deſto mehr Zeit laſſe, vollends reine Wirthſchaft zu machen; handelte es ſich irgendwo um Sicherung der eignen Haut, ſo behielt Don Abbondio immerdar die Oberhand, außer wenn ihm die Höhe der Gefahr alle Faſſung benommen hatte.

An dem zur Abreiſe beſtimmten Tage ließ der Un-

bekannte vor dem Sonnenwirthshause eine Kutsche bereithalten und ein Bündel Wäsche für Agnes hineinlegen, die er bei Seite zog und, zu Vergütung der zu Hause gewiß antreffenden Verheerung, eine Rolle Scudi anzunehmen zwang; sie mochte, Hand auf's Herz legend, sagen und betheuern wie sie wollte, daß sie noch von den alten habe.

„Und wenn Ihr Eure arme, gute Luzia wiedersieht, — " sagte er: „ich weiß gewiß, daß sie für mich betet, ob ich ihr gleich so weh gethan habe; so sagt ihr, daß ich ihr danke, daß ich auf Gott vertraue, ihr Gebet für mich werde seinen Segen auch auf sie herableiten."

Er wollte seine drei Gäste bis zur Kutsche geleiten. Man kann sich die demüthigen, unterthänigen Danksagungen, Perpetuens Komplimente vorstellen. Sie reißen ab; versprochnermaßen ward ein wenig vor dem Schneiderhause angehalten; ausgestiegen, vernahm man hunderterlei über den Durchzug: die alten Geschichten von Raub, Prügel, Verwüstung, Sauerei; es hatten sich zum guten Glück keine Landsknechte blicken lassen.

„Ach, Herr Pfarrer!" sagte der Schneider, indem er ihm den Arm zum Wiedereinsteigen reichte: „man könnte Bücher schreiben über einen solchen Spektakel."

Nachdem unsere Reisenden ein wenig weiter gefahren waren, fingen sie mit eigenen Augen an, die

Wahrzeichen deſſen zu ſehen, was man ihnen beſchrieben hatte: verwüſtete Weinberge, nicht verwüſtet, wie es die Weinleſe mit ſich bringt, ſondern wie Sturm und Hagelwetter verwüſten: am Boden verſtreute, zertretene Rebſchöſſe; Pfähle ausgeriſſen, Erdreich zerſtampft, beſtreut mit Steinen, Blättern, Schöſslingen; Bäume zerhauen, entkrönt, Hecken durchlöchert, Stakete fortgeſchleppt. In den Gütern zerbrochene Thüren, abgeriſſene Fenſterladen, Heu, Stroh, Lumpen, Fetzen allerwärts, haufenweiſe oder auf die Wege geſät; ſchwere Luft, ſtinkende Dampfwolken, dichter als aus den Häuſern dringende; ein Bauer kehrt Schmutz fort, ein anderer deſſert beſtmöglichſt Thüren aus, ein Anderer jammert und weint mit Anderen; als die Kutſche vorbeifährt, hüben und drüben an den Schlägen ausgeſtreckte, bettelnde Hände. Solche Bilder, jezt vor Augen, jezt im Sinn, erwartungsvoll, zu Hauſe Aehnliches zu finden, langen ſie an, finden, was ſie erwarten.

Agnes läßt ihre Bündel in einen Winkel des Hofes legen, der der reinlichſte Ort des Hauſes geblieben war, fängt an zu kehren, das Wenige, was man ihr gelaſſen hatte, aufzuleſen und zu ordnen; läßt Tiſchler und Schloſſer kommen, die Thüren zu feſtigen, packt die erhaltene Wäſche aus, zählt ihre neuen Goldſtücke heimlich durch, und ſagt ſich einmal über das andere: „ich bin wunderbar gerettet, Dank ſey es dem Himmel, der heiligen Jungfrau, dem gu-

ten Herrn: ja ich kann sagen, ich bin wunderbar gerettet!“

Don Abbondio und Perpetua bedürfen keiner Schlüssel, in ihr Haus zu gelangen; mit jedem Schritte, den sie durch die Hausflur gehen, wächst unerträglicher Pest- und Modergeruch, sie halten die Hand vor die Nase, dringen bis zum Eingang der Küche, treten ein, wissen nicht, wohin den Fuß zu setzen, die schmutzigste, stinkendste Streu am Boden zu meiden, lassen den Blick umherschweifen. Es war nichts mehr ganz, nur Trümmer, Ueberreste des Ganzgewesenen, hier und dort, in jedem Winkel: Gefieder und Federn von Perpetuens Hennen, Fetzen von Wäsche, Blätter aus Don Abbondio's Kalendern und Kirchenbüchern, Scherben, eins über, eins neben dem andern. Allein auf dem Herde sah man alle Anzeichen der vollkommensten Plünderung, vereint. Sie glichen vielen hergebrachten Redensarten in dem gedehnten Wortschwalle eines höflichen Mannes. Ueberbleibsel von Feuerbränden, Holzsplitter, das war Stuhllehne gewesen, das Tischbein, das Schrankpfoste, das Bettwand, das Daube des Fasses, dessen Wein Don Abbondio's Magen stärkte. Alles Uebrige war Asche und Kohlen und mit den Kohlen hatten die Verwüster sich noch ergötzt, an die Wände gräßliche oder lächerliche Fratzengesichter, mit viereckigen Mützen oder kahlköpfig, mit Halskrausen, Priester vorstellend, zu kritzeln.

„Ach, die Sauen!“ schrie Perpetua. „Ach, die

Galgenvögel!“ ſchrie Don Abbondio, und Beide eilten wie gejagt durch eine Hinterthüre, in den Obſtgarten. Sie ſchöpften Athem, gingen ſtracks auf den Feigenbaum los: noch nicht angelangt, ſahen ſie ſchon die aufgewühlte Erde, ſchrieen einſtimmig auf; angelangt, fanden ſie in der That, ſtatt das Schatzes, die leere Grube. Hier gab es Skandal: Don Abbondio zankte auf Perpetua, ſchlecht vergraben zu haben: Perpetua ließ natürlich nichts auf ſich ſitzen; und nachdem eines wie das andere wacker geſchrieen, und mit ausgeſtrecktem Arme und Zeigefinger auf die Grube gewieſen hatte, gingen Beide zankend zurück. Man wird leicht glauben, daß ſie überall dieſelben Entdeckungen machten. Es kam ihnen, da in dieſen Tagen faſt gar keine Hülfe aufzutreiben war, ſauer an, das Haus zu ſäubern und zu reinigen, und dauerte lange, ehe ſie ſich wieder, ſo gut es ſich thun ließ, eingerichtet, Thüren, Haus- und Wirthſchaftsgeräthe mit von Agneſen geborgtem Gelde ausgebeſſert hatten, und zur Ruhe kamen.

In Folge dieſes Unheils kamen auf eine Zeit lang viele andere peinliche Dinge zur Sprache; Perpetuens Fragen, Spähen, Lauſchen verſchaffte ihr die Gewißheit, daß gar Manches vom Wirthſchaftsweſen ihres Herrn, das man in die Hand der Soldaten gefallen oder von ihr zerſtört glaubte, in guter Ruhe bei dem und dem Bauer des Dorfes ſich befinde; ſie lag ihrem Herrn fortwährend an, Lärm zu machen, das

Seinige zurück zu verlangen. Es war Don Abbondio'n nichts verhaßter, als wenn man diese Saite anschlug, ihm sagte, sein Eigenthum befinde sich im Besitze solcher Spitzbuben, mit denen er leben müsse.

„Wenn ich nun aber nichts von solchen Dingen wissen will," sagte er. „Wie oft soll ich Dir wiederholen, daß hin hin, verloren verloren ist? Soll ich, weil sie mir das Haus ausgeräumt haben, mir auch noch solche Noth machen?"

„Ich sage es ja," entgegnete Perpetua: „Ihr laßt Euch die Augen aus dem Kopfe stehlen. Andere Leute halten für Sünde, wenn man sie bestiehlt, Ihr haltet für Sünde, wenn man Euch nicht bestiehlt."

„Was das nun wieder für einfältige Reden sind!" meinte Don Abbondio: „Wirst du wohl schweigen?" Perpetua schwieg wohl, aber nicht sobald, überall fand sie Vorwand, von Neuem anzubinden. Es ging so weit, daß der arme Mann gar nicht mehr wagte, sich einen Klagelaut über dies und das fehlende Geräth, wenn er es vermißte, entschlüpfen zu lassen, that er es, so mußte er mehr als einmal hören: „Geht, sucht es nur da und da, der hat es, würde es nicht bis zu dieser Stunde haben, hätte er nicht mit einem so frommen Manne zu thun."

Andere, noch lebhaftere Unruhe erregte ihm die Nachricht, daß, wie er schon befürchtete, tagtäglich Nachzügler des Heeres durchkamen. Er befürchtete

alle Augenblicke, einen oder eine ganze Schaar vor seiner, in größter Eile wiederhergestellten, mit großer Sorgfalt verschlossen gehaltenen Thüre stehen bleiben zu sehen; doch der Himmel war ihm gnädig, es geschah nicht. Er hatte sich von diesem Schrecken noch nicht befreit, als schon ein neuer auf ihn eindrang.

Wir müssen den armen Mann bei Seite schieben: es giebt andere Dinge als seinen Katzenjammer, als Noth und auszustehendes Mißgeschick eines einzelnen Hauses zu beschreiben.

Einunddreißigstes Kapitel.

Das Sanitätstribunal hatte befürchtet, die Pest möge mit den deutschen Kriegsschaaren in das Mailänder Gebiet dringen; es geschah, sie verbreitete sich nicht blos über das Mailändische, sondern über einen großen Theil von ganz Italien. Von dem Gange unserer Geschichte geleitet, haben wir jetzt die Hauptdata dieser allgemeinen Noth zu erzählen; wir müssen uns deshalb auf das Mailändische, und, weil die Annalen jener Zeit nicht von dem Lande sprechen, auf die Stadt Mailand beschränken. Wir gestehen,

daß unsere Absicht nicht dahin geht, nur so viel zu erzählen als die Geschichte unserer Helden mit sich bringt; wir wollen, so gut wir in der Eile und mit unseren Kräften vermögen, den Abriß eines zwar hochberühmten, aber doch nicht sehr gekannten Theiles vaterländischer Geschichte geben.

Kein einziger der mannichfachen Berichte der Zeitgenossen reicht für sich hin, einen nur halbwege deutlichen, anschaulichen Begriff davon zu geben; will man sich ihn aber bilden, kann man keinen einzigen der vielen missen. In einem jeden, selbst Ripamonti, *) der doch sowohl wegen Wahl und Fülle der Fakta, als wegen Art der Auffassung allen anderen vorsteht, nicht ausgenommen, finden sich bedeutende Irrthümer, die man aus anderen, oder aus den wenigen, verbliebenen, gedruckten oder ungedruckten, öffentlichen Denkmalen und Akten erkennen und nach ihnen berichtigen kann; oft gedenkt der eine der Ursachen dessen, wovon der andere nur die Wirkungen gesehen hatte. In allen aber herrscht eine seltsame Verwirrung mit Zeit und Dingen; es ist ein beständiges Erzählen und Abschweifen, vom Zufall bestimmt, ohne Hauptabsicht, ohne Absichtlichkeit der Details: ein Charakter, der sich am häufigsten und bestimmtesten aus den Büchern jener

*) Josephi Ripamonti, canonici scalensis, chronistae urbis Mediolani, de peste quae fuit anno 1630, Libri V. Mediolani, 1640, apud Malatestae.

Zeit, namentlich aus denen in der Volkssprache geschriebenen, zum Mindesten in Italien, ergiebt; ob es auch im übrigen Europa so ist, werden die Gelehrten wissen; wir möchten es vermuthen. Es hat sich kein späterer Schriftsteller aufgegeben, jene Nachrichten zu würdigen und gegeneinander zu halten, um eine fortlaufende Schilderung der Begebenheiten, eine Beschreibung der Pest daraus hervorzuheben. Die Idee, welche man im Allgemeinen davon hat, muß nothwendigerweise sehr unklar und unbestimmt seyn: eine unvollkommene Idee von großen Leiden und großen Irrthümern (was beides in alle Begriffe übersteigender Menge vorhanden war); eine mehr nach Urtheilen, als Thatsachen gebildete Idee, die der letzteren nur wenige aufweisen konnte, oft der bezeichnendsten Nebenumstände beraubt, oft ohne Unterscheidung der Zeit: Ursachen und Wirkungen, Lauf und Fortschritte. Wir beleuchteten und verglichen mit redlichem Fleiße alle gedruckten Quellen, mehr als ein Manuscript, viele (im Betracht der wenigen, aufbewahrten,) gerichtliche Dokumente, und haben damit, zwar nicht so viel wir leisten wollten, doch etwas noch nicht Geleistetes geleistet. Wir sind keineswegs der Meinung, daß, wer eine noch vollkommnere Idee von der Sache gewinnen möchte, sie nicht durch eigenes Studium der Quellen sollte erlangen können; wir wissen sehr wohl, welche lebhafte, eigenthümliche, ganz unmittheilbare Kraft in

Werken der Art, sie mögen abgefaßt und geschrieben seyn, wie sie wollen, liegt. Wir haben nur versucht, die allgemeinsten, in die Augen fallendsten Züge festzustellen, so weit ihre Ursachen und Natur es gestatteten, sie in der richtigen Zeitfolge vorzuführen, ihre Gegenwirksamkeit auseinander zu legen und somit, bis es jemand anders besser macht, eine zwar oberflächliche, aber unentstellte, unzertrennte Skize jenes Ungeheuers zu geben.

Dem ganzen, vom Heere durchzogenen, Landstriche entlang, fanden sich in Häusern, auf Straßen Leichname. Es währte nicht lange, so begannen in diesem und jenem Dorfe Personen, Familien, an seltsamen, bösartigen, an ihren Symptomen den meisten Lebenden unbekannten Uebeln, zu erkranken, zu sterben. Es gab nur Wenige, die sich der nämlichen Symptome aus den Zeiten der Pest entsannen, die vor dreiundfunfzig Jahren schon einen guten Theil Italiens entvölkert hatte und wegen Karl Boromeo's Mildthätigkeit nicht anders als die Pest des heiligen Karl genannt ward und wird. Der Arzt Lodovico Settala, welcher jene Pest nicht allein gesehen hatte, sondern zu den unerschrockensten, eifrigsten, und wie jung er damals auch seyn mochte, berühmtesten Bekämpfern derselben gehörte, jetzt große Besorgnisse hegte, immer wachte und Erkundigungen einzog, berichtete dem Gesundheittribunale unterm 20 Oktober: in der Ortschaft Chiuso (die letzte des

Bezirks von Lecco, an der Grenze von Bergamo) hätten sich unverkenntliche Anzeichen der Ansteckung ergeben. Aus dem Ragguaglio Tadino's geht hervor, daß man auf diesen Bericht zu keinem Entschlusse kam. Und als auch aus Lecco und Bellamo ähnliche erfolgten, beschloß das Tribunal und begnügte sich, einen Bevollmächtigten abzusenden, der in Como einen Arzt mit sich nähme und mit ihm an den bezeichneten Orten Untersuchungen anstelle. Beide ließen sich, es sey aus Unwissenheit oder anderem Grunde, von einem alten, einfältigen Barbier in Bellamo einreden, diese Art Uebel sey nicht die Pest, sondern, an einigen Orten, gewöhnliche Wirkung der herbstlichen Ausdünstungen der Sümpfe, meistentheils aber Wirkung des Ungemachs und der erlittenen Beschwerden bei der Flucht vor den Soldaten. Aehnliche Versicherungen wurden hierauf dem Tribunale, dem sie genügt zu haben scheinen, erstattet. Als aber von mehren Seiten unablässige Nachrichten überhandnehmender Sterblichkeit einliefen, entsandte man zwei andere Bevollmächtigte, um zuzusehen und vorzubeugen: den oft erwähnten Tadino und einen Auditor des Tribunals. Als diese ankamen, war das Uebel bereits so verbreitet, daß sie, um Beweise dafür zu haben, nicht nöthig hatten zu suchen. Sie durcheilten den Bezirk von Lecco, Valsassina, die Gestade des Comersees, die sobenannten Distrikte: Monte di Brianza und Gera d'Adda, und überall

fanden sie verlassene, oder ganz verödete Wohnungen, die Besitzer geflohen, auf den Feldern gelagert, oder hie und da vereinzelt; „sie schienen,“ schreibt Tadino, „in der Wildniß aufgewachsene Geschöpfe, Eines trug Krausemünze in der Hand, das andere Raute, Rosmarin, ein Fläschchen mit Essig.“ Sie fragten nach der Anzahl der Gestorbenen, die entsetzlich war; besuchten Kranke, besichtigten Leichname und fanden überall die gräßlichen, ekelhaften Spuren der Pest. Sie erstatteten alsbald schriftliche Berichte von diesem betrübenden Zustande der Dinge an das Sanitätstribunal, und dasselbe kam ungesäumt nach deren Empfange, am 30. October, wie Tadino sagt, überein: Verordnungen zu erlassen, nach denen Niemand, der aus einem mit der Seuche behafteten Dorfe käme, in die Stadt Zutritt erhalten solle. Bis dieser Befehl in aller Form gegeben werden konnte, empfingen die Zolleinnehmer vorläufige Instruktionen. Die beiden Abgeordneten trafen unterdeß in aller Eile und Hast die Anstalten, welche ihnen gleich erreichbar und die schleunigste Hülfe zu geben geeignet waren, und kehrten mit dem traurigen Gefühle ihrer Unzulänglichkeit zurück, ein so weit vorgeschrittenes, so weit hinein böse gewordenes Uebel aufzuhalten oder zu lindern.

Sie langten am 14 November an, erstatteten mündlich und abermals schriftlich Bericht beim Tribunale und empfingen von diesem den Auftrag, sich

dem Gouverneur vorzustellen und ihm den Zustand der Sachen zu schildern. Sie gingen und brachten den Bescheid: er empfinde über diese Nachrichten große Betrübniß, nehme außerordentlichen Antheil; die Sorge für den Krieg sey aber wichtiger. Zwei oder drei Tage darauf, am 18. November, erließ der Gouverneur einen Befehl, worin er öffentliche Freudenbezeigungen wegen der Geburt des Prinzen Carlos, erstgebornen Sohnes des Königs Philipp IV., anbefahl, ohne alle Rücksicht, und ohne sich um die Gefahren des Volkszusflusses bei solcher Gelegenheit zu kümmern: er verfuhr ganz wie in gewöhnlichen Zeiten, als ob man ihm nicht das geringste Ungewöhnliche hinterbracht habe.

Wir haben schon gesagt, daß dieser Mensch der berühmte Ambroglo Spinola war, den man hauptsächlich auf diesen Posten sandte, die Fehler Don Gonzalo's wieder gut zu machen, dem Kriege wieder auf die Beine zu helfen und beiläufig auch zu statthaltern; und wir können hier beiläufig erwähnen, daß er, wenige Monate später, in eben dem Kriege starb, der ihm so sehr am Herzen lag, daß er nicht an Wunden auf dem Schlachtfelde starb, sondern im Bette, aus Kummer und Zerknirschung über Verwürfe, Zurechtweisungen und Zurücksetzungen jeder Art, von Seiten dessen, dem er diente. Die Geschichte hat sein Schicksal beweint, die ihm widerfahrene Ungerechtigkeit erkannt, seinen kriegerischen und politischen Lebenslauf

sorgsam beschrieben und seinen Scharfblick, seine Thätigkeit und Ausdauer gelobt: sie muß aber auch nachfragen, was er mit alle dem that, als die Pest ein ihm anvertrautes oder vielmehr seiner Herrschaft unterworfenes Volk bedrohte und in ihm wüthete.

Was aber, abgesehen von allem Tadel, das Erstaunen über sein Benehmen mildert, was ein anderes, weit stärkeres Staunen erregt, ist das Benehmen des Volkes selbst, des, mit der Ansteckung noch unbehafteten Volkes, das doch alle Ursache hatte, sie zu fürchten. Als die Nachrichten aus den Dörfern ankamen, denen sie so sehr mitspielte, die um die Stadt im Halbzirkel lagen, an einigen Punkten ihr nicht ferner waren, als achtzehn, zwanzig Miglien; wer sollte nicht glauben, daß diese Nachrichten allgemeine Bewegung erregt hätten, allgemeine Geschäftigkeit zu guten oder nichtsnützigen Vorsichtsmaßregeln, mindestens allgemeine Unruhe? Und doch, stimmen die uns aus jener Zeit verbliebenen Nachrichten in irgend einem Punkte überein, so ist es in dem Zeugnisse, daß bei dieser Gelegenheit alles ruhig blieb. Die Hungersnoth des vergangnen Jahres, die Mißbräuche der Soldaten, Kummer und Herzensnoth, schienen die Sterblichkeit mehr als zureichend zu begründen: wer, wo auf der Straße Volk versammelt stand, in Läden, Häusern, der Pest gedachte, ein Wort von Gefahr fallen ließ, den empfing man mit ungläubigem Hohn, zorniger Verachtung. Derselbe

Unglaube, deſſer dieſelbe Blindheit, Halsſtarrigkeit waltete im Senate, in dem Rathe der Zehne, bei jeder Behörde.

Bald nachdem die erſten Zufälle der anſteckenden Seuche verlauteten, erließ Cardinal Friedrich einen Hirtenbrief an alle Pfarrer und legte ihnen unter andern auch die Verpflichtungen auf, dem Volke vorzuſtellen, wie verhängnißreich und höchſt erforderlich es ſey, keinen ähnlichen Zufall zu verheimlichen und alle angeſteckte Gegenſtände, oder ſolche, wo man die Anſteckung auch nur argwöhne, auszuliefern*). Das Sanitätstribunal bat um Vorkehrungen, um Mitwirkung: alles faſt ohne Wirkung. Im Tribunale ſelbſt kam der Eifer bei weitem nicht dem Bedürfniſſe gleich. Einzig und allein, wie Tadino mehrmals verſichert, und auch überhaupt aus ſeiner Erzählung hervorgeht, die beiden Aerzte ſetzten in der Ueberzeugung und im Drange der nahedrohenden Gefahr, dieſen Körper, der wieder andere anreihte, in Bewegung.

Wir haben ſchon geſehen, wie läſtig, bei den erſten Indizien der Peſt Vorkehren und Erkundigen betrieben ward: es mag hier ein neuer Beweis nicht minder wunderbarer Trägheit ſtehen, vorausgeſetzt, daß ſie nicht von Hinderniſſen erzwungen ward, zu denen die höchſten Behörden Anlaß gaben: der am

*) Vita di Federigo Borromeo, compilata da Francesco Ravola. Milano 1656.

30. Oktober gefaßte Beschluß wegen der Bekanntmachungen, Niemanden aus angesteckten Ortschaften Zutritt in die Stadt zu vergönnen, wurde erst am 23. des folgenden Monats rektificirt, am 29. erst erlassen, wo die Pest schon in der Stadt war.

Tadino und Ripamonti nennen den, der das Uebel zuerst mitbrachte, und man empfindet allerdings eigenthümliches Interesse an den Namen des ersten oder der wenigen ersten Menschen, die eine Zerstörung herbeiführten, deren Opfer man nicht namhaft machen, sondern ihre Zahl nur nach Tausenden mit einiger Bestimmtheit angeben kann. Es scheint ihnen etwas Verhängnißvolles, Denkwürdiges eigen.

Der eine wie der andere Autor nennen einen italienischen Soldaten, in spanischem Solde; stimmen aber im Uebrigen auch nicht im Namen überein. Nach Tadino hieß er Pietro Antonio Lovato, in dem Bezirke von Lecco, nach Ripamonti, Pier Paolo Locati, in Chiarenna garnisonirt. Auch den Tag seiner Ankunft geben sie verschieden an, der erste den 22. Oktober, der zweite etwa eben die Zeit im November, und es läßt sich nicht bestimmen, welcher Recht hat. Beide Angaben stehen im Widerspruche mit anderen, die mehr für sich haben; obwohl Ripamonti, als auf Anordnung des Rathes der Zehne schreibend, über eine Menge Hülfsmittel zu seinem Zwecke zu gebieten haben mußte, und Tadino, seinem Amte gemäß, besser als jeder Andere von That-

ſachen der Art unterrichtet ſeyn konnte. Aus übrigen, begründeteren Angaben geht hervor, daß es, bevor jene Bekanntmachungen erlaſſen wurden, verlohnte es der Mühe, könnte man auch wohl beweiſen, oder wahrſcheinlich machen, daß es in den erſten Tagen des Novembers geſchah. Wie dem auch ſey, der unglückliche Unglücksbringer kam mit einem großen Bündel deutſchen Soldaten geſtohlner oder abgehandelter Kleidungsſtücke zur Stadt, quartirte ſich im Hauſe eines ſeiner Verwandten in der Vorſtadt, der Porta orientale nahe, bei den Kapuzinern ein, erkrankte unmittelbar nach ſeiner Ankunft, ward in das Hospital geſchafft, wo eine unter der Achſelgrube ſich zeigende Peſtbeule den ihn behandelnden Arzt die Wahrheit ahnen ließ, und ſtarb am vierten Tage.

Das Sanitätstribunal läßt ſeine Familie auf das ſorgfältigſte im Hauſe verſchloſſen und bewacht halten; ſeine Kleider und das Bett, worin er im Hospitale ſchlief, verbrennen. Zwei Krankenwärter, die bei ihm ab- und zugegangen waren, und ein mildthätiger Kloſterbruder, der ihm beigeſtanden hatte, erkrankten nach wenigen Tagen ebenfalls an der Peſt. Der Verdacht, den man gleich anfänglich auf die Natur des Uebels warf, die deshalb angewendete Vorſicht, bewirkten, daß die Anſteckung im Hospitale erſtickte. Die von dem Soldaten außen ausgeſtreute Saat ſäumte aber nicht zu wuchern. Der erſte, bei dem ſie aufging, war der Beſitzer des Hauſes in dem

er gewohnt hatte, ein gewisser Carlo Colonna, Lautenschläger. Man schaffte darauf sämmtliche Bewohner des Hauses auf Befehl des Sanitätkollegiums in das Lazareth, die meisten wurden bettlägerig, und einige starben in Kurzem an offenbarer Ansteckung.

Was sich in der Stadt schon durch den täglichen Umgang dieser Leute, durch ihre, den Nachforschungen und der von dem Tribunale angeordneten Verbrennung von Verwandten, Miethsleuten und Dienstboten entzogenen Kleidern und Hausgeräthschaften verbreitet hatte; was außerdem noch durch Mangelhaftigkeit der Verordnungen, durch geheime Umgehungen und fahrlässige Ausübung, von Neuem hinzukam, erhielt sich schleichend und verborgen bis zu Ende dieses und in die ersten Monate des darauf folgenden 1630sten Jahres. Nach und nach, bald hier bald da, erkrankte der Eine, starb der Andere; und selbst die Seltenheit dieser Fälle trug bei, den Verdacht eigentlicher Pest zu entfernen, die Menge immerdar der einfältigen, unseligen Ueberzeugung zu erhalten, es sey von der Pest gar keine Rede, an Pest gar nicht zu denken. Selbst viele Aerzte vereinten ihre Stimmen mit der Volksstimme, bespotteten die Unglücksverkündungen und Warnungen Weniger, und hatten fürs Namen anderer, bekannter Krankheiten bei der Hand, jeden, ihrer Kur anvertrauten, einzelnen Pestfall darnach zu klassifiziren, es mochten sich noch so viele, so entscheidende Symptome ergeben,

Gelangten solche einzelne Fälle ja vor das Sanitätstribunal, so berichtete man sie entweder zu spät, oder wenigstens zu unbestimmt. Entsetzen vor Contumaz und Lazareth schärfte Aller Witz und Verstand; die Kranken wurden verläugnet, Todtengräber und Volksälteste bestochen; selbst von den zu Untersuchung der Leichname abgeordneten Subalternen des Tribunals wußte man sich falsche Attestate zu erkaufen. Da nun aber das Tribunal bei jeder neuen Entdeckung Verbrennung von Kleidern und Geräth anordnete, Häuser verschließen und sequestriren ließ, Familien ins Lazareth sandte; so ist es leicht begreiflich, daß allgemeine Erbitterung und Haß, von Adel sowohl als Kaufmanschaft und Volk, bei der gewissen von ihnen genährten Ueberzeugung, es seyen alles nur nutz- und grundlose Scherereien, darauf erfolgen mußte. Der stärkste Unwille betraf die beiden Aerzte Tadino und Settala, den Sohn, und steigerte sich so sehr, daß einer wie der andere nicht wagen durfte, sich auf öffentlicher Straße zu zeigen, ohne sogleich mit Schimpfreden, wo nicht mit Steinen beworfen zu werden. Es war in der That eine sonderbare, bemerkenswerthe Lage, in der sich diese beiden Männer während einiger Monate befanden: eine furchtbare Landesseuche heran nahen zu sehen, sich auf alle erdenkliche Weise zu deren Ableitung zu bemühen, außer der Hartnäckigkeit des Uebels selbst, allerwärts bösen Willen anzutreffen, die Zielscheiben des allgemeinen Un-

muthes zu sein, allgemein, wie Ripamonti sagt, Vaterlandsverräther genannt zu werden.

Minder heftiger Haß wurde auch den andern Aerzten zu Theil, die, gleich ihnen, von der Wirklichkeit der Seuche überzeugt, Vorsicht predigten und sich vergebens bemühten, Anderen die ihnen inwohnende, traurige Gewißheit mitzutheilen. Die Gemäßigtsten beschuldigten sie nur des Eigenwillens und der Leichtgläubigkeit; die Mehrzahl aber legte ihr Betragen für offenbaren Betrug, angezettelte Kabale aus, von der Furcht des Publikums Vortheil zu ziehen. Der fast achtzigjährige Ludovico Settala, gewesener Professor der Medicin an der Universität Padua, dann Professor der Moralphilosophie in Mailand, Verfasser vieler, damals hochberühmter Werke, den man von den Universitäten Ingelstadt, Pisa, Bologna, Padua, vergebens zu gewinnen gesucht hatte, war gewiß einer der urtheilfähigsten Männer seiner Zeit. Es gesellte sich seinem Ruhme als Gelehrter, Ruhm als Mensch, der Bewunderung, Wohlwollen, wegen seiner außerordentlichen Großmuth im Behandeln der Armen; was das Gefühl unserer Achtung für ihn und alle seine Verdienste trübt und mindert, sie damals aber nur stärker und allgemeiner machen mußte: der arme Mann huldigte den zu seiner Zeit gewöhnlichen, furchtbarsten Vorurtheilen, verschuldete manche bittere Wehklagen. Wie groß aber auch der Ruhm war, dessen er genoß, er genügte nicht allein nicht, die öffentliche Meinung

wegen der Peſt zu beſiegen, ſondern vermochte auch nicht, ihn vor Feindſeligkeiten und Beleidigungen derer zu hüten, die immer geneigt ſind, von Urtheilen zu Beweiſen und Thätlichkeiten zu ſchreiten. Als er ſich eines Tages in einer Sänfte zu einem ſeiner Kranken tragen ließ, rottete ſich Volk um ihn zuſammen und ſchrie: er ſey der Anſtifter derer, die durchaus haben wollten, daß Peſt herrſche; er hauptſächlich ſetze die ganze Stadt mit dieſer Barbarei und dieſem Mißwollen in Angſt und Schrecken, denke nur darauf, den Aerzten Verdienſt zu verſchaffen. Die Menge ſtieg mit ihrer Erbitterung und die Träger retteten, als ſie den ſchlimmen Verlauf der Sache ſahen, ihren Herrn in ein zum Glück nahgelegenes Haus eines Freundes. Dies widerfuhr ihm alſo, weil er klar geſehen, geſagt hatte, was an der Sache war, und viele tauſend Menſchen von der Peſt erretten wollte: zur nämlichen Zeit trug er aber durch ſeinen beweinenswerthen Ausſpruch bei, ein armes, unglückſeliges Weſen martern, foltern und als Hexe verbrennen zu laſſen, weil der Herr, dem ſie diente, an ſonderbaren Magenſchmerzen litt und einer, dem ſie vorher diente, ſich heftig in ſie verliebt hatte *); und dadurch erlangte er bei der Menge wieder neues Lob und Anſehen und, welcher Gedanke kaum erträglich iſt, neue Anſprüche auf öffentliche Dankbarkeit.

*) Storia di Milano del Conte Pietro Verri. Milano 1825.

Gegen Ende des Monats März wurden, anfänglich nur in der Vorſtadt der Porta orientale, dann in jedem Viertel der Stadt, der Kranken und Todten immer mehre. Krämpfe, Zuckungen, Schlafſucht, Irrereden und andere ſeltene Zufälle, zugleich mit den fürchterlichen Anzeichen blutunterlaufener Flecke und Peſtbeulen gingen voran, und es erfolgte meiſtentheils ein ſchneller, heftiger, oft aber auch ein jähzinger Tod, den keine Krankheitsſymptome ankündigten.

Die Aerzte, welche das Daſeyn der Peſt beſtritten, nunmehr, über was ſie ſpotteten, nicht eingeſtehen wollten; doch aber genöthigt waren, der neuen, zu allgemein und unverſteckt wüthenden Krankheit einen Geſchlechtsnamen zu ertheilen, erfanden den: bösartiger, peſtartiger Fieber. Auch dieſe erbärmliche Wortverdrehung und Verfälſchung ſtiftete großen Schaden, weil es ihnen, indem ſie die Wahrheit anzuerkennen ſchien, doch gelang, den Unglauben an das zu erhalten, was man doch ſo höchſt nöthig glauben und einſehen mußte: daß das Uebel ſich durch bloße Berührung fortpflanze und erzeuge. Die obrigkeitlichen Behörden glichen Jemanden, der aus langem, tiefem Schlafe erwacht; ſie fingen an, den Beſchwerden, den Vorſtellungen des Sanitättribunales ein wenig mehr Gehör zu geben und auf beſſere Beobachtung der von demſelben ertheilten Verordnungen, anbefohlnen Häuſerſperrungen und Quarantä-

nen zu halten. Das Tribunal verlangte auch fortwährend Geldsummen zu Bestreitung der täglich anwachsenden, außergewöhnlichen Ausgaben des Lazarethes, und verlangte sie zwar, bis man entschieden hatte, ob solche Unkosten die Stadt oder der königliche Schatz tragen müsse, von dem Rathe der Zehne. Den Rath der Zehne behelligte ferner der Kanzler, auf Befehl des Gouverneurs, der das arme Casale neuerdings belagerte; behelligte der Senat, Vorsorge für die Stadt zu tragen, daß die Ansteckung nicht ganz um sich greife, das Ausland nicht allen Verkehr aufhebe, und die vielen brod- und arbeitlosen Menschen in ihr beschäftiget würden. Die Zehne suchen sich durch Anleihen und Steuern Geld zu machen, überweisen, was sie auftreiben, theils dem Sanitättribunale, theils den Armen; kaufen Getraide auf, lindern damit den Mangel: aber die größten Drangsale sollen erst noch kommen.

Im Lazarethe, wo täglich der zehnte Mann starb, die Bevölkerung aber dennoch zunahm, war es ein sehr schwieriges Geschäft, Dienst und Subordination sicher zu stellen, die nöthigen Scheidungen zu beobachten, überhaupt die bestehende Ordnung der Dinge zu erhalten und die von dem Tribunale anbefohlne einzuführen, weil seit dem ersten Beginn alles, theils durch Zügellosigkeit der Aufgenommenen, theils durch Sorglosigkeit und Nachsicht der Offizianten, in Verwirrung gerathen war. Das Tribunal und die Zehne,

in ihrer Noth nicht wo aus wo ein wissend, nahmen ihre Zuflucht am Ende zu den Kapuzinern und gingen den sogenannten Pater-Commissar der Provinz, der seit dem kürzlichen Tode des Paters Provinzial dessen Amt interimistisch verwaltete, an, ihnen einen zu Beherrschung dieser Anarchie fähigen Mann zu leihen. Der Commissar schlug ihnen den Pater Felix Casati, einen Mann von reifem Alter vor, der in großem Rufe christlicher Liebe, Thätigkeit, Sanftmuth und Geistesstärke und zwar, wie die Folge erwies, mit vollem Rechte stand, und zu seinen dienenden Gefährten einen Pater Michael Pozzobonelli, noch jung, aber ernst und streng im Innern und Aeußern. Man nahm sie mit vieler Erkenntlichkeit an, und sie bezogen am 30 März das Lazareth. Der Präsident des Tribunals führte sie, wie um sie Besitz von allem nehmen zu lassen, herum, rufte sämmtliche Diener und Offizianten zusammen und erklärte den Pater Felix vor der ganzen Versammlung zum Präsidenten des Ortes, mit voller, unumschränkter Gewalt. Je mehr die unglückselige Gemeinde in der Folge anwuchs, desto mehre Kapuziner kamen als Aufseher, Beichtiger, Verwalter, Krankenwärter, Köche, Garderobemeister, Wäscher, kurz zu jedem Amte hinzu. Pater Felix war immer bemüht und besorgt, Tag und Nacht auf dem Platze, bald in den Zimmern, bald in den Hallen, bald bewaffnet, bald unbewaffnet; nur in seine härne Kutte gehüllt, trieb und ord-

nete er überall an, ſtillte Unordnungen, ſchlichtete Händel, drohte, ſtrafte, ermahnte, tröſtete, trocknete und vergoß Thränen. Er zog ſich im Anfange die Peſt zu, ward hergeſtellt und übernahm mit neuen Kräften die ihm obliegenden Sorgen. Seine Mitbrüder ließen größtentheils, freudigen Muthes, ihr Leben.

Eine ſolche Befehlshaberherrſchaft war gewiß ein ungewöhnliches Hülfsmittel, ungewöhnlich wie das Elend und die Zeiten ſelbſt: und wenn wir weiter nichts von ihnen wüßten, würde doch dieſer eine Zug als Beweis und Beiſpiel eines rohen, zerrütteten Geſellſchaftszuſtandes genügen. Der Muth aber, das Werk, die Aufopferung dieſer Mönche, verdienen deshalb mit nicht weniger Ehrerbietung, Liebe und der Dankbarkeit in Erwähnung gezogen zu werden, die wir empfinden, wenn Menſchen den Menſchen außerordentlichen Beiſtand leiſten. Sein Leben zu laſſen, um wohlzuthun, iſt zu jeder Zeit, unter allen Verhältniſſen, etwas Schönes, Herrliches! Tadino ſagt: „Uebernahmen dieſe Väter nicht das Lazareth, ſo wäre ſicherlich bald die ganze Stadt zu Grunde gegangen, denn es iſt wunderbar, was ſie alles in einem äußerſt kurzen Zeitraume zum öffentlichen Wohle vollbrachten. Die Stadt gewährte ihnen wenige oder gar keine Hülfe, und einzig und allein mit ihrer Klugheit und Betriebſamkeit vermochten ſie, im Lazarethe die Leben vieler Tauſende armer Leute zu erhalten.“

Auch das Publikum verlor nach und nach, jemehr natürlicherweise die Pest um sich griff, sich durch bloße Berührung und Umgang sichtlich mittheilte und nicht mehr, wie es eine Zeitlang geschah, sich blos unter den Armen fortpflanzte, sondern auch namhafte Leute ergriff, jene Halsstarrigkeit im Läugnen und Bestreiten derselben.

Unter den bekannteren Personen, welchen sich die Ansteckung mittheilte, verdient Ludovico Settala und seine Familie besondere Erwähnung. Man wird vielleicht von ihm gesagt haben: der arme, alte Mann hatte doch Recht! Wer weiß es? — Er, seine Frau, zwei Söhne und sieben Dienstleute befiel das Uebel. Er und einer der Söhne kamen mit dem Leben davon, die Anderen büßten es ein. Solche, in der Stadt, in vornehmen Häusern eingetretene Fälle," sagt Tadino, „bestimmten die Vornehmen und das Volk, in sich zu gehen, und die ungläubigen Aerzte und der unwissende, verwegene Pöbel, fingen an, grimmige, zerknirschte Gesichter zu machen." Die Umwandlung, Enttäuschung, das Rache-Gefühl, so zu sagen, überwundener Starrsinn sind gewöhnlich der Art, daß man wünschen möchte, sie hätten sich bis zum Aeußersten gegen Vernunft und Thatsachen aufgelehnt und gehalten: auch diesmal war es der Fall. Diejenigen, welche so lange Zeit entschieden widersprochen hatten, daß bei ihnen, unter ihnen der Keim eines

Uebels beſtehe, der nach dem Laufe der Natur ſo weit gedeihen könne, die gröſslichſte Niederlage unter ihnen anzurichten, konnten zwar jetzt das Anwachſen dieſes Keimes nicht mehr läugnen; wollten es aber auch nicht den ſo natürlichen Urſachen zuſchreiben (wobei ſie auf einmal einen groſsen Irrthum und eine groſse Schuld hätten eingeſtehen müſſen), ſondern waren ſehr geneigt, eine andere, die erſte, beſte, die man ihnen in den Kopf ſetze, anzuerkennen. Unglücklicherweiſe hatte man damals nicht allein hier, ſondern in ganz Europa eine gewiſſe Urſache in Kopf und Mund bereit: Zaubermittel, Teufelskünſte, Verſchwörungen zu Verbreitung der Peſt durch anſteckende Gifte und Hexereien. Man hatte ſolche und ähnliche Dinge bei den meiſten Peſten vermuthet und geglaubt, vornehmlich bei der in der Mitte des vorgehenden Jahrhunderts. Dazu kommt, daſs gegen Ende des vergangenen Jahres Botſchaft vom König Philipp IV. an den Gouverneur gelangte: es ſeyen vier Franzoſen aus Madrid entkommen, denen man als verdächtig, giftige, anſteckende Salben zu verbreiten, nachgeforſcht habe: er ſolle auf ſeiner Hut ſeyn, wenn ſie jemals nach Mailand kämen. Der Gouverneur hatte dieſe Botſchaft dem Senate und Sanitättribunale vorgelegt; es ſcheint jedoch nicht, als habe damals Jemand viel darauf gehalten. Nachdem die Peſt ausgebrochen und erkannt war, konnte dieſer Umſtand, erinnerte man ſich ſeiner, als Beſtätigung und Stützpunkt des

unbestimmten Verdachtes einer schändlichen Betrügerei, er konnte selbst als erste Ursache desselben dienen.

Zwei Ereignisse, das eine durch blinde, ungebändigte Furcht, das andere, durch seltsame Bosheit, trugen bei, diesen unbestimmten Argwohn möglicher Freveltat in entschiedenen Verdacht, bei Vielen in Gewißheit wirklicher Freveltat und bösen Anschlages zu gestalten.

Am Abend des 17. Mai gewahrten zufällig einige Leute, daß andere im Dome hin- und hergingen und einen Lattenverschlag näßten, welcher die Männer- und Weiberseite trennte, und ließen während der Nacht diesen Verschlag und eine Menge der in der Nähe stehenden Bänke herausschaffen. Der Präsident des Tribunals kam mit vier Amtspersonen hinzu, untersuchte den Verschlag, die Bänke und das Weihbecken, und da er nichts fand, was den einfältigen Argwohn eines Vergiftungsanschlages hätte bestätigen können, ließ er, aus Nachsicht mit den Einbildungen Anderer, nicht, weil er es nöthig finde, sondern aus übergroßer Vorsicht, den Verschlag reinigen und abwaschen. Dieses umständliche Vornehmen flößte dem Volke, dem jeder Gegenstand alsbald zum rechtfertigenden Beweise wird, abermaligen, gewaltigen Schreck ein. Man sagte sich, glaubte steif und fest, es seyen im Dome alle Bänke, Wände, selbst die Glockenseile angesteckt; man sagte es nicht blos in der damaligen Krise; alle Denkwürdigkeiten gleichzei-

tiger Autoren, die der Sache erwähnen und oft nach vielen Jahren erſt zu Papiere gebracht wurden, erwähnen ihrer mit nicht minderer Zuverſicht. Man würde alſo genöthigt ſeyn, den wahren Hergang zu errathen, ginge er nicht aus einem Briefe des Sanitätstribunales an den Gouverneur hervor, den wir in dem ſogenannten Archive des heiligen Fidelius auffanden.

Am folgenden Morgen feſſelte ein neues, ſeltſameres, bedeutungsvolleres Schauſpiel Augen und Sinne der Bürger. In allen Theilen der Stadt ſah man Thüren und Mauern der Häuſer auf lange lange Strecken mit einer gewiſſen, blaßgelben, weißlichen, ſchmutzigen Materie wie mittelſt eines Schwammes beſchmiert. Hatte man es nun aus ſtrafbarem Leichtſinn gethan, eine ärgerlichere, allgemeinere Furcht entſtehen zu ſehen, oder aus der ſchändlichen Abſicht, die allgemeine Verwirrung zu erhöhen, oder aus ſonſtiger Urſache; die Thatſache iſt ſo bekräftigt und erwieſen, daß es weniger verſtändig ſeyn würde, ſie für Trugbild der Phantaſie als vielmehr für Werk der Bosheit zu erklären, welche in den Gemüthern der Menſchen keine neue Erſcheinung iſt und in jedem Zeitalter, in jedem Lande ſchon häufige, ähnliche Wirkungen hervorbrachte. Ripamonti, welcher bei dieſen Gelegenheiten die Leichtgläubigkeit des Volkes beſpottet, öfterer bejammert, verſichert, jene Materie, die er beſchreibt, ſelbſt geſehen zu haben. In dem

oben erwähnten Briefe des Tribunales geschieht derselben auf gleiche Art Erwähnung, und die Herren sprechen von Untersuchungen und mit Hunden ohne den geringsten, schlimmen Erfolg angestellten Versuchen. Sie vermuthen, daß einer solchen Verwegenheit nur Uebermuth, keineswegs Ruchlosigkeit zum Grunde liege: Beweis, daß sie wenigstens bis zu dieser Zeit so viel Geistesruhe besaßen, in einer Sache nicht zu erblicken, was nicht darin war. Ohne ihr Zeugniß als Stimme der Wahrheit anzunehmen, sprechen alle anderen gleichzeitigen Nachrichten aus, daß Viele überzeugt waren, die Sache sey nichts als bloßer, toller Scherz; keiner gedenkt irgend eines namhaften Mannes als dieser Meinung entgegen, und sie würde seiner, hätte es ein Beispiel gegeben, sicherlich gedenken, wenn auch nur, ihn der Narrheit zu züchtigen.

Die schon aufgeregte Stadt gerieth nunmehr in Aufruhr: die Hausbesitzer brannten mit angezündeten Strohwischen die genäßten Stellen aus; die Vorübergehenden blieben stehen, sahen zu, erschracken, entsetzten sich. Die Fremden, auf die man allen Verdacht warf, die man an der Kleidung leicht erkannte, wurden vom Volke auf den Straßen angehalten und in die Gefängnisse geführt. Man verhörte Angeklagte, Ankläger, Zeugen; es fand sich keine Schuld: dennoch nährte man Zweifel, erwog, ersann. Das Sanitätstribunal erließ eine Bekanntmachung, worin sie denjenigen, welcher den oder die

Urheber des Vorfalles entdecke, Belohnung, und bei selbsteigener Angabe, Vergebung zusicherte. In dem gedachten, vom 21 Mai datirten Briefe der Herren an den Gouverneur sagen sie: „Da es uns auf keine Weise räthlich scheint, dieses Verbrechen, besonders in so bedenklicher, gefährlicher Zeit, nicht zu rügen, so haben wir, zur Beruhigung und zum Troste des Volkes, eine Bekanntmachung erlassen, um uns Licht zu verschaffen" u. s. w. In der Bekanntmachung selbst ist aber nicht die geringste, mindestens nicht verständliche Andeutung jener dem Gouverneur eröffneten, vernünftigen, beruhigenden Muthmaßungen: welche Verläugnung zu gleicher Zeit heftiges Vorurtheil beim Volke, bei ihnen aber um so strafbareres Willfahren bewährt, als es erfolgreich seyn konnte.

Während das Tribunal noch suchte, hatte, wie es wohl zugeht, das Publikum schon gefunden. Wer dafür hielt, es stecke Verschwörung und Giftmischerei dahinter, erklärte es einestheils für, von Don Gonzalo Fernandez de Cordova wegen der bei der Abreise empfangenen Unbill, genommene Rache; anderntheils für vom Cardinal Richelieu ausgeheckte Kriegshülfe, Mailand zu entvölkern und ohne große Mühe zu erobern; endlich gab man aber auch hie und da, wir wissen nicht aus welchem Grunde, den Grafen Collalto, Wallenstein oder irgend einen Mailänder Edelmann an. Es fehlte auch nicht, wie wir schon erwähnten, an Anderen, die das ganze

Ereigniß für nichts weiter nahmen, als böswilligen Spott und die ihn etwa Schülern, Edelleuten oder Offizieren, die sich vor Casale langweilten, zuschrieben. Und da nicht, wie man gefürchtet hatte, allgemeinere Ansteckung und Zerstörung erfolgte, so verlor sich der erste Schrecken nach und nach und die ganze Sache kam in Vergessenheit.

Eine gewisse Anzahl Personen war auch noch überzeugt, daß keine Pest vorhanden sey. Im Lazarethe, so wie in der Stadt, wurde noch mancher Kranke wieder hergestellt, und darauf gründete denn ein Theil des Volkes und selbst Aerzte diese hartnäckige Meinung, weil, wie sie meinten, wenn es Pest wäre, Niemand wieder hergestellt werden könnte. Alle Zweifel zu benehmen, erfand das Tribunal ein dem Bedürfnisse entsprechendes Hülfsmittel, eine Art zu überzeugen, wie die Zeit es zu verlangen und an die Hand zu geben schien. An einem Pfingstfeiertage pflegten die Einwohner auf den St. Gregorius Gottesacker, vor der Porta orientale, zu wallfahrten und für die Seelen der an der letzteren Seuche Verstorbenen, deren Körper hier begraben waren, zu beten. Jedermann betrachtete diese Andachtübung als eine festliche Gelegenheit, sich lustig zu machen, und erschien daher in dem höchst möglichsten Staate. Es befand sich unter den an diesem Tage Gestorbenen eine ganze Familie, deren Leichname, zur Stunde des größten Zulaufes, mitten durch die Wagen,

Reiter und Fußgänger, auf Befehl des Sanitätstribunales nackend auf einen Karren geworfen, nach diesem Gottesacker gefahren wurden, damit die Volksmenge an ihnen die offenbaren Wahrzeichen, die gräßlich auf ihnen ruhende Hand der Pest erblicke. Ein Schrei des Abscheus und Entsetzens erscholl überall, wo der Karren vorbeikam; anhaltendes Gemurmel lief ihm überall voran und nach. Man glaubte mehr an die Pest; sie machte sich aber auch von Tage zu Tage selbst immer glaubhafter und eben diese Volksversammlung trug nicht wenig bei, sie weiter um sich greifen zu lassen.

Zuerst also durfte es durchaus keine Pest seyn; ja es war verpönt, nur das Wort Pest über die Lippen zu bringen. Dann waren es pestartige Fieber: der Gedanke der Pest schlich sich mit einem Beiworte ein. Hierauf war es zwar keine Pest, das heißt, keine eigentliche Pest, nur Pest in gewissem Sinne, etwas, das zwar nicht Pest ist, für das man aber doch keinen andern Namen als Pest hat. Endlich Pest ohne Zweifel und Widerspruch; aber nun hängt ihr eine andere Idee an: die der Hexerei und Giftmischerei, die den eigentlichen Sinn des Wortes, dessen man sich nicht mehr zu entledigen vermag, verfälscht und in sich aufnimmt.

Man braucht, denke ich, nicht sehr in der Geschichte nachzuforschen, um zu finden, daß man mit Gedanken und Worten schon zum öfteren solchen Mißbrauch trieb; dem Himmel sey Dank! es giebt aber

doch wenige dieſer Art und Bedeutung, und wenige behaupteten und erlangten zu dieſem Preiſe, mit ſolchen ihm anhängenden Folgen ihr Recht. Man könnte ſo leicht im Großen wie im Geringen, dieſe langen, ſchlimmen Umwege meiden, wollte man nur die alte Regel befolgen: zu prüfen, zu hören, zu vergleichen, zu überdenken, und dann erſt zu reden. Aber reden, dieſe einzige Sache, iſt auch um ſo viel leichter wie alle andern zuſammen genommen; als wir, nämlich wir Menſchenkinder im Allgemeinen, ein wenig zu beklagen ſind.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Da es immer ſchwieriger ward, die traurigen Bedürfniſſe der Umſtände zu befriedigen, ſo beſchloß man am 4 Mai im Rathe der Zehne, den Gouverneur um Hülfe und Erbarmen zu flehen; und man ſandte am 22 zwei Abgeordnete zu ihm ins Lager, ihm die Noth und Bedrängniß der Stadt vorzuſtellen: ungeheure Unkoſten, erſchöpfte, verſchuldete Kaſſen, im Voraus verpfändete Einnahmen, nicht eingegangene Steuern wegen der von ſo vielen Urſachen, am meiſten aber von der Geißel des Kriegs, veranlaßten, all-

gemeinen Verarmung. Sie baten ihn, zu beachten, daß nach altem Geſetz und ununterbrochenem Herkommen, ja ſelbſt nach beſonderem Dekrete Karls V. die Unkoſten der Peſt jedesmal Sache des Fiskus ſeyen; daß in jener des Jahres 1576 der Gouverneur Marcheſe di Ayamonte nicht allein alle Kammerſteuern erlaſſen, ſondern die Stadt auch mit vierzigtauſend Scudi aus der Kammer unterſtützt habe; und verlangten endlich viertens: daß man die Steuern wie damals erlaſſe; daß die Kammer Gelder vorſchieße; daß der Gouverneur vom Elende der Stadt und Provinz an den König Bericht erſtatte; und das ſchon von den Durchmärſchen erſchöpfte Herzogthum mit neuen Einquartierungen verſchone. Spinola ertheilte zur Antwort: Beileidsbezeigungen und neue Ermahnungen, bedauerte, nicht ſelbſt nach der Stadt kommen zu können, um nach Kräften für ſie zu ſorgen und ihre Laſten zu erleichtern, hoffe aber, der Eifer der Herren des Senates werde ihn in Allem erſetzen, indem dies eine Zeit ſey, wo man an Sparſamkeit nicht denken und keine Kräfte ungenutzt laſſen dürfe; was die ausdrücklichen Verlangen angehe, ſo habe er bereits alle Sorge getragen, die Zeit und Umſtände vergönnte. Sonſt nichts: man kam und ging, verlangte und antwortete; kam aber zu keinen näheren Reſultaten. Späterhin, als die Peſt am ſtärkſten wüthete, fand der Gouverneur für gut, mit beſonderen Vollmachten ſeine Autorität gänzlich dem Kanzler Ferrer zu

übertragen, weil er selbst, wie er sich ausdrückt, zu sehr mit dem Kriege beschäftigt sey.

Zugleich mit diesem Beschlusse hatte auch der Rath der Zehne einen gefaßt: den Cardinal Erzbischoff zu ersuchen, eine feierliche Prozession zu veranstalten und den Körper des heiligen Karl durch die Stadt tragen zu lassen.

Der gute Prälat schlug es aus vielen Ursachen ab. Es mißfiel ihm dieses Vertrauen in ein Mittel der Art; und er fürchtete, entspreche der Erfolg nicht, so möge sich Vertrauen in Aergerniß wandeln. *) Er fürchtete ferner: sollten dennoch geheime Giftmischer und Verbreiter der Ansteckung in der Stadt seyn, so müsse eine solche Prozession ihnen gar zu bequeme Gelegenheiten zu Verbrechen an die Hand geben; aber auch außerdem entstehe noch weit wirklichere Gefahr der Ansteckung schon durch die zahlreiche Versammlung des Volkes selbst.

Der fast ganz eingeschlafene Verdacht der böswilligen Ansteckung war aber auch allgemeiner und heftiger als vorher erwacht. Man hatte von Neuem gesehen, oder glaubte von Neuem, angefeuchtete Mauern, Thore öffentlicher Gebäude, Hausthüren und Klinken gesehen zu haben. Die Kunde solcher Entdeckungen flog von Mund

* Memoria delle cose notabili Duccesse in Milano intorno al mal contaggioso l'anno 1630 etc. raccolti da D. Pio la Croce Milano, 1730. Augenscheinlich dem Manuscripte eines Autors aus den Zeiten der Pest nachgedruckt.

zu Mund, und wie es oft mit tiefgewurzelten Vorurtheilen der Fall ist, das Hörensagen that dieselbe Wirkung wirklichen Anblicks; die durch das Daseyn des Uebels immer unwilliger gewordenen, von der Beharrlichkeit der Gefahr höher erbitterten Gemüther, nahmen diesen Glauben um so williger an, als der Zorn sich stets sehnt, zu bestrafen, und, wie bei der nämlichen Frage ein würdiger Mann *) sehr treffend bemerkt, vorzieht, unglückliche Ereignisse menschlicher Bosheit zuzuschreiben, gegen die man der Wuth und befeindenden Thätigkeit freien Lauf lassen; als eine Ursache anzuerkennen, gegen die man sich nicht anders als leidend und ergebend verhalten könne.

Ein scharfes, augenblicklich wirkendes, durchdringendes Gift, waren mehr als hinreichende Worte, die Heftigkeit und alle gräßlichen, ungewöhnlichen Zufälle der Krankheit zu erklären. Man behauptete, das Gift sey von Kröten und Schlangen, vom Eiter und Geifer Verpesteter, von noch Schlimmerem, von Allem, erzeugt, was verwilderte, verderbte Phantasieen nur Unsäthiges und Entsetzendes auffinden können.

Durch eben die Hexenkünste wurden alle erdenklichen Wirkungen möglich, alle Einsprüche verloren ihre Kraft, alle Schwierigkeiten wurden gehoben. Folgte jener ersten Vergiftung nicht unmittelbare Wirkung, so war es etwas sehr Erklärbares; es war der

*) P. Verri, Osservazioni sulla tortura: Scrittori italiani di economia politica. parte moderna. Tom 17.

erſte, fehlgeſchlagene Verſuch ungeübter Giftmiſcher: jetzt war ihre Kunſt gewiß ungleich vollkommener, ihr Wille ungleich ergrimmter auf das hölliſche Vorhaben. Wer jetzt noch gewagt hätte, bei der Meinung zu beharren: das Ganze ſey als Scherz gemeint geweſen; wer jetzt noch das wirkliche Beſtehen eines Anſchlags geläugnet hätte, würde für blind, haleſtarrig gegolten, vielleicht gar den Verdacht auf ſich geladen haben, Intereſſe daran zu finden, den öffentlichen Hellblick zu trüben, Mitſchuldiger, ja ſelbſt Verpeſter zu ſeyn: welches Wort bald gäng und gäbe war, nur feierlich, zitternd und zagend ausgeſprochen wurde. Mit einer ſolchen Ueberzeugung, daß Verpeſter wirklich da wären, mußte man auch unbedingt welche auffinden: aller Augen waren wach; jede Bewegung konnte Verdacht erregen, aus Verdacht ward leicht Gewißheit, aus Gewißheit Wuth.

Ripamonti führt zwei Beiſpiele an, die er, wie er ſagt, unter den anderen nicht als die gräßlichſten wählte, die ſich tagtäglich ereigneten, ſondern weil er beide leider ſelbſt habe mit anſehen müſſen.

In der Kirche des heiligen Antonius wollte ſich an einem gewiſſen Feſttage ein mehr als achtzigjähriger Greis, nachdem er auf den Knieen gebetet hatte, ſetzen und wiſchte zuvörderſt die Bank mit ſeinem Rocke ab.

„Der Alte verpeſtet die Bank!“ ſchrieen einige Weiber, welche auf ſeine Bewegung gemerkt hatten.

Alles, was in der Kirche (in der Kirche!) war, drang auf den Alten ein: man reißt ihm die weißen Haare aus, haut und tritt auf ihn los, schleppt ihn halbtodt auf die Straße, um ihn ins Gefängniß, vor die Richter, auf die Folter zu schleppen. „Ich sah ihn in diesem Zustande," sagt Ripamonti: „weiß aber nicht, was weiter aus ihm geworden ist: wahrscheinlich hat er nur wenige Augenblicke länger leben können."

Der andere Fall fand am nächstfolgenden Tage Statt, und war nicht weniger staunenswerth, obwohl nicht so gräßlich. Drei junge Franzosen, ein Gelehrter, ein Maler und ein Mechaniker, die zusammen nach Italien gereist waren, zum Studium der Alterthümer und um das Land kennen zu lernen und sich Broderwerb zu suchen, standen nah an einer Seite des Domes und betrachteten aufmerksam. Ein Vorübergehender, zweie, mehre, bleiben stehen, bald ist ein ganzer Haufen versammelt und alle beschauen und prüfen mit wachsamen Augen diejenigen, deren Anzug, Wanderstäbe und Quersäcke sie als Fremde und, was noch schlimmer, als Franzosen erweisen. Die Fremden streckten, wie um sich zu überzeugen, daß es Marmor sey, die Hände nach der Mauer aus. Das war genug. Man umringt sie, nimmt sie fest, mishandelt sie, schleppt sie unter wüthenden Schlägen ins Gefängniß. Zum guten Glück war das Polizeibüreau nicht fern vom Dome und zu der Frem-

den noch weit größerem Glück werden sie unschuldig erfunden und frei gegeben. Und solche Dinge fielen nicht blos in der Stadt vor: der Wahnsinn hatte sich so weit verbreitet wie die Ansteckung selbst. Fanden etwa Landleute einen Wanderer an einem von der Landstraße abgelegnen Orte, oder auf ihr selbst müßig stille stehend, oder ausruhend auf dem Boden liegend, und hatte er, wenn man ihn nicht kannte, irgend etwas Auffallendes, Verdächtiges in Gesicht oder Kleidung, so war es gleich ein Verpester: beim ersten Worte, das der Eine oder Andere fallen ließ, beim Schrei eines Kindes wurde sogleich die Glocke angeschlagen, lief man hinzu; der Unglückliche wurde gesteinigt, oder aufgefangen und mit toller Wuth zum Gefängnisse geschleppt, das ihm eine Zeitlang Asyl war.

Die Zehne ließen sich von der abschläglichen Antwort des weisen Prälaten nicht abschrecken; ließen nicht ab mit Bitten, die die Stimme des Volkes lärmend unterstützte. Er widerstand eine Zeitlang, suchte abzureden, so lange der Ernst des Mannes gegen Zeitverhältnisse und anhaltende Bitten etwas vermochte. In jener Verwirrung der Meinungen, mit jener unklaren, bestrittenen damaligen Idee der Gefahr, die bei weitem nicht so bestimmt war, wie sie uns ist, wird es leicht begreiflich, wie die richtigen Ansichten und Gedanken seines Geistes von den falschen Anderer übermannt werden

konnten. Es mag an ſeinem Nachgeben Willensſchwäche Antheil gehabt haben oder nicht, es gehört immer zu den Geheimniſſen des menſchlichen Herzens. Wenn man bei irgend einem Fehltritte alle Schuld auf das Urtheil ſchieben, das Gewiſſen ganz frei ſprechen kann; ſo muß es bei einem Manne geſchehen, aus deſſen innerem Leben, wie aus dem Friedrichs der ſtrengſte Gehorſam gegen das Gewiſſen, ohne alle zeitlichen Rückſichten hervorgeht. Auf wiederholtes Anſuchen gab er endlich nach, willigte in die Prozeſſion, bewilligte ferner auf allgemeines, dringendes Verlangen, daß der Kaſten, in dem die Reliquien des heiligen Karl acht Tage lang auf dem Hochaltare des Domes öffentlich ausgeſtellt werde.

Ich finde nicht, daß das Sanitätstribunal oder Jemand anderes ſich dawider aufgelehnt und Ausſtellungen gemacht hätte. Das Tribunal begnügte ſich, Vorſichtsmaßregeln anzubefehlen, die zwar den guten Willen bezeugten, der Gefahr aber eigentlich keinen Einhalt thaten; gab ſtrengere Regeln über die Zulaſſung von Fremden in die Stadt, ließ, deren Ausübung zu ſichern, die Thore ſchließen, und um, was möglich ſey zu thun: Angeſteckte oder der Anſteckung Verdächtige von dem allgemeinen Verſammlungsorte fern zu halten, alle Thüren der in Verwahrung genommenen Häuſer vernageln, deren Anzahl ſich, — ſo weit man der einzelnen Stimme eines

Autors damaliger Zeit Glauben beimessen darf *), auf fünfhundert belief.

Die Vorbereitungen währten drei Tage, und am elften Juni, dem dazu bestimmten Tage, setzte sich die Prozession mit Tagesanbruch nach dem Dome in Bewegung. Ein großer Volkshaufen, meistens Weiber, zog voraus, die Gesichter mit großen Zendeln bedeckt, viele barfuß und in Sackleinwand gehüllt. Dann kamen die Gewerke, dann die Brüderschaften, in Kleidung verschiedenen Schnittes und verschiedener Farbe; dann die Mönchsklöster, dann die weltliche Geistlichkeit, ein Jedes mit den Abzeichen seines Standes, in der Hand eine brennende Kerze. In der Mitte, unter dem Schimmer häufigerer Fackeln, unter lauterem Gesange, unter reichem Baldachine, trugen abwechselnd vier Domherren, im größten, glänzendsten Staate, den Kasten. Der verehrte Leichnam ward durch die kristallenen Seiten sichtbar, er war in reiche, bischöfliche Gewande gehüllt, die Inful deckte sein Haupt und man konnte in der entstellten, verstümmelten Gesichtsbildung wohl noch schwache Merkmale seines ehemaligen Aussehens finden, wie ihn Abbildungen zeigten, wie Einzelne sich noch erinnerten, ihn bei Lebzeiten gesehen und verehrt zu haben. Nach den Ueberresten des verschiedenen

*) Alleggiamento dello Stato di Milano etc. di C. G. Cavatio della Somaglia, Milano, 1653.

Hirten, sagt Ripamonti, dem diese Beschreibungen vornehmlich zugehören, dicht hinter ihnen, seiner Verdienste, seines Blutes, seiner Würde und Person gemäß, kam der Erzbischoff Friedrich. Ihm folgte eine zweite Abtheilung des Klerus, dann der Magistrat, in farbigerem Aufzuge, dann die Nobili, einige, wie zu größerer Ehrenbezeigung prunkvoll gekleidet, andere, in Büßeranzug, barfuß, in Sack und Asche, die Kappen über das Gesicht gezogen; alle mit großen Fackeln. Den Beschluß machte ein zweiter Volkshaufen.

Alle Straßen waren festlich geschmückt; die Reichen hatten ihr prächtiges Hausgeräthe zur Schau gestellt. Die Fronten der Armen zugehörigen Häuser waren von benachbarten Wohlhabenden oder von Obrigkeitswegen geziert; an dem einen hingen, statt des Tapetenschmuckes, an dem andern über ihm, grüne Zweige; überall Gemälde, Inschriften, Wahlsprüche; auf den Fensterbrüstungen zur Zier Vasen, Antiken, anderes kostbares Geräthe, überall Fackeln. Aus vielen Fenstern schauten bewachte, verschlossene Kranke auf den Pomp hernieder und mischten ihre Gebete mit denen der Vorüberziehenden. Die andern Straßen, durch die der Zug nicht kam, waren still und ausgestorben; nur hie und da standen Einige an den Fenstern und lauschten auf das ferne Getöse; Andere, und darunter gehörten selbst Nonnen, waren auf die Dächer gestiegen, wenn sie von da aus den Kasten, den Zug, irgend etwas von ihm in der Ferne erspähen konnten.

Der Zug kam durch alle Viertel der Stadt. Bei jedem Kreuzwege oder freien Platze an den Hauptstraßen der Vorstädte, deren jetzt nur noch ein einziger ist und die damals den alten Namen Carrobii führten, hielt man still, stellte den Kasten dicht zu dem Kreuze, das auf jedem Platze in der vorigen Pest dem heiligen Karl errichtet worden war, und noch jetzt da steht, und gelangte auf diese Weise erst gegen Mittag zum Dome. Und am nächstfolgenden Tage, als der vermessenste Glaube, bei Vielen selbst fanatische Zuversicht herrschte: die Prozession müsse die Pest ausgerottet haben, nahmen die Sterbefälle in jeder Volksklasse, in jedem Theile der Stadt so außer allem Verhältnisse, mit so entsetzlicher Ueberzahl zu, daß man eigentlich gar nicht umhin gekonnt hätte, die Ursache und Veranlassung in der Prozession selbst zu finden. Aber, wunderbare, bejammernswerthe Kräfte eines allgemeinen Vorurtheiles! Nicht einem solchen, langen Zusammendrange des Volkes, nicht den unzähligen, erzwungenen Berührungen maß man die Wirkung bei, sondern der Leichtigkeit, mit welcher die Verpester ihre schändlichen Absichten hätten im Großen ausführen können; sagte, sie hätten mitten im Gedränge mit Salben und Materien Alle angesteckt, die ihnen nur zu Gesicht gekommen wären; und da dies bei so ungeheurer, aller Bande lediger, allverbreiteter Sterblichkeit keineswegs genügte, noch ihr angemessen war, und da es, wie es schien, also selbst

dem scharfen, durchschauenden Auge des Argwohns unmöglich gefallen war, auf dem Wege Unflath und Schmutzflecken wahrzunehmen: so wandte man sich, zur Erklärung des Räthsels, zu jener anderen, schon alten und in dieser Wissenschaft damals durch ganz Europa wohlbekannten, Erfindung: der Hexen- und Giftpulver; sagte, solche, längs der Straßen und besonders an die Ruheplätze verstreute Pulver wären den Schleppen der Kleider angeflogen und hätten sich vornehmlich den Füßen der Vielen, welche barfuß mitwanderten, angeklebt. „Es stritt," sagt ein Schriftsteller jener Zeit *), „an dem Tage der Prozession, Gottesfurcht mit Gottlosigkeit, Verrath mit Treue, Verderben mit Gewinn." Und es war doch nur der arme menschliche Verstand, der mit sich selbst geschaffnen Schreckbildern stritt!

Von diesem Tage an machte die Seuche reißende Fortschritte; bald gab es kaum noch ein Haus, wo sie nicht wüthete; in kurzem stieg die Bevölkerung des Lazarethes, wie der oben citirte Somiglia angiebt, von zwei- auf zwölftausend; in der Folge, beinahe nach Aller Angabe, auf sechzehntausend. Am 4. Juli, wie ich in einem andern Briefe des Tribunals an den Gouverneur finde, überstiegen die täglichen Sterbefälle die Zahl von fünfhundert. Weiterhin, am höchsten Punkte, erreichten sie, beharrten bei ihr, nach der

*) Agostino Lampugnano, la pestilenza seguita in Milano, l'anno 1634. Milano 1634.

allgemeinsten Annahme, die Zahl von zwölf-, funfzehnhundert, und, wollen wir Tadino Glauben schenken, oft die von dreitausendfünfhundert!

Stelle man sich vor, in welchen Bedrängnissen der Rath der Zehne seyn mußte, insofern es ihm oblag, für die öffentliche Nothdurft zu sorgen, zu retten und zu thun, was in einem solchen Zustande der Dinge zu retten und zu thun war. Tagtäglich mußten öffentliche Diener aller Art ersetzt und vermehrt werden: Monatti, mit welchem schon damals alten Namen, ungewissen Ursprunges, man diejenigen bezeichnete, die die schwierigsten, gefahrvollsten Dienste bei der Pest über sich hatten: Leichname in den Häusern, auf den Straßen, im Lazarethe aufzuladen, zu den Gruben zu schaffen und zu beerdigen; Kranke in das Lazareth zu tragen oder zu führen, zu warten und zu pflegen; angesteckte, oder der Ansteckung verdächtige Gegenstände zu verbrennen oder zu reinigen: Scherzen, deren Hauptgeschäft, den Pestkarren voran zu gehen und Jedermann in der Nähe durch den Klang eines Glöckchens zum Ausweichen zu ermahnen: Commissarien, welche über die Einen wie die Andern unter dem unmittelbaren Befehle des Sanitättribunales Aufsicht führten. Man mußte das Lazareth mit Aerzten, Wundärzten, Arzneien und Lebensmitteln und so vielem andern, erforderlichen Geräthe eines Krankenhauses versehen halten; mußte den neuankommenden Hülfsbedürftigen

Wohnung ausfindig machen und bereiten. Zu dem Ende wurden in aller Geschwindigkeit Hütten von Holz und Stroh in dem innern Raume des Lazareths erbaut, wurde ein ganz neues, aus vielen Hütten bestehendes, mit einem Bretterverschlage umzäuntes Lazareth erbaut, das viertausend Personen faßte. Man beschloß, selbst noch zwei andere zu erbauen, legte auch Hand daran; aber aus Mangel an Hülfsmitteln jeder Art blieben sie unbeendet. Je höher die Noth stieg, desto weniger fand man Mittel, Hände und Muth.

Und nicht nur blieb die Ausführung immer hinter dem Vorsatze und den Befehlen zurück; nicht nur sorgte man, oft selbst mit Worten, nur sehr kümmerlich für die anerkannteste Nothwendigkeit; es gesellte sich auch noch Ohnmacht und Verzweiflung dazu, so daß man die dringendste, kläglichste Nothdurft sich selbst überließ. So starben zum Beispiel eine große Anzahl Säuglinge, deren Mütter die Pest hingerafft hatte, Hungertodes: das Sanitätstribunal trug zwar sowohl für sie, als für hülfsbedürftige Wöchnerinnen auf Hülfe an; allein es konnte Nichts erlangen. „Demungeachtet," sagt Tadino, „mußte man den Stadtrath der Zehne beklagen, dem die zuchtlosen, nichts berücksichtigenden Soldaten eben so schrecklich mitspielten und, gleich wie das ganze, unglückliche Herzogthum aufs äußerste brachten: der Gouverneur konnte keine Hülfe, keine Lebensmittel ge-

den, es war Krieg und die Soldaten mußten gut verpflegt werden.“ So viel lag also an Cäsar! So viel galt der Ruhm des Sieges, unabhängig von Ursache und Zweck des Krieges!

Eine einzige, weite Gruft, die man bei dem Lazarethe gegraben hatte, war mit Todten überfüllt; es mußten hier und überall alle neuen, täglich sich mehrenden Leichname unbeerdigt bleiben: vergebens suchten die Behörden Arme zu diesem Behufe aufzutreiben, es blieb ihnen nichts übrig, als zu erklären: sie wüßten keinen Ausweg mehr. Es läßt sich nicht bestimmen, was daraus entstanden wäre, hätte sich nicht eine ganz außerordentliche Hülfe gefunden. Der Präsident des Tribunals sprach in Verzweiflung, Thränen in den Augen, die beiden, im Lazarethe waltenden, ehrwürdigen Mönche um Rath und Beistand an, und der Pater Michael verpflichtete sich, in Zeit von vier Tagen die Stadt von Leichnamen gereinigt, in Zeit von acht Tagen so viele Hülfe herbeigeschafft zu haben, als dieses Bedürfniß sowohl für den Augenblick, als in Zukunft, sie sey auch noch so trostlos, erfordere.

Er ging mit einem anderen Klosterbruder und vom Präsidenten zu diesem Behufe mitgegebnen Offizianten vor die Stadt und suchte Landleute auf; und theils durch die Autorität des Tribunales, theils durch die seines Kleides und seiner Worte, brachte er nahe an zweihundert zusammen, die er an drei verschiedenen

Orten zum Graben anstellte. Er sandte die Monatli des Lazareths aus die Todten zusammen zu holen, und am vierten Tage war sein Versprechen erfüllt.

Dem einmal eingetretenen Mangel an Aerzten halfen Versprechungen hohen Gehaltes und hoher Ehren, wenn auch nicht so schleunig, doch mit Zeit und Mühe ebenfalls ab und es fanden sich mehre als man bedurfte. Auch an Proviant fehlte es sehr oft und oft so sehr, daß man befürchten mußte, es werde auch der Hunger einreißen und tödten; doch mehr als einmal, während man alles aufbot und versuchte, Kassen und Magazine zu füllen, während man fast verzweifelte, für den Augenblick etwas zu finden, geschweige denn für die Folge, langten unerwartete, reichliche Hülfsgelder, das Geschenk geheimen Erbarmens an: denn mitten in der allgemeinen Trübsal, und von beständiger eigener Bedrängniß erzeugten Gefühllosigkeit für Andere, gab es doch immer der Menschenliebe offene Herzen, gab es Einige, denen eben beim Schwinden jeglicher Erdenfreuden erbarmende Menschenliebe erwuchs; so wie es bei dem Tode und der Flucht Vieler, denen es oblag zu sorgen und zu wachen, immer noch einige gab, die gesund an Körper und unerschütterlichen Muthes auf ihren Posten beharrten: es gab Andere, die vom Mitleiden angetrieben, Sorgen übernahmen und redlich bestanden, zu denen sie keineswegs die Stimme engerer Pflicht aufrief.

Wo allgemeinere, bereitwilligere Treue und Ausdauer bei den, von den Umständen erregten schwereren Pflichten hervorstrahlte, war bei der Geistlichkeit. In den Lazarethen, in der Stadt blieb ihre Hülfe niemals aus: wo Leidende waren, waren auch Geistliche, immer sah man sie, oft selbst krank und sterbend, mitten unter Kranken, Sterbenden: unermüdet geistige Tröstungen spendend, und leibliche, soviel sie spenden konnten; alle und jegliche Dienste verrichtend. Mehr als sechzig Pfarrer, nur allein aus der Stadt, starben an Ansteckung: von neunen gewöhnlich achte.

Friedrich gab allen, wie es sich von ihm erwarten ließ, Ermunterung und Beispiel. Es starb nach und nach seine ganze Dienerschaft; Verwandte, hohe Magistratspersonen, benachbarte Fürsten gingen ihn dringend an, sich der Gefahr zu entziehen, nach irgend einem abgelegenen Landsitze zu flüchten; er verwarf alle Rathschläge und Bitten dieser Art, verwarf sie mit dem Muthe, mit dem er an seine Pfarrer schrieb: „Seyd lieber bereit, dieses sterbliche Leben zu verlassen, als diese unsere Gemeinde, unsere Familie; geht, wo es gilt, dem Herrn eine Seele zu retten, der Pest freudig entgegen, geht ihr entgegen, wie einem neuen Leben, einer Belohnung.“ Er vernachlässigte keine Vorsicht, die ihn nicht von Erfüllung seiner Pflicht abhielt, gab ähnliche Regeln und Vorschriften auch der ganzen Geistlichkeit; achtete aber

bei alle dem weder der Gefahr, noch schien er sie selbst zu gewahren, wo man sie, um Gutes zu thun, bestehen mußte. Ohne von den Geistlichen zu sprechen, bei denen er immerdar war: Eifer zu loben und zu regeln, aufzumuntern, wer lau geworden, Posten Gestorbener neu zu besetzen, wollte er, daß jedem, der nöthig habe, mit ihm zu reden, der Zugang frei stehe. Er besuchte die Lazarethe, die Kranken zu trösten, die Wärter zu ermuthigen; durchlief die Stadt und brachte den in den Häusern verschlossenen Armen Hülfe und Unterstützungen, indem er vor den Thüren, unter den Fenstern stehen blieb, ihre Klagen anzuhören und ihnen dafür Trost und Muth zuzusprechen. Kurz, er warf sich mitten in die Pest, lebte mitten in ihr, und war am Ende selbst erstaunt, unversehrt davon zu kommen.

So sieht man denn, bei öffentlichem Unglück und in langen Störungen dessen, was man die gewöhnliche Ordnung der Dinge nennt, immerdar höhere, herrlichere Tugend, wenn auch leider nur zu oft größere, häufigere Verderbtheit an den Tag tritt. Die ruchlosen Menschen, welche die Pest verschonte und nicht einschüchterte, fanden in der allgemeinen Verwirrung und Erschlaffung jeder öffentlichen Gewalt, neue Gelegenheit zur Thätigkeit und zugleich größere Sicherheit vor Rüge. Es war selbst die Ausübung der öffentlichen Gewalt größtentheils in den Händen der schlimmsten dieser Menschen. Dem Amte eines

Monatto oder Scherzen eigneten sich gewöhnlich nur Menschen, auf die der Reiz der Beute und der Zügellosigkeit mehr Gewalt übte, als Furcht vor der Ansteckung und natürlicher Abscheu. Es waren ihnen die schärfsten Verhaltungsregeln ertheilt, die strengsten Strafen angedroht. Wohnungen angewiesen, wie wir schon sagten, Commissarien vorgesetzt. Ueber die Einen, wie die Anderen, waren hier wieder für jedes Stadtviertel Magistratspersonen und Nobili deputirt, mit der Gewalt, in allen Fällen den pünktlichsten Gehorsam zu fordern und sich zu verschaffen. Diese Einrichtung ging sehr gut und erfolgsam von statten, aber nur bis zu gewisser Zeit: als Sterblichkeit und Zerrüttung freier um sich griffen, Bestürzung der Ueberlebenden gleichen Schritt hielt, erlangten jene Menschen beinahe unbeschränkte Freiheit, und vornehmlich der Willkühr der Monatti stand alles zu Gebote.

Sie kamen als Herren, als Feinde in die Häuser; gar nicht der Plünderung zu gedenken, nicht der Art, wie sie mit den Unglücklichen verfuhren, die die Pest in solche Hände lieferte, legten sie diese verpesteten, schändlichen Hände an die Gesunden, an Kinder, Eltern, Gatten, Gattinnen, drohten, wofern sie sich nicht loskauften oder loskaufen ließen, sie ins Lazareth zu werfen. Anderemal verweigerten sie ihre Dienste, weigerten sich, die schon faulenden Körper

anders, als gegen Erstattung von so und so viel Scudi hinweg zu schaffen.

Man behauptete (und bei der Leichtgläubigkeit der Beschuldiger, Ruchlosigkeit der Beschuldigten möchte man es eben sowohl glauben als nicht glauben), man behauptete, und Tadino bestätigt es: Monatti und Schergen ließen absichtlich angesteckte Kleidungsstücke von den Karren herabfallen, die Pest fortzupflanzen und, da sie ihnen Herrschaft und Einnahme brachte, gewissermaßen ein Fest war, zu nähren. Andere Bösewichter gaben sich für Monatti aus, trugen, wie es diesen zur Auszeichnung, zu Verkündung ihrer Nähe vorgeschrieben war, Schellen an den Füßen und verschafften sich auf diese Art Zugang in die Häuser, um nach Willkühr zu wirthschaften. In dieses und jenes, das offen stand, unbewohnt, vielleicht nur von wenigen Kranken, Sterbenden bewohnt war, drangen sie unverhohlen als Räuber und Diebe, andere überfiel und durchsuchte man als Häscher, beging alle mögliche Räubereien und Ausschweifungen.

Der Wahnwitz gab es der Ruchlosigkeit in nichts nach. Alle schon mehr oder minder herrschenden Irrthümer empfingen in der Bestürzung und Erregtheit aller Gemüther außerordentliche Gewalt, und fanden weit bedeutendere, jählingere Anwendung. Alle dienten nur dazu, jene Haupteulheit von den Verpestungen und Vergiftungen, wie wir gesehen haben, in ihren Wirkungen und Ausbrüchen zum öfteren nichts

als Verderbtheit anderer Art, zu verstärken und zu bestärken. Das Bild jener erträumten Gefahr peinigte und beunruhigte die Gemüther mehr als die wirklich zu befürchtende. „Und während die Leichname," sagt Ripamonti, „einzeln und haufenweise immer vor den Augen, vor den Füßen der Lebenden lagen, und die ganze Stadt einem Kirchhofe glich; war es doch etwas viel Entsetzenderes, weit häßlichere, öffentliche Erscheinung, jenes wechselseitige Ergrimmen, die Mißgestaltungen und Abwege, in und auf denen sich der Argwohn kund gab .... Man mißtraute nicht nur dem Nächsten, dem Freunde, dem Gaste, sondern selbst die Namen, festesten Bande menschlicher Liebe: Mann und Frau, Vater und Sohn, Bruder und Bruder, waren Schreckniſſe, und (was man sich scheuen möchte und sollte, auszusprechen!) man fürchtete selbst den traulichen Familientisch, das Ehebett, als Verstecke und Hinterhalte der Hexerei!"

Die ungeheure Größe, die Seltsamkeit des Anschlages verwirrten Aller Beurtheilungskraft, überwältigten alle Gründe zu gegenseitigem Vertrauen. Außer dem Ehrgeize und der Habsucht, die man beide gleich im ersten Anfange als Beweggründe der Verpester vorausgesetzt hatte, wähnte man, glaubte, im Verlaufe der Zeit, es liege in dem Verpesten selbst eine gewisse teuflische Wollust, unwiderstehliche Anziehungskraft des Willens. Die wahnwitzigen Reden der Kranken, welche sich selbst dessen anklagten, wessen sie Andere in

Verdacht zogen, erschienen Aufdeckungen der Wahrheit und machten Alles Allen erst recht glaubhaft. Schlagender als Worte mußten aber erst die Zeichen beweisen, die die verpesteten Irreredner dazu machten und die sie sich in gesundem Zustande als von den Verpestern angewandte erdacht hatten: welcher Umstand eben so wahrscheinlich als wohlgeeignet ist, den gültigsten Grund zu der festen Ueberzeugung und den Versicherungen vieler Schriftsteller abzugeben. Eben so sehr trugen die, auf dem langen, traurigen Wege gerichtlicher Verhöre, in Hexenprozessen empfangenen, oft erfolterten Geständnisse der Beschuldigten bei, die in Betreff der Hexerei herrschenden Meinungen zu befördern und zu erhalten: denn, wenn eine Meinung erst zu einer langen, weiten Herrschaft gelangte, giebt sie sich auf alle Weise kund, versucht alle Ausgänge, durchläuft alle nur möglichen Grade der Ueberzeugung, und schwerlich glauben Alle oder Viele auf die Länge, daß irgend etwas Seltsames geschehe, ohne daß sich Jemand fände, der glauben sollte, er thue es, es geschähe durch ihn.

Unter den Geschichten, die der tolle Wahn der Verpestung erzeugte, verdient namentlich eine Erwähnung, in Ansehung des Glaubens, den sie überall erlangte, und ihrer weiten Verbreitung. Man erzählte sich nämlich, nicht einmal so wie das andere, (das würde bei einer Fabel zu sonderbar klingen) sondern nur ungefähr so: es habe Jemand an ei-

nem gewissen Tage auf dem Domplatze einen sechsspännigen Wagen halten sehen, worin ein vornehmer Mann mit glänzender Umgebung gesessen, er sey sehr düster, schwärzlicher Gesichtsfarbe, herrischen Ansehens, die Augen seyen ihm entzündet gewesen, die Lippen wie zu einer Drohung geöffnet, die Haare haben ihm zu Berge gestanden. Der Zuschauer sey der Einladung in die Kutsche zu steigen gefolgt: man sey darauf eine Strecke gefahren, der Wagen habe vor der Thüre eines Pallastes stillgehalten, man sey ausgestiegen, er sey mit den Anderen eingetreten und habe Anmuth und Entsetzen, Wüsten und Gärten, Höhlen und Säle und darin zu Rathe sitzende Spukgestalten gesehen. Am Ende habe man ihm große Kasten mit Geld gezeigt und ihn aufgefordert, er möge davon nehmen, soviel er wolle, müsse aber dafür auch ein Gefäß mit Pestsalbe annehmen und damit in der Stadt umhergehen und verpesten; und als er sich, dies zu thun, weigerte, befand er sich plötzlich wieder an dem Orte, wo man mit ihm abfuhr. Diese Geschichte glaubte man nicht allein hier beim Volke allgemein, sondern sie wurde, wie Ripamonti meint, auch von gelehrten, verständigen Leuten bei weitem nicht hinlänglich verspottet; sie verbreitete sich durch ganz Italien und ins Ausland, wurde in Deutschland gedruckt, und der Churfürst-Erzbischoff von Mainz schrieb an den Cardinal Friedrich und fragte ihn, was man von den Gerüchten über Mai-

land zu denken habe, worauf zur Antwort erfolgte: es sey dummes Zeug.

Von gleichem Werthe, wenn auch nicht in Allem gleicher Art, waren die Erdichtungen der Gelehrten; ob wohl ihre Folgen eben so unglückselig. Die meisten sahen das Anzeichen und die Ursachen alles Wehs in einem, im Jahre 1628 erschienenen Kometen und in einer Conjunktion des Saturns und Jupiters, „indem," schreibt Tadino, „dieselbe so klar und deutlich auf das Jahr 1630 deutet, daß Jedermann es verstehen kann. Mortales parat morbos, miranda videntur." Diese Weißagung, man weiß nicht wann und von wem gegeben, lief, wie Ripamonti erwähnt, über alle nur irgend fähige Lippen, sie auszusprechen. Ein zweiter, im Juni, eben des Pestjahres erscheinender Komet galt als offenbarer Beweis der Verpestungen. Man fischte in allen Büchern nach Beispielen, wie man sagte, angestellter Pest, und fand leider nur zu viele: man citirte Livius, Tacitus, Dion, was sage ich? selbst Homer und Ovid, und viele andere Alte, die ähnliche Fälle erzählen oder berühren; bei den Neuern noch gröserer Ueberfluß. Man citirte hundert andere Autoren, die über Gifte, Zaubereien, Verpestungen und Hexenpulver gelehrt abhandelten oder ihrer beiläufig gedachten: Cesalpino, Cardano, Grevino, Sallo, Pareo, Schenchio, Zachia und endlich auch den entsetzlichen Delrio, der, richtete sich der Ruhm der Schriftsteller nach dem Guten oder

Bösen, das ihre Werke stifteten, einer der berühmtesten seyn müßte, der Delrio, dessen Veglie mehr Menschen um das Leben brachten, als die Unternehmungen manches Eroberers, der Delrio, dessen Disquisizioni Magiche, die Quintessenz alles dessen, was die Menschen bis zur damaligen Zeit über solche Dinge faselten, die unumstößlichste, anerkannteste Autorität und deshalb länger als ein Jahrhundert die Richtschnur und mächtige Triebfeder gesetzlicher, schrecklicher, ununterbrochener Martern.

Von den Erfindungen des ungebildeten Volkshaufens eigneten die Gebildeten sich an, was ihren Ideen zusagte; von den Erfindungen der Gebildeten eignete sich das Volk an, soviel es davon verstand und wie es fähig war, es zu verstehen; aus Allem zusammen bildete sich ein rohes, unförmliches Gemisch öffentlicher Tollheit.

Was am meisten in Erstaunen setzt, ist das Verhalten der Aerzte, die vom ersten Augenblick an die Pest erkannt hatten, sie, wie namentlich Tadino, voraussagten, kommen sahen, ihren Gang, so zu sagen, immer im Auge behielten, sagten und predigten es sey Pest, ohne alle Milderung des Wortsinnes, sie theile sich durch bloße Berührung mit, arbeite man ihr nicht entgegen, so werde allgemeine Ansteckung erfolgen; die Aerzte, die so gesprochen hatten, und nunmehr eben die natürlichen Wirkungen der Pest als Beweis für Hexerei und Giftmischerei ansahen. Derjenige, welcher des zweiten

an der Pest in Mailand Gestorbnen, Carlo Colonna, Irrsinn für einen Zufall des Uebels erklärte, ließ sich nunmehr so weit irre leiten, als Beweis für Verpestung und teuflische Verschwörung eine Thatsache der Art anzuführen: daß zwei Zeugen aussagten, ein kranker Freund habe ihnen erzählt, wie eines Nachts Leute zu ihm in die Kammer kamen, ihm Gesundheit und Geld anboten, wenn er die umliegenden Häuser verpesten wolle; wie dann auf seine abschlägliche Anwort ein Wolf unter seinem Bette geblieben sey und drei häßliche Katzen auf ihm, die alle bis zum hellen Tage ihre Wirthschaft trieben. Ließe sich ein einzelner Mann solche Ideengänge zu Schulden kommen, so möchte man es ihm leicht als Dummheit oder besonderen Leichtsinn auslegen und es verdiente weiter keine Erwähnung; da es aber Vielen eigen war, so gehört es zur Geschichte des menschlichen Geistes, und man kann in ihr wahrnehmen, wie sehr eine wichtige, vernünftige Gedankenfolge und ein Gedankenschluß von einer oder einem andern gekreuzt und überwältigt wird. Tadino war im übrigen einer der geachtetsten Männer seiner Zeit.

Zwei werthvolle und würdige Schriftsteller*) versichern: Cardinal Friedrich habe die Wahrheit der Verpestungen in Zweifel gezogen. Wir möchten gern diesem berühmten, liebenswürdigen Andenken

*) Muratori, Del governo della peste. Modena 1714 P. Verri, in dem schon citirten Werkchen.

ein noch volleres Lob spenden und den guten Greis in diesem Falle so wie in jedem andern mit dem großen Haufen Mitlebender in keine Berührung bringen; wir sind aber genöthigt, abermals ein Beispiel unheilsamen Einflusses vorgefaßter, allgemeiner Meinung, selbst auf die edelsten Gemüther, zu hinterbringen. Man hat, zum wenigsten aus der Art, mit welcher Ripamonti seine Gedanken verträgt, gesehen, wie er gleich anfänglich zweifelte. Nachdem hielt er immer für wahr, daß an jener Ansicht der Dinge Leichtgläubigkeit, Unwissenheit, Furcht, Verlangen das lange Läugnen der Pest zu entschuldigen, Theil habe, daß Vieles übertrieben, etwas aber doch wirklich daran sey.

In der ambrosianischen Bibliothek bewahrt man ein von seiner Hand geschriebenes Werkchen über die Pest: worin er unter vielen anderen Stellen seine Meinung auch in dieser ausdrückt: „Ueber die Art, solcherlei Gifte zuzubereiten und zu verbreiten, erzählt man sich Mancherlei: Einiges kann man nicht umhin einzugestehen, muß aber Anderes als völlig grundlos und erdichtet betrachten.“

Dennoch ließen Einige nicht ab, von Anfang bis zum Ende unerschütterlich des Glaubens zu seyn, daß Alles nur in der Einbildung beruhe: wir wissen es nicht von ihnen selbst, denn Niemand durfte wohl den Muth haben, im Publikum mit einer der seinen so entgegengesetzten Ueberzeugung öffentlich aufzutreten; wir wissen es von den Autoren, die sie verspot-

ten, oder schelten, oder ihre Meinung als nicht zur allgemeinen Sprache kommende, doch aber bestehende Vorurtheile und Irrthümer Weniger widerlegen. „Ich habe gelehrte Leute in Mailand gekannt," sagt der gute Muratori am eben angeführten Orte, „die von Eltern und Vorfahren gut von der Sache unterrichtet und nicht geneigt waren, die Wirkungen giftiger Salben anzuerkennen." Man sieht daraus, daß die Wahrheit nur im Geheim, im Vertrauen, in Familienkreisen mitgetheilt und ausgesprochen wurde: Die Stimme der gesunden Vernunft war wohl da, durfte aber aus Furcht vor der herrschenden Stimme nicht ertönen. Die täglich verminderten, in Allem verwirrten, aus der Fassung gebrachten Magistratspersonen verwandten die wenige Obhut und Entschlossenheit, deren sie fähig waren, auf Forschungen nach Verpestern und Vergiftern. Und leider! nur zu viele wähnten sie gefunden zu haben.

Die Urtheile, welche demnach gefällt wurden, waren sicherlich nicht die ersten ihrer Art, und man kann sie in der Geschichte der Rechtswissenschaft nicht als seltene Fälle nennen. Des Alterthums gar zu geschweigen, finden sich in dem alleinigen, sechszehnten Jahrhunderte in Italien eine große Menge der Fälle, wo hier ein, dort mehre Unglückliche beschuldigt wurden, die Pest durch Pulver oder Salben oder Hexereien oder durch alles zusammen, verbreitet zu haben, wo man ihnen den Prozeß machte, und sie

zu den grausamsten Strafen verurtheilte. Die gleichen, hierher gehörigen Ereignisse in Mailand wurden aber bei weitem lauter, länger und allgemeiner besprochen, als andere, mögen deshalb die bemerkenswerthesten zu nennen sein, oder eignen sich vielmehr besser als andere, Bemerkungen anzustellen, weil uns genauere, ausführlichere Belege und Dokumente über sie verblieben. Und obwohl ein eben bemeldeter Schriftsteller (P. Verri) sich mit ihnen beschäftigte; möchte, da er sich nicht sowohl vorsetzte, eine Geschichte dieser Ereignisse zu schreiben, als aus den Dokumenten Gründe und Mittel zu einem noch triftigeren, bedeutenderen Belege und Dokumente zu sammeln, die Geschichte wohl als Anlaß zu einer neuen Arbeit dienen können. Es läßt sich über diese Sache nicht mit wenigen Worten abhandeln; zu längeren Auseinandersetzungen ist hier nicht Ort und Zeit, und wir können es jetzt ohnedem nicht übers Herz bringen, unsere Leser über das endliche Schicksal der Personen dieser Geschichte in Zweifel zu lassen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Eines Nachts, gegen Ende des Monats August, während die Pest mit ungeschwächter Kraft wüthete

ging Don Rodrigo mit ſeinem getreuen Griſo, einem der drei oder vier Diener, welche ihm der Tod bis jetzt noch nicht genommen hatte, über die Straßen von Mailand, ſeinem Hauſe zu. Er kam aus einer Geſellſchaft von Freunden, die ſich oft zu verſammeln pflegten, des, von den unglücklichen Zeiten erregten Mißmuthes, durch Schmauſen und Schwelgen ledig zu werden: jedesmal gab es neue Mitglieder, fehlten alte. Heute war er einer der Luſtigſten geweſen und hatte unter anderen Dingen die Geſellſchaft beſonders launig mit einer Art Leichenrede auf den Grafen Attilio, der vor zwei Tagen von der Peſt hingerafft worden war, unterhalten.

Beim Gehen empfand er aber jetzt ein gewiſſes Mißbehagen, eine Hinfälligkeit, Ermattung in den Beinen, Beſchwerde beim Athmen, innere Trockenheit, die er gern gänzlich dem Weine, der Nachtwache, Jahreszeit zugeſchrieben hätte. Er ſagte auf dem ganzen Wege kein Wort, und das erſte, was er, zu Hauſe angelangt, ſagte, war der Befehl an Griſo, Licht anzuzünden. Geſchehen, ſah Griſo den Herrn von der Seite an: das Geſicht glühte, die Augen ſtanden aus dem Kopfe, leuchteten und feuerten; er hielt ſich fern, denn unter ſolchen Umſtänden mußte ein Jeder ſeinen eignen Arzt abgeben.

„Ich bin wohl," ſagte Don Rodrigo, der Griſo's Gedanken errieth: „Ich bin geſund und wohl; aber ich habe getrunken, ich habe wohl ein wenig zu

viel getrunken. Der verdammte Vernaccia! *) .... Ein guter Schlaf macht schon alles wieder gut. Ich bin in der That recht schläfrig.... Nimm das Licht da weg .... es blendet mich .... es ist mir ärgerlich....!"

„Das macht der Vernaccia," sagte Griso, immer in gehöriger Ferne bleibend: „legt Euch nur nieder; Schlaf wird Euch gut thun."

„Du hast Recht: wenn ich schlafen kann.... Sonst bin ich ganz wohl. Setze die Klingel nah zu mir her, im Fall ich zu Nacht irgend etwas bedürfte: sey bei der Hand, verstehst Du, wenn Du etwa klingeln hörst. Ich werde aber wohl nichts nöthig haben.... Schaffe das vermaledeite Licht da weg," nahm er wieder das Wort, während jener dem ersteren Befehl Folge leistete und so wenig wie möglich in die Nähe kam: „Teufel! was es mir zuwider ist!"

Griso nahm das Licht weg, wünschte seinem Herrn eine gute Nacht und machte, während derselbe unter die Decke kroch, daß er davon kam.

Die Decke schien dem Herrn ein Berg. Er warf sie von sich, krümmte sich zusammen, um einzuschlafen, war bis zum Tode schlaftrunken. Kaum hatte er das Auge geschlossen, so wachte er so plötzlich wieder auf, als habe man ihn wach gerüttelt, empfand drückendere Hitze und Wuth. Er gedachte immer des Augusts, des Vernaccia, der Ausschweifungen; hät-

*) Vernaccia, Art bitterer Wein. A. d. Ueb.

te gern darauf alle Schuld gewälzt; diesen Ideen gesellte sich aber immer die andere, welche damals gewissermaßen alle Sinne fesselte, bei allen Schwelgereien und Gelagen sich einzuführen verstand, von der man eher noch scherzweise sprechen, als gar nicht an sie denken konnte: die Pest!

Nach langem Kampfe gelang es ihm einzuschlafen und die düstersten, verwirrtesten Träume von der Welt bemächtigten sich seiner. Aus dem einen in den andern, war es ihm als befinde er sich in einer großen Kirche, mitten in großem Volksgedränge; er wußte nicht, wie er dahin gelangt sey, wie es ihm habe, besonders in solcher Zeit, einfallen können, dahin zu gehen; zerbrach sich den Kopf; betrachtete die Umstehenden: lauter abgezehrte, todtenbleiche Gesichter, stiere, leblose Augen, hangende Lippen, alles Leute mit zerlumpten, zerfetzten Kleidern, zwischen denen das mit Blutflecken und Pestbeulen bedeckte Fleisch hervorsah. „Weicht aus, ihr Kanaillen!“ glaubte er ihnen zuzurufen, indem er zu der fernen fernen Thüre sah, seine Worte mit grimmen Mienen begleitete, doch ohne sich zu regen, sich zusammenkrümmend, um die schmutzigen Körper, die ihn so schon häufig genug berührten, so viel er vermochte, zu meiden. Keiner der unheimlichen Gesellschaft schien Platz machen zu wollen, keiner schien zu hören; sie schienen im Gegentheile ihm nur um so mehr auf den Hals zu rücken, besonders war es ihm

als ſtoße ihn Einer mit dem Ellbogen oder ſonſt etwas, in die linke Seite, zwiſchen das Herz und die Armhöhle, wo er einen ſchmerzenden, drückenden Stich fühlte. Und wandte er ſich, dem Ueberläſtigen zu entgehen, ſo war alsbald ein Anderer, er wußte nicht woher gekommen, der ihn auf den nämlichen Fleck ſtach. Voller Wuth, wollte er Hand an den Degen legen, und es fiel ihm bei, er könne ihn wohl im Gedränge höher geſchoben und eben ſein Knopf das ſeyn, was ihm in die Seite drücke; als er aber die Hand dahin führte, fand er keinen Degen, empfang an jenem Flecke nur weit ſtechenderen Schmerz. Er entſetzte ſich, keuchte und wollte lauter aufſchreien, als alle die Geſichter um ihn ſich nach einer Seite wandten. Auch er ſah dahin, ſah ein Pult, von deſſen Bruſtwehren ganz beſonderer Schimmer und Glanz herabtraf, ſah einen geſchornen Kopfwirbel zum Vorſchein kommen, deutlich zwei Augen, ein Geſicht, einen langen, weißen Bart, einen aufrecht ſtehenden Mönch, bis zum Gürtel über die Bruſtwehr ragend — Bruder Chriſtoforus! Er blickte ſtreng über die Verſammlung, ließ den Blick, ſo ſchien es Don Rodrigo'n, auf ihm ruhen, hob, gerade wie damals in dem Speiſeſaale des Schloſſes, die eine Hand warnend empor. Auch Don Rodrigo riß ſeine Hand wüthend in die Höhe, ſtrengte ſich an, zu ihm zu gelangen, den erhobenen Arm gewaltſam zu erfaſſen, aber eine dumpf in ſeinem Innern ertönende Stimme brach in lautes Ge-

heut aus und er erwachte. Er ließ den Arm, den er wirklich erhoben hatte, ſinken; gelangte nur mühſam wieder zu vollem Bewußtſeyn, öffnete ſchwerfällig die Augen, obſchon das Licht des längſt angebrochenen Tages ihm eben ſo läſtig war wie das Kerzenlicht in der Nacht; erkannte ſein Bett, ſein Zimmer, ſah ein, daß alles nur Traum war: Kirche, Volk, Mönch, alles war verſchwunden, alles, bis auf eines, bis auf den Schmerz in der linken Seite. Zugleich mit ihm empfand er ängſtliches, ſchnelleres Herzklopfen, Brauſen und Geſumm vor den Ohren, inneres Brennen, alle Glieder waren ſchwer wie Blei, ſchwerer als da er ſich niederlegte. Er wartete eine Weile, ehe er nach dem ſchmerzenden Theile ſah, deckte ihn endlich auf, warf einen Blick hin, ſchauderte zurück: denn er ſah eine ekelhafte, violette, braunblaue Peſtbeule.

Er ſah ſich verloren: Schrecken des Todes beſtürmten ihn, beſtürmten ihn um ſo empfindlicher mit dem Entſetzen des Gedankens, ein Raub der Monati, in das Lazareth getragen, geworfen zu werden. Und indem er über die Art nachdachte, wie er dieſes furchtbare Schickſal meide, fühlte er ſeine Gedanken ſich verwirren und verfinſtern, fühlte den Augenblick nahen, der ihm nur ſo viel Bewußtſeyn laſſen werde, als hinreiche, zu verzweifeln. Er ergriff die Klingel und ſchüttelte ſie heftig. Griſo war auf dem Sprunge, erſchien ſogleich, blieb in gewiſſer

Entfernung vom Bette ſtehen, ſah den Herrn aufmerkſam an und war deſſen, was er am Abend vermuthete, gewiß.

„Griſo!“ ſagte Don Rodrigo, und richtete ſich in dem Bette mit Anſtrengung zum Sitzen empor: „Du warſt immerdar mein Getreuſter.“

„Ja, Herr.“

„Ich habe Dir immerdar Gutes gethan.“

„Aus übergroßer Gnade.“

„Dir darf ich mich vertrauen....!“

„Das wollt' ich meinen!“

„Ich bin krank, Griſo.“

„Ich merkte es.“

„Werde ich wieder geſund, ſo erzeige ich Dir mehr Gutes, als ich Dir jemals erzeigte.“

Griſo antwortete nichts, und war erwartungsvoll, wohinaus das alles wolle.

„Ich will mich Niemandem, als Dir vertrauen,“ erwiederte Don Rodrigo: „thue mir einen Gefallen, Griſo.“

„Befehlt!“ ſagte dieſer und antwortete mit dieſem gewohnten Spruche auf den ungewohnten Anſpruch.

„Weißt Du den Wundarzt Chiodo wohnen?“

„Sehr wohl.“

„Er iſt ein wackerer Mann. Bezahlt man ihn gut, ſo vertheimlicht er die Kranken. Lauf und hole ihn: ſage ihm, ich wolle vier, ſechs Scudi, mehr

noch, wenn er es verlange, geben; er solle nur schnell kommen; und sey behutsam, daß Niemand etwas merkt."

„Sehr wohl," sagte Griso, „ich bin gleich wieder da."

„Höre, Griso, gieb mir vorerst ein wenig Wasser. Ich verschmachte."

„Nein, Herr," entgegnete Griso: „nichts, was der Doktor nicht erlaubt. Das sind bedenkliche Uebel: es ist keine Zeit zu verlieren. Seyd ruhig, ich bin, wie man die Hand wendet, mit dem Chiodo da."

Dies gesagt, ging er und verschloß die Thüre. Zusammengekrümmt, folgte Don Rodrigo ihm in Gedanken in das Haus des Arztes, zählte die Schritte, berechnete die Zeit. Von Zeit zu Zeit wandte er sich herum, seine linke Seite zu beschauen; aber er mußte den Blick sogleich wieder mit Abscheu abwenden. Nach einer Weile fing er an aufzuhorchen, ob der Doktor käme; diese gespannte Erwartung beherrschte die Empfindung des Schmerzes, und hielt die Denkkraft in Ordnung. Plötzlich vernahm er fernes Geräusch; es schien aber aus den Zimmern, nicht von der Straße zu nahen. Er lieh das Ohr; vernahm es stärker, wiederholter, zugleich mit ihm Fußgescharre: ein entsetzlicher Verdacht blitzt ihm durch den Sinn. Er richtet sich halb empor, ist noch aufmerksamer; in dem anstoßenden Zimmer wird dumpfer Lärm ver-

nehmbar, als ob man eine ſchwere Laſt vorſichtig niederſetzte; er wirft die Beine aus dem Bette, um aufzuſtehen, heftet den Blick auf die Thüre, ſieht ſie aufgehen, ſieht zwei ſchmutzige, abgenutzte Rothröcke, zwei abſcheuliche Fratzengeſichter, mit einem Worte zwei Monatti eintreten, auf ſich zukommen, ſieht halb und halb Griſo's Geſicht, der hinter der halb angelehnten Thüre verborgen bleibt und lauſcht.

„Schändlicher Verräther! .... Fort, Ihr Verworfnen! Biondino! Carletto! Hülfe! man ermordet mich!“ ſchreit Don Rodrigo, greift mit einer Hand unter das Kopfkiſſen, wo er ſeine Piſtolen verborgen hat; ergreift eines, zieht es hervor; aber bei ſeinem erſten Schrei waren die Monatti eilig auf das Bett zugeſprungen, der vorderſte packt ihn, ehe er weiter etwas thun kann, reißt ihm das Piſtol aus der Hand und ſchleudert es fort, wirft ihn nieder und hält ihn feſt, indem er voller Wuth und Hohn die Zähne knirſcht und ausruft: „Schurke! gegen Monatti! gegen Diener des Tribunals! die lauter Werke der Barmherzigkeit ausüben!“

„Halte ihn nur feſt, bis wir ihn forttragen.“ ſagte der Gefährte, und ging einem Schranke zu. Auch Griſo kam herein und half das Schloß aufbrechen.

„Böſewicht!“ heulte Don Rodrigo, ſah unter dem Andern, der ihn hielt, empor, und wand ſich unter den nervigen Armen.

„Laßt mich nur dieſen Hund ermorden," ſchrie er zu den Monatti; „Ihr mögt mit mir beginnen, was Ihr wollt." Mit lautem Geſchrei rufte er ſeinen anderen Dienern; vergebens! der abſcheuliche Griſo hatte ſie mit erdichteten Befehlen des Herrn weit fort geſandt, ehe er noch ging und den Monatti den Vorſchlag that, das Unternehmen gemeinſchaftlich zu beſtehen und die Beute zu theilen.

„Ruhig, ruhig!" ſagte der Barbar, der ihn im Bette feſthielt, zu Don Rodrigo; drehte ſich nach den beiden Erbeutenden um und rief ihnen zu: Theilt ehrlich!"

„Du! Du!" brüllte Don Rodrigo nach Griſo hin, den er geſchäftig aufbrechen, Geld und Sachen herauslangen und theilen ſah. „Du! Nach ....! O Du hölliſcher Teufel! Werde ich wieder geſund! Werde ich geſund! Griſo muchſte nicht, ſah ſich, ſo viel es ihm möglich war, ſogar nicht nach dem Orte um, von wo dieſe Worte erſchollen.

„Halte ihn nur feſt," ſagte der andere Monatto: „er iſt toll."

Der Unglückliche ward es wirklich. Nach einem letzten, heftigeren Verſuch zu ſchreien, ſich loszuwinden, ſank er plötzlich kraft- und ſinnlos hin: ſah mit ſtarrem Blick um ſich, fuhr einigemale zuſammen und winſelte.

Die Monatti packten ihn an, der eine bei den Füßen, der andere bei den Schultern und trugen

ihn zu einer im nächſten Zimmer abgeſetzten Bahre, einer kam zurück, die Beute einzuſtecken, ſie hoben die jammervolle Laſt auf und trugen ſie davon. Griſo raffte in aller Geſchwindigkeit zuſammen, was er noch paſſend für ſeinen Kram hielt, ſchnürte ſein Bündel und machte ſich auf die Beine. Er hatte ſich ſehr wohl vorgeſehen, die Monatti nie nals zu berühren, nicht von ihnen berührt zu werden; in dem leztern Anfall von Beutewuth hatte er ſich aber dennoch dem Bett: ſeines Herrn genähert und, ohne etwas dabei zu denken, deſſen Kleider durchſucht und umgekehrt, ſich das in ihnen ſteckende Geld zuzueignen. Am nächſten Tage dachte er ſich wohl etwas dabei, denn als er ſchwelgend in einer Schenke ſaß, überkam ihn ein jählinger Schauder, umwölkten ſich ſeine Augen, verließen ihn ſeine Kräfte, er ſtürzte zu Boden. Verlaſſen von den Genoſſen, gerieth er den Monatti in die Hände, die ihm abnahmen, was er Werthvolles bei ſich trug und ihn auf einen Karren warfen, auf dem er, bevor er das Lazareth, wohin ſein Herr war gebracht worden, erreichte, ſeinen Geiſt aufgab.

Wir laſſen den Herrn einſtweilen an dem Orte des Wehs und ſuchen einen Andern auf, deſſen Geſchichte niemals in Bezug mit der ſeinen gekommen ſeyn würde, hätte er es nicht mit Gewalt durchgeſetzt: wir können ſogar verſichern, daß ohne dieſen Umſtand der Eine wie der Andere gar keine Geſchichte

gehabt haben würde: ich meine Renzo'n, den wir in der neuen Spinnerei unter dem Namen Antonio Rivolta verließen.

Es mochten ihm etwa fünf oder sechs Monate daselbst verstrichen seyn, als die Feindseligkeiten zwischen der Republik und dem Könige von Spanien ausbrachen, und da sonach alle Gefahr etwaiger Auslieferung, alle Befürchtungen von dieser Seite wegfielen, so beeilte sich Bortolo zu seinem Vetter, nahm ihn wieder mit sich, theils weil er ihn sehr liebte, theils weil der von Natur einsichtige, in seinem Handwerke geschickte Renzo in einer Fabrik dem Faktotum, zu dessen Würde er, weil er nicht mit der Feder umzugehen verstand, niemals selbst gelangen, vielen Nutzen bringen konnte. Da diese Ursache mitwirkte, so können wir sie nicht außer Betracht lassen; ist sie Manchem nicht recht, dem ein idealerer Bortolo lieber wäre, so können wir ihm nur den Rath ertheilen, sich einen nach seinem Sinne zu fabriziren; dieser ist nun einmal so.

Renzo hatte von nun an fortwährend bei ihm gearbeitet. Mehr als einmal, mehr als zweimal und besonders nach Empfang jener herrlichen Briefe Agnesens, war es ihm in den Kopf gefahren, Soldat zu werden, mit einemmale ein Ende zu machen: es fehlte auch nicht an Gelegenheiten es zu thun, denn die Republik war unterdes manchmal in den Fall gekommen, Truppen auszuheben. Die Versuchung

ward oft um ſo ſtärker für Renzo'n, als auch von einem Ueberfalle des Mailändiſchen die Rede geweſen war, und es ihm natürlich gar erwünſcht vorkommen mußte, als Sieger in ſeine Heimath zurückzukehren, Luzien wiederzuſehen und endlich eine Erklärung mit ihr herbeizuführen. Bortolo hatte ihn aber ſtets mit guter Art von einem ſolchen Entſchluſſe abzulenken verſucht.

„Haben ſie dort etwas zu ſuchen," meinte er, „ſo werden ſie es ohne Dich finden; Du kannſt ihnen nach Deiner Bequemlichkeit folgen; kommen ſie mit blutigen Köpfen zurück, ſo iſt es doch wohl beſſer, Du biſt nicht dabei geweſen! Sie mögen ſo toll drauf los ſtürmen, wie ſie wollen, es wird nicht daran fehlen; und ehe ſie noch feſten Fuß faſſen können ....! Was mich betrifft, ich bekümmere mich nicht gern um ungelegte Eier! Mailand iſt kein ſo kleiner Biſſen, den man nur ſo zu verſchlucken braucht. Spanien iſt mit im Spiele, lieber Sohn: weißt Du wohl, was Spanien ſagen will? Sankt Markus iſt wohl ſtark in ſeinen vier Pfählen, das reicht hier aber nicht hin. Habe Geduld: geht es Dir hier nicht wohl? .... Ich weiß wohl, was Du mir ſagen willſt; aber ſoll noch etwas aus der Sache werden, ſo glaube nur, es wird eher etwas daraus, wenn Du keine dummen Streiche machſt. Die Heiligen werden Dir ſchon beiſtehen. Glaube mir, ſo etwas iſt nichts für Dich. Scheint es Dir denn gar ſo erwünſchtet, künftighin

anſtatt Seide aufzuſpulen, zu morden? Was haſt Du damit zu ſchaffen? Da gehören ganz andere Kerle dazu!“

Manchmal wollte Renzo heimlich, verkleidet, unter fremdem Namen zurückwandern; aber auch davon gelang es Bortolo'n, ihn mit leicht zu errathenden Gründen abzuhalten.

Und als hernach die Peſt im Mailändiſchen überhand nahm und gerade, wie wir auch erwähnten, an der Grenze von Bergamo losbrach, ſo währte es nicht lange, daß ſie näher kam, und .... man erſchrecke nur nicht, es erfolgt keine neue Beſchreibung, es giebt ſchon eine, auf obrigkeitliches Verlangen von einem gewiſſen Lorenzo Ghirardelli geſchrieben: zwar ein unbekanntes, ſeltenes Buch, was aber vielleicht mehr Thatſachen enthält, mehr Werth hat, als die berühmteſten Beſchreibungen der Peſt zuſammengenommen. Was ich ſagen wollte, iſt, daß auch Renzo angeſteckt wurde, die Krankheit ohne alle ärztliche Hülfe überſtand. Sie führte ihn zwar dicht an den Rand des Grabes; ſeine geſunde Natur bezwang aber ihre Kraft und in wenig Tagen war er außer Gefahr. Mit der Wiederkehr des Lebens kehrten ſeinem Herzen auch brennender, heftiger als jemals alle Sorgen des Lebens, alle Hoffnungen, Wünſche, Erinnerungen, Abſichten wieder; es genügt zu ſagen, mehr als jemals lag ihm Luzia im Sinn. Was war aus ihr in ſolcher Zeit geworden, wo man nur ausnahms-

weiſe leben blieb? Ihr ſo nahe zu ſeyn, doch nichts von ihr erfahren zu können? Der Himmel weiß, in welcher Ungewißheit, ausdauern zu müſſen! Und wenn nun auch dies vorüber war, wenn alle Gefahr aufgehört hatte, wenn er wußte, daß Luzia noch lebe; ſo blieb doch immer noch der Hauptknoten, das abſcheuliche Gelübde. „Ich will hin, will alles auf einmal erfahren und ausmachen," ſagte er zu ſich, ſagte es, bevor er noch im Stande war, ſich auf den Beinen zu erhalten. „Wenn ſie nur lebt! Ach, wenn ſie nur noch lebt! Wenn ich ſie nur finde! — Ich will ſie ſchon finden! Werde doch nun einmal aus ihrem eignen Munde hören, was es eigentlich für eine Geſchichte mit dem Gelübde iſt, werde ihr begreiflich machen, daß es nichts damit iſt, werde ſie mit mir führen, ſie und die arme Agnes, wenn ſie noch lebt, die mir doch immer ſo gut war und es ſicherlich noch iſt. Der Verhaftbefehl? was da! jetzt hat, wer noch lebt, an andere Dinge zu denken. Es läuft ja hier genug Volk umher, das vogelfrei und flüchtig iſt, ... Sollten ſie denn nur wirkliche Galgenſtricke ungeſtraft laufen laſſen? Und in Mailand, heißt es, ſoll es ja noch weit bunter über Ecke gehen. Laße ich eine ſo gute Gelegenheit ungenutzt vorüber .... (die Peſt — eine gute Gelegenheit! So weit kann uns zuweilen die Sucht, alles auf unſer werthes Ich zu beziehen, ihm alles unterzuordnen, in unſerer Art zu reden irre führen!) .... ſo kommt ſie nicht wieder!"

Man muß nur immer das Beste hoffen, mein lieber Renzo!“

Er war kaum im Stande, sich mühsam fortzuschleppen, als er Bortolo'n aufsuchte, dem es bis jetzt gelungen war, der Pest zu entkommen und sich gesund zu erhalten. Er ging nicht zu ihm in das Haus, sondern rief ihm von der Straße zu, ans Fenster zu kommen.

„Ach, ach!“ sagte Bortolo, „bist Du ihr entwischt. Wohl Dir!“

„Die Beine wollen, wie Du siehst, noch nicht recht fort; die Gefahr ist aber überstanden.“

„Ach, könnte ich doch auf deinen Beinen stehen. Sonst war es wohl genug gesagt, wenn ich sagen konnte: ich befinde mich wohl, jetzt will es aber wenig sagen. Nur wer sagen kann: ich befinde mich besser, hat etwas gesagt.“

Renzo wünschte dem Vetter alles Glück und Heil und theilte ihm seinen Entschluß mit.

„Geh diesmal immer hin, der Himmel stehe Dir bei,“ sagte Jener: „hüte Dich vor den Gerichten, wie ich mich vor der Ansteckung, und wenn Gott will, daß es mit uns allen Beiden gut abläuft, so sehen wir uns wieder.“

„O, ich komme gewiß wieder; wenn ich nur nicht allein kommen muß! Nun man muß hoffen.“

„Komme nur in Gesellschaft; wir arbeiten, so Gott will, wieder zusammen und leben zusammen in Frie-

den und Einigkeit. Wenn Du mich nur wiederfindeſt, nur erſt die verwünſchte Anſteckung vorbei wäre!“

„Wir ſehen uns wieder; wir ſehen uns wieder; wir müſſen uns wiederſehen!“

„Noch einmal: gebe es der Himmel!“

Renzo verbrachte einige Tage, ſeine Kräfte zu üben, zu prüfen, zu ſammeln, und als er ſich kaum ſtark genug glaubte, ſchickte er ſich zur Reiſe an. Er band ſich unter den Kleidern einen Gürtel um, mit den funfzig Scudi, die er niemals angegriffen, und von denen er Niemand, ſelbſt nicht Bortolo'n etwas vertraute, ſteckte das Wenige, was er, von Tag zu Tag durch ſchmale Biſſen erſparte, zu ſich; nahm ein Bündel Kleider und Wäſche unter den Arm, ſteckte auch ſeinen, unter dem Namen Antonio Rivolta ausgeſtellten ſchriftlichen Abſchied ſeines zweiten Brodherrn wohlweislich zu ſich, ſteckte in die eine Hoſentaſche ein Stilet, deſſen der bravſte Menſch zu damaliger Zeit nicht entbehren konnte, und wanderte in den letzten Tagen des Auguſts, drei Tage, nachdem Don Rodrigo war in das Lazareth geſchafft worden, aus. Er ſchlug den Weg nach Lecco ein, weil er, ehe er ſich nach Mailand wagte, ſein Dorf beſuchen wollte, um daſelbſt, wenn Agnes, wie er hoffte, noch am Leben ſey, einige von den vielen Dingen, nach deren Kenntniß er ſolches Verlangen trug, von ihr zu erfahren.

Die wenigen, von der Peſt Geſundeten, ſchienen,

gegen die übrige Volksmenge betrachtet, in der That eine auserkohrne Schaar. Ein großer Theil der Uebrigen erkrankte und ſtarb, wer bisher noch nicht von dem Uebel befallen war, lebte in ſteter Angſt, ging zurückhaltend, behutſam, ungewiſſen Schrittes, mürriſchen Anſehens, zugleich eilig und zaudernd einher: denn Alles konnte zur tödtlichen Waffe gegen ihn werden. Die Wenigen hingegen waren zuverſichtlich und ihrer Sache gewiß (denn daß Jemand die Peſt zweimal gehabt hätte, war nicht ſowohl ein ſeltner als ein unerhörter Fall), gingen frank und entſchloſſen durch die Peſt; wie etwa vordem irrende Ritter, von Kopf bis zu den Füßen in Eiſen gehüllt, mit Waffen behangen, auf ebenfalls geharniſchten und bepanzerten Streitroſſen, in der Welt einherſchwärmten, unter armſeligem Bürger- und Bauerngeſchmeiß, das demüthig zu Fuße ſchlich und nichts auf dem Leibe hatte, ihre Streiche zu ſtumpfen oder abzuwehren, als Lumpen. Mit ähnlichen, nur etwas von den bekannten Beſorgniſſen, von dem immerwährenden Anblicke, dem unaufhörlichen Gedanken des allgemeinen Jammers gemilderter Zuverſicht, ging Renzo ſeiner Heimath unter einem ſchönen Himmel, in einem ſchönen Lande zu; begegnete aber nach langem, einſamem, traurigem Wandern nichts als zuweilen einem unſäten Schatten ähnlicheren Weſen als lebendem Menſchen, oder Leichnamen, die man ohne alles feierliche Gepränge, ohne andächtige Ge-

länge in die Grube warf. Gegen Mittag verweilte er in einem Gebüsch, ein wenig Brod und Zukoſt, das er mitgenommen hatte, zu verzehren. Früchte, mehr als er bedurfte, konnte er ſich dem ganzen Weg entlang nach Belieben zueignen: Feigen, Pfirſchen, Pflaumen, Birnen ſo viel er wollte; er brauchte nur in einen Weinberg zu gehen, die Hand auszuſtrecken, von den Aeſten abzupflücken, oder die reifern von der Erde, die damit ganz beſäet war, aufzulesen. Das Jahr gab überreiche Obſternte, beinahe kein Menſch trug dafür Sorge, und die Jedermann preisgegebenen Weintrauben bargen faſt das Weinlaub.

Gegen Abend ſah er ſein Dörfchen vor ſich; wie vorbereitet er auch auf dieſen Anblick war, fühlte er bei ihm doch ſein Herz erbeben, fühlte mit einemmale einen Haufen trauriger Erinnerungen, trauriger Ahnungen auf ſich eindringen: er glaubte die widrigen Glockenſchläge zu vernehmen, die ihn gleichſam begleiteten, ihn bei ſeiner Flucht aus dem Dorfe verfolgten, vernahm gewiſſermaßen mit ihnen die jetzt ringsum herrſchende Todtenſtille. Stärkere Unruhe empfand er, als er den Todtenacker betrat, und noch ärger glaubte er, müſſe es am Ziele ſeines Weges werden: denn wo er beſchloſſen hatte, hinzugehen, war das Haus, was er ſonſt gewohnt war, Luziens Wohnung zu nennen. Jetzt konnte höchſtens Agnes es bewohnen, und die einzige Gnade, die er vom Him-

mel erbat, war, ſie lebend und geſund anzutreffen. Er wollte in dieſem Hauſe um Herberge bitten, da er ſich wohl vorſtellte, das ſeinige möge jetzt nur Ratten und Mäuſe aufzunehmen geeignet ſeyn.

Um jenes Haus zu erreichen, ohne das Dorf zu paſſiren, ſchlug er einen hinter demſelben hinführenden Fußweg ein, denſelben, den er in jener Nacht, wo ſie den Pfarrer überrumpeln wollten, in ſo guter Geſellſchaft wandelte. Halben Wegs war auf der einen Seite das Häuschen, auf der andern der Weingarten Renzo's, ſo daß er im Vorübergehen einen Augenblick in Eines wie das Andere treten und ſchauen konnte, wie es darin ausſehe.

Er ſah auf dem Wege immer, verlangend wie fürchtend, Jemand zu erblicken, vor ſich hin; nach einigen Schritten erblickte er wirklich Jemand, der im bloßen Hemde auf der Erde ſaß, mit dem Rücken gegen eine Jasminhecke, in der Stellung eines Wahnſinnigen, lehnend: an Haltung, dann auch an den Geſichtszügen glaubte er jenen armen Pinſel, Gervaſius, zu erkennen, der als zweiter Zeuge an der verunglückten Unternehmung Theil genommen hatte. Als er näher kam, überzeugte er ſich, daß es ſtatt ſeiner der vordem ſo aufgeräumte, muntere Tonio ſey, der ihn zum Pfarrer führte. Die, ſeine Körper- ſo wie Geiſteskräfte vernichtende Krankheit hatte in ſeinem Antlitz und ſeinen Bewegungen den Keim

einer geringen, verborgnen Aehnlichkeit mit seinem dummen Bruder entwickelt.

„O Tonio!“ sagte Renzo, blieb vor ihm stehen: „bist Du es?“

Tonio richtete die Augen auf, ohne den Kopf zu bewegen.

„Tonio, kennst Du mich nicht?“

„Heute mir, morgen Dir,“ erwiederte Tonio, den Mund offen lassend.

„Hat es Dich betroffen, armer Tonio, aber kennst du mich nicht mehr?“

„Heute mir, morgen Dir,“ erwiederte jener, den Mund zu einem einfältigen Lächeln verziehend; Renzo sah, daß sonst nichts aus ihm zu bringen sey und ging betrübteren Herzens weiter. Indem er um eine Ecke bog, gewahrte er eine auf ihn zukommende, schwarze Gestalt, erkannte bald Don Abbondio. Er ging Schritt vor Schritt, trug den Stock wie Jemand, der sich gegenseitig von ihm tragen läßt, und je näher er kam, desto mehr ließ sich aus seinem bleichen, abgezehrten Gesichte, aus seinem ganzen Wesen abnehmen, daß auch er sein Kreuz getragen habe und trage. Auch er guckte, guckte, es war ihm so, war ihm auch nicht so: es war etwas Fremdartiges im Anzuge des Menschen, es verrieth einen Fremden aus Bergamo.

„Er ist es und kein Anderer!“ sagte er bei sich, hob die Hände mit einer Bewegung ärgerlichen Staunens gen Himmel, hielt den Stock in der rechten

Hand ſchwebend in der Luft, und man ſah die armen Arme in den Aermeln, die ſie ehedem kaum faſſen konnten, hin und her zittern. Renzo eilte entgegen, machte einen Kratzfuß, denn ob ſie ſich gleich auf jene bekannte Weiſe zuletzt ſahen, war und blieb es doch immer der Herr Pfarrer.

„Biſt Du da?“ rief der.

„Ja, ich bin da, wie Ihr ſeht. Weiß man nichts von Luzien?

„Was ſoll man von ihr wiſſen? Nichts weiß man von ihr. Sie iſt in Mailand, wenn ſie ſonſt noch auf dieſer Welt iſt. Aber Du....“

„Und Agnes, lebt ſie?

„Kann ſeyn; wer ſoll das wiſſen? ſie iſt nicht hier. Aber....“

„Wo iſt ſie?“

„Sie iſt nach Valſaſſina gegangen, iſt bei ihren Verwandten in Paſture, Du weißt ja; die Peſt ſoll dort nicht ſo toll wirthſchaften, wie hier. Aber Du, ſage ich....“

„Das iſt mir gar nicht lieb. Und Pater Chriſtoforus....?“

„Iſt ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr da. Aber....“

„Das wußte ich; ſie haben es mir ſchreiben laſſen; ich fragte nur, ob er gar nicht wieder in dieſe Gegend gekommen ſey.“

„Bewahre! man hat kein Sterbenswort wieder von ihm gehört. Aber Du....

„Das iſt mir auch gar nicht lieb.“

Aber Du, ſage ich Dir, was um des Himmels Willen, willſt Du denn hier in der Gegend? Weißt Du denn nichts von dem Verhaftsbefehle?“

„Was thut's? Jetzt haben ſie an anderes zu denken. Ich habe auch einmal zuſehen wollen, wie es mit meinen Angelegenheiten ſteht. Weiß man denn nicht genau....“

„Was willſt Du zuſehen? jetzt, da Niemand und nichts mehr da iſt. Und trotz dem Verhaftbefehle hierherzukommen, geradeswegs in das Dorf, dem Wolfe in den Rachen zu laufen, iſt das vernünftig? Folge dem Rathe eines alten Mannes, der verſtändiger als Du ſeyn muß, der Dir nur aus Liebe zu Dir räth: mache Dich auf die Socken, ehe Dich Jemand hier ſpitz kriegt, lauf hin, woher Du kamſt, und hat Dich Jemand geſehen, ſo laufe nur um ſo ſchneller. Iſt es hier wohl geheuer für Dich? Weißt Du nicht, daß ſie Dich geſucht haben, daß ſie geſtänkert und geſtöbert, das Unterſte zu Oberſt gekehrt....“

„Weiß es nur zu gut; die Schelme!“

„Nun, alſo....“

„Wenn ich Euch aber ſage, daß mir das alles gleich viel iſt! Und Er, lebt er noch? iſt er hier?“

„Ich ſagte Dir, es iſt Niemand hier, ich ſage

Dir, denke nicht an alle die Dinge hier, sage Dir....“

„Ich frage, ob er hier ist, Er?“

„Heiliger Gott! Sey nicht so. Ist es möglich, daß Du nach alle dem, was geschehen ist, noch so obenaus seyn kannst!“

„Ist er hier, oder ist er nicht hier?“

„Er ist nicht hier, nur ruhig. Aber, die Pest, Sohn, die Pest! Wer wird in solchen Zeiten im Lande umherschwärmen?“

„Wenn es weiter nichts auf dieser Welt wäre, als die Pest,.... nämlich für mich; ich habe sie gehabt, ich bin frei.“

„Nun also! Nun also! Was habe ich gerathen? Und wenn man einer solchen Gefahr entronnen ist, denke ich, sollte man doch dem Himmel danken und....“

„Ich danke ihm auch gewiß und wahrhaftig.“

„Und nicht umherlaufen und neue aufsuchen, sage ich. Thue, was ich Dir sage....“

„Ihr habt sie auch gehabt, Herr Pfarrer, wenn ich nicht irre....“

„Ob ich sie gehabt habe! Abscheulich, entsetzlich ist sie gewesen: es ist ein Wunder, daß ich hier stehe: Du siehst selbst, wie sie mir mitgespielt hat, wie ich entstellt bin. Jetzt bedarf ich gewiß der Ruhe, um mir wieder ein wenig heraus zu helfen: es geht zwar schon ein wenig besser....“

„Um des Himmels Willen, was willſt Du aber hier? Laufe heim!“

„Was wollt Ihr aber nur immer mit Eurem Heimlaufen! Um heim zu laufen, brauche ich mich gar nicht von der Stelle zu rühren. Ihr fragt: was ich hier wolle? Ich will wieder nach meinem Hauſe.“

„Dein Haus....“

„Sagt, ſind hier viele Leute geſtorben?“

„Ach, ach!“ rief Don Abbondio; fing bei Perpetua an, und zählte eine lange Reihe Einzelner, ſo wie ganzer Familien her. Renzo'n kam es gar nicht unerwartet: als er aber alle die Namen von Bekannten, Freunden, Verwandten, (Eltern hatte er ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr) hörte, ſtand er tief betrübt, geſenkten Hauptes da, rief einmal über das andere: „Ach, der Arme! Ach, die Arme! Ach, die Armen!“

„Ja!“ fuhr Don Abbondio fort; und es iſt noch nicht aus. Wenn die Uebriggebliebnen jetzt nicht in ſich gehen und alle ihre alten Sünden von ſich werfen, ſo iſt der jüngſte Tag bald da.“

„Gewiß; drum will ich auch nicht hier bleiben.“

„Ach! dem Himmel ſey Dank, daß er Dir das eingab! Nun, und verſteht ſich, Du gehſt wieder heim....“

„Seyd deshalb nur außer Sorgen.“

„Wie? Du willſt doch nicht etwa einen noch dümmeren Streich machen?“

„Ich ſage Euch, ſeyd unbekümmert: das iſt meine Sache: ich habe die Kinderſchuhe ausgezogen. Ich verlaſſe mich übrigens darauf, daß Ihr Niemand ſagen werdet, Ihr habet mich geſehen. Ihr ſeyd Prieſter. Ich bin Euer Pfarrkind: Ihr werdet mich nicht verrathen wollen.“

„Ich verſtehe wohl,“ ſagte Don Abbondio, bitter ſeufzend: ich verſtehe wohl. Du willſt Dich ins Verderben ſtürzen und mich auch. Es iſt Dir noch nicht genug, was Du ausgeſtanden haſt; es iſt Dir auch noch nicht genug, was ich ausgeſtanden habe. Ich verſtehe, verſtehe.“ Und die letzten Worte zwiſchen den Zähnen hervormurmelnd, ſchlich er des Weges weiter.

Renzo blieb traurig und wehmuthig ſtehen und erſann ſich ein anderes Unterkommen. Unter den ihm von Don Abbondio hergezählten Geſtorbnen befand ſich auch eine, der Peſt zum Raube gewordne Bauernfamilie, von der nur ein junger Burſche von Renzo's Alter, Renzo's ehemaliger Spielkamerad, übriggeblieben war: das Haus lag außerhalb des Dorfes nicht weit von dem Orte, wo er ſtand. Er beſchloß, dahin zu gehen und um Herberge zu bitten.

Er war nahe zu ſeinem Weingarten gelangt und konnte ſchon von außen ſehen, wie es damit ſtand. Auch nicht ein Baumblatt, nicht ein Weinblatt, nicht ein Pflänzchen auf der Mauer grünte ihm, wie er es verließ, entgegen; grünte, keimte noch etwas,

so war es entstanden, als er fern war. Er trat an den Eingang (von einer Thüre war keine Rede mehr); warf einen Blick umzum: armer Weinzarten! Zwei Winter waren die Leute des Dorfes nach Haus und Garten des „armen Teufels," wie sie ihn nannten, gegangen und hatten geholzt. Weinstöcke, Maulbeerbäume, Früchte aller Art, alles war wild zerrissen und zerbrochen oder die Stämme kahl abgehauen. Dessenungeachtet zeigten sich noch die Spuren ehemaliger Kultur: einzeln stehende Rebschösse, neben denen noch die zerstörten Reihen sichtbar. Hie und da an den verschiednen Obstbäumen einzelne Schößlinge und Keime, aber auch diese nur kümmerlich und mitten in ihrem neuen, mannigfaltigen, üppigen Wachsthume erstickt. Entstanden und gewachsen ohne die bildende, heildringende Hand des Menschen. Es war ein Gewirr von Nesseln, Farrenkraut, Hundsgras, wilden Hafer, grünen Amaranthen, Wegkraut, Sauerampfer, Fuchsschwanz und ähnlichen Pflanzen und Kräutern, aus denen allen zusammen der Landmann eine große Sippschaft bildete und ihr den Namen Unkraut zulegte; ein Mischmasch von Stielen, von denen der eine immer in der Luft den andern überragte oder sich um und neben dem andern auf dem Erdboden hinwand, kurz von denen immer der eine trachtete, den andern zu verdrängen und ihm den Raum zu benehmen; ein Gemisch von Blättern, Blumen, Früchten, von hundert Farben, hundert

Formen, buntert Gestaltungen: Aehren, Büschel, Sträußer, Kronen; weiße, rothe, gelbe, azurne Blüthen und Spizen. Aus dem dicken Haufen schessen einige ansehnlichere, wenn auch nicht bessere Pflanzen hervor; der blaue Weinstock überzogte aber alle anderen mit seinen breiten, röthlichen Ranken, mit seinen großen, prächtigen, dunkelgrünen Blättern, deren einige an den Gipfeln schon purpurne Ränder bekamen, mit seinen gekrümmten unten mit tiefblauen Beeren, höher mit purpurnen, dann mit grünen und an den Gäbelchen mit weißen Blüthen besetzten Trauben; der Taxus mit seinen großen auf der Erde liegenden, wolligen Blättern, mit emporgerichteten Stengeln und den langen, einzelnen, gleichsam mit gelben, munteren Blumen gestirnten Aehren; Kardendisteln mit stachlichten Zweigen, Blättern und Kelchen, aus denen weiße und purpurne Blüthenbüschel hervorschauten, oder vom Windhauche entführet, leichte, silberne Federchen sich abrissen. Hier hatte eine Windranke die jungen Spressen eines Maulbeerbaumes umflochten und umklammert, sie mit ihren zur Erde hangenden spizen Blättern ganz überdeckt, und von den Gipfeln der Zweige hingen die weißen, weichen Glöckchen hernieder: dort sich um die röthlichen Beeren und die Reben eines Weinstockes geschlungen, der, vergebens einen festeren Stüzpunkt suchend, endlich seine jungen Schößlinge gegenseitig um sie schlang; und indem sie ihre schwachen

Stengel den Windenblättern einten, zog eins das andere, wie es oft das Schicksal sich unterstützender Schwächlinge, wechselweise zu Boden. Brombeergesträuch wucherte überall, stieg die Lehne auf und hinab, bog seine Zweige zusammen oder zog sie weit hin, erstreckte sich über den Zaun hinaus und schien so selbst dem Eigenthümer den Zugang verwehren zu wollen.

Aber er dachte nicht daran einzutreten, blieb vielleicht nicht so lange vor dem Garten stehen, als wir auf diese Skize verwandten. Sein Haus stand unfern; er ging durch den Küchengarten und zertrat zu hunderten die wilden Pflanzen, die den Boden gleichwie den des Weingartens überdeckten. Er betrat die Schwelle eines der beiden kleinen Zimmer im Erdgeschoß. Beim Schall seiner Fußtritte, bei seinem Nahen: eine Verwirrung, eine Flucht ganzer Schaaren Ratten und Mäuse, alles verkriecht sich in dem ungeheuren Kehrichthaufen, das Bett der Landsknechte, das von dem Fußboden keine Spur läßt. Er sah auf, an die Wände umher: entkalkt, säuisch, verräuchert. Er sah an die Decke: ein Schirm von Spinnweben. Sonst nichts zu erblicken. Er entfernte sich auch von hier, kratzte sich in den Haaren, ging durch den Küchengarten zurück und betrat wieder den Fußsteg, auf dem er vor wenigen Minuten ankam; als er einige Schritte gegangen war, schlug er einen Seitenweg in die Felder ein und ohne

von einem einzigen Menſchen etwas zu hören oder zu ſehen, erreichte er das Häuschen, wo er ein Nachtlager zu finden hoffte. Der Freund ſaß auf einer hölzernen Bank vor der Thüre, die Arme auf der Bruſt verſchränkt, die Augen ſtarr gen Himmel gerichtet, wie ein von Unglück überwältigter, von der Einſamkeit verwilderter Menſch.

Er hörte Fußtritte, wandte ſich, ſah, wer käme, und nach dem, was er in der Dämmerung, zwiſchen Laub und Zweigen, zu erkennen vermeinte, ſagte er, indem er aufſtand, mit lauter Stimme, beide Hände erhebend „Iſt denn kein Anderer außer mir da? Habe ich geſtern nicht genug gearbeitet? Laßt mir ein wenig Ruhe; auch das iſt ein Werk der Barmherzigkeit.“

„Renzo verſtand nicht, was das ſagen wollte und rufte ihn zur Antwort beim Namen.

„Renzo!....“ rief Jener verwunderungsvoll fragend.

„Derſelbe,“ ſagte Renzo; Einer eilte dem Andern zu.

„Biſt Du es denn!“ ſagte der Freund, als ſie ſich nahe waren: „wie freue ich mich, Dich wieder zu ſehen! wer hätte das gedacht? Ich hielt Dich für Paolino, den Todtengräber, der mich immer quält, ihm zu helfen. Weißt Du, daß ich allein übrig bin? allein! allein wie ein Einſiedler.

„Leider weiß ich es!“ ſagte Renzo, und ſie gelangten unter unzähligen Bewillkommungen, Fragen

und Antworten nach dem Hause. Der Freund, ohne das eifrige Gespräch zu unterbrechen, mühete sich hier, Renzo'n, soviel es der unvorhergesehene Besuch und die schlimmen Zeiten zuließen, ein wenig Ehre zu erzeigen, setzte Wasser ans Feuer, schickte sich an, die Polenta zu bereiten, überließ Renzo'n aber, der sie umrührte, den Quirl und ging mit den Worten: „Ich bin allein; ja! ich bin allein!"

Er kam bald mit einer kleinen Gelte voll Milch, einem Stück geräucherten Fleisches, einem paar Ziegenkäse, Feigen und Pfirschen zurück und als alles aufgetischt war, schüttete er die Polenta auf einen Teller und sie setzten sich Beide an den Tisch und dankten sich gegenseitig, Einer für den Besuch, der Andere für den Empfang. Nach einer Abwesenheit von beinahe zwei Jahren fanden sie sich bei weitem befreundeter wieder, als sie sich jemals, wie sie sich noch täglich sahen, geglaubt hatten; Beide hatte Dinge erfahren, die der Seele fühlbar machen, welcher Trost es ist, Anderen Wohlwollen zu bezeugen, es bei Andern anzutreffen.

Es konnte aber doch nichts Renzo'n Agnesens Stelle ersetzen, noch ihn trösten, daß sie nicht da war, nicht allein aus alter, inniger Zuneigung, sondern auch weil unter den Dingen, die er sogern zu erfahren wünschte, besonders eines sich befand, zu der sie allein die Schlüssel hatte. Er war einige Augenblicke ungewiß, ob er nicht, da er ihr so nahe war, vorerst sie aufsuchen solle; da er aber wieder bedachte, daß auch sie gar nichts über Luziens Wohl

und Wehe wisse, so blieb er bei seinem ersteren Entschlusse, sich so schnell als möglich darüber zu unterrichten, die große Gefahr zu bestehen und der Mutter sodann die Nachrichten, welche er erlange, zu hinterbringen. Aber auch von dem Freunde erfuhr er schon viele Dinge, die er noch nicht wußte, kam er über Vieles, was er falsch wußte, ins Klare: über Luziens Angelegenheiten, über die gegen ihn vorgenommenen Verfolgungen, wie Don Rodrigo sich in aller Stille davon gemacht habe und nicht wieder in der Gegend erblickt worden sey: kurz, über das ganze dunkle Gewirr von Begebenheiten. Er vernahm auch, und das wollte nicht wenig für ihn sagen, den wahren, richtigen Geschlechtsnamen Don Ferrantes, den Agnes ihm wohl von ihrem Sekretaire hatte schreiben lassen, aber der Himmel mag wissen wie? und der Bergamessische Dolmetscher hatte ihn auf eine Art gelesen, hatte ein Wort zusammengestoppelt, daß, hätte er mit demselben die Wohnung der Familie in Mailand aufsuchen wollen, kein Mensch errathen haben würde, wen er meine. Und doch war dies der einzige Faden, der ihn zu Luzien führen konnte. Was die Gerechtigkeit betraf, so konnte er sich immer mehr überzeugen, daß von dieser Seite eben keine Gefahr drohe und er sich deshalb nicht zu beunruhigen nöthig habe: der Herr Amtmann war an der Pest verschieden: es währte vielleicht noch lange Zeit, ehe man seine Stelle durch einen andern ersetzte; auch der größte Theil der Häscher war fort,

und die übriggebliebenen hatten an ganz andere, als an diese alten Geschichten zu denken.

Er erzählte dem Freunde seine Begebenheiten und erfuhr dagegen von ihm hundert Geschichten über den Heeresdurchzug, über die Pest, Verpester, Wunder. „Es sind fürchterliche Dinge," sagte der Freund, Renzo'n in ein Zimmer führend, das durch die Pest seiner Bewohner beraubt war: „Dinge, man hätte glauben mögen, sie nimmer zu erleben, Dinge, die einem die ganze übrige Lebenszeit verbittern können, und doch tröstet es, mit Freunden darüber zu reden."

Am andern Morgen fanden sie sich beide unten wieder; Renzo reisefertig, den Gürtel unter der Jacke, den Dolch in der Tasche, im Uebrigen flüchtig und leicht: das Bündel gab er seinem Wirthe aufzuheben. „Wenn es gut steht," sagte er: „wenn ich sie noch am Leben finde, wenn .... schon gut.... ich komme über hier zurück, laufe nach Pasturo, der armen Agnes Nachricht zu bringen, und dann, dann .... Wenn aber das Unglück, das Gott verhüten wolle, dennoch wäre ..., dann, dann weiß ich nicht, was ich thue, weiß ich nicht, wo ich mich hinwende: so viel ist gewiß, daß mich hier Niemand wieder sieht." Indem er dies sagte und auf der Schwelle der nach dem Felde führenden Thüre stand, hob er den Kopf empor und sah mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und Kummer in die Morgenröthe seiner Heimath, die er seit so langer Zeit nicht gesehen hatte. Der

Freund tröstete ihn mit frohen Hoffnungen, steckte ihm ein wenig Mundvorrath für diesen Tag zu, begleitete ihn eine Strecke Weges und verließ ihn endlich unter abermaligen Heil- und Segenswünschen. Renzo schlug die Heerstraße ein, um an diesem Tage Mailand so nahe wie möglich zu kommen, morgen bei guter Zeit anzulangen und seine Nachforschungen baldigst zu beginnen. Die Reise war ohne Unfälle und er sah nichts, was etwa seine Aufmerksamkeit hätte fesseln können, außer das alte Elend, die alte Drangsal. Wie am vorigen Tage verweilte er auch an diesem, als es Zeit war, in einem Gehölze, Stärkung zu sich zu nehmen und ein wenig Athem zu schöpfen. Als er durch Monza und vor einem offenen Laden vorüberkam, in dem Brode aufgestellt waren, blieb er stehen und forderte einige, um auf jeden Fall nicht ganz entblößt zu seyn. Der Bäcker bedeutete ihm, nicht einzutreten, langte ihm auf einer kleinen Schaufel ein flaches Näpfchen voll Wasser und Essig hinaus, mit der Weisung, das Geld für die Brode hineinfallen zu lassen, was geschah und worauf er ihm mit einer eisernen Zange ein Brod nach dem andern reichte, die Renzo in die Tasche steckte.

Mit Anbruch des Abends erreichte er Greco, ohne jedoch dessen Namen zu kennen; da er aber nach den ihm von der ersten Reise verbliebenen Erinnerungen und der Berechnung des damaligen Weges folgerte, daß die Stadt nicht fern seyn könne, verließ er die

Hauptstraße, auf Feldwegen irgend eine Hütte aufzusuchen, in der er die Nacht verbrächte; mit Wirthshäusern wollte er nichts zu schaffen haben. Er fand mehr als er suchte: er sah die Gatterthüre eines Zaunes offen, der das Gehöft einer Meierei umschloß, und ging auf gut Glück hinein. Niemand zu sehen; auf der einen Seite befand sich eine weite Halle, mit darunter aufgehäuftem Heu, an dem eine Leiter lehnte; er sah noch einmal rings umher, stieg sodann aufs Gerathewohl hinauf, richtete sich, so bequem es anging, für die Nacht ein und entschlief sehr bald, um mit der Morgenröthe erst wieder zu erwachen. Er erwachte, kroch auf allen Vieren nach dem Rande seines hohen Bettes, steckte den Kopf hinaus, und da er auch jetzt Niemand sah, stieg er wieder hinab, wie er herauf gestiegen war, ging wieder hinaus, wo er hereingekommen war, wanderte auf Feld- und Nebenwegen weiter, nahm den Dom zu seinem Polsterne und es währte nicht lange, so stand er unter den Mauern von Mailand, zwischen der Porta orientale und der Porta nuova, nicht weit von dieser.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Renzo hatte reden gehört, es sey der strengste Befehl da, Niemand ohne Karte des Sanitätstribunales

zum Thore hereinzulaſſen; zugleich aber, Jedermann, der nicht ganz auf den Kopf gefallen ſey und den rechten Augenblick zu benutzen verſtehe, könne hineingelangen. Es war wirklich ſo; abgeſehen von den allgemeinen Urſachen, aus denen damals keinem Befehle rechte Folge geleiſtet wurde; abgeſehen von denen, welche die pünktliche Vollſtreckung dieſes Befehl's höchſt mühſam machten: befand ſich Mailand damals in einem Zuſtande, aus dem man eigentlich nicht recht abnehmen konnte, ob die Folgeleiſtung des Befehles irgend Jemand etwas helfe; wer zur Stadt kam, dem konnte man eher Nichtachtung ſeiner eigenen Geſundheit vorwerfen, als Bloßſtellung der der Einwohner. Auf dieſe Nachrichten nahm ſich Renzo vor, bei dem erſten Thore, zu dem er komme, den Verſuch, in die Stadt zu gelangen, anzuſtellen, ſtehe etwas entgegen, weiter zu gehen, bis zu einem andern, wo das Glück ihm günſtiger ſey. Der Himmel mag wiſſen, wie viel Thore Mailand nach ſeinem Dafürhalten hatte. Vor den Mauern angelangt, blieb er ſtehen und ſah ringsum, wie Jemand, der nicht weiß, wohin? und zu erwarten oder zu verlangen ſcheint, daß ihn irgend was beſtimme. Rechts und links ſah er nichts als die krumm hinlaufende Straße, ſich gegenüber die Stadtmauer, nirgends das geringſte Anzeichen menſchlicher Weſen: wenn nicht an einer Stelle des Erddammes eine dicke Säule ſchwarzen, undurchdringlichen Rauches, die, aufwirbelnd, ſich in gewaltigen Wolken verbreitete

und umhertrieb, und sich endlich in dem asch-grauen, stillen Himmel verflüchtigte. Man verbrannte Kleidungsstücke, Betten und anderes, angesteckten Geräthe, und ähnliche düstere Scheiterhaufen sah man allerwärts unfern der Mauern, nicht blos an diesem einzigen Orte.

Das Wetter war trübe, die Luft dick, der Himmel durchaus umwölkt, oder mit schwerer, eintöniger Nebellast behangen, die der Sonne den Durchbruch weigerte, ohne Regen zu gestatten; die umliegenden Landstrecken zum Theil unbebaut und ganz unfruchtbar; alles Grün vertrocknet und nicht ein Thautropfen auf den welken, hangenden Blättern. Diese Einsamkeit, dieses Schweigen, so nahe bei einer großen Menschenmasse, gaben Renzo's Unruhe neuen Zuwachs von Bestürzung und machten seine Gedanken immer schwermuthvoller.

Nach einer Weile ging er auf gut Glück weiter, ohne es zu wissen, der Porta nuova zu, der er zwar sehr nahe war, die er aber wegen eines vorstehenden, bergenden Bollwerks nicht sehen konnte. Er war wenige Schritte gegangen, als ein Geklingel von Glöckchen und Schellen in sein Ohr traf, das, zuweilen auch von menschlichen Stimmen begleitet, in Zwischenräumen ertönte und verscholl. Er schritt weiter, bog um die Ecke der Bastei, und das erste, was er auf dem freien Platze vor dem Thore erblickte, war ein großes, hölzernes Gebäude; am Thore stand eine

Wache und lehnte kraftlos und nachläſſig auf ihrer Muskete; hinter ihr ein Gatter von Latten und dicht daran das Thor ſelbſt, nämlich zwei hohe abſtehende Mauern, worüber zum Schutze der Thorflügel ein ſtarkes Wetterdach; die Thorflügel und auch die Thüre des Lattenverſchlags ſtanden weit auf. Gerade vor der Oeffnung war aber ein trauriges Hinderniß: eine zur Erde niedergeſetzte Bahre, worauf zwei Monatti einen Unglücklichen luden, um ihn fortzuſchleppen. Es war der oberſte Zollehmer, an dem ſich nicht lange vorher die Peſt kund gegeben hatte. Renzo blieb, des Ausgangs gewärtig, wo er war, und als die traurige Gruppe von dannen und Niemand kam, das Thor zu ſchließen, ſchien es ihm Zeit und er machte ſich ſchnell auf den Weg; die Wache rief ihm barſch zu: „Halt!“ Er gehorchte, winkte dem Soldaten, zog einen halben Dukaten aus der Taſche und zeigte ihn hin. Hatte der Soldat nun ſchon die Peſt gehabt, oder fürchtete er ſie weniger als er den Dukaten liebte; kurz, er winkte Renzo'n, ihm das Geld zuzuwerfen, und als es ihm vor den Füßen funkelte, murmelte er: „Lauf zu!“ Renzo ließ ſich ſo etwas nicht zweimal ſagen, ſchritt durch Verſchlag und Thor immer der Stadt zu, ohne daß Jemand ihn zu bemerken, oder ſich um ihn zu kümmern ſchien, und erſt als er wohl vierzig Schritt weit war, vernahm er ein andres: „Halt!“ das ihm ein Zöllner nachrief. Dieſes ſtellte er ſich nicht zu hören, und an-

statt umzukehren, verdoppelte er den Schritt. „Halt!“ schrie der Zöllner abermals, wiewohl mit einem Tone, der vielmehr Zorn verkündete, als den Entschluß, sich Gehorsam zu verschaffen; und da kein Gehorsam erfolgte, zuckte er die Achseln und ging in sein Haus zurück, wie Jemand, dem mehr daran gelegen, sich die Vorübergehenden nicht gar zu nahe kommen zu lassen, als nach ihrem Thun und Treiben zu inquiriren.

Die Straße innerhalb dieses Thores lief damals wie jetzt bis zu dem Kanale, il Naviglio genannt, gerade aus: zur Seite befanden sich Hecken oder Mauern von Küchengärten, Kirchen und Klöster und nur wenige Häuser. Am Ende dieser Straße und in der Mitte der dem Kanale zur Seite laufenden, erhob sich ein Kreuz, das Kreuz des heiligen Eusebius genannt. Und wie Renzo auch umherspähte, mehr als dies Kreuz erspähte er nicht. Als er den Kreuzweg erreicht hatte und nach rechts und links sah, bemerkte er rechts, auf dem sogenannten Sankt Thereſiengange, einen gerade auf ihn zukommenden Bürger. „Endlich eine Christenseele!“ sagte er bei sich und ging dem Fremden, in der Absicht, ihn anzureden, entgegen. Der Fremde hatte auch ihn bemerkt und kam, ihn immer mit den Augen fixirend, seines Weges näher; er sah mürrisch aus, wurde es um so mehr, da er gewahrte, daß der Andere, anstatt auch seines Weges zu gehen, auf ihn zu kam.

ziemlich nahe, nahm Renzo, aus der ihm eigenen Höflichkeit, den Hut ab, hielt ihn in der linken Hand, legte die rechte in den leeren Hutkopf und wollte dem Bürger den Weg vertreten. Der Bürger schnitt aber ein fürchterliches Gesicht, that einen Schritt zurück, erhob einen Knotenstock, den er in der Hand hatte, und der nach Art der Stoßdegen am Ende mit einem spitzen Eisen versehen war und rief, indem er die Spitze gegen Renzo's Leib kehrte: „Fort! fort! fort!“

„Ho, ho!“ schrie Renzo, bedeckte sich, und da er damals, wie er dann sagte, ganz andere Dinge im Kopfe hatte, als Händel anzufangen, so wandte er dem Fremden den Rücken, und ging seines Weges oder vielmehr des Weges, auf dem er sich befand. Der Bürger wanderte zornentbrannt weiter, sah sich von Zeit zu Zeit verdächtig um und erzählte, zu Hause angelangt: es sey ihm ein Verpester in den Lauf gekommen, mit demuthvoller, einschmeichelnder, abscheulich heuchlerischer Miene, die Büchse mit der Salbe, oder, (er wußte nicht genau, welches von beiden) die Schachtel mit dem Pulver in der Hand, im Hutkopfe haltend, um ihn, hätte er nicht sich zu helfen gewußt, damit zu beflecken. Kam er mir,“ fügte er hinzu; „nur noch einen Schritt näher, so spießte ich den Schurken an, ehe er Zeit hatte, mich anzustecken. Zum Unglück waren wir nur in einem so entlegenen Orte; wäre es mitten in der Stadt

gewesen, so hätte ich Leute gerufen, wir wären ihm zu Leibe gegangen und hätten sicherlich das unfläthige Zeug in seinem Hute gefunden. So einzeln und allein, mußte ich Gott danken, mit heiler Haut davon zu kommen, mir kein Unglück zuzuziehn; ein bischen Pulver ist bald geworfen, solche Kerle sind gewandt und durchtrieben und haben immer den Teufel auf ihrer Seite. Jetzt wird er wohl schon mitten in der Stadt seyn und wer weiß, welch Unheil angerichtet haben!" Und so lange er lebte, er lebte lange, lange Jahre, wiederholte er, jedesmal, daß man von Verpestern sprach, seinen erlebten Fall und fügte hinzu: „wer noch behaupten will, daß an solchen Dingen nichts sey, der muß es mir nicht sagen wollen, man muß es selbst mit angesehen haben."

Renzo war weit entfernt, zu ahnen, welcher Gefahr er entronnen sey, empfand vielmehr Aerger als Furcht, als er unterwegs über diesen Empfang nachdachte und errieth allerdings ziemlich die Meinung, welche der Bürger von ihm und seinen Absichten mochte gefaßt haben. Die Sache schien ihm so unvernünftig, daß er überzeugt war, der Mensch müsse halbtoll gewesen seyn. „Ein schlimmer Anfang," dachte er: „es ist doch als wenn der Teufel sein Spiel mit mir in dem Mailand habe. Bin ich herein bin, geht alles gut; hernach aber ist es, als wenn alles Unheil nur auf mich gewartet hätte. Nun.... wenn

ich nur erst mit Gottes Hülfe .... und ist sie gefunden, so ist doch alles vergessen und verschmerzt."

Bei der Brücke angekommen, wandte er sich ohne Zaudern links, in die Sankt Markusstraße, weil sie, wie er glaubte, nach der innern Stadt führen müsse, und blickte ohne Aufhören um sich, ob er nicht irgend ein menschliches Wesen entdecke; er sah nichts als einen entstellten Leichnam in dem Graben, welcher eine Strecke zwischen den wenigen Häusern, derer damals noch weniger als jetzt waren, und der Straße hinläuft. Dem Graben vorüber, hörte er einigemal laut rufen und glaubte, es gelte ihm, und als er nach der Seite sah, von wo das Geschrei erscholl, bemerkte er auf dem Balkone eines unfernen, einsamen Häuschens eine arme Frau mit mehren sie umstehenden Kindern, immerfort rufend und ihn mit der Hand herbei winkend. Er trat näher, stand unter den Fenstern; sie sagte: „Guter Mensch! um der Seligkeit Eurer Todten willen, habt die Barmherzigkeit, geht zum Commissar, sagt ihm, man habe uns vergessen. Man hat das Haus verschlossen, weil man die Pest drin glaubt, an der mein armer Mann starb, die Thür ist vernagelt, wie Ihr seht und seit gestern Abend hat uns Niemand etwas zu essen gebracht: ich siehe schon seit vielen Stunden hier, habe noch keinen Menschen gefunden, der sich meiner erbarme: die armen Würmer verhungern."

„Verhungern!" rief Renzo und griff hastig in die

Taschen. „Da, da,“ sagte er, zwei Brode hervorziehend: „Laßt etwas herunter, woran ich sie befestige.“

„Gott vergelte es! Wartet einen Augenblick,“ sagte die Frau und suchte einen Korb und eine Schnure, an der sie ihn hinunter ließ. Renzo gedachte unterdessen der anderen Brode, die er bei dem Kreuze, als er zuerst hierher kam, gefunden hatte. „Das ist Wiedervergeltung,“ dachte er: „vielleicht besser als hätte ich den Eigenthümer gefunden, denn es ist wirklich ein Werk der Barmherzigkeit.“

„Was den Commissar anlangt, von dem Ihr redet, gute Frau,“ sagte er sodann: „kann ich Euch nicht dienen, ich bin Fremder, und kenne hier keine Menschenseele. Wenn ich aber Jemand finde, der ein wenig menschlich und gut aussieht, daß ich ihn anzureden das Herz habe, will ich es ihm sagen.“

Die Frau bat, es zu thun, gab den Namen der Straße an, wo ihr Haus stand.

„Ihr könnt mir,“ sagte Renzo: „auch einen Dienst erweisen, eine wahre Wohlthat, die Euch keine Beschwer macht. Ich suche adlige, vornehme Leute, sie heißen ***; wißt Ihr, wo sie wohnen?“

„Ich weiß, daß sie hier in Mailand wohnen,“ entgegnete die Frau: „aber wo? ist mir unbekannt. Wenn Ihr dort hinaufgeht, werdet Ihr wohl Jemand finden, der Euch zurecht weist. Und vergeßt nicht, unserer zu gedenken.“

„Gewiß nicht," sagte Renzo und ging weiter. Bei jedem Schritte hörte er einen Lärm anwachsen und näher kommen, der ihm schon, während er hier stand und sprach, vernehmbar ward: Hufstritte, Rädergerassel, Geklingel, dann und wann Peitschengeknall und Geschrei. Er sah rings um, sah nichts, bis er die Mündung der krummen Straße und den Sankt Markusplatz erreichte. Das erste, was ihm da in die Augen fiel, waren zwei aufgerichtete Balken mit einem Seile und Kloben, woran er alsbald die damals sehr gewöhnliche, abscheuliche Foltermaschine erkannte. Man hatte sie hier und nicht blos hier, sondern an allen öffentlichen Plätzen und geräumigen Straßen angebracht, damit die Behörden jedes Viertels, die zu solchem Behufe unumschränkteste Gewalt besaßen, ohne Weiteres einen Jeden konnten daran aufhängen lassen, der ihnen der Strafe verfallen schien: es mochte Jemand seyn, der sein der Pest wegen verschlossenes Haus verlassen hatte, ein seinen Pflichten ungetreuer Diener, irgend ein Anderer: es war eine der übertriebenen, unwirksamen Maßregeln, mit denen man in jenen Zeiten und besonders in jenen Augenblicken so verschwenderisch umging.

Während Renzo diese Maschine ansah, nachsann, welchem Zwecke sie wohl an diesem Orte diene, hörte er den Lärm immer näher, gewahrte einen Menschen, der von einer Seite der Kirche herankam und ein Glöckchen ertönen ließ: es war ein Scherge, hinter

ihm zogen zwei Pferde, mit vorgestreckten Hälsen, straff gestämmten Beinen, mit äußerster Anstrengung, einen Todtenkarren, nach ihm kam ein anderer, dann noch ein anderer, aber ein anderer, und hier und da Monatti neben den Pferden, antreibend, peitschend, fluchend. Es waren zum größten Theile nackende Körper, schlecht in zerlumpte Kleider gehüllt, übereinander geworfen, zusammen geflochten, wie ein Bündel Schlangen, das sich bei der lauteren Frühlingsluft langsam entwickelt. Jeder Ruck, jeder Anstoß erschütterte den gräßlichen Haufen, warf sie wild durch einander: Köpfe hingen herab, jungfräuliche Lockenflechten streiften längs dem Boden hin, Arme verwickelten sich in den Rädern, hingen über sie weg, zeigten dem schon entsetzten Auge, auf welche Weisen ein solches Schauspiel noch grausiger und ekelhafter werden könne.

Der junge Mensch war an einer Ecke des Platzes dicht beim Kanale stehen geblieben, betete für die ungekannten Todten. Ein furchtbarer Gedanke fuhr ihm durch [illegible] Sinn: „vielleicht da, dabei, darunter .... O Gott! gieb, daß es nicht sey! Entferne diesen Gedanken!“

Der traurige Zug war vorüber, er ging weiter, quer über den Platz, hielt sich linker Hand längs dem Kanale, ohne anderen Grund, als weil der Zug den entgegengesetzten Weg nahm. Er ging die wenigen Schritte zwischen der Kirche und dem Kanale

weg, sah rechts den Ponte Marcellino, ging hinüber und kam durch den schrägen Engpaß in die Gegend des Borgo nuovo. Und als er immerdar rings um sich sah, Jemand zu erforschen, der ihm zurecht weise, sah er am andern Ende der Straße einen in eine Jacke gekleideten Priester in der Hand einen Stock haltend, vor einer verschlossenen Hausthüre, gesenkten Hauptes, das Ohr an ein Zugloch gelehnt, stehen, der bald hernach die Hand segnend aufhob. Er erkannte hieraus, was wirklich der Fall war, daß dem Priester so eben Jemand gebeichtet habe und sagte zu sich: „das ist mein Mann. Hat ein Priester, indem er die Pflichten seines Amtes, vollzieht, nicht ein wenig Erbarmen, Menschenliebe und Milde, so kann sie gar nicht mehr auf der Welt zu finden seyn. Unterdeß hatte sich der Priester von dem Hause entfernt und kam, mitten in der Straße wandelnd, Renzo'n näher. Als dieser noch etwa vier oder fünf Schritte von ihm war, nahm er den Hut ab, machte ein Zeichen, daß er mit ihm sprechen möchte und blieb stehen, um nicht zu unbescheiden nahe zu treten. Der Priester blieb ebenfalls, bereit zu hören, stehen; stämmte aber seinen Stock vor sich in die Erde, wie sich damit zu verschanzen. Renzo brachte sein Gesuch vor, der Priester genügte ihm und sagte nicht blos den Namen der Straße, wo jenes Haus liege, sondern wies ihn auch, da er sah, daß der arme Mensch es nöthig habe, ein wenig zurecht, indem er nämlich kraft einer

Menge Rechts und Links, kraft Kreuzen und Kirchen, die anderen sieben oder acht Straßen, die er noch zu passiren hatte, angab.

„Gott erhalte Euch immer gesund in dieser bösen Zeit," sagte Renzo, fügte, als Jener fortgehen wollte, hinzu: „Noch eine Bitte;" und nannte die Noth der armen, vergessenen Frau. Der Priester dankte, daß er ihm Gelegenheit gab, eine so nöthige Hülfe zu leisten, sagte, er werde sogleich, wen es angehe, davon benachrichtigen, und schied.

Renzo machte einen Bückling, ging auch und fing an, sich die empfangenen Wegangaben ins Gedächtniß zurückzurufen, um so wenig wie möglich zu wiederholten Fragen genöthigt zu seyn. Dieses Unternehmen hatte aber ganz gehörige Schwierigkeiten; nicht sowohl, der Verwirrung willen, in der die Notizen in seinem Kopfe lagen, als wegen einer neuen Unruhe, die ihm in der Seele erstand: der Name der Straße, die Angabe des Weges hatte ihn so außer sich gebracht. Er hatte diese Auskunft so sehr ersehnt, hatte sie verlangt, denn sie war ihm unentbehrlich; er hatte auch mit ihr nicht das Geringste vernommen, was Argwohn oder Ahnung etwaigen Unheils geben konnte. Was war es also? Der bestimmtere Gedanke, dem Ziele nahe zu seyn, das ihm einen großen Zweifel benehmen, ihm sagen würde: sie lebe, oder sey todt; dieser Gedanke wurde so stark in ihm, daß er in diesem Augenblicke gern wieder

über alles im Dunkeln, gern beim Anfange der Reise hätte seyn mögen, deren Ende er nahe stand. Er rafft seinen Muth indeß zusammen. „Was!“ sagte er: „Fange ich jetzt an kindisch zu seyn, was soll hernach daraus werden?“ Und so wanderte er denn, bestens gefaßt, dem Mittelpunkte der Stadt zu. Welche Stadt! Was ihr betrübter Zustand des vorigen Jahres, was die Theuerung gegen diesen Zustand!

Renzo war eben im Begriffe, einen ihrer am meisten verstörten und verwüsteten Theile, den il Carrobio di Porta Nuova benannten Kreuzweg zu passiren (es stand damals daselbst, am Eingange der Straße, ein Kreuz, ihm gegenüber, dicht bei dem Orte, wo jetzt San Francesco di Paolo, eine alte nach der heiligen Anastasia benannte Kirche). Die Seuche hatte in diesem Bezirke so gewüthet, die Ansteckung der frei umherliegenden Körper war so außerordentlich, daß die wenigen Ueberlebenden gezwungen gewesen waren, zu fliehen; und nicht blos der Blick des Wanderers wurde von der Verödung und Einsamkeit geschreckt, auch seine Empfindungen wurden schmerzlich und unangenehm von den Anzeichen und Ueberresten des kürzlich noch hier heimischen Lebens erregt. Renzo beflügelte seinen Schritt, tröstete sich mit dem Gedanken, daß sein Ziel ferner sey, und bevor er es erreiche, der Schauplatz sich gewiß ändern werde. Und in der That war er nicht weit gegangen, so änderte

er sich wirklich, bekam mehr Aehnlichkeit mit einer bewohnten Stadt: welche Stadt aber, welche Bewohner! die Zugänge aller Häuser, aus Furcht und Argwohn verschlossen, nur die etwa ausgenommen, welche offen standen, weil die Häuser unbewohnt oder verödet waren; andere vernagelt und versiegelt, weil in ihnen Pesttodte oder Pestkranke; andere mit einem mit Kohle gezeichneten Kreuze, zum Merkmal für die Monatti versehen, daß abzuholende Todte darin seyen: alles nur zufällig geschehen, jenachdem sich hier oder da ein Commissar oder sonstiger Offizi'ant des Sanitätstribunals gefunden hatte, der seinen Pflichten nachkam, oder vorzog, sich bestechen zu lassen und Geld zu erpressen. Ueberall Lumpen, Verbande voll Ge'schwür, verpestete Läger, Kleider, Wäsche, zu den Fenstern herausgeworfen; manchmal auch, entweder schnell auf dem Wege besichtigte und bis sie ein vorbeifahrender Karren aufnehme, liegen gelassene Leichname; oder von den Karren herabgefallene; oder selbst zu den Fenstern herausgeworfene: denn so weit waren die Gemüther durch das lange Bestehen und immer ärgere Fortschreiten des Uebels verwildert und aller Sorgen der Menschenliebe und geselliger Rücksichten entwöhnt! Aller Handelsverkehr, Alles Kutschengerassel, Geschrei der Verkäufer, Sprechen zwischen Fußwanderern hatte aufgehört; selten nur ward die herrschende Todtenstille von etwas Anderem als dem Geräusche der Leichenkarren, den Klagen der Bettler, dem Gewin-

ſel Kranker, dem Gebrülle Wahnſinniger und den Flüchen der Monatil unterbrochen. Frühmorgens, Mittags und Abends gab eine Glocke des Domes das Zeichen zu gewiſſen, von dem Erzbiſchoffe vorgeſchriebenen Gebeten: die Glocken der anderen Kirchen wiederholten das Zeichen und nun trat alles an die Fenſter und betete in Gemeinſchaft, vernahm man ein leiſes Stimmen- und Seufzergeräuſch, das doch nicht ganz troſtloſe Traurigkeit athmete.

Es waren etwa zwei Drittel der Einwohner geſtorben, ein guter Theil des übrigen ausgewandert oder krank, der Zufluß von Außen faſt auf nichts zurückgeführt und unter den wenigen, zufällig Herumwandernden begegnete man wohl in weitem Umkreiſe keinem einzigen, an dem nicht irgend etwas Seltſames oder Auffallendes, eine furchtbare Umwandlung der Dinge bezeugt hätte. Die ausgezeichneteſten Männer gingen ohne Mantel und Kapuze, damals höchſt nöthige Beſtandtheile der Civilkleidung einher; die Prieſter ohne Chorrock, die Mönche ohne Kutten; kurz man vermied ängſtlich, irgend etwas an ſich zu tragen, was, vom Winde geführt, einen äußeren Gegenſtand berühren, oder, was noch weit ärger gefürchtet wurde, den Verpeſtern Gelegenheit geben konnte, Unheil zu ſtiften. So ſehr Jedermann Sorge trug, ſo geſchnürt und gegürtet wie möglich zu gehen, ſo ſorglos und nachläſſig war ſein Anzug überhaupt behandelt; wer einen Bart trug, dem war er überlang;

wer keinen trug, dem war er gewachsen; das Haupthaar hing allen wirr und lang herab: nicht nur aus der von langer, eingewohnter Muthlosigkeit erzeugten Nachlässigkeit, sondern weil man den Barbieren nicht mehr traute, deren einer Giangacomo Mora als berüchtigter Verpester war eingezogen und verurtheilt worden, auf dessen Namen selbst noch lange Zeit nachher ein gewisser schaudervoller Ruf ruhete, und der doch weit beständigeres, reichlicheres Mitleid verdiente. Die Meisten trugen in der einen Hand einen Stock, oder auch ein Pistol, zur Warnung und Drohung für Jeden, der sich ihnen in schlimmer Absicht hätte nähern wollen; in der andern wohlriechende Räucherkerzchen, oder gehöhlte Metall- oder Holzkugeln, mit in heilkräftige Essige getauchtem Schwamm ausgestopft, die sie von Zeit zu Zeit zur Nase führten oder immerdar daran hielten. Einige trugen auch ein Fläschchen mit Quecksilber am Halse, dem man die Kraft zuschrieb, jeden Pesthauch in sich zu ziehen und zurückzuhalten, und trugen Sorge, es von Zeit zu Zeit frisch zu füllen.

Die Edelleute liefen nicht allein ohne ihr gewohntes Gefolge umher, sondern man sah sie auch oft, mit einem Korbe am Arme, ihren täglichen Hausbedarf selbst herzuholen. Begegneten sich einmal zwei lebende Freunde auf den Strassen, so grüßten sie sich eilfertig und stumm aus der Ferne. Ein Jeder hatte auf seinem Wege hinlänglich zu thun, jede un-

flüchtige, tödtende Berührung von Gegenständen zu meiden, die überall auf der Straße umherlagen, den Weg oft sogar versperrten: Jeder hielt sich so viel als möglich mitten auf der Straße, aus Furcht vor etwaiger ekelhafter oder noch entsetzlicherer Last, die aus den Fenstern auf ihn herabfliegen könne; aus Furcht vor den Pestpulvern, die, wie man sich sagte, oft auf die Vorübergehenden niederfielen; aus Furcht vor den Wänden, die eingesalbt seyn konnten. So fügte denn der immer zur Unzeit zuversichtliche und behutsame Unverstand jetzt Angst über Angst, gab für die im Anfange genommene begründete, heilsame Furcht eine falsche, unbegründete.

So war es mit dem minder Entsetzenden, minder Mitleiderregenden, mit den Gesunden, Wohlhabenden, die sich den Blicken öffentlich zeigten, beschaffen: und wenn wir, nach allen diesen Jammerbildern, der schwereren gedenken, derer wir noch zu gedenken haben, so verweilen wir jetzt nicht, den Anblick der Kranken zu beschreiben, die sich durch die Straßen schleppten oder in ihnen lagen, der Bettler, Kinder, Weiber. Er war dergestalt, daß, wer ihn sah, wie ein Verzweifelter in dem Trost finden konnte, was den Entfernten oder Nachkommen zuerst als der Gipfel alles Unglücks erscheint, indem er bedachte und sah, auf wie Wenige diese Lebenden zurückgeführt waren.

Renzo war mitten durch diese Verstörung bereits ein gut Stück Weges gewandert, als er, nur noch we-

nige Schritte von einer Straße entfernt, in die er sich wenden mußte, aus ihr nahendes, mannichfaches Geräusch vernahm, in dem auch jenes gewohnte, fürchterliche Geklingel laut ward.

Als er die Straße, eine der geräumigsten, betreten hatte, sah er mitten in ihr vier haltende Karren, sah, wie auf einem Kornmarkte, ein Kommen und Gehen von Leuten, Aufladen und Ausschütten von Säcken, außerordentliches Gedränge: Monatti stürzten in die Häuser, trieben sich heraus, mit belasteten Schultern, entbürdeten sich auf den und jenen Karren: einige in die rothe Livree gekleidet, andere ohne diese Abzeichnung, viele mit weit abscheulicheren, mit Federbüschen und Mänteln, welche die Buben wie zum festlichen Schmucke in der allgemeinen Drangsal trugen. Aus manchem Fenster rief eine klägliche Stimme: „Hlecher, Monatti!“ und mit noch gräßlicherem Klange antwortete aus dem finsteren Gewühle eine rauhe Stimme: „Gleich, gleich!“ Oder man hörte Klagen der Nachbarn, Bitten, sich zu beeilen, was die Monatti mit Flüchen erwiederten.

Je mehr, je behutsamer schritt Renzo vor, bemühte sich, die Hindernisse des Weges nur soviel anzusehen, wie nöthig, sie zu meiden; sein irrer Blick traf aber dabei auf einen Gegenstand sonderbaren Jammers, der der Seele das Verlangen gab, ihn zu betrachten. Er blieb unwillkührlich stehen.

Es trat aus einem der Häuser und nahete dem

Gedränge eine Frau, die anscheinend wohl über die erste Jugend hinaus, doch immer noch jung zu nennen war; ihr Anblick zeigte eine von langen Leiden und tödtlichem Schmerze zwar getrübte, verhüllte, aber nicht zerstörte Schönheit, jene zugleich weiche und majestätische Schönheit, die nur im lombardischen Blute wohnt. Ihr Gang war matt, aber nicht hinfällig, die Augen bargen keine Thränen, hatten aber augenscheinlich viele vergossen, es war diesem Schmerz eine Ruhe und Tiefe eigen, die eine seiner immerdar bewußte, ihn immerdar empfindende Seele verrieth. Aber nicht ihr alleiniger Anblick bezeichnete sie unter so großem Elend als des Mitleidens besonders werth, belebte in allen Herzen dies in ihnen jetzt so ohnmächtige, fast erstorbene Gefühl. Sie hielt ein todtes Kind von etwa neun Jahren in den Armen, hatte es gekleidet, geschmückt, mit auf der Stirne gescheitelten Locken, in weiße Gewande, blendendweiße, als wie zu freundlichem, lang ihm verheißenem Feste.

Sie hielt es nicht, wie es nieder zu legen, hielt es sitzend, fest gedrückt, seine Brust an der ihren, als ob es lebe, im Arme; nur eine der kleinen, weißen Hände hing an der einen Seite so leblos und steif herab, das Köpfchen lag matter als dies schlafend an der Schulter der Mutter: der Mutter, denn hätte auch die Aehnlichkeit beider Gesichter nicht das eine

noch belebte für das Mutterantlitz erwiesen, würden es doch die Gefühle gethan haben, die es aussprach.

Ein häßlicher Monatto nahte der Frau, machte Miene, die Bürde ihren Armen zu entreißen, schien aber aus ihm ungewohntem Gefühle unwillkührlicher Achtung zu zaudern. Ohne Unwillen oder Verachtung zu zeigen, trat die Frau einige Schritte zurück und sagte: „Nein! berührt es jetzt nicht; ich muß es selbst auf den Karren legen; nehmt!“ Bei diesen Worten öffnete sie die Hand, ließ eine Börse sehen und in die vorgestreckte Hand des Monatto fallen. Dann fuhr sie fort: „Versprecht mir, ihm nicht das Geringste seiner Kleider zu nehmen, nicht zuzulassen, daß Andere es thun und es so in die Erde zu legen.“

Der Monatto legte die Rechte auf die Brust; schickte sich dienstbeflissen, fast ehrerbietig, mehr in Folge des neuen Gefühles, als der unverhofften Großmuth, an, auf dem Karren für den kleinen Leichnam ein wenig Platz zu machen, die Frau küßte denselben, trug ihn hin, legte ihn, wie auf ein Bett nieder, breitete ein weißes Tuch über ihn hin und sagte die letzten Worte: „Lebe wohl, Cecilia! ruhe in Frieden! Heut Abend kommen auch wir, immer beisammen zu ruhen. Bitte indeß für uns, ich bete für Dich und die andern.“ Dann sagte sie zu dem Monatto: „Wenn Ihr zur Vesper wieder kommt, so kommt herauf, holt mich und mich nicht alleine.“

ging in ihr Haus, erſchien im nächſten Augenblicke am Fenſter, im Arme ein anderes, noch zarteres, lebendes Kind haltend, das die Spuren des Todes im Antlitz trug. Sie ſah dem ſo unwürdigen Leichenbegängniſſe des Lieblings zu, bis der Karren fortfuhr, ſo lange er ſichtbar blieb, und verſchwand. Und was hatte ſie ſonſt noch zu thun, als das einzige, ihr gebliebene Liebe zu Bett zu legen, ſich neben ihm, mit ihm zu ſterben? So ſinkt die ſchon voll und ſtolz entfaltete Blume zugleich mit dem noch im Kelche ſchlummernden Knöspchen, unter der die Wieſe ebnenden Sichel. „O Herr!“ rief Renzo aus: „erhöre ſie! Nimm ſie zu Dir, ſie und ihr armes, kleines Weſen: ſie haben genug gelitten, ſie haben ausgelitten!“

Zurückgekommen von dieſem ſonderbaren Mitgefühl, beſchäftigt, ſich die empfangene Wegangabe in dem Gedächtniſſe zu erneuen, um zu wiſſen, ob er ſich bei der nächſten Straße rechts oder links zu wenden habe, vernimmt er vor derſelben einen andern verſchiedenen, nahenden Lärm, wirre Klänge drohenden Geſchrei's, heiſere Klagen, Heulen, Kindergewinſel, Weibergeſtöhne. Im Herzen die gewohnte, traurige, ängſtliche Erwartung, ging er darauf los. Beim Kreuzwege angelangt, ſah er auf der einen Seite einen gemiſchten, auf ihn zuſtürzenden Volkshaufen; er blieb ſtehen, ſie vorbeizulaſſen. Es war eine Anzahl Kranker, die man nach dem Lazarethe trieb; einige gewaltſam Aufgefangene widerſtanden

vergebens, ſchrien vergebens: ſie wollten auf ihrem eigenen Bette ſterben, und beantworteten die Flüche und Befehle der ſie geleitenden Monatti mit ohnmächtigen Verwünſchungen; andere gingen ſtumm einher, ſcheinbar ohne Schmerz, ohne Hoffnung, wie Wahnſinnige; Weiber, ihre kleinſten Kinder am Halſe tragend, ältere Kinder nebenher laufend, mehr über das Geſchrei, über die Führer, die Geführten erſchrocken als über die ungewiſſe Idee des Todes, mit lautem Gejammer nach ihrer Mutter, nach den treuen Mutterarmen und dem heimiſchen Wohnorte verlangend. Ach! und vielleicht war die Mutter, die ſie meinten ſchlafend auf ihrem Bette verlaſſen zu haben, ſinnberaubt, von der Krankheit plötzlich ergriffen, niedergeſunken, auf einem Karren zum Lazarethe, oder, kam er zu ſpät, zur Grube geführt zu werden. Vielleicht, o, noch beweinenswertheres, bitteres Unglück! hatte die Mutter über ihren Leiden alles, auch ihre Kinder vergeſſen, hatte nur einen Gedanken, den an ein ruhiges Ende. Und doch ſah man in aller der Verwirrung manches Beiſpiel von Treue und Liebe: Eltern, Brüder, Gatten unterſtützten ihre Geliebten, begleiteten ſie mit Worten des Troſtes; und nicht blos Erwachſene, auch Knaben, Mädchen geleiteten ihre Geſchwiſter zarteren Alters, tröſteten ſie mit männlichem Ernſte und Barmherzigkeit, ermahnten ſie zu gehorchen, verſicherten ihnen, man bringe ſie an einen Ort, wo andere die Sorge um ſie, um ihre Heilung übernehmen

würden. Mitten unter der Betrübniß und Zerrüttung dieser Scene bedrückte unsern Wanderer sehr bestimmte Besorgniß, lag ihm weit näher, beunruhigender am Herzen. Das Haus mußte hier in der Nähe seyn, wer weiß, ob nicht unter diesen Leuten .... Als aber die ganze Menge vorüber, dieser Zweifel gelöst, wandte er sich an einen nachgehenden Monatto, befragte ihn um Straße und Haus Don Ferrante's. „Schier Dich fort, verwünschter Kerl!“ war die Antwort. Er hatte keine Lust, etwas darauf zu erwiedern; begegnete nach einigen Schritten einem, über den Zug Aufsicht führenden Commissar, und da derselbe etwas christlicher aussah, wiederholte er ihm die Frage. Der Commissar wies mit dem Stocke nach der Gegend, wo er herkam, sagte: „Die erste Gasse rechts, der letzte Pallast links.“

Der Jüngling ging mit neuer, stärkerer Herzensbeklemmung dahin, betrat die Straße und unterscheidet bald das Haus von den anderen niedrigeren, demüthigeren. Er nahet der verschlossenen Thüre, legt die Hand an den Klopfer und läßt sie an ihm wie in einer Urne ruhen, aus dem er im Begriffe ist, das sein Leben oder seinen Tod entscheidende Loos zu ziehen. Endlich erhebt er den Klopfer, stößt entschlossen mit ihm wider die Thüre. Nach einigen Augenblicken öffnet sich ein Fenster ein wenig, eine Frau guckt behutsam heraus und blickt mit mürrischer Miene, die

zu ſagen ſcheint: „Monatti? Straßenräuber? Commiſſar? Verpeſter? Teufel?“ nach der Thüre.

„Hört!“ rief Renzo mit ſchwankender Stimme hinauf: „Dient hier nicht ein Mädchen vom Lande, Namens Luzia?“

„Nicht mehr; fort!“ entgegnete die Frau und wollte das Fenſter zumachen.

„Seyd barmherzig, einen Augenblick! Sie iſt alſo nicht mehr da? wo iſt ſie denn?“

„Im Lazarethe;“ und ſie wollte von Neuem zumachen.

„Aber einen Augenblick, um des Himmelswillen! Der Peſt wegen?“

„Ja; verſteht ſich das nicht von ſelbſt? Fort.“

„Wartet doch, war ſie denn ſehr krank? Wie lange iſt es her.... ?“

Unterdeſſen war das Fenſter wirklich zugemacht worden.

„Hört! hört! ein Wort, aus Barmherzigkeit! Um Eurer Todten willen! Ich will ja nichts weiter von Euch: Hört!“

Aber es war in den Wind geredet.

Betrübt über die Nachricht, ärgerlich über die Behandlung, ergriff Renzo den Klopfer abermals, wand und drehte ihn, ſo an der Thüre lehnend, in der Hand, erhob ihn, von Neuem wüthend zu klopfen und hielt ihn ſchwebend. In dieſer Unruhe drehte er ſich herum, irgend einen der Nachbarn zu

erspähen, der ihm vielleicht gefälliger sey, Auskunft, Nachweisung, Licht zu geben. Das einzige, menschliche Wesen, was ihm in die Augen fiel, war eine andere Frau, etwa zwanzig Schritte fern, in ihrem Antlitz Schrecken, Haß, Ungeduld, Bosheit, die Augen verdreht, zu gleicher Zeit auf ihn und in die Ferne sehend, den Mund geöffnet, zu schreien, was er schreien könne und doch wieder den Athem fest an sich haltend.

Sie erhob zwei knöcherne Arme, streckte zwei runzelige, krumme Hände aus, zog sie wieder, als wolle sie damit etwas an sich krallen, zurück, und gab die deutlichsten Zeichen, Leute herbeirufen zu wollen, ohne daß ein Jemand es gewahr werde. Als sich ihre und seine Blicke begegneten, schien sie noch häßlicher zu werden, sprang wie Jemand, der sich überrascht sieht, auf. „Was der Teufel ....!“ fing Renzo an und erhob auch seine Hände gegen die Frau; da sie aber nunmehr die Hoffnung vereitelt sah, ihn unversehens zu ertappen, ließ sie dem bis jetzt unterdrückten Geschrei freien Lauf: „Verpester! Haltet auf! haltet auf! ergreift den Verpester!“

„Wer? ich! verwünschte Hexe! Schweig!“ schrie Renzo und sprang einige Schritte nach ihr hin, sie einzuschüchtern und zum Schweigen zu bringen. Er bedachte aber, daß es gerathen sey dürfte, vorerst auf seine Sicherstellung zu denken. Auf das Geschrei der Frau liefen von beiden Seiten Leute herzu, zwar nicht so viele als in ähnlichem Falle noch vor drei

Monaten zusammen gelaufen seyn würden; aber doch lange genug, einen einzelnen Menschen umzubringen. In demselben Augenblicke ward das Fenster auch wieder geöffnet, die unhöfliche Frau erschien abermals an ihm und zwar jetzt unverschreckt und rief auch ihrerseits: „Ergreift ihn, ergreift ihn! es ist einer der Schurken, die herumgehen und ehrlicher Leute Thüren versalben.“

Renzo war alsbald mit sich einig, daß es vernünftiger sey, ihnen zu entlaufen als Rede zu stehen; sah hier und dahin, auf welcher Seite wohl die wenigsten Menschen seyen und nach welcher er seinen Lauf richte. Mit tüchtigem Stoße warf er den Einen, der ihm den Weg vertrat, zurück; gab einem Andern, der auf ihn zukam, einen Faustschlag auf die Brust, daß er acht bis zehn Schritt forttaumelte, und rannte im Galopp, die geballte Faust für Jeden, dem es etwa einfiele, ihm in den Lauf zu kommen, hoch erhoben, auf und davon. Der Weg vor ihm war frei; hinter sich vernahm er das immer tollere und tollere Geschrei: „Haltet auf! haltet auf! Verpester!“ und die Schritte der tollsten, geschwindesten Verfolger kamen ihm näher. Sein Zorn wandelte sich in Wuth, seine Angst in Verzweiflung, es ward ihm wie Nebel vor den Augen; er legte Hand an seinen Dolch, er entschiedete ihn, blieb stehen, wendete sich um, blickte wilder, fürchterlicher, als er jemals sein Gesicht verzog, zurück und rief, mit ausgestrecktem Arme die Leuchten-

de Klinge empor schwingend: „wer Herz hat, komme heran, ihr Canaillen! Er soll nun wirklich hiermit verpestet werden.“

Aber zu seinem Erstaunen und mit einem zweifelhaften Gefühle des Trostes bemerkte er, daß seine Verfolger bereits in gewisser Entfernung zaudernd stehen geblieben waren und mit erhobenen Händen, immerfort brüllend, wie besessen gewisse Zeichen machten, die Leuten hinter ihm gelten zu sollen schienen. Er wandte sich wieder nach der andern Seite und bemerkte in geringer Entfernung vor sich (was ihm die heftige Bewegung verhindert hatte, im vorigen Augenblicke wahrzunehmen), eine ganze Reihe nahender Leichenkarren, mit ihrer gewöhnlichen Begleitung; hinter ihnen einen andern Volksschwarm, der sich auch sehr gern über den Verpester hergemacht und ihn in die Mitte genommen hätte; aber auch ihn hielt, was jenen Hinderniß war, zurück. Da er sich nun also zwischen zwei Feuern sah, kam ihm der Gedanke in den Kopf, was jenen zum Schrecken gereiche, möge ihm wohl zum Heile gereichen; er bedachte, daß hier keine Zeit sey, den Ekeln zu spielen, steckte seinen Dolch wieder in die Scheide und bei Seite, lief auf die Karren zu, vor dem ersten vorbei und sah auf dem zweiten einen guten Raum frei. Er nimmt sein Ziel wahr, macht einen Sprung, ist oben, auf dem rechten Fuße stehend, den linken schwebend, die Arme empor gehoben.

„Bravo! bravo!“ riefen die Monatti einſtimmig, denen einige dem Zuge zu Fuße folgten, andere auf den Karren, andere, das Entſetzliche nur gerade heraus zu ſagen, wie es war, auf den Leichnamen ſitzend und der Reihe nach aus einer groſſen Flaſche trinkend.

„Bravo! gut geſprungen!“

„Begiebſt Du Dich unter den Schutz der Monatti: kannſt Du ruhig ſeyn, als wärſt Du in der Kirche,“ ſagte ihm einer der beiden, die auf dem Karren, worauf er ſich warf, ſtanden.

Die Feinde hatten ſich beim Nahen des Zuges meiſtentheils aus dem Staube gemacht und ſchrien, nur noch aus der Ferne ihr: ergreift ihn, haltet den Verpeſter!“ Nur einige zogen ſich langſamer zurück, blieben von Zeit zu Zeit ſtehen und wandten ſich, die Zähne fletſchend und mit drohenden Geberden nach Renzo um, der ihnen gegenſeitig vom Wagen herab mit den Fäuſten drohete.

„Laß mich machen,“ ſagte ihm ein Monatto, riß einem der Leichname einen ſchmutzigen Lumpen ab, den er eilig zuſammenknaulte, an einem Zipfel ergriff, wie eine Schleuder gegen die Halsſtarrigen ſchwang, ſich anſchickte, ihn unter ſie zu werfen, und ihnen zuſchrie: „Wartet, Beſtien!“ Bei dieſer Bewegung rannten alle voll Entſetzen davon und Renzo ſah nichts als feindliche Rücken und raſch durch die Luft tanzende Ferſen.

Unter den Monatti entſtand Siegesgeheul, über-

lautes, ſtürmiſches Gelächter, lang anhaltendes, die Flucht begleitendes „Uh!“ „Ha, ha! ſiehſt Du wohl, ob wir brave Leute in Schutz nehmen können?“ ſagte jener Monatto zu Renzo: „einer von uns gilt mehr als hundert der Lumpenkerle.“

„Ja, gewiß verdanke ich Euch mein Leben,“ erwiederte er: „ich danke Euch von ganzem Herzen.“

„Nicht doch, nicht doch,“ entgegnete der Monatto: „Du verdienſt es; man ſieht wohl, daß du ein braver Burſche biſt. Du thuſt recht, die Canaillen zu verpeſten: verpeſte ſie, rotte ſie aus, ſie ſind nicht eher etwas werth bis ſie todt ſind; wir ſchlagen unſer Leben für ſie in die Schanze, und zum Lohne verwünſchen ſie uns, ſchwören uns! wäre nur erſt die Seuche vorüber, ſollten wir bald alle baumeln. Sie ſollen ſchon alle ſterben, ehe die Peſt ſtirbt, die Monatti allein übrig bleiben, triumphiren und in Mailand flott leben.“

„Es lebe die Peſt, es ſterbe das Geſchmeiß!“ ſchrie ein Anderer, ſetzte bei dieſem ſchönen Toaſte die Flaſche an den Mund, hielt ſie mit beiden Händen und that, während der Stöße des Karrens, einen herzhaften Zug; dann reichte er ſie Renzo'n hin und ſagte: „trink auf unſere Geſundheit.“

„Ich wünſche ſie Euch allen von Herzen,“ ſagte Renzo: „ich bin aber nicht durſtig und kann in dieſem Augenblicke unmöglich trinken.“

„Du magſt wohl einen ſchönen Schreck gehabt

haben," sagte der Monatto: „du scheinst mir ein armer Kauz; wer den Verpester macht, muß ganz anders aussehen."

„Jeder frißt sich so gut er kann fort," sagte der Andere.

„Gieb einmal her," sagte einer der neben dem Karren Hergehenden: „ich will noch einen Schluck auf die Gesundheit seines Herrn trinken, der hier oben in so guter Gesellschaft liegt, eine so herrliche Spazierfahrt macht." Mit einem grausamen, verruchten Lächeln wies er dabei nach dem Karren, der vor dem fuhr, auf welchem der arme Renzo stand; verzog das Gesicht zu einem noch grausigeren, schurkischeren Ernste, verneigte sich nach jener Seite und sagte: „vergebt, mein gnädiger Herr, daß ein armer, schlechter Monatto den Wein aus Eurem Keller kostet. Seht Ihr wohl, so geht es in der Welt: wir haben Euch in die Kutsche gesetzt und bringen Euch auf das Land, daß Ihr Euch da lustig machet. Euch Herren nützt ja jetzt der Wein auch ohnedem nichts, wir armen Monatti haben gute Magen." Unter dem Gelächter der Gefährten nahm er die Flasche, schwang sie empor, wendete sich aber, bevor er trank, zu Renzo, fixirte ihn mit den Augen und sagte mit einem gewissen, verächtlichen Mitleiden: „der Teufel, mit dem du deinen Pakt gemacht hast, kann nicht viel älter als von Gestern seyn; wären wir nicht zu deiner Rettung herbeigekommen, er

half dir nicht.“ Unter abermaligem Gelächter der andern ſetzte er die Flaſche an die Lippen.

„Und wir? du, du! und wie?“ riefen mehre Stimmen von dem erſten Wagen; der Schurke trank ſo viel er konnte, reichte die groſſe Flaſche mit beiden Händen ſeinen anderen Genoſſen, die ſie einander der Reihe nach überließen, bis ſie der eine endlich leerte, beim Halſe packte, ein oder zweimal in der Luft umherſchwenkte, von ſich ſchleuderte, daß ſie auf dem Pflaſter zerbrach und rief: „Es lebe die Peſt!“ Nach dieſen Worten ſtimmte er eines ihrer abſcheulichen Lieder an und ſeine Stimme ward bald von allen Anderen der Rotte im Chore begleitet. Der hölliſche Geſang, dazu das Glockengetöne, Geklirr und Geſtampf tönte durch die öden, ſtillen Straſſen, tönte in den Häuſern wieder und beängſtete die Herzen der Wenigen, die noch in ihnen lebten.

Was kann aber nicht einmal zu etwas gut ſeyn? Was kann nicht in irgend einem Falle gut erſcheinen. Die Noth des vorigen Augenblicks hatte Renzo'n die Gemeinſchaft mit dieſen Todten und dieſen Lebenden mehr als erträglich gemacht und jetzt klang ſeinen Ohren wie Muſik, nämlich, wie liebliche, was ihn dem ſchlimmen Handel ſolcher Geſpräche entzog. Noch halb außer ſich und angſt und bange dankte er doch im Herzen der Vorſehung, einer ſolchen Gefahr entronnen zu ſeyn, ohne Unheil zu erleiden oder zu ſtiften, bat ſie, ihm nun auch beizuſtehen, ſich von

seinen Befreiern zu befreien und war immer auf dem Sprunge, indem er bald auf die Monatti, bald auf den Weg sah, zu rechter Zeit in aller Stille herabzurutschen, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, Lärm oder Streit anzufangen, der ihm die Vorübergehenden etwa auffässig mache.

Bei einer Wendung des Weges glaubte er sich des Ortes zu erinnern, durch den der Zug kam: er betrachtete ihn aufmerksamer und erkannte ihn an gewissen Merkmalen wieder. Wißt Ihr, wo er war? auf der langen Straße zur Porta orientale, auf derselben, über die er vor etwa zwanzig Monaten langsam ankam und eilig davon lief. Er besann sich bald, daß es von hier aus gerade nach dem Lazareth gehe; daß er sich sonach auf dem rechten Wege befinde, ohne sein Zuthun, ohne andere Nachweisung, nahm er für eine besondere Gunst der Vorsehung, für gutes Anzeichen in Betreff des Uebrigen. Indem trat ein Commissar zu den Karren und rief den Monatti außer etwas anderem auch zu, zu halten: man hielt, und der Gesang wandelte sich in heftigen Wortwechsel. Einer der Monatti, die auf Renzo's Karren standen, war herabgesprungen; Renzo sagte zum andern: „ich danke Euch für Euer Erbarmen, Gott vergelte es Euch," und ließ sich an der andern Seite hinab.

„Lauf, lauf, armes Verpesterchen," erwie-

derte Jener: Du wirſt Mailand nicht zu Grunde richten.“

Zum guten Glück war Niemand in der Nähe, der es hätte vernehmen können. Der Zug hatte auf der linken Seite der Straße angehalten, Renzo rennt ſchnell auf die andere, läuft dicht an der Mauer hin, läuft weiter bis zur Brücke, läuft über ſie hin, folgt der bekannten Straße in der Vorſtadt, erkennt das Kapuzinerkloſter, iſt dicht bei dem Eingange, erblickt die hervorſtehende Ecke des Lazarethes, paſſirt das Gitterthor und ſieht den äußeren Schauplatz dieſes Bezirkes vor ſich ausgebreitet: ſieht nicht ein Anzeichen oder Merkmal, ſondern eine weite, mannichfaltige, unbeſchreibliche Szene.

Längs den beiden Seiten, die ſich entgegenſtellen, wenn man von dieſem Punkte eintritt, war ein ungeheures Gewirr, Zuſtrömen, Ueberſtrömen, Stocken: Knaben kamen ſchaarweiſe in das Lazareth; einige ſaßen oder lagen an den Ufern des einen oder andern Graben, die dem Wege entlang laufen; entweder fehlte es ihnen an Kräften, ſich bis in den Zufluchtsort ſelbſt zu ſchleppen, oder ſie hatten ihn verzweifelnd verlaſſen, waren zu kraftlos, weiter zu kommen; andere lagen erſtarrt hie und da herum, viele hatten wirklich die Vernunft verloren; einer erzählte eifrig einem Unglückſeligen, von der Krankheit ganz Daniedergeworfenen, ſeine tollen Phantaſieen; eine anderer raſte; aber ein anderer ſtand mit lä-

chelnder Miene da, als ob er dem freud'gsten Schauspiele beiwohne. Aber die seltsamste, geräuschvollste Art solcher fürchterlichen Fröhlichkeit war ein lautes, anhaltendes Singen, das aus dieser elenden Menge zu dringen schien und alle einzelnen Stimmen übertäubte: ein Volksgesang von heiterer, scherzender Liebe. Folgte der Blick dem Klange, den zu entdecken, der zu solcher Zeit, an solchem Orte so lustig seyn könne, so sah man ein armseliges Geschöpf, das am hintersten Theile des an der Lazarethmauer sich hinwindenden Grabens in guter Ruhe saß und mit hoch aufgerichtetem Antlitz sang, was es singen konnte.

Renzo hatte nur erst wenige Schritte längs der Mittagsseite des Gebäudes gethan, als in dem Haufen ein außerordentliches Geräusch entstand und ein fernes Geschrei: „Vorgesehn! Haltet auf!“ Er erhebt sich auf die Fußspitzen, sieht vor sich hin, erblickt eine von einem schmutzigen Reiter angespornte, im Karriere durchgehende Schindmähre: es war ein Wahnsinniger, der das Thier unbewacht und abgeschirrt neben einem Karren hatte stehen sehen, schnell aufgestiegen war, es in wüthenden Lauf setzte, indem er mit beiden Fäusten auf den Hals losschlug und es mit den Fersen hieb und drückte; Monatti rannten brüllend hinterdrein, alles ward in eine aufgeregte Staubwolke gehüllt. So gelangte denn der junge Mann, schon müde des Weh's, von ihm betäubt, an das Thor des Ortes, in dem viel-

leicht mehr Menſchen zuſammengehäuft waren, als in dem ganzen Stadtbezirke, den er bisher durchlief. Er gelangt an das Thor, tritt in die Wölbung, bleibt einen Augenblick unbeweglich mitten in der Halle ſtehen.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Denke ſich der Leſer den Bezirk des mit ſechszehn tauſend Peſtkranken bevölkerten Lazarethes; den ganzen Ring des Hofes, hier von Hütten und Zelten, dort von Karren, dort von Menſchen verſperrt; rechts und links die beiden endloſen Säulenreihen, bedeckt, angefüllt mit Leidenden oder auf Matrazen oder Stroh geworfenen Leichnamen; das ganze faſt unermeßliche Lager überhaupt, das Gewühl und Gewimmel, gleichſam wie Ebbe und Fluth des Meeres; auf ihm ein Gehen und Kommen, Rufen, Laufen, Bücken, Aufſtehen der Geneſenden, Wahnſinnigen, Wärter. Dieſes Schauſpiel bot ſich Renzo's Blicken mit einem Male in aller Fülle dar, hielt ihn feſtgebannt, überwältigt und befangen. Wir unternehmen nicht, es in allen ſeinen Einzelheiten zu beſchreiben, es möchte wohl keiner unſerer Leſer uns dafür Dank wiſſen; wir begnügen uns, unſerm jungen

Freunde auf seinem peinlichen Gange zu folgen, verweilen, wo er verweilt, und von dem, was er sah, werden wir so viel sagen, als nöthig zu Erläuterung dessen, was er that und was ihm geschah.

Von dem Thore, wo er stand, bis zu der kleinen Kirche in der Mitte, von da bis zu dem entgegenstehenden Thore traf sein Blick auf keinen festen Gegenstand, der Raum war ohne Hütten und glich einem geräumigen Spaziergange; beim zweiten Blicke entdeckte er daselbst große Geschäftigkeit, Karren fortzuschaffen, Platz zu machen; Offizianten und Kapuziner leiteten das Geschäft, entfernten alle, die nichts dabei zu thun hatten. In der Besorgniß, man werde auch ihn fortschicken, ging er geradeaus, unter die Hütten, auf der rechten Seite, auf welcher er eben stand.

Er schritt immer weiter vor, je nachdem er Raum fand, den Fuß niederzusetzen, von Hütte zu Hütte, steckte den Kopf in eine jede, sah genau auf jedes Lager im Freien, betrachtete alle von Leiden ausgesogenen, von Krampf entstellten, im Tode regungslosen Mienen, ob er einmal das Antlitz gewahre, das hier zu gewahren ihm doch so entsetzlich. Er hatte aber ein großes Stück Weges zurückgelegt, seine schmerzliche Untersuchung so oft wiederholt und noch immer keine Frau angetroffen; deshalb vermuthete er sie in einem abgesonderten Raume. Er hatte es getroffen; wo sie aber wären, davon hatte er weder An-

zeichen noch konnte er es errathen. Von Zeit zu Zeit begegnete er Dienern und Gehülfen, eben ſo verſchieden von Anſehen, Betragen und Kleidung, als verſchieden und widerſprechend der Beweggrund, welcher den einen wie den andern kräftigte, in einem ſolchen Dienſte zu beharren: bei dem, Vertilgung jedes menſchlichen Gefühls, bei dem, grenzenloſeſte, verklärteſte Menſchenliebe. Er war nicht geneigt, weder von dem einen noch dem andern Auskunft zu verlangen, ſich nicht ſelbſt Hinderniſſe zu ſchaffen und beſchloß, immer drauf los zu gehen, wohin ihn der Zufall führe, bis er Weiber erblicke. Er unterließ im Weitergehen nicht, überall hin zu ſehen; manchmal war er gezwungen, den bezwungnen, von ſo vielen Jammer umdüſterten Blick zurückzuziehen: wo ſollte er ihn aber hinwenden, wo ihn ruhen laſſen, wenn nicht auf anderem Elende?

Selbſt Luft und Himmel ſteigerten, war Steigerung möglich, die Schrecken dieſes Anblicks. Der Nebel hatte ſich nach und nach in dichte, große Wolken zuſammengezogen, die immer ſchwärzer und ſchwärzer wurden, gleichwie vor nahender Sturmnacht; und nur gegen die Mitte des düſteren, tief hangenden Himmels, ſchien wie durch dichte Schleier, die bleiche Sonnenſcheibe, matten, ſchwachen, vergänglichen Schimmer um ſich verbreitend, todte, drückende Schwüle herabſendend. Von Zeit zu Zeit ertönte durch das weite, verwirrte Geräuſch dumpfes, abge-

brochenes, ungewiſſes Geſumm von Klängen; lich man das Ohr, konnte man doch nicht unterſcheiden, von welcher Seite es kam, hätte es wohl für ferneS Geraſſel plötzlich ſtill haltender Karren gehalten. Auf den umliegenden Feldern bewegte ſich nicht ein Zweig eines Baumes, nicht ein Vogel flog auf ihn nieder oder von ihm weg: nur eine Schwalbe zeigte ſich wohl hie und da plötzlich auf dem Dache des Gebäudes, glitt mit ausgeſpannten Flügeln hinab, über den Erdboden hinzuſtreifen; ſtieg aber raſch wieder in die Lüfte, wie erſchreckt von dem Gewirre, vor ihm fliehend. Es war eine Zeit, in der unter einer Schaar Wanderer kein einziger das tiefe Schweigen zu brechen wagte; der Jäger gedankenvoll, geſenkten Blickes einherging; die auf dem Felde geſchäftige Bäuerin, ohne es zu wiſſen, zu ſingen aufhörte; eine Zeit, wie ſie dem Sturme vorhergeht, in der die Natur, äußerlich gleichſam erſterben, im Innern von heftiger Gährung ergriffen, alles Leben zu erſticken ſcheint, allen Lebenden eine gewiſſe Schwerfälligkeit in allen, was ſie thun, ſelbſt im Müſſiggange, ja ſelbſt im blo[illegible]n Daſeyn einzuhauchen ſcheint. In dieſem, vorzugsweiſe zum Leiden und Sterben beſtimmten Orte, ſah man Menſchen, ſchon erfaßt von Krankheit, unter der neuen Laſt erliegen; ſah man hunderte von Menſchen mit reißender Schnelle immer hinfälliger werden, erſterben, ihre letzten Augenblicke um ſo peinvoller, mit den gereizteren Schmerzen ihre Wehklagen erſticken: viel-

leicht hatte dieser Ort noch keine bittrere Stunde erlebt als diese.

Der junge Mensch war lange fruchtlos unter den Irrgängen der Bretbuden umhergewandert, als er unter dem mannichfachen Jammer, wirren Gesumm nach und nach ein deutlicheres, seltsames Gemisch von Winseln und Weinen zu erkennen glaubte; bald darauf gelangte er zu einem entlegenen, gesonderten Raume, aus dem die außerordentlichen Klänge drangen. Er lehnte das Auge an ein weites Zuzloch zwischen zwei Brettern und erblickte einen abgetheilten Bezirk mit einzelnen Bretthütten, nicht wie die anderen gewöhnlichen Krankenhäuser, sondern worin auf kleinen Matrazen oder Kopfkissen oder Wäsche und Tüchern kleine Kinder lagen, um die Ammen und andere Weiber beschäftigt; was aber mehr als alles den Blick anzog und fesselte, waren unter die Weiber hie und da als Stellvertreterinnen der Ammen vertheilte Ziegen. Es gab ein eignes Schauspiel, in diesem Hospitale unschuldiger Geschöpfe, einige der Thiere fest und ruhig über kleinen Kindern stehen und ihnen die Brust reichen zu sehen, zu sehen, wie andere, gleichsam aus Muttergefühl, hinliefen, wo sie weinen hörten bei dem kleinen Schreier stehen blieben, bereit, seinen Durst zu stillen, und meckerten und sich drehten und wandten, bis ihnen beiden Jemand zu Hülfe kam.

Hie und da saßen Ammen mit Säuglingen an der Brust; einige mit so liederlichem Wesen, daß der

Zuſchauer zweifelhaft werden konnte, ob ſie nicht vielmehr aus der Barmherzigkeit hierhergekommen wären, die freiwillig Nothleidende und Hülfsbedürftige aufſucht, als von der Ausſicht auf reichlichen Lohn hergezogen. Eine nahm ganz bekümmert von ihrer erſchöpften Bruſt eines der armen, weinenden Geſchöpfe und ſuchte voller Traurigkeit nach einem Thiere, das ihre Stelle vertrete. Eine andere betrachtete mit wohlgefälligem Blick ein an ihrer Bruſt entſchlafenes, küßte es ſanft und trug es nach der Hütte, wo ſie es auf ſein Lager niederlegte. Eine dritte überließ ihre Bruſt einem ſaugenden Fremdlinge, wenn auch nicht mit Fahrläſſigkeit, doch achtlos, ſah ſtarr gen Himmel; woran konnte ſie in dieſer Beſchäftigung, mit dieſem Blicke, ſonſt denken, als an eine Frucht ihres Leibes, die noch vor Kurzem dieſe Bruſt nährte, die jetzt dort hinauf gerufen war?

Andere, bejahrtere Frauen verrichteten andere Dienſte. Die lief auf das Geſchrei eines hungernden Kleinen herbei, nahm ihn auf, trug ihn zu einer Ziege, die von einem Schober friſchen Graſes fraß, und legte ihn an deren Bruſt, indem ſie auf das ungewöhnte Thier zugleich zankte und es liebkoſete, es zu vermögen, ſich gutwillig dem Dienſte zu leihen: die ſprang auf, eine Ziege zu entfernen, die, indem ſie ein Kind ſäugte, das andere mit Füßen trat: die trug ihr Kind umher, wiegte es in den Armen, ſuchte es jetzt einzulullen, jetzt mit ſanften Worten zu beru-

bigen und nannte es bei einem ihm ſelbſt gegebenen Namen. Indem trat ein Kapuziner mit ſchlohweißem Barte herzu und brachte in jedem Arme ein heftig ſchreiendes Wickelkind, wie er ſie eben erſt den abgeſchiedenen Müttern entnommen hatte; eine Frau lief ihm entgegen, ergriff ſie und trug ſie zu den Ammen und der Heerde, ſogleich eines oder das andere aufzufinden, das Mutterſtelle an ihnen vertrete.

Des jungen Menſchen Sorge hatte ihn ſchon mehrmals von der Bretwand abgezogen, er war ſchon mehrmals drauf und dran geweſen, zu gehen; hatte das Auge aber immer wieder hingehalten, noch einen Augenblick zu ſchauen.

Endlich wandte er ſich ab, ging längs des Verſchlages, bis eine Anzahl neben demſelben gebauter Brethütten ihn nöthigte, davon zu laſſen, und hielt ſich dann dieſen Hütten in der Abſicht zur Seite, ſich dem Verſchlage alsbald wieder zu nähern, ihn zu umgehen und neue Entdeckungen anzuſtellen. Während er vorwärts ſah, ſeinen Weg ins Auge zu nehmen, traf eine plötzliche, vorübergehende, augenblickliche Erſcheinung ſeinen Blick, regte ſeine Seele im Innerſten auf. Etwa hundert Schritte entfernt, ſah er unter den Zelten einen Kapuziner, einen Kapuziner, der auch von fern, ſo flüchtig wie er ihn ſah, ganz den Gang, das Weſen, die Geſtalt des Paters Chriſtoforus hatte. Mit der Eile, die man ſich vorſtellen kann, lief er jenem Orte zu, angekommen,

ſieht er, ſucht er, vorwärts, rückwärts, außen und innen, hier und dort im Gedränge, bis er mit derſelben Freude jene Geſtalt, jenen Mönch ſelbſt wieder erblickt: er war ihm unfern, ging eben von einem großen Topfe hinweg, einen Teller in der Hand, einer Hütte zu. Im Eingange ſetzte er ſich nieder, machte ein Kreuz über den Teller, den er vor ſich hielt, ſah ſich wie Jemand um, der immerdar wach iſt, fing an zu eſſen. Es war Pater Chriſtoforus ſelbſt.

Seine Geſchichte von dem Augenblicke, wo er unſern Geſichtskreis verließ, bis zu dieſer Begegnung, läßt ſich mit zwei Worten erzählen. Er hatte Rimini niemals verlaſſen, hatte nicht daran gedacht, es zu verlaſſen, wäre nicht die Peſt in Mailand ausgebrochen und hätte ihm die Gelegenheit gewährt, die er ſo lange ſchon erſehnte, ſein Leben für Andere hinzugeben. Mit großem Eifer bat er, dahin geſandt zu werden, den Peſtkranken Hülfe zu leiſten und zu dienen. Der gräfliche Oheim war todt, überdies bedurfte die Zeit auch der Krankenwärter mehr als der Politiker, und des Paters Verlangen ward alſo ohne alle Schwierigkeiten gewillfahret. Er kam bald nach Mailand, kam in das Lazareth und war daſelbſt ſeit etwa drei Monaten.

Der Troſt, den Renzo über das Wiederfinden ſeines guten Paters empfand, war nicht lange ungetrübt: zugleich mit der Gewißheit, daß er es wirklich ſey, empfing er den ſchmerzlichſten Eindruck der

mit ihm vorgegangenen Veränderung: gebückte, traurige Körperhaltung; abgezehrtes, geſchwundenes Antlitz; alles zeugte von einer erſchöpften Natur, gebrochener, erſtorbener Lebenskraft, die ſich in jedem Augenblicke an der Kraft der Seele ſchien ſtützen und aufrichten zu müſſen.

Auch ſein Blick ruhte aufmerkſam auf dem auf ihn zukommenden jungen Menſchen, der durch Zeichen, er wagte nicht, durch Worte, ſich ihm bemerkbar und erkenntlich zu machen verſuchte.

„Ach, Pater Chriſtoforus!“ ſagte er, als er nahe genug war, gehört zu werden, ohne nöthig zu haben, zu ſchreien.

„Du hier!“ ſagte der Pater, ſeinen Teller niederſetzend und aufſtehend.

„Wie geht es Euch, Pater? Wie geht es Euch?“

„Beſſer als den vielen armen Unglücklichen, die Du ſiehſt,“ entgegnete der Mönch: auch ſeine Stimme war heiſer, hohl, wie alles andere an ihm verwandelt. Nur das Auge noch wie ſonſt, auf ſeltſame Weiſe noch belebter und glänzender; die durch Thaten zur äußerſten Höhe gelangte Menſchenliebe füllte es, in der entzückenden Ahnung, ihrem Urſprunge nah zu ſeyn, mit einem wärmeren, reineren Feuer, als die Körperhinfälligkeit von Stunde zu Stunde dämpfte.

„Wie biſt Du aber,“ fuhr er fort, „an dieſem Orte? weshalb ſtellſt Du Dich der Peſt ſo bloß?“

„Ich habe sie, dem Himmel sey Dank! überstanden. Ich komme .... ich suche .... Luzien.“

„Luzien! Luzia ist hier?“

„Ist hier: zum wenigsten vertraue ich auf Gott, daß sie noch hier ist.“

„Ist sie dein Weib?“

„Ach, lieber Pater! wohl ist sie es noch nicht. Wißt Ihr denn nichts von allem, was vorgefallen?“

„Nein, mein Sohn: seitdem der Himmel mich von Euch, entfernte, habe ich nichts mehr von Euch erfahren, jetzt aber, da er mich Dir sendet, gestehe ich Dir, möchte ich es gern erfahren. Aber .... Du bist ja flüchtig?

„Also wißt Ihr, wie sie mir mitgespielt haben?“

„Was hast Du denn gethan?“

„Hört; wollte ich sagen, ich sey an jenem Tage in Mailand vernünftig gewesen, so würde ich lügen; schlechte Streiche habe ich aber deshalb nicht begangen.“

„Ich glaube es Dir, glaubte es vom Anfange herein.“

„Jetzt kann ich Euch also alles erzählen?“

„Warte, sagte der Mönch, that einige Schritte der Hütte abwärts und rief: „Pater Viktor!“ und als darauf ein junger Kapuziner erschien, sagte er ihm: „erzeigt mir die Freundschaft, Pater Viktor, auch meine armen Kranken mit zu pflegen, derweil ich abwesend bin: verlangt unterdeß irgend einer nach

mir, so bitte ich, ruft mich sogleich. Besonders Jener, giebt er nur das geringste Zeichen zurückgekehrter Empfindung, so laßt es mich, aus Warmherzigkeit, ohne die geringste Säumniß, wissen."

Der junge Mönch versprach alles zu thun, und der alte kam zu Renzo zurück. „Aber," sagte er sogleich und blieb stehen: „Du scheinst mir sehr mitgenommen. Du wirst der Stärkung bedürfen."

„Es ist wahr," sagte Renzo: „Da Ihr mich jetzt auf den Gedanken bringt, erinnere ich mich, daß ich noch nüchtern bin."

„Warte," sagte der Mönch, nahm einen andern Teller, ging zum Topfe, füllte ihn, brachte ihn zurück, reichte ihn nebst einem Löffel Renzo'n dar, ließ ihn auf einen großen Sack, der ihm als Bett diente, sich niedersetzen; schritt dann zu einem in einem Winkel liegenden Fasse, brachte ein Glas Wein zurück, setzte es auf ein in der Nähe stehendes Tischchen, nahm auch seinen Teller wieder zur Hand und setzte sich neben seinen Gast.

„O, Pater Christoforus!" sagte Renzo: „kommt es Euch denn zu, alles das zu thun? Aber Ihr seyd immer noch derselbe. Ich danke Euch recht herzlich."

„Dankt mir nicht," sagte der Mönch: „es ist Armengut; aber auch Du gehörst in diesem Augenblicke zu den Armen. Jetzt erzähle mir, was ich noch nicht weiß, erzähle mir von unserer armen Lucia:

und halte Dich dazu, denn die Zeit iſt gemeſſen und wie du ſiehſt, giebt es viel zu thun.“

Renzo erzählte, während er einen Löffel nach dem andern zum Munde führte, zuerſt Luzens Geſchichte; wie ſie in dem Kloſter in Monza Schutz gefunden habe, geraubt worden ſey .... Bei der Vorſtellung aller dieſer Leiden und Gefahren, bei dem Gedanken, daß die arme Unſchuldige eigentlich durch ihn an dieſen Ort gelangt ſey, verging dem guten Mönche der Athem; er empfing ihn aber bald wieder, da er hörte, wie wunderbar ſie gerettet worden, ihrer Mutter wieder gegeben und von derſelben zu Donna Prazedia gebracht worden ſey.

„Nun will ich von mir erzählen,“ fuhr der Erzähler fort und erzählte kürzlich die Geſchichte jenes Tages in Mailand, ſeine Flucht; wie er ſtets von Hauſe zugebracht und jetzt, da alles bunt über Ecke gegangen, ſich entſchloſſen habe heimzukehren; wie er daſelbſt Agneſen nicht angetroffen; wie er in Mailand erfahren, daß Luzia ſich im Lazarethe befinde; „und ich bin hier,“ ſchloß er; „bin hier, ſie zu ſuchen, zu erfahren, ob ſie noch lebt, und ob .... ſie mich noch will .... denn .... bisweilen ....“

„Was haſt Du aber hier für Nachweiſungen?“ fragte der Mönch: „weißt Du gar nicht, wohin ſie gebracht worden, ſeit wie lange ſie hier iſt?“

„Nichts, lieber Pater; weiß nichts, als daß ſie

hier iſt, wenn ſie nämlich, was Gott gebe! noch hier iſt.“

„Ach, Du armer Menſch! wo und wie haſt Du aber bis jetzt ſchon nachgeforſcht?“

„Ich habe hier und dahin geguckt; habe aber faſt nichts als Männer unter den Kranken geſehen. Ich kann mir wohl vorſtellen, daß die Weiber an beſonderem Orte verwahrt werden; habe aber noch nicht dahin gelangen können: iſt es ſo, ſo ſeyd ſo gut, mich hinzuweiſen.“

„Weißt Du nicht, mein Sohn, daß kein Mann dahin darf, der nicht etwas da zu thun hat?“

„Nun gut, ich will mir ſchon Platz machen.“

Die Anordnung iſt gerecht und heilig, lieber Sohn: und wenn die Menge und Größe des Unglücks nicht geſtattet, daß man ihr mit aller Strenge Folge verſchaffe: iſt das eine Urſache, derentwillen ein vernünftiger Menſch ſie übertreten darf?“ „Aber, Pater Chriſtoforus!“ ſagte Renzo: „Lucia ſollte mein Weib ſeyn; Ihr wißt, wie wir getrennt worden ſind; ſeit zwanzig Monaten ſchon dulde ich und geduldе mich; ich bin trotz ſo vieler Gefahren, deren eine immer ſchlimmer als die andere, bis hierher gelangt; und nun....“ „Was ſoll ich dazu ſagen?“ erwiederte der Mönch, vielmehr ſeinen Gedanken als den Worten des jungen Menſchen antwortend: „Du haſt eine gute Abſicht; und wollte nur der Himmel, daß alle die jenen Ort betreten dürfen, ſich ſo da aufführ-

ten, die ich überzeugt bin, daß Du Dich aufführen wirst. Gott, der gewiß Deine treue Liebe, Deine Beständigkeit im Verlangen und Suchen nach der, welche er Dir gab, segnet, Gott, der strenger ist, als die Menschen, aber auch nachsichtiger, wird Dir nachsehen, was in Deiner Art, sie zu suchen, Unrecht ist. Bedenke nur, daß wir Beide Deine Aufführung an jenem Orte zu verantworten haben, wohl nicht so leichtlich den Menschen, sicherlich aber Gott. Geh hin."

Indem er dies sagte, stand er, Renzo, der nicht aufhörte von den Worten Notiz zu nehmen, mit ihm auf. Der letztere hatte sich unterdessen, gegen seinen früheren Entschluß, vorgenommen, von Luzians Gelübde nichts zu erwähnen. „Hört er auch das noch," hatte er bedacht; „so macht er gewiß und wahrhaftig neue Schwierigkeiten. Finde ich sie, dann ist noch immer Zeit, davon zu reden; finde ich sie nicht .... nun; was hilft es dann? —"

Der Mönch führte ihn vor die, nach Mitternacht gewendete Hütte und sagte abermals: „merke auf; unser Pater Felix, der Präsident des Lazareths, führt heute, die Quarantäne anderswo zu bestehen, die Wenigen, welche genesen sind, von hier ab. Du siehst dort in der Mitte die Kirche...." und er erhob seine dürre, zitternde Rechte, bezeichnete links in der getrübten Luft die Kuppel der über die armseligen Zelte emporragenden Kirche und fuhr fort: „Da herum versammeln sie sich alleweile, insgesammt zu den Thore

hinauszuziehen, zu dem Du wahrscheinlich herein gekommen bist."

„Ach! deshalb suchten sie also den Weg frei zu machen?"

„Deshalb; Du wirst auch haben die Glocke anschlagen hören."

„Einmal habe ich es gehört."

„Es war zum zweitenmale: zum drittenmale sind sie alle versammelt; Pater Felix sagt ihnen dann ein paar Worte und macht sich mit ihnen auf den Weg. Bei diesem Zeichen gehe Du auch dahin, verstecke Dich hinter der Versammlung, an den Rand des Weges, wo Du nicht im Wege stehest und sehen kannst, ohne gesehen zu werden; und sieh .... sieh .... sieh, ob sie dabei ist. Will der Herr nicht, daß sie dabei sey, so ist jener Theil," und er erhob abermals die Hand und bezeichnete die Seite des Gebäudes, welche ihnen gegenüber lag: „jener Theil des Gebäudes und ein Theil des Lagers vor ihm, den Frauen angewiesen. Du wirst eine Planke wahrnehmen, die beide Quartiere theilt, sie ist an manchen Stellen durchbrochen, hat an anderen Thüren, so daß Du ohne Schwierigkeit hineingelangst. Bist Du drinnen, so begehe nichts, was irgend Jemand beleidigen könnte; wahrscheinlich wird Niemand nach Dir fragen; wollte man Dir aber Hindernisse in den Weg legen, so sage nur, Pater Christoferus von *** kenne Dich, werde für Dich Rede stehen. Suche

ſie dort, ſuche ſie mit Vertrauen und .... Ergebung. Denn erinnere Dich wohl, welche große Sache Du verlangſt: Du verlangſt, im Lazarethe einen Menſchen am Leben anzutreffen! Weißt Du wohl, wie oft ich dieſes mein armes Volk habe ernert geſehen! wie viele ich habe forttragen ſehen! wie wenige fortgehen! .... Sey gefaßt auf ein Opfer ....“

„Ja! ich ſehe es wohl ein,“ unterbrach ihn Renzo, mit entſtelltem Blick und verändertem Antlitz „ich ſehe es ein! Ich gehe, will ſpähen und ſuchen, an einem Orte ſo wie am andern, und hernach noch einmal von oben zu unterſt alles durchſtören, alles im ganzen Lazarethe .... finde ich ſie aber nicht ....!“

„Findeſt Du ſie nicht!“ ſagte der Mönch in ernſter Erwartung und mit warnendem Blick. Renzo, dem der im Herzen angeſchwollene Zorn das Auge dunkelte, Ehrfurcht benahm, ſprach weiter: „finde ich ſie nicht, ſo werde ich Jemand anders zu finden ſuchen. Ob in Mailand, ob in ſeinem verfluchten Pallaſte, ob am Ende der Welt, ob beim Teufel ſelbſt, ich werde den Schurken, der uns getrennt hat, doch finden, den Schurken, ohne den Luzia ſchon ſeit zwanzig Monaten mein wäre, ohne den, hätte das Schickſal unſern Tod gewollt, wir wenigſtens zuſammen geſtorben ſeyn würden. Iſt der Schurke noch auf der Welt, ſo finde ich ihn ....“

„Renzo!“ ſagte der Mönch, faßte ihn bei einem Arme und ſah ihn noch ernſter an. „Und wenn ich

ihn finde," fuhr jener, vom Zorne ganz geblendet fort: „wenn die Peſt ihn noch nicht richtete .... die Zeit iſt vorüber, daß ein feiger Schurke, in der Mitte ſeiner Bravi, die Leute zur Verzweiflung bringen und ſie verhöhnen konnte: es iſt eine Zeit gekommen, in der die Menſchen ſich Angeſichts gegenüber ſtehen: und .... ſo will ich ihn richten!"

„Unglückſeliger!" rief Pater Chriſtoforus mit einer Stimme, der alle ehemalige Fülle, aller Wohllaut wiedergegeben war: „Unglückſeliger!" Sein, auf die Bruſt gedrücktes Haupt hatte ſich aufgerichtet, die Wangen rötheten ſich mit dem alten Leben und das Feuer der Augen hatte einen fürchterlichen Ausdruck gewonnen. „Sieh, Unglückſeliger!" während er mit der einen Hand Renzo's Arm feſt drückte und rüttelte, zog er die andere an ſich und deutete, ſo weit er konnte, auf das betrübende Schauſpiel im Umkreiſe. „Sieh, wer der iſt, der hier ſtraft! der hier richtet und nicht gerichtet wird! der geißelt und verzeiht! Du Erdenwurm, Du willſt richten! Weißt Du denn, was Gericht iſt! Fort, Unglückſeliger, fort! Ich hoffte, ... ja, ich hatte gehofft, der Himmel würde mir vor meinem Ende den Troſt gewähren, zu hören: meine arme Luzia lebe, ſie vielleicht wieder zu ſehen, mir verſprechen zu hören, ein Gebet nach der Grube zu ſenden, die mich einnimmt. Geh! Du haſt mir die Hoffnung benommen. Gott hat ſie nicht für Dich auf der Welt ge-

lassen; und sicherlich bist Du nicht vermessen genug, Dich würdig zu wähnen, daß Gott denke, Dich zu trösten. An sie wird er gedacht haben, denn ihre Seele gehört zu denen, denen einzig Seligkeit beschieden ist. Geh! ich habe keine Zeit mehr, Dir Gehör zu geben." Dies sagend, schleuderte er Renzo's Arm von sich und ging einer Krankenhütte zu.

„Ach, Pater!" sagte Renzo, ihm mit flehendlichen Geberden folgend: „wollt Ihr mich auf diese Weise von Euch lassen?"

„Wie!" sprach der Kapuziner mit nicht minder strenger Stimme weiter: „Darfst Du wohl glauben und verlangen: ich werde meine Zeit jenen Leidenden rauben, die der Erwartung sind, daß ich mit ihnen von der Allbarmherzigkeit Gottes rede, Deine Wuthausbrüche und Rachegelöbnisse anzuhören? Ich hörte Dich an, als Du Trost und Rath verlangtest, ich habe aus Barmherzigkeit mich der Barmherzigkeit entzogen; jetzt hast Du Deine Rache im Herzen: was willst Du von mir? Geh! Ich habe hier Beleidigte sterben sehen, die verziehen; Beleidiger, denen es schwer auf dem Herzen lag, sich nicht vor den Beleidigten erniedern zu können; ich habe mit diesen und mit jenen geweint; was habe ich mit Dir zu thun?"

„Ach, ich verzeihe ihm! ich verzeihe ihm aufrichtig, ich verzeihe ihm für immer!" rief der Jüngling.

„Renzo!" sagte der Pater mit gemessenerer Strenge: bedenke, sage, wie oft Du ihm schon verziehen hast."

Und als er nach einer Weile keine Antwort empfangen hatte, neigte er plötzlich das Haupt und sprach mit demüthiger Stimme weiter: „Du weißt, warum ich dieses Kleid trage!“

Renzo zauderte.

„Du weißt es!“ sagte der Alte wieder.

„Ich weiß es,“ antwortete Renzo.

„Auch ich habe gehaßt: ich, der ich Dich eines Wortes, eines Gedankens halber gescholten habe; den Mann, den ich haßte, den ich von Herzen haßte, den ich lange Zeit haßte, habe ich getödtet.“

„Ja, aber so ein Uebermüthiger, einer der....“

„Schweig,“ unterbrach ihn der Mönch: „Glaubst Du, daß, wenn es einen Entschuldigungsgrund gäbe, ich ihn nicht in dreißig Jahren gefunden haben würde? Ach, könnte ich Dir doch jetzt das Gefühl in das Herz senken, das ich von da an immer für den Mann, den ich haßte, hatte und habe! Ob ich es könnte! ich? Aber Gott kann es: Er thue es! .... Höre, Renzo: Er will Dir wohler, als Du Dir selbst willst: Du vermochtest, an Rache zu denken; Er aber ist stark und barmherzig genug, sie zu verhindern; Er erzeigt Dir eine Gnade, die ein anderer nicht verdiente. Du weißt, hast so oft gesagt, daß er die Hand eines Unterdrückers zu hemmen vermag; wisse aber, daß er auch die eines Rachsüchtigen hemmt. Und weil Du arm, weil Du beleidigt bist, glaubst Du, daß er deßhalb nicht einen Menschen gegen Dich

vertheidigen kann, den er nach seinem Bilde schuf? Glaubtest Du, er werde Dich alles vollbringen lassen, was Du willst? Nein! weißt Du aber, was Du thun kannst? Du kannst hassen und Dich in Verderben stürzen; kannst mit einem Gefühl alle Seligkeit Dir entfernen. Denn, wie es Dir auch immer ergehe, wie glücklich Du auch werdest, sey gewiß, daß alles Dir nur zur Strafe gereicht, bis Du verzieben hast, so verzieben, daß Du nimmermehr sagen kannst: ich verzeihe ihm."

„Ja, ja," sagte Renzo gerührt und beschämt: ich sehe ein, daß ich ihm noch niemals aufrichtig vergeben habe; ich sehe ein, daß ich wie ein unvernünftiges Thier, nicht wie ein Christ sprach: jetzt aber, mit der Gnade des Herrn, ja, jetzt verzeihe ich ihm von ganzem Herzen!"

„Und wenn Du ihn nun sähest?"

„Würde ich den Herrn bitten, mir Geduld zu verleihen, ihm das Herz zu rühren."

„Würdest Du Dich erinnern, daß der Herr uns nicht gesagt hat, unseren Feinden zu verzeihen, daß er uns gesagt hat, sie zu lieben? Würdest Du Dich erinnern, daß er ihn so sehr geliebt hat, für ihn zu sterben?"

„Ja, mit Seiner Hülfe."

„Nun wohl; so komm und sieh ihn. Du sagtest: ich werde ihn finden; Du wirst ihn finden. Komm und sieh, gegen wen Du noch Haß nähren

konntest, wem Du Böses wünschen konntest, gegen wen Du es ausühen, über wessen Leben Du Dich zum Herrn aufwerfen wolltest.“ Und er nahm Renzo's Hand, drückte sie fest und jugendlich und ging. Renzo folgte ihm, ohne den Muth zu haben, noch etwas zu fragen.

Nach kurzem Wege blieb der Mönch am Eingange einer Hütte stehen; sah Renzo'n mit einer Mischung von Ernst und Zärtlichkeit fest an und zog ihn mit sich hinein.

Der erste Gegenstand, der beim Eintritt in die Augen fiel, war ein im Hintergrunde auf dem Strohe sitzender Kranker, der nicht gefährlich krank schien, sondern eher der Genesung nahe, und als er den Pater erblickte, den Kopf wie verneinend hin und her bewegte: der Pater senkte den seinen mit einer Bewegung der Trauer und Ergebung. Renzo ließ unterdeß mit unruhiger Neugier den Blick über die anderen Gegenstände hinschweifen, sah drei oder vier Kranke, sah auf der einen Seite, einen auf einem Federbette in ein Bettuch gehüllt liegen, einen Cavaliermantel über sich als Decke gebreitet: sah ihn scharf an, erkannte Don Rodrigo und prallte zurück: der Mönch drückte aber seine Hand abermals fest mit der seinen, zog ihn zum Fuße des Lagers streckte die andere Hand darnach aus und wies mit dem Finger auf den auf ihn hingestreckten Menschen. Der Unglückliche lag regungslos; die Augen weit aufgerissen, blicklos; das Ge-

ſicht erſtorben, mit ſchwarzen Flecken überdeckt; die Lippen ſchwarz und geſchwollen: man hätte es das Antlitz eines Leichnams geglaubt, hätte nicht gewaltſame Zuſammenziehung zähe Lebenskraft in ihm verrathen. Die Bruſt hob ſich bisweilen mit ſchweren Athemzügen; die rechte Hand hielt er, über dem Mantel, mit krumm gebogenen, blutunterlaufenen Fingern, deren Spitzen ebenfalls ſchwarz waren, dicht an das Herz gepreßt.

„Du ſiehſt!“ ſagte der Mönch heimlich mit feierlicher Stimme. Es giebt Strafe, es giebt Erbarmen! Daſſelbe Gefühl, welches Du jetzt für dieſen Menſchen haſt, der Dich allerdings beleidigte, wird Gott dereinſt für Dich haben, den Du beleidigteſt. Segne ihn und ſey geſegnet. Seit vier Tagen liegt er hier, wie Du ihn ſiehſt, ohne ein Zeichen des Lebens. Vielleicht iſt der Herr geneigt, ihm eine Stunde der Erkenntniß zu gewähren; aber er will, daß Du ihn darum bitteſt; vielleicht will er, daß Du ihn mit jener Schuldloſen darum bitteſt; vielleicht behält er ſich dieſe Gnade für Dein alleiniges Gebet, für das Gebet eines trauervollen, ergebenen Herzens vor. Vielleicht hängt das Heil dieſes Menſchen, ſo wie das Deinige, jetzt von Dir ab, von einem vergebenden erbarmenden, liebreichen Gefühl Deines Herzens!“ Er ſchwieg, faltete die Hände, zeigte das Antlitz darüber wie betend hin, und Renzo that desgleichen.

Sie hatten einige Augenblicke in dieſer Stellung

beharrt, als der dritte Glockenschlag ertönte. Wie verabredetermaßen setzten sich beide in Bewegung und gingen hinaus. Es begehrte weder der eine noch betheuerte der andere: ihre Mienen sprachen. „Geh nun," sagte der Mönch wieder, „geh, sey gefaßt auf ein Opfer, sey bereit, Gott zu preisen, welcher Erfolg auch immer Deinem Suchen werde. Und wie er auch immer sey, komm und gieb mir Nachricht, wir wollen ihn vereint preisen." Ohne weitere Worte trennten sie sich; der Eine ging zurück, wo er herkam, der Andere wanderte der Kirche zu, die kaum einen Fuß breit fern stand.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Wer hätte wohl noch vor wenigen Stunden Renzo'n sagen mögen, daß in einer so fürchterlichen Nachforschung, in den zweifelhaftesten, entscheidendsten Augenblicken, sein Herz zwischen Lusten und Den Rodrigo getheilt seyn könne? Und doch war es so; jene Gestalt drängte sich in alle lieben oder gräßlichen Bilder, die Hoffnung oder Furcht ihm abwechselnd auf seinem Wege vorführten; die am Fuße jenes Bettes vernommenen Worte mischten sich unter die Ja's und Nein's, die sein Gemüth bestürmten und

er war nicht im Stande, ein Gebet für den glücklichen Ausgang seines Vorhabens zu beenden, ohne es mit jenem zu verbinden, das er dort begann und das der Klang der Glocke unterbrach. Die achteckige Kirche, welche sich mitten im Lazarethe, einige Stufen über den Boden erhebt, war, nach ihrer anfänglichen Bauart, nach allen Seiten offen, ohne andere Stützpunkte als Pfeiler und Säulen, ein gewissermaßen durchbrochenes Gebäude, an jeder Fronte ein Schwibbogen zwischen zwei Säulenweiten. Im Innern lief eine Säulenhalle um das, was man im eigentlicheren Sinne die Kirche nennen mochte und nur aus acht von Pfeilern getragenen Schwibbögen bestand, über die sich eine Kuppel wölbte und die den Schwibbögen der Fronten entsprachen. Der in der Mitte errichtete Altar konnte sonach aus jedem Fenster der Zimmer des Gebäudes und beinahe selbst von jedem Punkte des Lagers erblickt werden.

Jezt, da das Gebäude zu ganz anderem Zwecke dient, sind die Zwischenräume der Fronten zugemauert; da aber das alte Gerippe unverlezt geblieben ist, so erkennt man noch deutlich den ehemaligen Zustand und die ehemalige Bestimmung des Ganzen.

Renzo war kaum einige Schritte gegangen, als er den Pater Felix an der Säulenhalle des Tempels erscheinen und dem mittleren Schwibbogen, der der Stadt zugewendeten Seite zuwandeln sah. Vor dieser Seite stand unten, auf dem freien Wege, die

Versammlung, und Renzo nahm bald an des Paters Bewegungen ab, daß derselbe die Predigt begonnen hatte. Er wand sich durch die engen Räume und näherte sich, wie ihm geheißen war, dem Ende der Gemeine. Angelangt, blieb er still und schweigsam stehen, überflog alles mit seinem Blick; sah aber nichts, als eine dicht gedrängte Menge Köpfe, in deren Mitte eine gewisse Anzahl mit Tüchern und Schleiern bedeckter. Dahin sah er schärfer und aufmerksamer; da er aber auch hier nicht das Geringste weiter zu erspähen vermochte, erhob er seinen Blick, wohin die Blicke der Anderen gerichtet waren. Er blieb fest und unverwandt an der ehrwürdigen Gestalt des Redners hangen; und mit der Aufmerksamkeit, die Renzo in solcher Spannung, bei solchem Anblicke zu fesseln vermochte, vernahm er diesen Theil des feierlichen Zuspruchs: „Wenden wir unsere Gedanken einen Augenblick auf die Tausende und aber Tausende, welche dort hinausgingen;“ und er deutete mit über der Achsel gehobenen Finger hinter sich auf das, nach dem Sankt Gregoriuskirchhof führende Thor, der damals fast eine einzige weite Gruft war: „Werfen wir noch einen Blick zurück auf die Tausende und aber Tausende, welche hier zurück bleiben, ungewiß, wo hinaus sie dereinst gelangen werden; werfen wir einen Blick auf unser kleines Häuflein selbst, die wir errettet in das Leben zurückkehren. Der Herr sey gelobt! Gelobt als Richter, gelobt als

Erbarmer! Gelobt im Tode, gelobt im Leben! Gelobt in der strengen Sonderung, die es ihm gefallen hat, mit uns anzustellen! O! warum sonst hat sie ihm gefallen, als sich eine kleine Schaar vom Elende geklärter, von Dankbarkeit durchdrungener Menschen zu bewahren? als uns zu vermögen, nunmehr, im lebhafteren Gefühle, daß das Leben ein Geschenk von Ihm, es als solches nach Würden zu schätzen und zu erkennen, uns guten Werken, in Seinem Dienste zu widmen und zu weihen? als, uns, durch die Erinnerung an unsere Leiden, mitleidsvoller, dienstbeflissener gegen unsere Nebenmenschen zu machen? diejenigen, in deren Gemeinschaft wir gelitten, gehofft und gefürchtet haben; unter denen wir Freunde und Angehörige zurücklassen; und die doch alle insgesammt unsere Brüder sind: diejenigen unter ihnen, die uns durch ihre Mitte wandeln sehen und vielleicht Trost in dem Gedenken finden: daß doch noch einige diesen Ort gerettet verlassen, soll unser Betragen erbauen. Und es wolle der Himmel nicht, daß sie bei Einem lärmende, weltliche Freude gewahren, diesem Tode, mit dem sie noch im Kampfe begriffen, entgangen zu seyn. Sie sehen dann, daß wir für uns dankend, für sie bittend scheiden, und sagen: auch fern von hier erinnern sie sich noch unserer und fahren fort, für uns Arme zu bitten. — Fangen wir mit dieser Wanderung, mit den ersten Schritten dieser Wanderung ein ganz der Menschenliebe eigenes Leben an! Wer

zu der alten Lebenskraft wieder gelangt iſt, leihe den Entkräfteten den Bruderarm! Ihr Jünglinge, helfet den Greiſen; Ihr, die Ihr kinderlos ſeyd, ſehet um Euch, wie viele Kinder vaterlos ſind! Seyd ihnen Väter! Und dieſe Eure Barmherzigkeit wird, indem ſie Eure Sünden deckt und tilgt, auch Eure Schmerzen lindern!“

Hier ward ein in der Verſammlung umlaufendes, anwachſendes Gemurmel von Seufzern und Schluchzen plötzlich unterbrochen, indem der Prediger ſich einen Strick um den Hals ſchlang und niederkniete; in tiefem Schweigen erwartete alles, was er ſagen werde.

„Für mich,“ ſagte er, „und für alle meine Brüder, die wir ſonder Verdienſt die hohe Auszeichnung und Gnade genoſſen, Chriſtus in Euch zu dienen, bitte ich Euch demüthig um Vergebung, wenn wir dieſes große Amt nicht ſeiner würdig verwalteten. Wenn die Trägheit, Widerſpenſtigkeit des Fleiſches uns weniger ſorgſam auf Eure Bedürfniſſe, weniger bereitfertig auf Euren Ruf gemacht hat; wenn eine ungerechte Ungeduld, ſtrafbarer Verdruß uns dann und wann verleitete, Euch ein mürriſches, ſtrenges Geſicht zu zeigen; wenn zuweilen der erbarmenswerthe Gedanke, daß Ihr unſerer bedürftet, uns vermocht hat, Euch nicht mit aller der geziemenden Demuth zu begegnen; wenn unſere Gebrechlichkeit zu manchem Thun Anlaß war, das Euch zur Aergerniß

gereichte; vergebt uns! Und so vergebe Euch Gott alle Eure Schuld und segne Euch!“ Er machte über die Versammlung ein großes Zeichen des Kreuzes und stand auf.

Wir haben, wenn auch nicht Wort für Wort, doch zum wenigsten Sinn und Meinung der Rede des Bruders wiedergegeben; die Art aber, mit der er sprach, ist unaussprechlich. Es war die Art und Weise eines Menschen, der eine Gnade nannte, Pestkranken dienen zu können, weil er es wirklich dafür hielt; der bekannte, ihr nicht würdig entsprochen, weil er fühlte, es nicht nach Würden gethan zu haben; der um Vergebung bat, weil er überzeugt war, ihrer zu bedürfen.

Die Menge aber, welche jene Kapuziner um sich gesehen hatte, mit nichts weiter beschäftigt, als ihr zu dienen, die so viele hatte sterben sehen, und den, der für alle sprach, immerdar, so wie im Range, so auch in der Dienstbarkeit der Erste, ebenfalls dem Tode nahe; man denke sich, mit welchem Geschluchz, mit welchen Thränen sie auf solche Worte antwortete. Der bewundernswerthe Mönch ergriff sodann ein großes, an einem Pfeiler lehnendes Kreuz, hielt es vor sich hin, ließ am Rande der äußeren Säulenhalle seine Sandalen, stieg die Stufen des Gotteshauses hernieder und schritt durch die ihm ehrfurchtsvoll Platz machende Menge, sich an ihre Spitze zu stellen.

Renzo, nicht mehr und nicht weniger in Thrä-

nen gehabet, als wäre er einer derer gewesen, an die jene seltsame Bitte um Vergebung gerichtet war, wich ebenfalls zurück, trat dicht neben eine Hütte und blieb daselbst, halb versteckt, den Körper zurückgezogen, den Kopf vorgebogen, die Augen weit offen, unter großem Herzklopfen, aber auch mit einer ganz neuen, eigenthümlichen Zuversicht, die, nach meinem Dafürhalten, wohl aus der Weichheit entsprungen seyn mochte, in die ihn die Predigt und das Schauspiel der allgemeinen Rührung versetzt hatte, erwartungsvoll stehen. Barfuß, den Strick um den Hals, jenes lange, gewichtige Kreuz emporgehoben, nahete Pater Felix; mit bleichem, abgezehrtem Antlitz, das sowohl Zerknirschung als Muth darthat; langsamen, aber entschlossenen Schrittes, als wolle er der Andern Schwäche schonen; in allem wie ein Mann, der aus jenen nothwendigen, von seinen Pflichten ungertrennlichen Beschwerden und Ungemach eine Ueberfülle von Kräften zu schöpfen schien, sie zu ertragen. Unmittelbar nach ihm folgten die größeren Kinder, größtentheils barfuß, wenige nur völlig bekleidet, einige in bloßen Hemden. Dann kamen die Frauen, deren fast jede ein kleines Kind an der Hand führte und die abwechselnd das Miserere sangen; und der helfere Ton dieser Stimmen, die Blässe und Mattigkeit aller Gesichter waren wohl geeignet, schon das Gemüth eines Jeden, der sich nur als bloßer Zuschauer in der Nähe befand, mit Mitleiden zu erfüllen. Renzo aber sah,

prüfte, von Reihe zu Reihe, Antlitz nach Antlitz, ohne ein einziges zu übersehen; der langsame Gang des Zuges gewährte ihm dazu alle Bequemlichkeit. Der Zug kommt ihm immer mehr vorüber; er sieht und sieht; immer vergebens; wirft halbe Blicke auf den noch zurückseyenden Haufen, der immer geringer und geringer ward; es sind nur noch wenige Reihen, es kommt die letzte, sie sind alle vorüber, sind lauter ungekannte Gesichter.

Mit herabhängenden Armen, das Haupt auf die eine Schulter niedergesenkt, läßt er das Auge der fortziehenden Schaar nachschweifen, während die der Männer an ihm vorbeikommt. Neue Aufmerksamkeit, neue Hoffnung erstand ihm, als er ihnen einige Karren mit den Genesenen nachfahren sah, welche noch unfähig waren, den Weg zu Fuße zurückzulegen. Hier kamen die Weiber zuletzt und die Karren fuhren langsam genug, daß Renzo auch diese Kranken, ohne Ausnahme eines einzigen, mustern konnte. Aber wie? er sieht sich im ersten um, im zweiten, im dritten, in allen, immer mit dem nämlichen Erfolge, in allen bis mit einem, hinter dem weiter nichts kam, als ein anderer Kapuziner, ernsten Ansehens, einen Stock in der Hand haltend, wie als Mitaufseher des Zuges: jener Pater Michael, von dem wir schon sagten, daß er dem Pater Felix als Gehülfe in der Leitung des Ganzen beigegeben sey.

So schwand denn ganz und gar jene süße Hoff-

nung, entnahm, indem ſie ſchwand, nicht nur die Hoffnung, welche ſie hatte entſtehen laſſen, ſondern, wie es gewöhnlich der Fall iſt, ließ die Seele in noch ſchlimmerem Zuſtande als in dem ſie vorher war. Jetzt war der glücklichſte Fall nur, Luzien krank anzutreffen. Und doch hing ſich der Arme, da ſich der Heftigkeit beſtehender Hoffnung vermehrtere Furcht unterſchob, mit allen Kräften der Seele an dieſen traurigen, ſo ſchwachen Faden; verließ den breitgebahnten Weg und ging dem Orte zu, von wo die Prozeſſion gekommen war. Als er am Fuße des Tempels ſtand, warf er ſich auf der unterſten Stufe auf die Kniee nieder, richtete daſelbſt ein Gebet, oder vielmehr einen Schwall unzuſammenhängender Worte, abgebrochener Redeſätze, Ausrufungen, Bitten, Klagen, Verſprechungen an Gott: eine der Anreden, die man nicht an die Menſchen richtet, weil dieſe zu wenig Scharfſinn beſitzen, ſie zu verſtehen, noch hinreichende Geduld, ſie anzuhören; weil ſie nicht erhaben genug ſind, Nachſicht, und nicht Unwillen dabei zu empfinden.

Er erhob ſich ein wenig ermuthigter; ging um die Kirche herum, befand ſich auf dem anderen Hauptwege, den er noch nicht geſehen hatte, und der zum andern Thore führte, und er war nicht viel weiter gegangen, als er zu ſeiner Rechten und Linken den Verſchlag bemerkte, von dem der Pater ihm ſagte; überall aber Durchgänge und Durchbrüche, wie er auch

erwähnte. Er ging durch einen derselben und befand sich im Weiberquartier. Fast schon beim ersten Schritte in denselben sah er auf der Erde eines der Glöckchen liegen, welche die Monarti an den Füßen tragen; es war ganz, und mit den gehörigen Riemen wohl versehen. Es fiel ihm ein, ein solches Instrument könne ihm wohl als Paß hier dienen; er hob es auf, sah umher, ob ihn auch Niemand beobachte, und schnallte es sich an. Und nun begann er seine Forschungen, Forschungen, die schon durch die Menge der Gegenstände höchst beschwerlich geworden seyn würden, wären auch die Gegenstände selbst ganz anderer Art gewesen; er begann mit den Blicken umherzuschweifen, begann neue Jammerscenen zu betrachten, die theilweise den schon gesehenen so ähnlich, theilweise ihnen so unähnlich waren; daß, unter nämlichem Elende, hier doch anderes Leiden, so zu sagen anderes Ermatten, andere Schmerzen, anderes Dulden, anderes gegenseitiges Beklagen und Beistehen war, und auch der Zuschauer hier gewissermaßen anderes Mitleid und anderen Schauder empfinden mußte.

Er war schon, ich weiß nicht wie weit, ohne Zufall und Erfolg gegangen; als hinter ihm ein „O!" ein Ruf, der ihm zu gelten schien, erscholl. Er wandte sich um und sah in gewisser Entfernung einen Commissär stehen, der die Hand aufhob, ihm zuwinkte und zurief: „Dort in den Zimmern ist Hülfe nöthig: hier ist nur erst gereinigt."

Renzo sah alsbald ein, für was man ihn halte, daß das Glöckchen an dem Irrthume Schuld sey; schalt sich, nur daran gedacht zu haben, welcher Unannehmlichkeiten ihn dieses Zeichen entheben, nicht, welche es ihm zuziehen könne; gedachte aber zugleich auch, sich den Commissar vom Halse zu schaffen. Er winkte ihm eiligst, antwortend mit dem Kopfe, ihn zu bedeuten, er habe gehört und gehorche, und entzog sich seinen Blicken, indem er sich nach einer Seite unter die Hütten verlor. Als er sich fern genug glaubte, wollte er sich von der Ursache dieses Aergernisses befreien, und begab sich, es, ohne gesehen zu werden, zu vollbringen, in eine Enge zwischen zwei kleinen Hütten, die mit den Rücken gegeneinander standen. Er bückt sich, die Riemen zu lösen, und indem er so mit dem Kopfe an der Strohwand der einen Hütte lehnt, dringt aus derselben eine Stimme in sein Ohr.... O Himmel! ist es möglich? Seine ganze Seele ist in diesem Ohr! sein Athem stockt.... Ja! Ja! es ist jene Stimme! .... „Weshalb fürchten?“ sagte die sanfte Stimme: „wir haben ja schon schlimmere Leiden überstanden. Wer uns bis jetzt behütete, wird uns auch weiter behüten.“

Schrie Renzo nicht laut auf, so hielt ihn nicht die Furcht ab, entdeckt zu werden, sondern er war keines Lautes fähig. Seine Kniee wankten, sein Auge umschleierte sich: das war aber Sache des ersten Augenblicks, im zweiten stand er fest, war bei sich.

kräftiger als vorher; war in drei Sätzen um die Hütte, am Eingange, sah, die gesprochen hatte, vor einem armseligen Lager, zu ihm hinabgebeugt stehen. Sie wendet sich bei dem Geräusche; sieht, glaubt sich geblendet, glaubt zu träumen, sieht schärfer hin, schreit: „O, heiliger Gott!“

„Luzia! habe ich Dich gefunden! finde ich Dich! bist Du es wirklich! lebst Du!“ rief Renzo, trat zitternd näher.

„O, heiliger Gott!“ entgegnete Luzia, weit mehr zitternd: „Du? was ist das? wie? warum? die Pest!“

„Ich habe sie gehabt. Und Du....!“

„Ach! ich auch. Und meine Mutter....?“

„Ich habe sie nicht gesehen, weil sie in Pasturo ist, ich glaube aber, sie befindet sich wohl. Aber Du .... wie elend siehst Du noch aus! wie ermattet scheinst Du noch! doch geheilt, Du bist doch geheilt?“

„Der Herr hat mich noch hier unten lassen wollen. Ach, Renzo, warum bist Du hier?“

„Warum?“ sagte Renzo, näher tretend: „Du fragst mich, warum? warum könnte ich denn hierher kommen? Muß ich Dir das erst sagen? an wen könnte ich denn noch denken? Heiße ich denn nicht mehr Renzo? Bist Du nicht mehr Luzia?“

„Ach, was sagst Du! was sagst Du! Hat Dir meine Mutter denn nicht schreiben lassen....?“

„Ja: sie hat mir nur allzuviel schreiben lassen.

Schöne Dinge, einem armen, unglücklichen, geplagten Flüchtlinge schreiben zu lassen; einem Menschen, der doch Niemanden je etwas Arges zugefügt hat."

„Aber Renzo! Renzo! da Du weißt.... warum kommst Du? warum?"

„Warum ich komme? O Luzia! Warum ich komme, sagst Du? Nach so vielen Schwüren! Sind wir denn nicht mehr, die wir waren? Erinnerst Du Dich nicht mehr daran? Was fehlte uns denn noch?"

„O Herr!" rief Luzia schmerzlich aus, faltete die Hände eng in einander und hob die Augen zum Himmel: „Warum erzeigtest Du mir nicht die Huld, mich zu Dir zu nehmen! O Renzo, was hast Du gethan? Sieh; ich fing schon an zu hoffen.... mit der Zeit.... könntest Du mich vergessen...."

„Schöne Hoffnung! Schöne Dinge, mir so ins Gesicht zu sagen!"

„Ach, was hast Du gethan! Und an diesem Orte! Durch dieses Elend! Durch diese Jammerscenen! hier, wo man an nichts denkt als an den Tod, konntest Du...!"

„Wenn welche sterben, muß man zu Gott für ihre Seelen beten und ihre Seligkeit erhoffen; aber es wäre nicht recht, eben darum nicht recht, wollten die Lebenden als Verzweifelnde leben...."

„Aber, Renzo! Renzo! Du bedenkst nicht, was Du sagst. Ein Versprechen, der heiligen Jungfrau gegeben!.... Ein Gelübde!"

„Und ich sage Dir, daß solche Versprechen ganz und gar nichts gelten.“

„O Herr! Was sagst Du? Wo warst Du denn während dessen? Mit wem gingst Du um? Wie redest Du?“

„Ich rede wie ein guter Christ; und ich denke besser von der heiligen Jungfrau als Du, denn ich glaube, daß sie keine Versprechen annimmt, die anderen Menschen Unglück bringen. Hätte sie es von Dir verlangt; das wäre etwas anderes! Was ist's aber? Eine bloße Grille von Dir. Weißt Du wohl, was Du der heiligen Jungfrau versprechen solltest? Du solltest ihr versprechen, unser erstes Mädchen wie sie, Maria zu nennen: und ich verspreche ihr das hiermit. So etwas bringt der Madonna weit mehr Ehre: solche Gelübde bringen mehr Nutzen, und schaden keinem Menschen.“

„Nein, nein, sprich nicht so; Du weißt nicht, was Du sprichst: Du weißt nicht, was es heißt, ein Gelübde darbringen: Du warst niemals in einem solchen Falle: Du kennst ihn nicht. Laß mich, laß mich, um des Himmelswillen!“

Und sie entfernte sich ungestüm von ihm und ging zu dem Bette.

„Luzia!“ sagte er, ohne sich zu bewegen: „sage mir wenigstens, sage mir: wenn dieses Hinderniß nicht wäre .... würdest Du noch mein sein wollen?“

„Herzloser Mensch!“ erwiederte Luzia, sich von

ihm wendend, ihre Thränen mühsam zurückhaltend: „würdest Du wohl zufrieden seyn, sagte ich die unnützen Worte, die mir weh thun würden, die vielleicht Sünde wären? Geh, o geh! schlage mich Dir aus dem Sinn: wir waren einander nicht bestimmt! Dort oben sehen wir uns wieder: wir leben ja ohnehin nicht lange auf dieser Welt. Geh, suche meiner Mutter wissen zu lassen, daß ich geheilt bin, daß Gott mir auch hier immer beistand, daß ich eine gute Seele gefunden habe, die brave Frau hier, die mir Mutter ist; sage ihr, ich hoffe, das Uebel werde sie verschonen und wir werden uns, wann und wie Gott will, wiedersehen. Geh, um des Himmelswillen, denke nicht mehr an mich .... als den Herrn für mich zu bitten."

Und wie Jemand, der weiter nichts zu sagen hat, und nichts weiter hören, wie Jemand, der sich einer Gefahr entziehen will, zog sie sich noch dichter an das Bett zurück, in dem die Frau lag, von der sie gesprochen hatte.

„Höre, Luzia, höre!" sagte Renzo, ohne jedoch näher zu treten.

„Nein, nein, geh, sey barmherzig!"

„Höre: Pater Christoforus...."

„Was?"

„Ist hier."

„Hier? Wo? Woher weißt Du es?"

„Ich habe so eben mit ihm gesprochen: ich bin

eine Weile bei ihm geweſen, und ein Geiſtlicher wie er, dächte ich ...“

„Iſt hier? gewiß den armen Kranken beizuſtehen? Aber, hat er denn die Peſt gehabt?“

„Ach, Luzia! ich fürchte, ich fürchte nur zu ſehr. ...“ und während Renzo zauderte, das ihm ſo ſchmerzliche Wort auszuſprechen, das auch Luzien ſo ſchmerzhaft ſeyn mußte, hatte ſie ſich von Neuem vom Bette entfernt und war näher gekommen: „ich fürchte, er hat ſie jetzt!“

„Ach, der arme heilige Mann! Aber, was ſage ich: armer Mann? Ich Arme, ich! Wie geht's ihm denn? Liegt er im Bette? Steht ihm Jemand bei?“

„Er iſt auf, geht umher, ſteht Anderen bei: aber Du ſollteſt ihn ſehen, wie er ausſieht, wie er daſteht! Ich habe ſchon ſo viele, viele geſehen, ... ich weiß es zu gewiß .... ich irre mich nicht!“

„O! Und er iſt in der Nähe!“

„Ja, ganz nahe: ſo nahe, wie es von Eurem Hauſe zu meinem iſt .... wenn Du Dich noch erinnerſt....!“

„O Du heilige Jungfrau!“

„Nun ja, nicht viel weiter. Du kannſt wohl denken, ob wir von Dir geſprochen haben! Er hat mir Dinge erzählt .... Und wenn Du wüßteſt, was er mich hat ſehen laſſen! Du wirſt es ſchon hören; aber ich will Dir vorerſt nur ſagen, was er mir mit ſeinem eigenen Munde ſagte: er ſagte mir, es ſey

recht, daß ich gekommen ſey, Dich zu ſuchen, der Herr habe es gern, wenn ein Mann ſo handele, und werde mir beiſtehen, Dich zu finden; wie es denn auch geſchehen iſt: aber er iſt ja auch ein Heiliger. Siehſt Du alſo wohl!"

„Hat er aber ſo geſprochen, ſo geſchah es gewiß, weil er nicht weiß ...."

„Was willſt Du, daß er von dem Zeuge wiſſe, das Du Dir in Deinem Kopfe ohne Einſehen und ohne Jemand um Rath zu fragen zuſammen denkſt? Ein wackerer und vernünftiger Mann wie er, denkt nicht an ſolche Dinge. Was er mich aber hat ſehen laſſen ....!" Er beſchrieb den in der Hütte gehabten Anblick. Obwohl Luziens Sinne und Gemüth in dieſem Aufenthalte ſich an die ſtärkſten Eindrücke hatten gewöhnen können, war ſie doch von Entſetzen und Mitleid ganz übermannt.

„Und auch hier," fuhr Renzo fort, „hat er wie ein Heiliger geſprochen: hat er geſagt, daß der Herr dem Armen vielleicht noch Gnade angedeihen laſſe.... (jetzt kann ich ihm keinen andern Namen geben).... daß er ihm gern wieder aufhelfen würde; aber er will, daß wir zuſammen für ihn beten.... Zuſammen! haſt Du verſtanden?"

„Ja, ja; wir wollen für ihn beten, Jedes, wo der Herr es hinführt: Er wird unſere Gebete zuſammenfügen."

„Aber, wenn ich Dir ſeine Worte nenne....!"

„Aber Renzo, er weiß nicht....“

„Siehst Du denn aber nicht ein, daß, wenn ein Heiliger spricht, der Herr ihn sprechen läßt? und daß er nicht so gesprochen haben würde, wenn es nicht wirklich so wäre.... Und die Seele des Armen? Ich habe wohl recht für ihn gebetet und werde für ihn beten: ich habe von Herzen gebetet, gerade als wenn er mein leiblicher Bruder wäre. Aber was willst Du, soll aus dem Armen in jener Welt werden, wenn sich diese Sache auf dieser Welt nicht fügt, wenn das Uebel, das er gestiftet hat, nicht ungeschehen gemacht wird? Willst Du vernünftig seyn, so ist alles wieder wie vorher: was geschehen ist, ist geschehen: er hat seine Strafe hier weg....“

„Nein, Renzo, nein! Gott will nicht, daß wir Böses thun, um für ihn barmherzig zu seyn: stelle es nur ihm anheim; unsere Pflicht ist, zu ihm zu beten. Wenn ich nun diese Nacht gestorben wäre, hätte ihm Gott da also nicht verzeihen können? und wenn ich nicht gestorben bin, wenn ich errettet wurde....“

„Und Deine Mutter, die arme Agnes, die mir immer so gut war, die uns so gern Mann und Frau gesehen hätte, hat sie Dir nicht auch gesagt, daß es eine verkehrte Idee ist. Sie, die Dir auch schon anderemale den Kopf zurecht gesetzt hat, weil sie in manchen Stücken richtiger denkt als Du,...“

„Meine Mutter! Willst Du, daß meine Mut-

ter mir den Rath gebe, ein Gelübde zu brechen! Aber Renzo! Du bist nicht bei Dir."

„O, soll ich es Dir sagen: Ihr Weiber verstehet solche Sachen gar nicht. Pater Christoforus hat mir geheißen, wieder zu ihm zu kommen und ihm zu sagen, ob ich Dich gefunden habe. Ich gehe: wir wollen ihn hören, was er dazu sagt ...."

„Ja, ja, geh zu dem heiligen Manne, sage ihm, daß ich für ihn bete und daß er für mich beten möge, die ich es so sehr bedarf. Aber, um des Himmels willen, um Deiner und meiner Seligkeit willen, komme nicht wieder hierher, mir wehe zu thun, mich zu .... versuchen. Pater Christoforus wird Dir schon alles vorstellen und erklären und machen, daß Du in Dich gehest; er wird Deinem Herzen Frieden geben."

„Frieden! O, das schlage Dir aus dem Sinn. Ihr habt mir schon das abscheuliche Wort schreiben lassen; ich weiß, was ich dabei gelitten habe; und jetzt hast Du auch noch das Herz, es mir zu sagen! Ich sage Dir aber rund heraus, daß ich mich nie zufrieden geben werde. Du willst mich vergessen, aber ich will Dich nicht vergessen. Und sieh, ich sage Dir, wenn Du mich von Verstande bringst, komme ich niemals wieder dazu. Zum Teufel mit Arbeit und Ordnung! Du willst mich verdammt wissen, mein ganzes Leben über toll zu seyn; und ich will es werden .... Der Arme! Der Herr weiß, ich habe ihm von Herzen verziehen; aber Du .... Also soll ich, so lange ich lebe

denken, wenn er nicht wäre....? Luzia! Du hast wirklich gesagt, ich solle Dich vergessen! ich Dich vergessen! Wie soll ich das anfangen? An wen glaubst Du wohl, daß ich die Zeit über dachte?.... Und nach allem, was geschehen ist! nach allem, was Du mir versprochen hast! Was habe ich Dir denn gethan, seitdem wir uns trennten? Behandelst Du mich so, weil ich gelitten habe? weil ich so unglücklich war? weil mich die ganze Welt verfolgt? weil ich so lange Zeit in der Fremde traurig, fern von Dir lebte? weil ich im ersten Augenblick, wo es mir möglich war, kam und Dich suchte?"

Als Luziens Thränen ihr wieder zu reden gestatteten, faltete sie die Hände abermals, richtete die in Thränen schwimmenden Augen gen Himmel und rief: „O, heilige Jungfrau, stehe mir bei! Du weißt, daß ich nach jener Nacht keinen Augenblick wie diesen erlebte. Du standest mir damals bei, thue es auch jetzt!"

„Ja, Luzia; es ist recht, daß Du Madonna anrufst; wie magst Du denn aber glauben, daß sie, die so gut ist, sie, die Mutter der Barmherzigkeit, Freude daran finde, uns, mich zum wenigsten, leiden zu lassen, eines einzigen Wortes willen, das Dir in einem Augenblicke entfuhr, wo Du nicht wußtest, was Du sprachst? Kannst Du glauben, sie habe Dir damals geholfen, Dich hernach in der Noth zu lassen? .... Wenn das alles aber nur ein Vorwand wäre; wenn

Du mich wirklich nicht mehr liebtest .... so sag' es nur .... rede frei ...“

„Sey barmherzig, Renzo, sey barmherzig! Bei allem, was Dir heilig ist, höre auf, höre auf, tödte mich nicht .... Es würde Dir nicht wohl ergehen. Geh zum Pater Christoforus, empfiehl mich in sein Gebet, komme nicht wieder, komme nicht zurück.“

„Ich gehe: glaube aber nicht, daß ich nicht wiederkomme. Ich komme wieder, wäre es von der Welt Ende, ich komme zurück.“ Und er verschwand.

Luzia ging zu dem Bette, setzte sich, oder sank vielmehr neben ihm zur Erde; sie stützte das Haupt an die Bettwand und fuhr unaufhaltsam zu weinen fort. Die Frau, die bisher große Augen und weite Ohren gemacht, kaum geathmet hatte, fragte, was diese Erscheinung, dieser Streit, dies Weinen zu bedeuten habe. Vielleicht fragt aber auch der Leser, wer denn diese Frau sey: wir können ihn mit wenigen Worten zufrieden stellen.

Sie war Witwe eines Kaufmanns, etwa dreißig Jahre alt, hatte in Zeit von wenigen Tagen ihren Mann und alle ihre Kinder sterben sehen; war bald darauf von der allgemeinen Ansteckung selbst ergriffen, zum Lazareth und in diese Hütte gebracht worden, gerade, als Luzia, nachdem sie, ohne ihrer bewußt zu seyn, den größten Sturm der Krankheit überstanden und zum öfteren die Leidensgefährtinnen gewechselt hatte, anfing, wieder zu sich und zur Besinnung

zu kommen, die ihr beim ersten Anfalle der Krankheit, noch in Don Ferrante's Hause, geschwunden war. Die Hütte konnte nicht mehr als zwei Bewohner fassen; und zwischen diesen beiden Betrübten, Hülflosen, Angstvollen, Einsamen in so großer Menge, entstand bald eine Vertraulichkeit, Zuneigung, wie sie kaum langjährige Bekanntschaft und Umgang zu schaffen vermögen. Luzia war bald wieder so weit hergestellt, der Anderen, weit kränkeren dienstleistend zu seyn. Jetzt, da auch sie die Gefahr überstanden hatte, leisteten sie sich Gesellschaft, sprachen sich gegenseitig Muth zu, bewachten sich gegenseitig, hatten sich versprochen, nicht die Eine ohne die Andere das Lazareth zu verlassen, ja, auch schon andere Verabredung getroffen, sich auch nachdem nicht zu trennen. Die Kaufmannswitwe, die unter der Obhut ihres Bruders, eines Commissars des Tribunales, Haus, Laden und Kasse, alles wohlbestellt und vollgefüllt gelassen hatte, und nun einsame, betrübte Herrin alles dessen war, wessen sie bei weitem nicht zu bequemem Leben bedurfte, wollte Luzien wie eine Tochter oder Schwester bei sich behalten, und das Mädchen willigte, man denke mit welcher Dankbarkeit gegen sie und die Vorsehung, bis dahin ein, wo sie Nachrichten von ihrer Mutter habe und, wie sie hoffte, deren Meinung hören werde. Im Uebrigen hatte sie, da sie sehr zurückhaltend war, weder von ihrem Gelübde noch von der Verlobung, noch von ihren außerer-

dentlichen Schickſalen ein Wort erwähnt. Jetzt, in ſolchem Aufruhr aller Gefühle, verlangte es ſie eben ſo ſehr nach Mittheilung, wie die Andere begierig zu hören war. Sie drückte mit beiden Händen deren Rechte und fing an, ihrem Wunſche ohne anderen Rückhalt, als den ihr eigenes Schluchzen den ſchmerzlichen Worten auflegte, nachzukommen.

Renzo lief unterdes in großer Eile dem Aufenthaltsorte des guten Mönchs zu. Mit ein wenig Ueberlegung und nach einigen vergeblichen Schritten fand er ihn wieder auf. Er gelangte zu der Hütte; der Pater war nicht darin; in der Nähe umher ſpähend und ſchwärmend, ſah er ihn in einem Zelte, zur Erde gebückt, einen Sterbenden tröſtend. Stillſchweigend erwartend blieb er ſtehen. Nach einigen Augenblicken ſah er ihn dieſem Armen die Augen zudrücken, ſich auf die Kniee erheben, einen Moment beten und dann aufſtehen. Nunmehr ging er auf ihn zu.

„O!“ ſagte der Pater, ihn erblickend: „Nun?“

„Sie iſt da: ich habe ſie gefunden!“

„In welchem Zuſtande?“

„Geneſen, zum wenigſten nicht mehr bettlägerig.“

„Der Herr ſey gelobt!“

„Aber....“ ſagte Renzo, als er ihm ſo nahe war, heimlich ſprechen zu können: „es hat noch einen andern Haken.“

„Was willſt Du ſagen?“

„Ich will ſagen, daß.... Ihr wißt wohl, wie

gut das Mädchen ist; manchmal ist sie aber ein wenig eigensinnig mit ihren Ideen. Nach so vielen Versprechungen, nach allem, was Ihr wißt, sagt sie mir jetzt, sie könne mich nicht heirathen, weil, sagt sie, was weiß ich? weil ihr in jener schlimmen Nacht der Kopf ein wenig warm geworden ist und sie sich, wie man so sagt, der heiligen Jungfrau geweiht hat. Ist das nicht unbesonnen? Es mag wohl recht vernünftig bei Jemand seyn, der einen Grund dazu hat und weiß, wie und warum er es anfängt, aber für uns gemeinen Leute, die wir es nicht wissen .... nicht wahr, geht so etwas nicht an?"

„Ist sie sehr fern von hier?"

„Ach nein: ein paar Schritte jenseit der Kirche."

„Warte hier einen Augenblick," sagte der Pater: „wir gehen zusammen hin."

„Ihr werdet ihr schon verständlich machen...."

„Ich weiß noch nicht, mein Sohn; ich muß erst hören, was sie mir sagen wird."

„Ich verstehe," sagte Renzo, senkte die Augen starr zu Boden, verschränkte die Arme über der Brust und strebte seine peinliche Ungewißheit zu bezwingen. Der Pater suchte abermals jenen Pater Viktor auf, bat ihn, seine Stelle nochmals zu vertreten, ging in die Hütte, kam mit dem Korbe wieder heraus, trat zu dem Harrenden, sagte ihm: „Laß uns gehen;" ging voraus, jener Hütte zu, in die sie vor Kurzem zusammen gingen, ließ diesmal

Renzo'n außen harren, ging hinein, kam alsbald wieder, sagte: „Nichts! Bitten wir, bitten wir;“ sagte endlich: „Nun führe Du mich,“ und beide machten sich auf den Weg.

Der Himmel war bisher immer trüber und trüber geworden und verkündete jetzt mit sicheren Anzeichen das ferne Ungewitter. Zahlreiche Blitze durchbrachen die anwachsende Dunkelheit und beleuchteten mit raschem Schimmer die langen Dächer und die Schwibbögen der Hallen, die Kuppel der Kirche, die niedern Giebel der Bretbuden; die mit plötzlichem Gekrach losbrechenden Donner rollten bald über die, bald über jene Gegend des Horizontes. Der Jüngling ging, aufmerksam auf den Weg, die Seele voll unruhiger Erwartung, voraus, den Schritt gewaltsam hemmend, ihn den Kräften des nachfolgenden Paters anzumessen, der, von Beschwerden müde, von der Krankheit niedergedrückt, von der erstickenden Hitze beklemmt, nur mit Anstrengung weiter kam und von Zeit zu Zeit, wie um freier aufzuathmen, das abgezehrte Antlitz gen Himmel richtete.

Vor der Hütte angekommen, blieb Renzo stehen, wandte sich um und sagte mit bebender Stimme: „hier ist es!“

Sie traten ein .... „Sieh dort!“ rief die Frau im Bette. Lucia wandte sich, stand eiligst auf, ging dem Alten entgegen und rief: „O, wen sehe ich! O Pater Christoforus!“

„Nun, Luzia! der Herr hat Dich aus vielen Nöthen erlöst. Du kannst wohl zufrieden seyn, immer auf ihn gehofft zu haben.“

„Ach ja! Aber Ihr, Vater? Ich Arme, wie seyd Ihr verändert! Wie ist Euch? sagt: wie ist Euch?“

„Wie Gott will und wie, Dank sey es seiner Gnade! auch ich will;“ entgegnete der Vater mit heiterem Antlitz; zog das Mädchen in eine Ecke und fügte hinzu: „höre: ich kann nur wenige Augenblicke hier weilen. Willst Du mir noch eben so vertrauen, wie ehedem?“

„Ach! Seyd Ihr denn nicht immerdar mein Vater?“

„Also, meine Tochter; wie ist es mit Deinem Gelübde, von dem Renzo mir erzählt hat?“

„Es ist ein Gelübde, das ich der heiligen Jungfrau darbrachte, nimmer zu heirathen.“

„Bedachtest Du aber damals, daß ein Versprechen Dich binde?“

„Ich dachte an den Herrn und Madonna! .... sonst an nichts.“

„Der Herr, meine Tochter, nimmt Opfer und Gaben an, die wir ihm für uns selbst darbieten. Es ist das Herz, was er will, den Willen: aber Du kannst ihm nicht den Willen eines Andern darbringen, dem Du Dich schon versprochen hattest.“

„Habe ich gesündigt?“

„Nein, armes Mädchen, denke nicht daran:

ich glaube auch, die heilige Jungfrau wird den guten Willen Deines betrübten Herzens angenommen und ihn Gott für Dich dargebracht haben. Sage mir aber, hast Du Dich niemals mit irgend Jemand hierüber berathen?"

„Ich glaubte nicht, daß es Unrecht sey, deshalb beichtete ich nicht: und das wenige Gute, was man thun kann, weiß ich wohl, darf man sich nicht anrechnen."

„Hält Dich sonst kein Grund ab, Renzo'n Dein gegebnes Versprechen zu halten?"

„Was das anlangt .... meinerseits .... welcher Grund ....? Ich kann es nicht sagen .... sonst nichts," erwiederte Luzia, auf eine Weise zaudernd, die deutlich kund gab, daß sie im Grunde des Herzens nichts weniger als ungewiß war, und ihr noch von der Krankheit entfärbtes Gesicht färbte sich plötzlich mit der blühendsten Röthe.

„Glaubst Du," sprach der Alte, den Blick niederschlagend, weiter, „daß Gott seiner Kirche das Recht ertheilt habe, die Schulden und Obliegenheiten, die die Menschen gegen sie eingegangen seyn können, je nachdem es größeres Heil bringe, zu erlassen und zu tilgen?"

„Ja, das glaube ich."

„So wisse, daß wir, denen es zusteht, an diesem Orte allen Seelen obzusorgen, von der Kirche die unbeschränkteste Vollmacht für alle, die sich an uns

wenden, haben; und daß ich demnach auf Dein Verlangen, Dich einer jeden Pflicht, sie sey welcher Art sie wolle, die Du mit diesem Gelübde eingegangen seyn könntest, zu entbinden gefähigt bin."

„Ist es aber nicht Sünde, ein der heiligen Jungfrau gegebenes Versprechen zurückzunehmen und zu bereuen? Ich habe es damals gewiß von Herzen gebracht ...." sagte Luzia, heftig von dem Andrange so unerwarteter, wir müssen wohl sagen, Hoffnung erschüttert, und auf der anderen Seite doch auch von den verstärkten Schrecken aller Gedanken, seit so langer Zeit ihrer Seele Hauptbeschäftigung.

„Sünde, Tochter?" sagte der Pater: „Sünde, wenn man die Kirche anspricht, von ihrem Diener verlangt, die Macht auszuüben, welche er von ihr, sie von Gott empfing. Ich habe gesehen, wie Ihr Beide, Euch zu vereinen, geleitet wurdet, und gewiß, wenn ich jemals zwei Menschen gesehen habe, die Gott selbst vereint hat, so seyd Ihr es, und ich sehe nicht ein, weshalb Gott Euch trennen sollte. Ich preise ihn, daß er mir Unwürdigen die Macht gab, in seinem Namen zu reden und dein Wort Dir zurückzugeben, und verlangst Du von mir, Dich von diesem Gelübde loszusprechen, so werde ich nicht anstehen, es zu thun, ja, ich wünsche selbst, Du mögest es verlangen."

„Dann ....! Dann ....! verlange ich es,"

ſagte Luzia, mit nur von Schaam noch bewegtem Antlitz.

Der Mönch winkte den Jüngling herbei, der im entfernteſten Winkel ſtand und (da er ſonſt nichts thun konnte) ſtarr und feſt dem Geſpräche zuſah, bei dem er ſo ſehr betheiligt war; und als er nahe ſtand, ſagte jener zu Luzien: „Kraft der Gewalt, die ich von der Kirche empfangen habe, ſpreche ich Dich frei von dem Gelübde der Keuſchheit, vernichte, was darin Unbedachtes liegen, und entledige Dich jeder Verbindlichkeit, die daraus entſpringen könnte.“

Man denke ſich, wie dieſe Worte Renzo's Ohr erklangen. Er dankte mit den Blicken lebhaft dem, der ſie ſprach, und ſuchte alsbald, doch vergebens, Luziens Blicken zu begegnen.

„Folge wieder mit Sicherheit und Frieden deinen früheren Gedanken,“ fuhr der Kapuziner zu ſprechen fort: „Bitte den Herrn von Neuem, um was Du Ihn ſonſt bateſt: ein frommes Weib zu werden, und ſey gewiß, daß er ſeine Gnade nach ſo langem Weh reichlicher über Dich ausſtrömen wird. — Und Du,“ ſagte er zu Renzo: „bedenke, mein Sohn, daß, wenn die Kirche Dir dieſe Gefährtin zurückgiebt, es nicht geſchieht, Dir zeitlichen, weltlichen Troſt zu ertheilen, der, er möchte auch noch ſo rein und vollkommen und ungetrübt ſeyn, doch, wenn er dereinſt endete, einem großen Schmerz Raum geben müßte; bedenke, daß es nur geſchieht, Euch Beide auf den

Weg zu dem Troſte zu leiten, der endlos iſt. Liebt Euch, wie zwei Reiſegefährten, mit dem Gedanken, Euch dereinſt trennen zu müſſen, aber mit der Hoffnung, Euch auf ewig wiederzufinden.

Dankt dem Himmel, der Euch bis zu dieſem Augenblicke bewahrte, Euch nicht durch ſtürmiſche, vergängliche Freuden, ſondern durch Noth und Unglück führte, Euch zu einer ſtillen, ruhigen Heiterkeit zu bereiten. Wenn Euch der Herr Kinder ſchenkt, ſo trachtet ſtets, ſie für Ihn zu erziehen, ihnen Liebe zu Ihm und zu allen Menſchen einzuflößen und ſie zu allem Guten anzuhalten. Luzia! hat er Dir geſagt, „er deutete auf Renzo'n, „wen er hier geſehen hat!“

„O, Pater, er hat es mir geſagt!“

„Du wirſt für ihn beten! Bete unermüdet. Und bete auch für mich!.... Meine Kinder! Ich will, daß Ihr ein Andenken an den armen Bruder habet.“ Und er nahm aus ſeinem Korbe eine, aus gemeinem Holze, aber mit gewiſſer, den Kapuzinern eigenen Vollendung gedrechſelte und geglättete Doſe und ſprach weiter: „hierin iſt der Ueberreſt jenes Brodes .... des erſten, welches ich der Barmherzigkeit verdankte; jenes Brodes, von dem Ihr reden hörtet! Ich laſſe es Euch; bewahrt es; zeigt es Euern Kindern! Sie werden in eine traurige Welt kommen, in ein betrübendes Zeitalter, mitten unter Hochmüthige und Beleidiger: ſagt ihnen, ſie ſollen anders

verzeihen, immer! alles, alles! sagt ihnen, sie sollen für den armen Bruder beten!"

Und er gab Luzien die Dose, die sie mit Ehrfurcht, wie eine Reliquie aus seiner Hand nahm; dann fuhr er mit ruhiger Stimme fort: „jetzt sage mir, welchen Schutz Du hier in Mailand hast? Wohin Du Dich, wenn Du diesen Ort verläßt, zu wenden gedenkst, Wer Dich zu Deiner Mutter, die der Himmel gesund erhalten haben wolle, zurückführet?"

„Die gute Frau hier ist mir indessen Mutter: wir werden zusammen hier fortgehen, sie wird an alles denken."

„Gott segne Euch," sagte der Mönch und trat zum Bette.

„Ich danke Euch auch," sagte die Wittwe: „für den Trost, den Ihr den armen Menschen gegeben habt; ich hatte mir vorgenommen, sie immer bei mir zu behalten, die liebe Luzia. Ich werde sie einstweilen bei mir behalten, sie dann nach ihrem Dorfe zurückführen und ihrer Mutter wiederbringen; und," fügte sie mit leiser Stimme hinzu: „die Ausstattung besorge ich. Ich habe des Zeitlichen genug, und Niemand mehr, der sich seiner mit mir erfreue!"

„Ihr bringt damit," erwiederte der Mönch, „dem Herrn ein großes Opfer und erzeigt euren Nächsten eine Wohlthat. Ich lege Euch das Mädchen nicht an daß Herz, denn ich sehe, daß sie Euch schon

angehört, ich kann nur den Herrn loben, der sich, auch wenn er zürnt, als Vater zeigt, der schon, indem er Eines das Andere finden ließ, Einem wie dem Andern einen so herrlichen Beweis seiner Liebe gegeben hat.— Doch," fuhr er, zu Renzo gewandt, fort und ergriff seine Hand: „wir Beide haben nun nichts mehr hier zu thun und sind schon allzulange geblieben. Komm."

„O Pater!" sagte Luzia: „sehe ich Euch denn wieder? Ich, die ich so gar nichts Gutes auf der Welt thue, bin genesen, und Ihr ....!"

„Seit lange schon," sagte der Greis sanft und ernst: „bitte ich den Herrn um eine große Gnade, um die: mein Leben für Andere hinzugeben. Gefällt es ihm, sie mir jetzt zu gewähren, so bedarf ich Aller, die sich meiner erbarmen, Ihm mit mir dafür zu danken. Fort; sage Renzo'n, was er an Deine Mutter ausrichten soll."

„Erzähle ihr, was Du gesehen hast," sagte Luzia ihrem Verlobten: „daß ich hier eine zweite Mutter gefunden habe, die, sobald sie kann, mit mir zu ihr kommen wird, daß ich hoffe, sie gesund zu finden."

„Wenn du Geld brauchst," sagte Renzo: „ich habe hier bei mir alles, was Du mir schicktest, und ...."

„Nein, nein," unterbrach die Witwe: „ich habe Geld genug."

„Komm," ſagte der Bruder.

„Auf Wiederſehen, Luzia ....! Und auch Euch, gute Frau, ſehe ich alſo wieder," ſagte Renzo, keine Worte findend, ſein Gefühl auszudrücken.

"Wer weiß, ob uns der Herr nicht die Gnade wiederfahren läßt, uns alle wieder zuſammen zu führen!" rief Luzia.

„Er ſey immer mit Euch und ſegne Euch!" ſagte Bruder Chriſtoforus zu Beiden und verließ mit Renzo'n die Hütte.

Der Abend war nicht fern und die Kriſe des Sturmes noch nicht gehoben. Der Kapuziner bot dem heimathloſen Jünglinge abermals an, ihn dieſe Nacht in ſeiner ärmlichen Wohnung zu beherbergen: „Geſellſchaft kann ich Dir nicht leiſten," fügte er hinzu: „Du wirſt aber doch unter Dach und Fach ſeyn."

Renzo fühlte heftiges Verlangen, zu gehen, wollte nicht länger an dem Orte weilen, wo es ihm weder geſtattet war, Luzien wiederzuſehen noch mit dem guten Bruder ein wenig zu plaudern. Was Stunde und Wetter anlangt, kann man wohl ſagen, daß Tag und Nacht, Sonnenſchein und Regen, Zephyr und Nordſturm ihm in dieſem Augenblicke gleich viel galten. Er dankte alſo und ſagte: er wolle ſo ſchnell wie möglich Agneſen aufſuchen.

Als ſie auf dem breiten Wege waren, drückte ihm der Bruder die Hand und ſagte: „wenn Du, was Gott gebe, die gute Agnes findeſt, ſo grüße ſie auch

von mir, grüße ſie und alle, die noch leben und ſich des Bruders Chriſtoforus entſinnen, ſage ihnen, daß ſie für ihn beten. Gott ſey mit Dir und ſegne Dich immerdar."

„O, lieber Vater ....! ſehen wir uns wieder? ſehen wir uns wieder?"

„Dort oben, hoffe ich." Mit dieſen Worten machte er ſich von Renzo'n los, der ihm, ſo weit er ihn ſah, nachſah, dann ſchnell dem Thore zueilte und nach Links und Rechts die letzten Blicke des Mitleidens über das traurige Lager entſandte. Es herrſchte außerordentliche Bewegung, Karren fuhren hin und her, Menſchen rannten hier- und dorthin, Zelte wurden in Ordnung gebracht, Kranke eilten in ihre Hütten, unter die Säulengänge, ſich vor dem bevorſtehenden Regenguß zu ſchützen.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Kaum hatte Renzo das Lazareth wirklich hinter ſich und, den Fußſteg, der ihn am Morgen unter die Mauern führte, wieder zu finden, den Weg rechts eingeſchlagen; als Hagel gleich, große, einzelne Tropfen herniederfielen und, indem ſie auf den weißen, trockenen Weg ſchlugen und von ihm zurückprallten, einen dünnen Staub erregten; ſie neherten ſich bald

zu einem Platzregen und ehe er noch einen Fuß auf den Pflaster gesetzt hätte, goß es wie mit Eimern. Weit entfernt, dies beschwerlich zu finden, frohlockte er, erfreute sich dieser Kühle, dieses Gemurmels und Gewimmels der erregten, triefenden, erfrischten, glänzenden Blätter und Pflanzen, schöpfte in vollen, weiten Zügen frischen Athem, und empfand in dieser Auflösung der Natur lebhafter und freier die seinem eigenen Geschick gewordene.

Um wie viel reiner und vollkommener würde diese Empfindung aber nicht gewesen seyn, hätte er errathen können, was sich einige Tage darauf kund gab: daß dieser Regen die Ansteckung fortnahm, gleichsam hinwegwusch; daß von da an das Lazareth, wenn es auch nicht alle in ihm Lebenden dem Leben zurückgab, doch keinen neuen Raub mehr verschlang; daß nach Verlauf einer Woche Hausthüren und Läden wieder offen standen, man fast nur noch von Quarantäne sprach; und mit wenigen Ausnahmen kein Zeichen von der Pest zurückblieb, als die Spuren, welche für gewisse Zeit ihre nothwendige Folge seyn mußten.

Unser Wanderer schritt also mit großer Herzensfreudigkeit weiter, ohne zu wissen wo, noch wie, noch wann, noch ob er Schutz für die Nacht finden werde; nur begierig weiter zu kommen, bald im Dorfe anzulangen, mit Jemand reden, Jemand erzählen, besonders aber bald nach Pasturo gehen, Agnesen aufsuchen zu können. Sein Gemüth war von allen den

Ereigniſſen dieſes Tages hochaufgeregt; aber über allem Elend, allen Schrecken, Gefahren ſchwamm immerdar ein Gedanke: ich habe ſie gefunden, ſie iſt geſund, iſt mein! und dann machte er einen Satz, mit dem er wie ein aus dem Waſſer kommender Pudel alles ringsum beſprützte; zuweilen begnügte er ſich, die Hände zu reiben und mit noch größerer Eile vorzuſchreiten. Indem er auf den Weg ſah, fand er gewiſſermaßen die Gedanken wieder auf, die er am Morgen und am vorigen Tage, als er kam, da gelaſſen hatte; ſuchte mit größerem Vergnügen gerade das wieder auf, was er damals am meiſten geſtrebt hatte, ſeiner Phantaſie zu nehmen: die Zweifel, Schwierigkeiten, ſie zu finden, ſie unter ſo vielen Todten und Sterbenden lebend zu finden! — „Und ich habe ſie lebend gefunden!“ — ſchloß er. Er verſetzte ſich wieder in die ſchlimmſten Augenblicke, ſchrecklichſten Lagen dieſes Tages, ſahe ſich mit jenem Klopfer in der Hand; ob ſie da ſey, ob nicht? und die ſo unerwünſchte Antwort; und, ohne Zeit gehabt zu haben ſie zu überdenken, ſchon die wüthenden, tollen Schurken ſich auf dem Halſe; und das Lazareth, das Meer! „da, da wollte ich ſie finden! Und habe ſie gefunden!“ Er gedachte des Augenblicks, wo der Zug der Geneſenen vorüber war: welcher Augenblick! welches Herzeleid, ſie nicht gefunden zu haben! Und jetzt machte er ſich doch gar nichts mehr daraus. Und das Weiberquartier! Und hernach, hinter jener

Hütte, als er es doch am wenigſten erwärtete, ihre Stimme, ihre eigene Stimme! Und ſie zu ſehen, ſie wohlauf zu ſehen! Aber was denn? Hernach noch jene Szene wegen des Gelübdes, jene noch weit ärgere Bedrängniß. Auch ſie gelöſt. Und die Wuth gegen Don Rodrigo, die verwünſchte Erbitterung, die alles Weh verbitterte, allen Troſt vergiftete, und auch ſie gelöſt. Es würde ſich wohl ſchwerlich ein Zuſtand höherer Zufriedenheit erdenken laſſen, wäre nicht die Ungewißheit, Agneſens halber, das Leid um Pater Chriſtoforus und der Gedanke, ſich mitten in einer Peſt zu befinden, dabei geweſen. Er gelangte nach Seſto, als es dunkelte, und der Regen ſchien noch nicht geneigt, zu ruhen; da er ſich aber deſſen als jemals auf dem Zeuge fühlte, keine Ausſicht hatte, irgend wo Unterkommen zu finden, und einmal ſo durchweicht war, dachte er nicht daran, Ruhe zu ſuchen. Das einzige, dringende Bedürfniß, was ſich ihm fühlbar machte, war ein ſehr ſtarker Appetit, den der glückliche Fortgang ſeiner Begebenheiten bei weitem mehr als die Suppe des Kapuziners beſchwichtigt hatte. Er forſchte auch hier nach einem Bäckerladen umher, fand einen, und empfing mittelſt der Zange und mit jenen andern Umſtänden zwei Brode. Das eine in der Taſche, das andere in den Zähnen, ſchritt er weiter.

Als er durch Monza kam, war es ſtockfinſtre Nacht: demungeachtet glückte es ihm, durch das auf

die rechte Straße führende Thor zu gelangen. Man kann sich vorstellen, wie diese Straße beschaffen seyn mußte, auf welche Art er sein Weiterkommen bewerkstellte. Sie zog sich zwischen zwei hohen Ufern, gleichsam wie das Bette eines Flusses, hin und konnte in diesem Augenblicke, in der That, wenn auch nicht Fluß, doch Wassergraben genannt werden; bei jedem Schritte gab es Löcher und Dümpel, und es war gutes Glück zu nennen, ließ sich das Fußwerk, ließen sich die Füße selbst zuweilen herausziehen. Renzo zog sich so gut er konnte heraus, ohne Ungeduld, ohne ärgerliche Worte, ohne Reue, denn er bedachte, jeder Schritt, so viel es auch koste, bringe ihn weiter, der Regen werde ja endlich mit Gottes Hülfe aufhören, wenn es Zeit sey, werde es ja auch Tag werden, und dann sey doch der Weg zurückgelegt.

Und selbst diese Dinge bedachte er alle nur in Augenblicken der größten Noth. Sie dienten ihm zu Zerstreuungen; seine Seele war durchaus beschäftigt, die Geschichte der vergangenen traurigen Jahre durchzugehen: alle die Verlegenheiten, alle die Widerwärtigkeiten, alle die Augenblicke, in denen er sich sogar gezwungen fühlte, auf die Hoffnung zu verzichten, alles, alles verloren zu geben; und dagegen die Bilder einer so verschiedenartigen Zukunft: Luzens Zurückkunft, die Hochzeit, die Haushaltung, das gegenseitige Erzählen vergangenen Unheils, der ganzen vergangenen Lebenszeit. Wie er mit den Scheide-

wegen zurecht kam, deren es doch sicherlich gab, ob die schwachen Erinnerungen und der schwache Lichtschimmer ihn jedesmal auf den rechten Weg brachten oder ob er sich jedesmal dem Zufalle überließ, kann ich nicht sagen; er selbst, der, so viel uns bekannt ist, seine Geschichte sehr ausführlich zu erzählen pflegte, sagte jedesmal, daß er es that: er selbst entsinne sich jener Nacht nicht besser, als habe er, im Bette liegend, sie erträumt.

Mit Tagesanbruch war er der Adda nahe.

Es hatte noch nicht aufgehört zu regnen; der Platzregen sich aber nach und nach in feinen, leisen, gleichmäßigen Sprühregen verwandelt: die hohen, leichten Wolken bildeten einen undurchbrochenen aber lichten, durchsichtigen Schleier, und Renzo war im Stande, bei dem Schimmer der Morgendämmerung die Umgegend zu erkennen. Er war in seiner heimischen Gegend, und es läßt sich nicht beschreiben, was er bei dieser Gewißheit empfand. Wir können nichts weiter deshalb sagen, als daß diese Berge, der nahe Resegone, das ganze Leccoer Gebiet, ihm sein Eigenthum geworden schienen. Als er auch einen Blick auf sich selbst warf, kam er sich, was mit dem, was er selbst fühlte, übereinstimmte, ein wenig wunderlich vor: alles, was er auf dem Leibe hatte, war verschoben und verwirrt: vom Wirbel bis zum Gürtel schwamm und troff alles an ihm, vom Gürtel bis zur Sohle war alles in Schlamm und Koth getaucht, und nur die Stellen, wo Beides nicht zu sehen war,

hätte man angespritzte Schmutzflecke nennen können. Hätte er sich so im Spiegel gesehen, mit schlaffherabhangenden Hutkrempen, die Haare über das Gesicht gezerrt und klebend; er würde sich noch weit wunderlicher vorgekommen seyn. Was Müdigkeit anlangt, mochte sie ihm vielleicht in den Gliedmaßen liegen, allein er wußte nichts davon, und die zu der Frische der Nacht und des Bades sich gesellende Morgenfrische, erfüllte ihn nur mit stärkerer Willenskraft, immer eiliger weiter zu kommen.

Er ist in Pescato, geht noch eine Strecke längs der Adda, wirft einen schwermuthvollen Blick auf Pescaremico, passirt die Brücke, und gelangt auf Fußstegen und querfeldein, sehr bald zum Hause des gastfreundlichen Freundes, der eben aus den Federn kam, nach dem Wetter sehend, an der Thüre stand, und die nasse, triefende, kothige und dennoch so belebte, so frei und leicht herbeischwebende Figur gewahrte: sein Lebtage hatte er keinen schlimmer zugerichteten und doch zufriedeneren Menschen gesehen.

„He, he!“ sagte er, „schon wieder da? Bei solchem Wetter? Wie ging's?“

„Sie ist da,“ sagte Renzo: „sie ist da, sie ist da.“

„Gesund?“

„Geheilt, was besser ist. Ich kann dem Herrn und der heiligen Jungfrau, so lange ich lebe, nicht ge-

nug dafür danken. Aber große, große, gefährliche Dinge: ich will Dir hernach alles erzählen.“

„Wie biſt Du denn aber zugerichtet!“

„Sehe ich hübſch aus?“

„Es kann ja keine Faſer an Dir trocken ſeyn; nun warte nur, warte, ich will Dir gleich ein hübſches Feuer anfachen.“

„Ich bin es gern zufrieden. Weißt Du, wo es mich erwiſchte, gerade am Lazareththore. Aber, was thut's! Das Wetter hat ſeine Zeit, ich die meine.“

Der Freund ging und kam mit zwei Bündeln Reisholz zurück, legte eines auf die Erde, das andere auf den Heerd, wo noch vom Abend her einige Kohlen glühten und entrief beiden bald helle Flamme. Renzo hatte unterdeß den Hut abgenommen, ihn drei, viermal ausgeſchwenkt und auf die Erde geworfen: vermochte aber nicht ſo leicht die Jacke auszuziehen. Er langte den Dolch aus der Taſche, deſſen Scheide ganz durchweicht war, der aus einem Blutbade zu kommen ſchien, legte ihn auf ein Tiſchchen, ſagte: „auch der iſt gehörig genäßt; aber es iſt Waſſer! es iſt Waſſer! Der Herr ſey gelobt.... Ich war drauf und dran....! Ich ſage Dir's nachher.“ rieb dann die Hände und fügte hinzu: „Jetzt thue mir einen Gefallen; hole das Bündel, was ich oben bei Dir gelaſſen habe, herunter, denn ehe die Kleider, die ich anhabe, trocknen....!“

Der Freund brachte es und ſagte: „Ich denke,

Du mußt wohl auch Appetit haben: zu trinken wirst Du unterweges genug gefunden haben, aber zu essen ...."

„Ich habe gestern Abend noch spät zwei Brode gekauft; aber, offenherzig gestanden, haben sie mir kaum einen Zahn berührt."

„Laß gut seyn," sagte der Freund: goß Wasser in einen Kochtopf, den er zum Feuer setzte, und fügte hinzu: „Ich gehe und melke; wenn ich mit der Milch zurückkomme, wird das Wasser kochen und dann sollst Du bald eine gute Polenta haben. Mache es Dir nur einstweilen so bequem Du kannst."

Als Renzo allein war, entledigte er sich auch der übrigen Kleidungsstücke, die ihm gleichsam fest auf dem Leibe klebten; trocknete sich ab und kleidete sich vom Kopf bis zu den Füßen um; der Freund kam wieder, fing an, die Polenta zu bereiten und Renzo ruhete unterdes aus.

„Jetzt fühle ich, wie müde ich bin," sagte er: „aber es war auch ein derber Weg. Was ist das aber alles! Ich habe Dir den ganzen Tag über zu erzählen. Wie ist Mailand zugerichtet! Was muß man nicht alles sehen! Was berühret einen nicht alles! Man möchte sich vor sich selbst ekeln. Es war wahrhaftig nöthig, daß ich vom Regen so durchgewaschen wurde. Wenn Du aber erst hören wirst, was sie dort mit mir anfangen wollt: Du solltest nur das Lazareth sehen! Ueber dem Jammer vergeht einem Hö-

ren und Sehen. Nun, Du solist schon hören .... Und sie ist da, sie wird hierherkommen, wird meine Frau werden: Du bist Zeuge, und Pest hin, Pest her, wir wollen wenigstens ein paar Stunden recht lustig und vergnügt seyn."

Er hielt das dem Freunde gegebene Wort, den ganzen Tag zu erzählen; um so mehr, als derselbe, da es immerfort regnete, zu Hause blieb und theils dem Freunde zur Seite saß, theils mit einem kleinen Zuber und Weinfasse und mit anderen, zur Weinlese und zum Mostpressen nöthigen Vorarbeiten beschäftigt war; wobei Renzo nicht unterließ, ihm hülfreiche Hand zu leisten, weil er, wie er sagte, zu denen gehörte, die vom Müßigstehen müder würden, als vom Arbeiten. Er konnte sich dessen ungeachtet nicht enthalten, einen kleinen Abstecher nach Agnesens Hause zu machen, ein gewisses Fenster da wieder zu sehen und sich die Hände zu reiben. Er ging, kam ungesehen zurück und legte sich zeitig nieder. Am kommenden Morgen stand er zeitig wieder auf und da es, wenn es sich auch noch nicht aufgeheitert hatte, doch nicht mehr regnete, so machte er sich alsbald auf den Weg nach Pasture.

Er kam bei guter Zeit an, denn das Verlangen, die uns schon bekannte Unruhe zu enden, hatte ihn zur äußersten Eile angespornt, suchte Agnesen, hörte, sie sey munter und wohl, und wurde nach einem einsam stehenden Häuschen, wo sie wohnte,

gewiesen. Er ging dahin, rufte sie von der Straße beim Namen; bei dem Tone solcher Stimme kam sie in gröſter Hast ans Fenster und während sie mit offenem Munde dastand, irgend etwas zu sagen, zu rufen, kam ihr Renzo zuvor, sagte: „Luzia ist geheilt: ich habe sie vorgestern gesehen: sie grüßt Euch, wird bald kommen. Und ich habe Euch Dinge, Dinge zu erzählen!“

Erstaunt über die Erscheinung, entzückt über die Nachricht, begierig mehr zu wissen, entfuhr Agneſen jetzt ein Aufschrei, jetzt eine Frage, ohne daß sie enden konnte: zuletzt rief sie, alle, seit langer Zeit beobachtete Vorsicht vergessend: „Ich mache gleich auf!

„Halt, halt: die Pest?“ sagte Renzo: „ich glaube, Ihr habt sie nicht gehabt.“

„Ich nicht: und Du?“

„Ich, ja; müßt also vorsichtig seyn: ich komme von Mailand und hört wohl, habe bis an die Ohren in der Ansteckung gestocken. Ich habe mich zwar von Kopf bis zu den Füßen umgekleidet, aber die Sauerei hängt sich manchmal wie Zauber an. Und da Euch der Herr bis jetzt behütete, so müßt Ihr Euch, bis das Uebel vorüber, recht in Acht nehmen, denn Ihr seyd unser Mutterchen, und ich möchte, daß wir noch lange, lange Jahre, nach allem was wir, was ich zum wenigsten gelitten habe, fröhlich zusammen verlebten.“

„Aber ....“ fing Agnes an.

„Ei!“ unterbrach ſie Renzo: „jetzt giebt's kein Aber mehr. Ich weiß wohl, was Ihr ſagen wollt; aber hört, hört, die Aber ſind alle vorbei. Kommt nur herab, wir gehen ins Freie, wo wir ungeſtört und ohne Gefahr reden können; Ihr ſollt ſchon hören.“

Agnes wies ihn nach einem Küchengarten hinter dem Hauſe, wo er ſich auf eine zweier ſich gegenüberbefindlichen Bänke ſetzen ſolle; ſie werde gleich herabkommen und ſich auf die andere ſetzen. Es geſchah, und ich bin gewiß, wäre der Leſer, ſo unterrichtet er von allen Ereigniſſen iſt, als Dritter dabei geweſen, hätte mit eignen Augen die lebhafte Unterhaltung mit angeſehen, mit eigenen Ohren das Erzählen, Fragen, Erklären, Ausrufen, Beklagen, Jubeln, und von Don Rodrigo, von Pater Chriſtoforus und allen Uebrigen, das Ausmalen der Zukunft, die ſo klar und beſtimmt wie die ganze Vergangenheit da lag, mit angehört, ich bin gewiß, ſage ich, es würde ihm wohl gefallen haben, er würde gewiß nicht zuerſt davon gegangen ſeyn. Dieſe Unterhaltung aber zu Papier gebracht, mit Feder und Tinte, mit ſtummen Worten, ohne etwas Neues zu hören, würde Niemand ſonderlich intereſſiren, wir überlaſſen daher einem Jeden, ſie ſich beſſer zu denken. Das Ende war, daß man beſchloß, insgeſammt in jenes Bergameſer Dorf zu ziehen, wo Renzo ſchon heimiſch war: die Zeit, beſtimmte man nicht, die hing von

Pest und übrigen Umständen ab; man bestimmte, sobald die Gefahr vorüber sey, solle Agnes nach Hause gehen, Luzien erwarten, oder Luzia sie erwarten: Renzo unterdes öfteremale nach Pasturo kommen, das Mutterchen zu besuchen, von allem, was sich ereignen könne, zu unterrichten.

Bevor er ging, bot er auch ihr Geld an und sagte: „ich habe noch alles, seht Ihr, sie sind noch alle beisammen: auch ich hatte ein Gelübde gethan, sie nicht eher anzurühren, bis alles im Reinen sey. Jetzt aber, braucht Ihr sie, bringt mir einen Teller mit Essig, ich schütte alle funfzig Scudi, schmuck und glänzend hinein."

„Nein, nein," sagte Agnes: ich habe, soviel ich bedarf: hebe dein Geld hübsch auf; wir werden es schon zur neuen Einrichtung gebrauchen."

Renzo ging mit dem neuen Tröste, diese so geliebte Person frisch und gesund zu wissen. Den übrigen Theil des Tages und die Nacht brachte er in dem Hause des Freundes zu; am folgenden Morgen marschirte er wieder ab, einer anderen Seite, der neuerkohrnen Heimath zu. Auch Bortolo'n traf er wohlauf und in minderer Besorgniß, weil auch in jener Gegend die Dinge in den letzteren wenigen Tagen eine weit bessere Wendung genommen hatten.

Es erkrankten nur noch Wenige, die Krankheiten waren weit minder bösartig; nicht mehr die todtbringenden Blutflecke, nicht mehr die heftigen Sym-

ptome; größtentheils nur Wechselfieber und nur bisweilen farblose Pestbeulen, die sich wie gewöhnliche Hitzblattern heilen ließen. Auch im Dorfe sah es schon anders aus: die am Leben Gebliebenen fingen an, zum Vorschein zu kommen, sich untereinander zu zählen, sich gegenseitig zu betrauern und zu beglückwünschen. Man sprach schon davon, die Arbeiten wieder anzufangen: die noch lebenden Fabrikherren dachten wieder daran, Arbeiter zu suchen und zu wählen, besonders in den Handwerken, wo es, wie in den Seidenspinnereien, schon vor der Seuche an Arbeitern fehlte, und Renzo versprach dem Vetter, ohne sich lange bitten zu lassen, nur mit Vorbehalt der nöthigen Beistimmungen, wieder bei ihm zu arbeiten, wenn er sich mit seinen beiden Gefährtinnen hier niedergelassen habe. Vorläufig traf er die nöthigsten Vorkehrungen: versah sich mit bequemer Wohnung, die man jetzt zu Spottpreisen leider überall haben konnte, versah sie mit Haus- und Wirthschaftsgeräthe, und legte jetzt allerdings Hand an den Schatz, ohne aber, da alles im Ueberflusse, höchst wohlfeil zu haben war, ein großes Loch darein zu machen.

Nach, ich weiß nicht, wie vielen Tagen, ging er nach seinem Geburtsdorfe zurück, das auch schon bessere Gestalt bekommen hatte, lief alsbald nach Pasturo, fand Agnesen wohl beruhigt, bereit, zu jeder Zeit nach Hause zu wandern. Er führte sie also hin, und wir sagen nicht, was sie empfanden und sagten.

als sie in Gemeinschaft diese Orte wiedersahen. Agnes fand alles bestellt, wie sie es verlassen hatte und zwar, wie sie sagte, weil diesmal, da es das Eigenthum einer armen Witwe und eines armen Mädchens betreffe, die heiligen Engel darüber gewacht hätten.

„Das anderemal," fügte sie hinzu: „wo man hätte glauben mögen, der Herr sehe wo anders hin und denke nicht an uns, weil er unsere geringe Habe fortschleppen ließ, hat er das Gegentheil bewiesen, sandte uns von anderer Seite die schönen Soldi, mit denen ich alles wieder ersetzen konnte. Alles kann ich zwar nicht sagen, denn Luziens Ausstattung, die sie, noch ganz neu und vollständig, mit dem Uebrigen geraubt haben, fehlt noch; und doch kommt auch sie uns jetzt von anderer Seite zu. Wer hätte mir sagen sollen, als ich mir solche Mühe gab, alles zurecht zu machen: „glaubst Du denn es für Luzien hinzulegen? Nein, nein, arme Frau! Du arbeitest, Du weißt nicht für wen: der Himmel weiß, was für Geschöpfe diese Leinwand, diese Tücher abtragen: für Luziens wahre Ausstattung denkt und sorgt eine gute Seele, von der Du noch gar nichts weißt!"

Agnesens erste Sorge in ihrem niederen Häuschen war, die anständigste Wohnung für diese gute Seele einzurichten.: dann ging sie, suchte Seide zum Abweifen hervor und vertrieb sich die Zeit mit ihrer Haspel.

Renzo seinerseits verbrachte die ihm so schon zu langsamen Tage nicht müßig: er verstand zum guten Glück zwei Handwerke und übte das des Landmanns aus. Theils half er seinem Wirthe, dem es sehr erwünscht war, in dieser Zeit einen geschickten Arbeiter zum Gehülfen zu haben, theils bestellte er und brachte Agnesens in ihrer Abwesenheit ganz verwildertes Gärtchen in Ordnung. An sein eignes Grundstück dachte er gar nicht, denn das, meinte er, sey eine zu zerzauste Perrücke, die mehr als zwei Arme verlange, wieder in Stand gesetzt zu werden. Er setzte weder in Garten noch Haus einen Fuß, denn es würde ihm leid gethan haben, die Verwüstung mit anzusehen, und er war doch auch schon entschlossen, alles, zu jedem Preise zu verkaufen und, was er dafür bekomme, in seinem neuen Vaterlande anzulegen.

Kamen diejenigen, welche die Pest in dem Dörfchen verschont hatte, nach und nach, wie neuerstanden wieder zum Vorschein, so schien Renzo gewissermaßen doppeltem Tode erstanden: ein Jeder bewillkommte und beglückwünschte ihn, ein jeder wollte seine Geschichte von ihm hören. Man wird vielleicht fragen: wie er mit dem Verhaftsbefehle zurecht kam? Es ging vortrefflich. Er dachte kaum mehr daran, setzte voraus, seine dereinstigen Verfolger würden ebenfalls nicht mehr daran denken, und täuschte sich nicht. Nicht allein die Pest, welche so vieles Andere umge-

stoßen hatte, war die Ursache, sondern man hat schon an mehr als einem Ort dieser Geschichte sehen können, daß alle Befehle, allgemeine so wie besondere, gegen einzelne Menschen, wurden sie nicht von mächtigem Privathasse begleitet, der hinter ihnen her war, sie mit besonderer Lebhaftigkeit ins Werk zu setzen strebte, nachdruckslos und ohne andere Wirkung als diejenige blieben, welche der erste Augenblick hervorbrachte; gleichwie Flintenkugeln, die, wenn sie nicht treffen, in die Erde fahren und Niemand schaden. Nothwendige Folge der allzugroßen Leichtfertigkeit, mit der man, gerade und der quer, Befehle austheilte. Die menschliche Thätigkeit hat ihre Grenzen, und was zu viel befohlen wird, wird zu wenig vollzogen.

Fragt man, wie Renzo sich in dieser Zwischenzeit mit Don Abbondio verhielt? Einer wich dem andern aus: dieser, aus Furcht, das alte Lied wegen der Trauung wieder zu hören, bei welchem Gedanken sich seine Phantasie auf der einen Seite Don Rodrigo mit den Bravi, auf der anderen der Cardinal mit Gründen darstellten: jener, weil er sich vorgenommen hatte, nur im letzten Augenblicke mit ihm zu reden, um ihm nicht dadurch, daß es lange vorher zu harten Worten käme, Zeit zu lassen, wer weiß was für Schwierigkeiten zu machen, die Zeit mit unnützem Geschwätz zu vergeuden. Mit Agnesen plauderte er also: „Ob sie wohl bald kommt," fragte

das Eine. „Ich hoffe doch,“ antwortete das Andere; und oft fragte gleich darauf wer eben antwortete und antwortete wer eben fragte. Auf diese und ähnliche Weise suchten sie sich die Zeit zu kürzen, die ihnen je länger ward, je mehr sie verfloß.

Den Leser wollen wir in einem Augenblicke darüber hinführen. Wir haben ihm zu sagen, daß wenige Tage nach Renzo's Besuch Luzia und die gute Witwe das Lazareth verließen, die angeordnete, allgemeine Quarantäne in dem letzteren Hause bestanden; welche Zeit sie theilweise anwandten, Luziens Ausstattung, an der diese nach einigen Umständen selbst mitarbeitete, zu besorgen; und als die Quarantäne aufgehoben war, die Wittwe Laden und Haus wieder unter der Fürsorge ihres Bruders ließ, und Beide sich zur Reise bereiteten. Wir könnten zugleich hinzufügen: sie reisten ab, kamen an und so weiter; aber bei allem guten Willen, uns dieser Eile zu fügen, giebt es doch noch drei jener Zeit zugehörige Dinge, über die wir nicht schweigen können, und bei zweien wenigstens ist der Leser sicherlich derselben Meinung.

Das erste ist: daß, als Luzia der Wittwe ihre Begebenheiten ausführlicher und mehr in der Ordnung erzählte, als sie in jener aufgeregten Stimmung im Lazarethe es hatte thun können, und ausdrücklich der Signora gedachte, die ihr im Kloster von Monza Schutz verlieh, sie von ihr dagegen Dinge

erfuhr, die ihr den Schlüssel zu manchem Geheimnisse gaben und ihre Seele mit schmerzlichem, furchtvollem Staunen füllten. Sie erfuhr von der Witwe, daß die Unglückliche den Verdacht entsetzlicher Handlungen auf sich geladen habe, deshalb vom Cardinale in ein Kloster in Mailand geschafft worden, daselbst nach langem Toben und langer Widerspenstigkeit in sich gegangen sey und bekannt habe; und daß ihr gegenwärtiges Leben freiwillige Büßung der Art sey, daß Niemand, wolle er sie nicht gar tödten, strengere erfinden könne. Wer nähere Auskunft über diese traurige Geschichte zu haben verlangt, findet sie bei Ripamonti.*)

Das andere: daß Luzia, die alle Kapuziner, die sie im Lazarethe ansichtig werden konnte, nach dem Pater Christoforus fragte, von ihnen, mit mehr Schmerz als Staunen vernahm, er sey an der Pest verschieden.

Endlich wünschte sie aber auch, bevor sie abreise, etwas über ihre alte Herrschaft zu erfahren, und wäre das Eine oder Andere leben geblieben, ihrer Pflicht nachzukommen. Die Witwe begleitete sie nach dem Hause, wohin, wie ihnen bekannt war, Beide sich begeben hatten. Hinsichtlich Donna Prazediens genügt zu sagen, daß sie todt war; Don Ferrante'n können wir aber als Gelehrten nicht so rasch abfertigen.

*) Ripam. Hist. Pat. Dec. V, Lib. VI. Cap. III.

Don Ferrante war vom erſten Augenblicke an, da man von der Peſt ſprach, einer der entſchiedenſten, immerdar einer der beſtändigſten Läugner derſelben; nicht etwa, indem er wie das Volk tobte und ſchrie, ſondern Gründe anführend, denen man zum mindeſten Conſequenz zugeſtehen muß.

„In rerum natura," pflegte er zu ſagen: „giebt es nur zweierlei Arten Dinge: Weſen und Zufälle; beweiſe ich alſo, daß die Anſteckung weder dieſen noch jenen zugehören kann; ſo habe ich bewieſen, daß ſie nicht beſteht und bloße Chimäre iſt. Alſo: die Weſen ſind entweder geiſtig oder körperlich. Den Unſinn, daß die Anſteckung ein geiſtiges Weſen, wird Niemand behaupten wollen, und es iſt alſo unnöthig darüber zu reden. Die körperlichen Weſen ſind entweder einfache oder zuſammengeſetzte. Daß die Anſteckung kein einfaches ſey, läßt ſich mit vier Worten darthun. Sie beſteht nicht aus Luft, denn, wäre es, ſo würde ſie, anſtatt von einem Körper zu dem andern überzugehen, ohne Säumniß ſich ihrer Sphäre vereinen. Sie beſteht nicht aus Waſſer, weil ſie ſonſt näſſen und von den Winden ausgetrocknet werden würde. Sie beſteht nicht aus Feuer, ſonſt würde ſie verbrennen. Sie beſteht endlich nicht aus Erde, ſonſt würde ſie ſichtbar ſeyn. Ein zuſammengeſetzter Körper kann ſie auch nicht ſeyn, ſonſt müßte ſie ſich durchaus, entweder dem Geſicht oder Gefühl offenbaren; und wer hat wohl die Anſteckung geſehen

oder gefühlt? Es bleibt nichts übrig, als zuzusehen, ob sie etwa zufällig sey. Das ist schlimmer als schlimmer. Die Herren Doktoren sagen uns, sie theile sich von Körper zu Körper mit; ertheilen unter diesem Vorwand eine Menge unvernünftige Befehle. Nehmen wir an, sie sey zufällig, so müßte sie doch fortgepflanzter Zufall seyn; welche beiden Worte einander widersprechen: denn es giebt in der ganzen Philosophie keine klarere, deutlichere Sache, als daß sich kein Zufall von einem Gegenstande zu andern übertragen kann. Beschränken wir uns, um diese Scylla zu meiden, es erzeugten Zufall zu nennen, so gerathen wir gar aus der Scylla in die Charybdis, denn ist er erzeugt, so theilt er sich doch nicht mit, vervielfältigt sich nicht. Hat man diese Grundsätze festgestellt, was soll man da noch länger über Pest und Pestbeulen fabeln?

„Narrerei!" rief ihm Jemand zu.

„Nein, nein," erwiederte Don Ferrante: „das sage man mir nicht. Wissenschaft ist Wissenschaft; man muß sie nur zu handhaben verstehen. Die Pestbeulen und alle anderen Zufälle dieser Krankheiten sind gar wichtige Dinge ihrer Art; aber ich will nur sagen, daß sie zu Entscheidung dieser Frage nichts besagen. Wer mag läugnen, daß es solche Dinge geben könne, daß sie da seyen? Es kommt aber darauf an, woraus sie entstehen."

Hier fingen auch Don Ferrante's Leiden an. So

lange er nur das Daſeyn der Seuche beſtritt, fand er überall ehrerbietige, willige, geneigte Zuhörer: denn will ein Gelehrter von Profeſſion nichts anders beweiſen, als wovon Jedermann überzeugt iſt, ſo hat ſeine Autorität keine Grenzen. Als er aber unterſchied und beweiſen wollte, daß der Irrthum der Aerzte nicht darin beruhe, daß ſie das Daſeyn einer allgemeinen, fürchtbaren Krankheit predigten, ſondern nur in den Urſachen, in der Art und Weiſe, welche ſie ihr zuſchrieben; da (ich ſpreche von jener erſten Zeit, wo man von Peſt ganz und gar nichts wiſſen und hören wollte) fand er kein Gehör, da fand er nur widerbellende, unbiegſame Zungen; da hatte ſein Predigtamt ſein Ende erreicht, er konnte ſeine Lehre nur ſtückweiſe und in Brocken an den Mann bringen.

„Es iſt nur zu ſehr die wahre Urſache,“ ſagte er: „und auch die ſind gezwungen, ſie anzuerkennen, die jene luftige, unbegründete behaupten. Sie läugnen ein wenig, ſo viel ſie können, die verhängnißvolle Conjunktion Saturns und Jupiters. Und wer hat wohl je gehört, daß Influenzen ſich vermehrten....! Und, Ihr Herren, wollt mir doch nicht die Influenzen beſtreiten? Wollt mir doch nicht beſtreiten, daß es Geſtirne giebt? Oder wollt mir weiß machen, daß ſie da oben ſo für und wider nichts ſtünden, wie Stecknadelköpfe um ein Nadelkiſſen...! Was mir aber ein Räthſel iſt und bleibt,

das sind die Herren Aerzte: sie geben zu, daß wir uns unter einer so bösartigen Constellation befinden und sind doch immerdar bei der Hand, zu schreien: greift nicht dorthin, greift nicht dahin, nehmt Euch in Acht! Als ob man, materielle Berührung irdischer Körper meidend, die Wirkungskraft himmlischer Körper hindern könnte! Und was haben sie nicht ihr Wesen, solche Lumpen zu verbrennen! Ihr armen Leute! Könnt ihr denn wohl den Jupiter und Saturn verbrennen?" Auf diese Gründe, auf diesen Glauben bauend, wandte er nicht die geringste Vorsicht gegen die Pest an, wurde angesteckt, wurde bettlägerig, starb, wie ein Held Metastasio's, mit den Sternen hadernd. Und seine berühmte Bibliothek! die mag wohl an manche Orte verstreut seyn!

Achtunddreißigstes Kapitel.

Eines Abends hörte Agnes, daß an ihrer Thüre ein Fuhrwerk still halte. — „Sie ist es sicherlich!" — Und sie und die gute Witwe waren es auch: der Leser stelle sich vor, wie Eines das Andere bewillkommte.

Ohne vom Vorgefallenen etwas zu ahnen, kam Renzo am folgenden Morgen nur in der Absicht, sein Herz gegen Agnesen über Luziens langes Ausbleiben auszuschütten. Die Geberden, die er machte, die Wor-

te, die er herausgab, ſich ihr gegenüber zu ſehen, überlaſſen wir der Einbildungskraft des Leſers. Ueber Luziens Art, ihn zu bewillkommen, laſſen ſich nicht viele Worte machen. „Gott grüße Dich: wie geht's Dir?“ ſagte ſie, mit niedergeſchlagenen Augen, ohne ſich zu verwirren. Man glaube nicht, daß Renzo dieſe Art und Weiſe etwa zu trocken fand und übel nahm. Er wußte recht gut, daraus zu machen, was daraus zu machen war; wie man unter Leuten von Erziehung weiß, was ihre Komplimente ſagen wollen, ſo verſtand er recht wohl, was dieſe Worte eigentlich ſagen wollten. Uebrigens fiel es in die Augen, daß Luzia zweierlei Umgangsweiſen hatte, eine für Renzo, die andere für Andere.

„Es geht mir wohl, wenn ich Dich ſehe,“ erwiederte der Jüngling, zwar mit zierlicher Phraſe; er hatte ſie aber in dieſem Augenblicke erfunden.

„Unſer armer Pater Chriſtoforus....!“ ſagte Luzia: „bitte für ſeine Seele: wenn wir auch wohl gewiß ſeyn können, daß er in dieſem Augenblicke für uns hier unten bittet.“

„Ich ſah es leider zu ſehr kommen,“ ſagte Renzo; und dies war nicht die einzige Saite traurigen Klanges, die ihr Geſpräch berührte.

Auf welche Gegenſtände es ſich aber auch lenkte, es war ihm immerdar freudvoll. Gleichwie die ſtätigen Pferde, die auf einem Flecke ſtecken bleiben und bocken, einen Fuß aufheben und dann den andern

und ſie wieder eben da nieder pflanzen, tauſend Kapriolen machen, ehe ſie einen Schritt weiter thun, und dann mit einem Male ſich in Karriere ſetzen und gleichſam vom Winde entragen werden, ſo hatte ſich die Zeit für ihn gewandelt: anfänglich ſchienen ihm Minuten Stunden, jetzt Stunden Minuten.

Die Witwe ſtörte die Traulichkeit keineswegs, ſondern paßte ſich herrlich zur Geſellſchaft, und Renzo, der ſie in jenem abſcheulichen Bette geſehen hatte, hätte ihr nun und nimmermehr ſo geſellige, heitere Laune zugetraut; Lazareth und Landleben, Tod und Hochzeit ſind aber auch ganz verſchiedene Dinge! Mit Agneſen hatte ſie bereits Freundſchaft geſchloſſen; ſie mit Luzien zu ſehen, war eine wahrhafte Freude, ſo zärtlich, ſo munter, und wie zwanglos hielt ſie nicht das Mädchen an, und vermochte es, ihrem Betragen und ihren Worten mehr Seele einzuflößen.

Renzo ſagte endlich, er gehe zu Don Abbondio, die nöthigen Verabredungen wegen der Hochzeit zu treffen. Er ging hin und ſagte ihm mit einer gewiſſen, ehrfurchtsvollen, ſcherzenden Miene: „Herr Pfarrer, iſt der Kopfſchmerz endlich vorüber, deſſentwegen Ihr uns, wie Ihr ſagtet, nicht trauen konntet? Jetzt ſind wir bereit; die Braut iſt da; und ich bin gekommen, Euch zu fragen, welche Zeit Euch am gelegenſten iſt: diesmal muß ich Euch aber bitten, Euch dazu zu halten.“ Don Abbondio antwortete zwar nicht, daß er nicht wolle; fing aber doch

an, zu zaudern, gewiſſe Entſchuldigungen, gewiſſe Rathſchläge hervorzuſtottern: wie er ſich denn öffentlich zeigen könne, wie man ſeinen Namen, dem doch noch der Verhaftsbefehl anhänge, öffentlich ausbieten könne? die Sache könne ja eben ſo gut an jedem andern Orte, an dieſem wie an jenem, geſchehen.

„Ich verſtehe,“ ſagte Renzo: „Ihr habt noch ein wenig Kopfſchmerz. Aber hört, hört!“ Und er fing an, den Zuſtand zu beſchreiben, in dem er jenen armen Don Rodrigo, der in dieſer Stunde ſicherlich ſchon heimgegangen ſey, geſehen habe. „Wir wollen hoffen,“ ſchloß er: „daß der Herr ihm Gnade wird haben widerfahren laſſen.“

„Von ihm iſt hier nicht die Rede,“ ſagte Don Abbondio: „habe ich denn Nein zu Dir geſagt? Ich ſage ja nicht Nein; ich habe.... ich habe meine guten Gründe. Siehſt Du, ſo lange ein Menſch Athem im Leibe hat.... Sieh mich einmal an: ich bin ein lebendiges Gerippe; auch ich war faſt ſchon mit beiden Beinen im Grabe, und doch ſtehe ich noch hier; und.... kommt mir kein Unglück wieder auf den Hals.... ſo.... ſo gedenke ich noch ein wenig hier unten zu leben. Bedenke nur gewiſſe Temperamente .... Aber, wie ich Dir ſage, der kommt hier gar nicht in Betracht.“

Nach einigen andern, weder mehr noch weniger zum Ende führenden Hin- und Widerreden machte Renzo ſeinen Kratzfuß, ging heim zu den Seinigen,

ſtattete ſeinen Bericht ab und ſchloß mit den Worten: „Ich bin fortgegangen, denn es ſtand mir bis oben an und ich wollte die Geduld nicht verlieren, nicht zu harten Worten kommen. In gewiſſen Augenblicken war er doch eigends der Alte wieder, gerade dieſelben Mucken, dieſelben Entſchuldigungen: ich weiß gewiß, wäre ich noch ein wenig länger geblieben, er hätte lateiniſche Brocken ausgepackt. Ich ſehe ſchon, er will es wieder in die Länge ziehen: das Beſte iſt, wir thun gleich jetzt, was er ſagt, laſſen uns trauen, wo wir leben wollen.“

„Wißt Ihr, was wir thun wollen?“ ſagte die Witwe; „wir Weiber wollen einmal einen Verſuch machen, ob wir das Ende des ganzen Fitzes vielleicht eher auffinden. Ich möchte den guten Mann auch gern kennen lernen, ob er wirklich ſo iſt, wie Ihr ihn beſchreibt. Nachmittags beſuchen wir ihn, damit wir ihm nicht gar zu ſchnell auf den Hals kommen. Jetzt, Herr Bräutigam, führt uns Beide ein wenig ſpatzieren, Agnes hat einſtweilen zu thun: ich bemuttere Luzien: ich möchte gern die Berge und den See, von dem ich ſo viel habe reden hören, ein wenig in der Nähe anſehen; was ich bis jetzt davon geſehen habe, hat mir gar wohl gefallen.“

Renzo führte ſie zuerſt zum Hauſe ſeines Wirths, wo es ein neues Feſt gab: und der Wirth mußte verſprechen, nicht blos an dieſem Tage, ſondern, wenn er könne, an jedem, mit ihnen zu eſſen.

Nach dem Spatziergange und nach dem Eſſen ging Renzo ſchnell fort, ohne zu ſagen, wohin. Die Weiber plauderten eine Weile zuſammen, verabredeten, wie ſie mit Don Abbondio umſpringen wollten, und gingen endlich, den Angriff zu beginnen.

„Da haben ſie mich wieder;“ ſagte er bei ſich, machte aber ein freundliches Geſicht, bewillkommte Luzien freudig, grüßte Agneſen, machte mit der Fremden Komplimente. Sie mußten ſich ſetzen, er fing an, auf den großen Artikel der Peſt zu kommen; wollte von Luzien hören, wie ſie ihr entgangen ſey; das Lazareth gab Gelegenheit, auch ihre Begleiterin zum Sprechen zu bringen; dann ſprach er auch, wie recht und billig, von ſeinen Leiden; freute ſich mit Agneſen, daß ſie nicht angeſteckt worden ſey. Die Sache verzog ſich: die beiden Weiber hatten vom erſten Augenblicke an auf der Lauer geſtanden, zur rechten Zeit die Hauptſache aufs Tapet zu bringen; endlich brach, ich weiß nicht welche von Beiden, Bahn. Was half's aber? Don Abbondio hörte auf dem Ohre nicht. Er ſah aus, als habe er keine Silbe vernommen. Beim zweiten Male ſtieß er aber auch wieder auf ſeinen alten Sprüngen, Ausflüchten, Querreden. „Wenn Ihr werdet nur den abſcheulichen Verhaftsbefehl könntet aufheben laſſen. Ihr, liebe Frau, ſeyd aus Mailand und wißt vielleicht am Beſten, wie ſolche Sachen anzufangen ſind, vielleicht habt Ihr Protektionen, irgend einen vornehmen Ka-

valler: ſolche Arzneien heilen alle Wunden. Wolltet Ihr aber den kürzeſten Weg einſchlagen, ohne alle die Umſtände zu machen, denn die jungen Leute und unſere Agnes hier haben ja ſchon die Abſicht, auszuwandern (und ich kann dazu nur ſo viel ſagen: daß wir überall, wo es uns wohl ergeht, zu Hauſe ſind); ſo dächte ich, Ihr machtet die Sachen ab, wo Euch gar nichts im Wege ſteht. Ich ſehe dann zwar die Stunde nicht ſelbſt, wo dieſe Heirath vollzogen wird; aber ich wünſchte ſie recht ſicher und ruhig vollzogen. Ich rede wahr: hier, den Befehl im Sinne, könnte ich den Namen Lorenzo Tramaglino nicht mit ruhigem Herzen vom Altare herabrufen: ich bin ihm viel zu gut; ich müßte ja befürchten, ihm einen ſchlimmen Dienſt zu erweiſen. Seht Ihr wohl, Ihr ſeht doch?“

Sowohl Agnes, als die Witwe fingen an, abwechſelnd ihre Gründe zu wiederholen; Don Abbondio brachte die ſeinigen unter anderer Geſtalt dagegen: ſie konnten nicht mit einander fertig werden. Da trat Renzo mit entſchloſſenem Schritt, eine Neuigkeit in den Mienen, ins Zimmer und ſagte: „Der Herr Marcheſe *** iſt angekommen.“

„Was ſoll das heißen? Angekommen, wo?“ fragte Don Abbondio und ſtand auf.

„Er iſt in ſeinem Pallaſte angekommen, der ſonſt Don Rodrigo'n zugehörte; denn der Herr Marcheſe iſt, wie es heißt, Erbe, und alſo iſt kein Zweifel

mehr. Was mich betrifft, mir würde es doch lieb seyn, wüßte ich, daß der arme Mann selig gestorben wäre. Bis jetzt habe ich Vaterunser für ihn gebetet, von jetzt an, sage ich De profundis für ihn. Der Herr Marchese ist ein wackerer Mann."

„Ja, ja," sagte Don Abbondio: „man hat mir ihn mehr als einmal als einen wackeren Herrn genannt, als einen Herrn von altem Schrot und Korn. Aber ob es denn auch wirklich wahr seyn mag ....?

„Glaubt Ihr dem Sakristan?"

„Warum?"

„Weil er ihn mit seinen eignen Augen gesehen hat. Ich war in der Gegend, eigentlich nur, weil ich dachte, es würde sich dort etwas Näheres erfahren lassen. Und mehr als einer und zwei haben es mir versichert. Ich begegnete hernach dem Ambrosius, der eben vom Schlosse kam und ihn, wie ich Euch sage, als Herrn oben gesehen hat. Wollt Ihr ihn selbst hören? Ich habe ihn hier außen vor der Thüre warten lassen."

„Rufe ihn," sagte Don Abbondio. Renzo holte den Sakristan herbei; derselbe bestätigte die Sache Punkt für Punkt, fügte noch genauere Umstände hinzu, löste alle Zweifel und ging.

„Ach; also ist er todt! ist wirklich abgefahren!" rief Don Abbondio. Seht Ihr wohl, Kinder, ob die Vorsehung am Ende gewisse Menschen doch zu treffen weiß! Wißt Ihr wohl, daß das etwas sehr

Großes iſt? großes Heil für die arme Gegend, der er immer eine Geißel war? Auch die Peſt war eine harte Geißel; aber ſie war auch ein Beſen und hat einige Menſchen hinweggekehrt, die wir nimmer würden losgeworden ſeyn, die uns immer im Nacken geſeſſen haben würden, von denen man ſagen konnte, daß die, welche ſie dereinſt zur Erde würden zu beſtatten haben, erſt geboren werden ſollten. Und ſie ſind, hunderte auf einmal, im Nu verſchwunden. Wir ſehen ſie nicht mehr, die Gurgelabſchneider hinter ſich, mit ſolcher Hoffarth, ſolchem Prunke, ſolchen Mordgewehren einherſchreiten, die Leute anſtieren, als ob ſie über die ganze Welt zu gebieten hätten. Indeß, er iſt nicht mehr, wir ſind noch. Nun wird er nicht mehr ehrlichen Leuten ſolche Dinge ſagen laſſen. Ja, er hat uns Allen ſchweren Kummer zugefügt, ſehr, jetzt können wir es wohl ſagen."

„Ich habe ihm von Herzen vergeben," ſagte Renzo.

„Das iſt recht, das iſt Deine Pflicht," antwortete Don Abbondio: „aber wir können auch dem Himmel Dank bringen, daß er uns von ihm befreit hat. Jetzt, was uns anlangt, ſage ich Euch, thut, was Ihr wollt. Wollt Ihr, daß ich Euch traue, ſo bin ich bereit; iſt es Euch lieber, anderswo getraut zu werden, ſo ſteht es bei Euch. Was den Verhaftsbefehl anlangt, ſehe auch ich wohl ein, daß, da jetzt Niemand mehr auf der Lauer ſteht, der Euch übel will,

es keine Gefahr damit hat; besonders da unterdes das Begnadigungsdecret wegen der Geburt des Infanten erschienen ist. Und dann die Pest! die Pest! die Pest hat über große Dinge Gras wachsen lassen! Also, wollt Ihr ....heut ist Donnerstag .... Sonntag biete ich Euch in der Kirche auf; denn was früher geschehen ist, gilt jetzt nach so langer Zeit nicht mehr; und ich habe die Freude, Euch zu trauen."

„Ihr wißt ja, daß wir eben deshalb zu Euch kamen," sagte Renzo.

„Gut, gut; und ich diene Euch gern, und will Seine Eminenz alsbald davon in Kenntniß setzen. Nächsten Sonntag biete ich Euch in der Kirche auf und einstweilen, wißt Ihr wohl, was ich da für Euch thun will? Einstweilen verlange ich Dispensation für die beiden anderen Male. Sie werden da unten in der Curie schön zu thun haben mit Dispensationen, wenn es überall zugeht, wie hier. Zu nächsten Sonntag habe ich außer Euch schon ein .... zwei .... drei Paar; und wer weiß, ob nicht noch ein fünftes dazu kommt. Und das geht so fort. Ja, seht Ihr, es ist Feuer dahinter gekommen, kein Mensch will mehr allein bleiben. Perpetua hat einen dummen Streich gemacht, jetzt abzufahren, diesmal hätte auch sie ihren Käufer gefunden. Und in Mailand, liebe Frau, nicht wahr, da geht es eben so zu?"

„Ei, gewiß: denkt Euch nur, allein in meinem

Kirchsprengel gab es am vorigen Sonntage funfzig Trauungen."

„Wie ich ja sage, die Welt will noch nicht untergehen. Und Ihr, liebe Frau, summt's Euch nicht manchmal vor dem Kopfe?"

„Nein, nein, ich denke nicht daran, und will nicht daran denken."

„I ja doch! Ihr werdet eben allein bleiben wollen. Auch Agnes, seht, auch Agnes ...."

„Ach! Ihr seyd aufgelegt zu scherzen," sagte diese.

„Gewiß bin ich es: und ich denke, es ist jetzt endlich an der Zeit. Ist es uns nicht schlimm ergangen? Wie? Ihr jungen Leute! Es ist uns sehr schlimm ergangen: die vier Tage, die wir noch zusammen verbringen, dürfen wir doch ein wenig lustiger seyn. Aber! Ihr seyd glücklich zu pressen, Ihr seyd dem Unglück entgangen, habt nun eine Weile, von dem was vorbei ist, zu schwatzen. Ich armer, alter Mann .... Die Schurken können sterben; von der Pest kann man genesen; gegen das Alter giebt's aber kein Mittel, und, wie man sagt: Senectus ipsa est morbus."

„Jetzt," sagte Renzo, „sprecht so viel Latein Ihr wollt, jetzt ist's mir einerlei."

„Hast es doch immer mit dem Latein! schon gut, schon gut, wir wollen schon sehen: wenn ich erst mit dem Mädchen hier vor Dir steht, Dir so ein paar gewisse Wörtchen auf Latein zu sagen, werde ich zu

Dir sagen: Latein willst Du nicht; ziehe in Frieden. He?"

„Ach! ich weiß viel, was ich sage," sprach Renzo wieder: „es ist ja nicht dies Latein, vor dem ich mich fürchte: dies ist ächtes, heiliges Latein, so wie das bei der Messe: sie müssen es ablesen, wie es im Buche steht. Ich spreche von dem fatalen Latein, außer der Kirche, daß Einem in einem verständlichen Gespräche unverständlich in die Quere kommt. Zum Beispiel, jetzt da wir fertig sind, da alles vorbei ist: das Latein, was Ihr eben hier, in dieser Ecke vorbrachtet, mir einzureden, Ihr könntet nicht, es gehörten ganz andere Dinge noch dazu, und was weiß ich: übersetzt es mir doch jetzt ein wenig."

„Schweig, Schwätzer, schweig: laß die alten Sachen ruhen; es käme drauf an, wer dabei gewönne, wollten wir jetzt die Rechnung abschließen. Ich habe alles verziehen: sprechen wir nicht mehr davon: Ihr habt mir aber schöne Streiche gespielt. Ueber Dich wundere ich mich gar nicht, Du bist so ein Taugenichts; aber das stille Wasser da, die Gottselige, wer hätte sich sollen träumen lassen, daß sie so sündigen könne? Aber ich weiß schon, wer sie dazu verleitet hat, ich weiß es, ich weiß es."

Bei diesen Worten richtete er den Zeigefinger, mit dem er vorher nach Luzien wies, von ihr ab und ließ ihn gegen Agnesen zittern: man kann sich nicht

vorstellen, mit welcher Gutherzigkeit, wie freundlich er diese Vorwürfe aussprach.

Jene Nachricht hatte ihn so gesprächig, so ungezwungen gemacht, wie er seit langer Zeit nicht war; wir würden noch viel zu sagen haben, wollten wir alles hinterbringen, was sich diese Leute einander sagten; Don Abbondio spann die Unterhaltung immer fort, hielt die Gäste, wenn sie gehen wollten, mehr als einmal zurück, ja begleitete sie bis an die Hausthüre und konnte auch da nicht ablassen, noch ein wenig zu plaudern.

Am folgenden Tage empfing er eben so unerwarteten als angenehmen Besuch, den schon besagten Herrn Marchese: ein Mann zwischen dem Manness- und Greisenalter, dessen Anblick ihn kund gab, als was der Ruf ihn nannte: offenherzig, wohlwollend, sanft, bescheiden, würdevoll; aber auch gewisse, resignirte Betrübniß.

„Ich bringe Euch," sagte er, „Grüße vom Cardinal Erzbischoffe."

„O, welche Herablassung! welche Gnade!"

„Als ich von dem unvergleichlichen Manne, der mich seiner Freundschaft würdigt, schied, erwähnte er gegen mich zweier jungen mit einander versprochenen Leute dieses Kirchspiels, die von dem armen Don Rodrigo viel hätten ausstehen müssen. Seine Eminenz wünscht Nachricht über sie zu haben. Leben sie? Sind ihre Sachen in Ordnung?"

„Alles in Ordnung. Ich hatte mir schon vorgenommen, an seine Eminenz zu schreiben; da ich aber jetzt die Ehre habe....“

„Befinden sie sich hier?“

„Ja, und werden sobald als möglich Mann und Frau seyn.“

„Ich bitte, sagt mir, ob ich ihnen mit irgend etwas dienen kann, auf welche Weise? Ich habe in der allgemeinen Noth meine beiden einzigen Söhne und auch ihre Mutter verloren, und jetzt drei bedeutende Erbschaften gethan. Ich hatte schon früher Ueberfluß und Ihr seht also, daß Ihr mir wirklich einen Dienst leistet, gebt Ihr mir Art und Weise an, wie ich von ihm guten, so guten Gebrauch mache.“

„Der Himmel segne Euer Gnaden! Warum giebt es nicht lauter solche Kav....! Nun; auch ich danke Euch von Herzen für meine armen Kinder. Und da Euer Gnaden mich dazu aufmuntern, so kann ich Euch wohl eine Art und Weise angeben, die Euch vielleicht nicht mißfällt. Wißt also, daß diese guten Leute sich anderswo niederlassen und ihr geringes, hiesiges Besitzthum verkaufen wollen. Der Bursche hat einen Weinberg, der etwa neun oder zehn Ruthen messen mag, aber wüst und ganz verwildert ist: man kann nur den Boden, sonst gar nichts in Anschlag bringen; dann hat er ein Häuschen, und ein anderes das Mädchen; zwei Rattenneste, Ihr könnt sie selbst sehen. Aber ein Herr wie Euer Gnaden weiß gar

nicht, wie es den armen Leuten ergeht, wenn sie das Ihrige verkaufen müssen! Es fällt gewöhnlich irgend einem Schurken in die Hände, der vielleicht eine Weile um das Oertchen handelt, und, wenn er sieht daß der Andere loschlagen muß, zurücktritt, den Gleichgültigen spielt; und sie müssen ihm nachlaufen, müssen es ihm für ein Nichts an den Hals werfen: besonders in Verhältnissen wie diese. Der Herr Marchese werden schon wissen, wo ich mit meiner Rede hinaus will. Die beste Gnade, die der gnädige Herr den Leuten wiederfahren lassen kann, ist, sie aus dieser Verlegenheit zu ziehen, ihnen ihre Besitzthümer abzukaufen. Ich, die Wahrheit zu sagen, habe auch mein Interesse dabei und meinen Gewinn, ich gewinne für meine Pfarrei einen Mitherrn wie den Herrn Marchese: Euer Gnaden werden aber verfügen, wie es Euch gut dünkt; ich habe nur unmaßgeblich gemeint."

Der Marchese lobte den Einfall außerordentlich, dankte dafür, ersuchte Don Abbondio'n, die Grundstücke so hoch wie möglich zu taxiren, und vollendete dessen Erstaunen, indem er ihn auffordrte, ihn alsbald nach dem Hause der Braut, wo wahrscheinlich auch der Bräutigam sey, zu geleiten.

Unterwegs erdachte der vor Freude außer sich versetzte Don Abbondio und sagte ein Anderes: „Da Euer Gnaden einmal so sehr aufgelegt sind, den Leuten Gutes zu erzeigen, so könnte ihnen noch etwas

geschehen. Der junge Mensch hat vor einigen Jahren in Mailand einige Böcke geschossen, gerade an dem Tage des großen Spectakels, in den er in seiner Unschuld und Einfalt, gerade wie die Maus in die Falle, verwickelt worden ist, sie haben deßhalb einen Verhaftsbefehl, so eine Art Steckbrief wider ihn abgeschossen. Er hat im Grunde gar nichts Ernstliches begangen, seht, nur so einige Jugendstreiche, Tollheiten; er ist gar nicht fähig, absichtlich etwas Böses zu thun. Ich kann es sagen, denn ich habe ihn getauft, habe ihn aufwachsen gesehen: und wollen der gnädige Herr sich ein Vergnügen machen, wie vornehme Herren manchmal Geschmack daran finden, arme Leute ins Zeug hinein reden zu hören, so lasset Euch nur von ihm selbst die ganze Geschichte erzählen. Jetzt kräht kein Hahn darum, es sind alte Geschichten, und wie ich schon sagte, er gedenkt auszuwandern; aber wenn er einmal mit der Zeit zurückkäme, man kann nicht wissen, es ist doch immer besser, mit allem im Reinen zu seyn. Der Herr Marchese gelten in Mailand, wie natürlich, für einen so großen Cavalier und für einen so großen Mann als Ihr seyd.... Nein, nein! laßt mich; was wahr ist, muß wahr bleiben. Eine Empfehlung, ein Wort von Eures Gleichen, ist mehr als hinreichend, vollkommene Absolution zu erhalten."

„Sind keine schweren Beschuldigungen gegen den Burschen vorhanden?"

„Bewahre, bewahre, das kann nicht seyn! Sie haben zwar gleich im ersten Augenblicke Lärm gemacht, aber ich bin jetzt gewiß, daß es ihnen gar kein Ernst ist.“

„Wenn es sich so verhält, so hat die Sache keine Schwierigkeiten, und ich will sie gern auf mich nehmen.“

„Und Ihr wollt nicht, daß man sage, Ihr seyet ein großer Mann? Ich sage es, und will es sagen, will es Trotz Euch sagen. Und wenn ich auch schwiege, würde es doch zu nichts helfen, denn alle würden es sagen, und: vox populi, vox Dei.“

Sie fanden die drei Frauen und Renzo'n anwesend. Man kann sich vorstellen, wie die Leute die Augen aufsperrten; ich glaube, auch die nackten, rauhen Wände, die Fenster, Tische, das ärmliche Geräthe staunten über so außerordentlichen Gast. Er belebte die Unterhaltung, sprach vom Cardinale und von den anderen Dingen mit herzlicher Offenheit und doch mit den zartesten Rücksichten, kam bald auf seinen Vorschlag zu sprechen, bat Don Abbondio, den Preis zu bestimmen und nachdem derselbe alles angesehen und vielfältige Umstände und Entschuldigungen vorgebracht hatte: daß er gar nichts davon verstehe, daß er wie der Blinde von der Farbe spreche, sich nur dem Willen des gnädigen Herrn füge, gab er, wie er sagte, seine dumme Meinung heraus. Der Käufer sagte, er sey vollkommen damit zufrie-

den, nannte, als ob er falsch gehört habe, die doppelte Summe, wollte von keiner Berichtigung wissen, beschloß und brach alle weiteren Reden ab, indem er die ganze Gesellschaft einlud, den Tag nach der Hochzeit, in seinem Pallast zu Mittag zu essen, wo man das Instrument in gehöriger Ordnung aufsetzen werde.

„Ach!“ sagte Don Abbondio, als er wieder zu Hause war, bei sich: „brächte die Pest immerdar und überall die Dinge auf solche Weise zu Ende, so würde man sündigen, spräche man schlimm von ihr; man müßte wünschen, jede Generation erlebte eine, nur müßte die Krankheiten absichtlich hervorrufen.“

Die Dispensation kam an, die Absolution kam auch an und der ersehnte Tag denn endlich ebenfalls; die beiden Verlobten gingen mit triumphirender Sicherheit in die Kirche und wurden in ihr von Don Abbondio getraut. Ein anderer, seltsamerer Triumph war ihnen am folgenden Tage der Gang nach dem Pallaste; man kann sich denken, was sie empfinden mußten, als sie den Berg erstiegen, zu der Thüre eintraten, und welche Gespräche da ein Jedes nach seiner Art und Weise führte. Wir sagen nur so viel, daß in der höchsten Fröhlichkeit entweder das Eine oder Andere mehr als einmal erwähnte, es fehle dem Feste Niemand als der arme Pater Christoforus. „Aber,“ sagten sie dann, „ihm ist ja wohler als uns Allen!“

Der Marchese gab ihnen ein großes Fest, führte

ſie in ein ſchönes Vorzimmer, wo die Gatten, Agnes und die Städterin bewirthet wurden, und ehe er ſich mit Don Abbondio entfernte, in einem andern Saale zu ſpeiſen, wollte auch er dieſem Mahle ein wenig beiwohnen, half ſogar mit bedienen.

Es wird Niemand auf den Gedanken kommen, denke ich, daß es weit einfacher geweſen ſeyn würde, an einer Tafel zu ſpeiſen; ich habe den Marcheſe einen wackern Mann genannt, keineswegs aber einen muſterhaften, was er alsdann geweſen ſeyn würde; ich habe ihn beſcheiden genannt, keineswegs aber Ausbund von Beſcheidenheit. Er war beſcheiden genug, ſich unter dieſe guten Leute; nicht aber ſo beſcheiden, ſich ihnen gleichzuſtellen.

Nachdem beide Theile getafelt hatten, wurde der Contrakt durch einen Doktor, nicht durch Doktor Nothſtall aufgeſetzt. Dieſer, nämlich ſeine irdiſche Hülle, war und iſt noch immer in Canterelli, weshalb? ſind wir allerdings genöthigt zu erklären.

Etwa eine halbe Miglie hinter Lecco, ziemlich einem andern, Caſtello genannten Dorfe gegenüber, liegt ein Oertchen, das man Canterelli nennt, und wo ſich zwei Wege kreuzen. Auf der einen Seite dieſes Kreuzweges iſt eine Erhöhung, der man anſieht, daß ſie aufgeworfen, auf ihrer Spitze ſteht ein Kreuz, und ſie iſt nichts anders, als ein großer Haufen an der Peſt Geſtorbener. Die Sage nennt ſie ſchlechtweg ſo; es muß aber darunter, ohne Zwei-

fel, die letztere Pest, welche mörderischer als alle früheren war, verstanden seyn, denn wenn man den Sagen nicht nachhilft, sagen sie an und für sich viel zu wenig.

Die Rückkehr geschah ohne Unfall, nur fühlte sich Renzo ein wenig von den vielen Soldi, die er mit heim nahm, belästigt; der gute Mensch hatte aber schon, wie wir wissen, schlimmere Wege überstanden. Wie er sich in Gedanken abmühete, die beste Art zu ersinnen, das viele Geld anzuwenden, wollen wir gar nicht erwähnen. Musterte man alle die Projekte, die Phantasieen, Kreuz- und Quergedanken dieses Kopfes, die Für und Wider Landwirthschaft und Industrie durch, so hätte man glauben mögen, zwei Akademien des vergangenen Jahrhunderts vor sich zu haben. Er befand sich in gewaltiger Verlegenheit, denn er mußte sich allein rathen und konnte sich nicht auf den eigentlichen Gedanken bringen: daß doch gar keine Wahl nöthig, daß Eines wie das Andere zu seiner Zeit anwendbar, daß die Mittel zu dem Einen so wie zu dem Andern hinreichend und es damit wie mit zwei Beinen sey, auf denen es sich immer besser gehe als auf einem.

Es dachte jetzt die Familie Tramaglino nur daran, ihre Bündel zu schnüren und nach dem neuen Vaterlande, die Witwe, wieder nach Mailand sich zu begeben. Die Thränen, Danksagungen, Versprechungen sich zu besuchen, waren zahllos. Nicht minder

zärtlich und thränenreich war der Abschied Renzo's und der Familie, von dem gastfreundlichen Wirthe, und man denke nicht, daß es bei Don Abbondio ganz kalt ablief. Die drei armen Leute trugen im Herzen immer noch eine gewisse ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit an ihren Pfarrherrn; und im Grunde hatte er ihnen immerdar wohlgewollt. Nur das verwünschte Unglück trübt zuweilen Zuneigung. Auch die Trennung von der Heimath und den geliebten Bergen war nicht ohne Schmerz; allerweges gab es ein paar Thränen, obwohl, wie wir uns vorstellen, nicht viele; weil sie sich die Trennung außerdem, jetzt wo die beiden großen Scheuchen, Don Rodrigo und der Steckbrief, beseitigt waren, hätten ersparen können. Sie waren aber schon seit einiger Zeit alle drei gewöhnt, das Land nach dem sie zogen, als das ihrige zu betrachten. Renzo hatte es den Frauen annehmlich gemacht, indem er ihnen von allen den Vortheilen, welche den Arbeitern daselbst zu Theil würden und von hundert anderen schönen Dingen über das dasige Leben vorschwatzte. Uebrigens hatten sie insgesammt bitteres Herzeleid an dem Orte erfahren, dem sie jetzt Valet sagten; und bittere Erinnerungen verbittern auch gemeiniglich die Erinnerung an die Orte, welche sie hervorrufen; um so ärger vielleicht, um so stechender, herber, sind es die Geburtsorte. So ruht der Säugling geruhig am Busen der Amme, sucht verlangend und vertrauend in ihm die Nahrung, die er

ihm bisher gewährte; wenn aber die Amme, das Kind zu entwöhnen, ihn mit Wermuth netzte, zieht es die Lippen zurück, versucht noch einmal, flieht aber endlich, weint zwar, doch flieht.

Was meint aber der Leser, wenn wir ihm sagen, daß Renzo, kaum in der neuen Heimath mit den Seinigen angelangt und eingebürgert, schon gehörige Aergernisse bereit fand? Zwar nicht gar zu arge; aber es genügt doch so wenig, die Seelenruhe und Zufriedenheit zu stören! Die Sache ist kürzlich die.

Das eine geraume Zeit vor der Ankunft, im Dorfe entstandene Gerede in Betreff Luzens; daß man wußte, Renzo habe ihretwegen so viel gelitten, sie immer treu und beharrlich geliebt; vielleicht auch die vielfach ausgekramten Lobreden eines ihm Wohlwollenden, hatten eine gewisse Neugier veranlaßt, das Mädchen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, von ihrer Schönheit manche Erwartungen erregt. Wie es mit den Erwartungen zugeht, weiß man, man ist leichtgläubig, erfindet und erfindet, verläßt sich darauf; kommt es dazu, wird man kostverachtend, schwierig, ist nimmer nimmer zufrieden; man wußte im Grunde gar nicht, was man wollte, läßt der Wirklichkeit rücksichtlos alles entgelten, was man sich grundlos von ihr erträumte. Als die wirkliche Luzia erschien, begannen Viele, die geglaubt haben mochten, sie müsse wahrhaft goldene Locken, wahrhafte Rosenwangen, zwei Augen, deren eins schöner als

das andere, was weiß ich alles haben, die Achseln zu zucken, die Nase zu rümpfen, zu sagen: „Die ist es? Nach so vielen Erwartungen und Reden ließ sich etwas anderes erwarten! Was ist denn weiter an ihr? Sie ist ein Landmädchen, wie es viele giebt; solcher und noch besserer Art, kann man allerwärts sehen.“ Und als man hernach zu den Einzelheiten kam, so gab es hier, gab es da etwas auszusetzen, Manche wollten sie sogar häßlich finden. Da nun aber Niemand Renzo'n alle diese Dinge ins Gesicht sagte, so wurden sie ihm an und für sich nicht empfindlich, wer es empfindlich machte, wer den Aerger eigentlich erst schuf, waren gewisse Leute, die ihm das Gerede steckten und zutrugen, und Renzo hatte damit seine wahre Noth. Es fing an, ihm im Kopfe herumzugehen, er schüttete seinen Aerger nicht blos gegen die aus, welche ihm zutrugen, sondern konnte ihn selbst nicht verdauen. — „Was geht es Euch denn an? Wer hat Euch denn geheißen, Erwartungen von ihr zu hegen? Habe ich Euch mit einem Worte dazu veranlaßt? Habe ich Euch etwa gesagt, daß sie schön sey? Und wenn Ihr mich fragtet, habe ich Euch jemals etwas anderes gesagt, als daß sie ein gutes Mädchen sey? Sie ist ein Bauermädchen! Habe ich Euch jemals gesagt, daß ich Euch eine Prinzessin herbrächte? Mißfällt sie Euch, so seht sie nicht an! Habt Ihr schöne Weiber, so seht die an!“ —

Man ſehe, wie oft eine Kleinigkeit über das ganze Leben eines Menſchen entſcheidet. Hätte Renzo, wie er es anfänglich wollte, jezt ſein Leben in dieſem Dorfe zubringen müſſen, er würde wenig frohe Stunden in ihm genoſſen haben.

Mannichfacher Verdruß hatte ihn endlich verdrießlich gemacht. Er war gegen Alle mürriſch, denn jeder konnte einer von Luzens Splitterrichtern ſeyn: wir wollen nicht ſagen, daß er geradezu beleidigte; aber man weiß, wie ſo viele, nicht geradezu gegen alle Sitte verſtoßenden Dinge geſchehen können, ehe man handgemein wird. Er hatte in ſeinen Geſichtszügen ſtets ein bitteres Lächeln bereit, fand überall zu tadeln und zu kritteln, und es brauchte nur zwei Tage hintereinander zu regnen, ſo rief er gleich aus: „Was kann man in einem ſolchen Dorfe Beſſeres verlangen!“

Er hatte ſich ſchon mit einer gewiſſen Anzahl Perſonen, auch mit ſolchen überworfen, die ihm anfänglich gut waren, würde mit der Zeit, wie eines immer das andere giebt, gewiſſermaßen zu förmlichen Feindſeligkeiten mit aller Welt gekommen ſeyn, ohne vielleicht ſelbſt die Grundurſache, die Wurzel alles Uebels ſich nennen zu können.

Aber die Peſt ſchien es auf ſich genommen zu haben, Renzo's Verlegenheiten alle zu enden. Sie hatte den Beſizer einer anderen, gleichſam an den Thoren von Bergamo gelegenen Seidenſpinnerei weggerafft; ſein Erbe, ein junger Bruder Liederlich, der

an dem ganzen Gebäude und Geschäften kein Behagen fand, war entschlossen, ja begierig es zu verkaufen, wäre es selbst um den halben Preis; er bestand nur auf baare, blanke Zahlung, das Geld ohne Zögerung zum Fenster hinaus werfen zu können. Die Sache kam Bortolo zu Ohren; er nahm sie in Augenschein, handelte, erhandelte die allererwünschtesten Bedingungen; aber die verwünschte Bedingung baarer Zahlung drohte alles wieder rückgängig zu machen, denn sein erspartes Vermögen erreichte bei weitem nicht die ganze Kaufsumme. Er ließ sich vom Verkäufer das Wort einstweilen halten, lief rasch nach Hause, theilte die ganze Sache dem Vetter mit und schlug ihm vor, mit ihm in Compagnie zu treten. Ein so guter Vorschlag endete Renzo's ökonomische Zweifel, bestimmte ihn zur Industrie und er sagte zu. Sie gingen zusammen hin, schlossen ab, und als die neuen Herren ihr Besitzthum antraten, ward Luzia in der Gegend nicht nur nicht bekrittelt, sondern man mag wohl sagen, mißfiel auch nicht, und man hinterbrachte Renzo'n, aus mehr als Eines Munde, die Frage: „Habt Ihr die hübsche Frau des neuen Fuchses gesehen?“ Selbst der Aerger, den er in jenem Dorfe empfunden hatte, brachte ihm den Vortheil, daß er jetzt mehr seiner Herr war; er war bisher in seinen Reden ein wenig vorreilig gewesen, und hatte sich gern erlaubt, über Anderer Weiber, und im Allgemeinen abzusprechen. Jetzt sah er ein, daß viele Worte an-

ders verſtanden werden, als ſie verſtanden ſind und verwendete ein wenig mehr Sorgfalt, was er ſagen wollte, ſelbſt zu hören, ehe er es hören ließ.

Man bilde ſich aber deshalb nicht ein, daß es nicht auch hier mitunter ein wenig Skandal geſetzt hätte. So lange der Menſch athmet, iſt er ein Kranker, der auf mehr oder minder unbequemem Bette liegt und um ſich her andere Betten ſtehen ſieht, die von außen wohl geſchmückt, weich und eben ſind und in denen es ſich, wie er meint, beſſer ruhen müſſe. Gelingt ihm der Wechſel, ſo iſt er kaum in dem neuen zu liegen gekommen, als es ihn hier drückt, dort ſticht, kurz als er wieder auf dem alten Flecke iſt. Deshalb muß mehr daran liegen, wohl zu thun, als uns wohl zu befinden, denn nur ſo gelingt es, uns beſſer zu befinden. In ſolche Verlegenheiten und Nöthen, wie wir ſchon vorbrachten, geriethen unſere lieben Leute indeß nicht wieder; ſie führten von nun an ein friedliches, glückſeliges, beneidenswerthes Leben; ſo daß, wollten wir es erzählen, alle Welt ſich zu Todte gähnen würde.

Die Geſchäfte gingen vortrefflich; anfänglich ſtockten ſie zwar ein wenig, weil es an Arbeitern fehlte und die wenigen die da waren, große Roſinen im Kopfe, den Teufel im Leibe hatten; es erſchienen Verordnungen, die den Arbeitslohn einſchränkten; doch ungeachtet dieſer Hülfe kam alles wie allemal wieder in's alte Gleis. Es kam von Venedig noch

eine, ein wenig vernünftigere Verordnung: Abgabenfreiheit auf zehn Jahre, allen Fremden, die sich in diesem Staate niederlassen wollten: für unsere Compagnons ein neues Fressen.

Noch vor Ablauf des ersten Ehejahres erblickte ein niedliches Wesen die Welt, und, als wäre es ausdrücklich gekommen, Renzo'n Gelegenheit zu rascher Erfüllung seines Gelübdes zu geben, es war ein Mädchen; wie sich von selbst versteht, ward sie Maria getauft. Mit der Zeit kamen auch noch, ich weiß nicht wie viele, andere zum Vorschein, Mädchen sowohl als Knaben; und Agnes hatte ihre wahre Noth, sie immerdar, eines nach dem andern, herumzutragen, sie böse Rangen zu nennen und derb und tüchtig abzuschmatzen. Sie waren alle zum Wohlthun geneigt, und Renzo ließ dem einen wie dem andern lesen und schreiben lehren; indem er sagte, da die Schelmerei einmal da sey, sollten auch sie Nutzen davon ziehen.

Ergetzlich war es, ihn selbst seine Fahrten erzählen zu hören: einmal wie das andere erwähnte er der großen Dinge, durch die er gelernt habe, sich in Zukunft besser zu beherrschen. „Ich habe gelernt," sagte er: „mich nicht in fremde Händel zu mischen: ich habe gelernt, nicht den Prediger spielen zu wollen: ich habe gelernt, nicht mehr zu trinken, als ich vertragen kann: ich habe gelernt, daß man Thürklopfer nicht in der Hand halten darf, wenn Leute in der Nähe sind, denen der Kopf warm ist: ich habe ge-

lernt, daß man sich keine Schelle an den Fuß binden soll, ohne vorher zu bedenken, was daraus werden könne.“ Und hundert andere Dinge.

Luzia fand das alles zwar nicht unwahr, es schien ihr aber doch nicht ganz zu genügen und sie glaubte, es müsse noch etwas fehlen. Kraft beständigen Anhörens desselben Liedes, kraft jedesmaligen Ueberlegens, sagte sie dereinst zu ihrem Sittenlehrer: „Und was habe ich denn gelernt? Ich habe das Unglück nicht selbst aufgesucht. Du müßtest denn sagen,“ fügte sie sanft lächelnd hinzu: „mein Fehler sey gewesen, Dich lieb zu haben, mich mit Dir zu versprechen.“ Renzo war anfänglich verdutzt. Nachdem sie aber lange zusammen überlegt und gegrübelt hatten, kamen sie überein, daß man sich das Unglück zwar oft selbst zuziehe; oft aber auch das allervorsichtigste, schuldloseste Betragen nicht vor ihm sichere, und wenn es einmal, es sey verschuldet oder unverschuldet, da sey, Gottvertrauen es versüße und fruchtbringend mache für ein besseres Leben. Diese Folgerung gehört zwar armen Leuten an, scheint uns aber so wahr, daß wir nicht anstehen können, sie hier als Kern der ganzen Geschichte niederzuschreiben.

Hat die Geschichte dem Leser gefallen, so sey er deshalb dem Erzähler freundlich; hat sie ihm mißfallen, so glaube er nur, daß sie nicht zu dem Ende geschrieben ward.

Ende.

Nachwort des Uebersetzers.

Der Verfasser sagt in der dem Originalwerke vorstehenden kurzen Einleitung: dessen Fabel in altem, zufällig in seine Hand gekommenem Manuskripte gefunden, vermöge der veralteten Schreibart lange gezweifelt: ob die Herausgabe zuläßig, endlich aber die Umbildung beschlossen zu haben. „Ich würde mir haben zürnen müssen," sagt er, „hätte ich eine so schöne Geschichte ganz unbekannt gelassen; der Leser mag davon halten was er will, ich konnte nicht umhin sie sehr schön zu finden."

Wir lassen aus guten Gründen unerörtert, was an Auffindung des alten Manuskriptes sey, halten uns an die Geschichte selbst, und können sonach ebenfalls nicht umhin, diesen Worten, des von Göthe mit so vollem Rechte **edel** genannten Dichters freudig beizustimmen.

Die Form des historischen Romans, wie er durch den schottischen Romanschreiber und geistverwandten

Nachfühler; die Form des Romans und der Novelle, wie sie aus halben Ansichten von Göthe's und anderer Dichter Werke der Art, mehr oder minder gefällig, vielfach entstanden; die epische Form überhaupt, wie sie jetzt im Allgemeinen gehandhabt wird, ist Unform. Tritt der Roman oder die Novelle in Reihe und Glied der Legion anspruchlos unterhalten wollender, sittenschildernd nützlicher, so entzieht er sich kunstgerechter Kritik; macht aber sein innerer Werth höhere ästhetische Ansprüche, so wird er, das in ihm kundgewordene Talent sey noch so erfreuend und bedeutsam, unbeschadet des Nutzens, den er in gewisser Beschränkung stiftet, als formlos, Ein Schicksal haben mit inhaltloser Form, wird im Strome der Zeit versinken.

Betrachten wir die unter so verschiedenen Zeitverhältnissen entstandenen epischen Dichterwerke früherer Jahrhunderte, so finden wir in allen, seit Dante, die musterhafteste epische Form, finden in allen den Menschen außer sich wirkend dargestellt, das Leben in Massen aufgegriffen und diese Massen, den Anforderungen der höheren Kunst gemäß, symbolisch durch die den Dichter begeisternd anregende Grundidee verbunden. Halten wir die in unserem Zeitalter der überall vorherrschenden Philosophie entstandenen epischen Dichtungen gegen jene Muster der Vorzeit, deren Grundmotiven als solche uns fremdartig: so

müſſen wir ſie als ſchwache, wirkungsloſe Nachlaute derſelben, oder in ſofern als verfehlt erkennen, als ſie, was Vorwurf des dramatiſchen Dichters, den Menſchen nach innen führen.

Abgeſehen von dem Roman aller Romane, Wilhelm Meiſter, mit ſeiner univerſellen Bedeutung, in dem Alles ſich zum Spiegelbilde höheren Lebens ſymboliſch geſtaltet; abgeſehen von Göthe's anderen Romanen, die ſich in ihrer hohen Eigenthümlichkeit durchaus nicht mit anderen ähnlich geformten Werken in Beziehung bringen laſſen; abgeſehen endlich auch von dem koloſſalen Torſo: Heinrich von Oſterdingen, des Friedrich von Hardenberg, deſſen Vorwurf nichts Anderes als die ganze Welt, als alles Leben und Wiſſen: finden wir nirgends als in Tiecks Novellen die epiſche Form ſchicklich und meiſterhaft angewendet. Dieſe drei hochbedeutſamen Männer ſtehen in ihren Werken à la hauteur des Lebens, beherrſchen ihr Zeitalter, und es wird wohl manchem Einſichtigen aus denſelben die Idee einer allgemeinen höheren Erkenntniß des Lebens, eines neuen, dauernden goldenen Zeitalters der Poeſie, Einigem Strebens in ihrem Reiche.

Folgerung des Beſprochenen ſtehe hier als Hypotheſe, die wir an anderem Orte Gelegenheit nehmen werden nachdrucksvoller durchzuführen: daß das mehr oder minder unbeholfene poetiſche Streben, der Mit-

welt ſich entſchieden zu dramatiſcher Epoche neigt, ſie vorbereitet und verkündet.

Iſt es Zweck der Poeſie: die Natur des Menſchen, das Leben, in ihrer innerſten Eigenthümlichkeit, ihren Gründtiefen aufgefaßt, in den bedeutſamſten Momenten, in der Kriſe darzuſtellen, in welchen ſie im Sturme der Leidenſchaften oder im Drange, in den Launen des Schickſals hervortreten; die Räthſel des Lebens in dem Hauche der Ironie, dem ewigen Zwieſpalte zu löſen, in dem alles irdiſche Thun und Treiben, Luſt und Leid, mit der Weltanſicht des ſeiner Heimath bewußten, von der Nichtigkeit des Lebens durchdrungenen Dichtergeiſtes ſteht und verſchmilzt; ſoll der Dichter ſodann ſtumm und unſichtbar, ein Gott, über ſeiner Schöpfung, der Dichtung ſchweben, nur ſie ſprechen laſſen, und iſt die Poeſie alſo die eigentliche Seele des Lebens: ſo erweiſt ſich die dramatiſche Form als die allein ihr gemäße, der dramatiſche Stoff als der allein darſtellbare, und die höchſte Zweckmäßigkeit, der in allen ihren Theilen harmoniſch vollendeten Kunſtſchöpfung, wie ſie das innere Weltall des Dichters gebiert, wird zum Grundbedingniß der Dichtkunſt im Allgemeinen.

Hat der in das Allerheiligſte des Tempels der Poeſie gedrungene Dichter, den Stoff, die Idee zu einem, dieſen Forderungen entſprechenden Kunſtwerke empfangen; muß dann, in Folge der höchſten

Zweckmäßigkeit, das Kunstwerk unwillkührlich von selbst sich dramatisch gestalten: so kann der Roman, indem er seiner Natur gemäß nur das rohe, ungeläuterte Leben der Wirklichkeit selbst giebt, keinen Anspruch auf den Rang eines Kunstwerkes, das in den Schmelzflammen des Dichtergeistes geglüht seyn muß, geltend machen, ist der Frucht gleichbar, die sich, entlösten wir sie ihrer bitteren oder süßen Schalen, als taub ergiebt, seine Form ist chaotisch, ist Unform.

Unsere vorstehende Geschichte gleicht allerdings, indem der Stoff nach obigen Regeln undarstellbar ist, dem Romane, indem geschichtliche Begebenheiten und Personen in sie verwebt sind, dem geschichtlichen Romane; sie kann nothwendig, unbedingt nicht anders als geschichtlicher Roman genannt werden. Wir können ihr zwar, nach unserem eben ausgesprochenen Glaubensbekenntnisse, den Maßstab eigentlicher Kritik nicht anlegen, kein eigentliches Urtheil über sie fällen; wir können aber wohl sagen: der Stoff ist schön und rührend, die Behandlung zeugt durchgehends von dem geläuterten Geschmack, der Fülle von Beredsamkeit und Menschenkenntniß, der tiefen, zarten Empfindung, dem hohen lyrischen Schwunge, und endlich der besonnenen, klaren Anschauung des Darzustellenden: wie wir das Alles schon an dem herrlichen Dichter kennen.

Wären wir nun ſonach mit Ausſtellung unſeres Dafürhaltens von den drei, dem Leſer übergebenen Bänden fertig, ſo kommen wir zum zweiten Satz unſerer Rede; indem uns aus der Art wie der Dichter ſeinen Stoff auffaſſte: aus der oft ganz dramatiſchen, aus der auf die kleinſten Nüanzen ſich einlaſſenden, oft rein (niederländiſch-) maleriſchen Darſtellung, aus der Gedrängtheit und Energie des Styles, unwillkührlich der Gedanke wird: der Verfaſſer habe das Ganze zu ſeinem eigenen Studium hingeworfen, nicht eigentlich zur öffentlichen Mittheilung geſchrieben, habe ſich, ohne Befolgung kunſtgerechter Rückſichten, ganz dem in die kleinſten Verborgenheiten des Lebens eindringenden Beobachtungs- und Forſchungstriebe überlaſſen und hingegeben. Halten wir dieſe Vermuthung feſt, ſo ſcheint uns der Verfaſſer durch jene anfänglich mitgetheilte, kleine Myſtifikation ſeines Publikums, ſcheinen uns eben ſeine mitgetheilten eigenen Worte, ſie beſtätigend andeuten zu wollen.

Barbariſch könnte es nur zu nennen ſeyn, wollte man, in Betreff dieſes Romans, den Verfaſſer in eine, wenn auch nur in die entfernteſte Beziehung mit dem ſchottiſchen Romanſchreiber oder ähnlichen bringen, er mag nun oder mag nicht in deſſen Romanen Veranlaſſung zu dem ſeinen gefunden haben.

Es findet ſich bei keinem der jetzt lebenden Dich-

ter (den selbständigen Tieck wird Niemand hier nennen), es findet sich vielleicht mit wenigen Ausnahmen bei keinem der neueren überhaupt, so erfreuende (wohl durch unmittelbaren Einfluß von Göthe's Schriften erzeugte) Verwandtschaft mit Göthe's Geist, als bei Manzoni.

Göthe's allumfassender Geist giebt seinen Schriften den Inbegriff seines ganzen Jahrhunderts; sie gingen aus und mit demselben hervor, und durch sie bildete sich der Dichter zum geistigen Reformator seiner Zeit; gelangte in ihnen zu eben der höchsten Zweckmäßigkeit, ward durch sie, die als ewige Denkmale dieser geistigen Reformation dastehen, zum unentbehrlichen Führer jedes nach der allgemeinen höheren Weltbildung strebenden Geistes.

Auf dieser Höhe der Weltbildung steht Manzoni, sein Geist ist frei von Vorurtheilen, Grund-Irrthümern im Gebiete der Kunst. Seine beiden tadellos und trefflich skizirten Dramen athmen den freien Aether der Poesie, und sicherlich wird das nächste Werk, mit dem Manzoni sein Publikum beschenkt, nach den Vorstudien dieses Romans, in Wahl des Stoffes gleichwie in der Ausführung ungleich vollendeter.

Vermißt man bei Manzoni noch jene philosophische Tiefe und Unerschöpflichkeit, die höchste Weihe, die in der unendlichen Harmonie aller einzelnen Theile des Kunstwerkes eben deshalb beruht, weil ein jeder

derſelben, aus dem innerſten Herzen der Natur geſchnitten, in ſeinen kleinſten Zügen und Falten durch den andern bedingt iſt, in dem reinſten Ebenmaße zu ihm ſteht, vermißt man bei ihm die Weihe, wie des Dichters Schöpfung ſie im Lichtblicke des Geiſtes empfing, wie ſie uns aus dem unwandelbaren Polſterne der Poeſie, aus Shakeſpeare, in bis jetzt erreichbarſter Vollendung anleuchtet; ſo ſind wir doch überzeugt, daß es nur von Manzoni's Willen abhängt, dieſem Heros und ſeinen Zeitgenoſſen, dem goldenen Zeitalter der engliſchen und ſpaniſchen dramatiſchen Poeſie, mächtige, für uns nicht zu überſehende Wirkung auf ſeine dichteriſche Laufbahn einzuräumen, und daß ſodann der ſchroffe Ausſpruch jenes Britten: Carmagnola wants poetry, hinge ihm ja noch ein Schein von Begründung an, zum mindeſten auf ſpätere Werke des Dichters nicht die allergeringſte Anwendung erleiden dürfte.

von Bülow.

Druckfehler.

Der Leser möge Nachsicht mit einigen durch das ganze Werk sich erstreckenden Inconsequenzen in der Orthographie haben. Sie sind daher entstanden, daß der Corrector, wo der Sprachgebrauch zwei Schreibweisen gestattet, nicht immer der des Uebersezers folgte, sondern theilweise die seinige einmischte. So entgingen seiner Aufmerksamkeit auch eine Anzahl Druckfehler, von denen die ärgerlichsten nachstehend angegeben werden.

Im ersten Theile.

Seite 113 Zeile 7 von oben, statt stände lies stände. — S. 129 Z. 4 v. unten, st. Aerme l. Arme. — S. 169 Z. 12 v. u. st. Trapp l. Trab. — S. 174 Z. 12. v. u. st. erhuben l. erhoben. — S. 186 Z. 7 v. o. st. Heller l. Silberstücke. — S. 227 Z. 13 v. u. st. verständest l. verständest. — S. 268 Z. 14. v. u. st. leeren l. leerem.

Im zweiten Theile.

Seite 35 Zeile 5 von unten, statt Sekten lies Secten. — S. 41. Z. 8. v. u. st. Knalle l. Knall. S. 120 Z. 11. v. u. st. Versteht es sich l. Versteht sich. — S. 139 Z. 8 v. oben st. von l. vor — S. 165. Z. 1. v. u. st. an l. weh. — S. 181 Z. 10 und 11 v. o. st. hatte er sie alle durchgangen l. war er durch alle gegangen. — S. 190 Z. 12 v. o. st. Secte l. Seele. — S. 190. Z. 15 v. o. st. Schwäger l. Schwäger. — S. 191. Z. 14 v. o. st. hat l. ist. — S. 195 Z. 2. v. u. st. verhehlte l. verfehlte. — S. 247 Z. 14 v. o. st. nach l. nah. — S. 312 Z. 3 v. o. st. wissen l. wissen zu wollen.

Im dritten Theile.

Seite. 67 Zeile 7 von unten statt wir lies wie — S. 101 Z. 13 v. u. st. das l. daß. — S. 119 Z. 1 v. oben st. gescheuten s. gescheiten. — S. 122 Z. 2 v. u. st. wenn l. wenn. — S. 124 Z. 12. v. o. st. sie l. ihr.